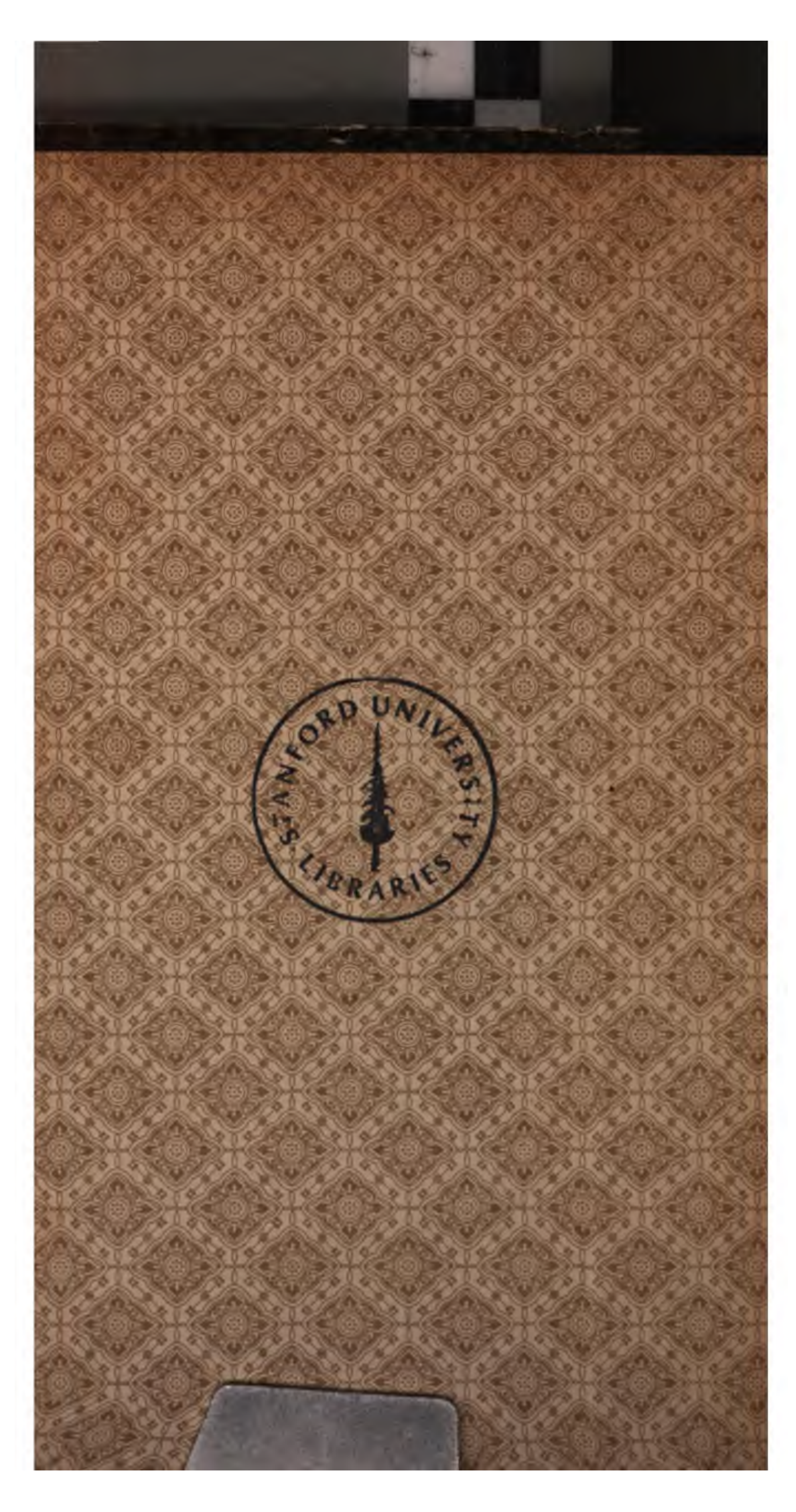


Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1902

Zweiter Band.



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1902

Zweiter Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertdreißigster Band.

München 1902.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.



I.

Meminisse juvat.

Rückblick auf den Fall Spahn.

Vorbemerkung.

Philipp Melanchthon soll von dem Cardinal Hosius gesagt haben: „Qui si Papista non esset, primus omnium doctorum hoc saeculo esset.“ Ich habe vor einiger Zeit geäußert,[1]) ein Beweis dafür, daß der Geist, der aus diesen Worten spricht, heute gänzlich ausgestorben sei, werde sich nicht erbringen lassen. Wenn ich damals schon die Erfahrungen gemacht hätte, welche sich aus dem „Fall Spahn“ und dem, was mit demselben zusammenhängt, ergeben, würde ich gesagt haben: „Dieser Geist lebt heute noch in nicht wenigen unserer Universitätslehrer.“ Nur allzu viele bedeutungsvolle Zeichen sprechen dafür, daß es so ist: der Widerstand, welchen die philosophische Fakultät in Straßburg der Errichtung confessioneller Geschichtsprofessuren entgegengesetzt, die Zustimmung, welche ihr Widerspruch in weitesten akademischen und außerakademischen Kreisen gefunden hat, und vor allem die Kundgebungen einzelner Mitglieder jener Fakultät und Anderer, die sich auf ihre Seite stellten. Königsberg, im April 1902.

1) Der Antheil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen. S. 26.

1. Confessionelle Lehrstühle und freie Forschung.

Der Kernpunkt des Falles Spahn ist die Frage, ob es gerechtfertigt ist, bei der Besetzung einzelner Lehrstühle in den weltlichen Fakultäten Rücksicht zu nehmen auf die Confession der Inhaber derselben. Daß es geschehe, ist Vorschrift an verschiedenen Universitäten.

Die Gegner dieser Einrichtung verkennen den Doppelcharakter unserer Universitäten, welchen nicht ausschließlich die Pflege der Forschung und der Wissenschaft obliegt, sondern gleichzeitig die Ausbildung der gelehrten Stände, namentlich der Geistlichen, Juristen, Aerzte, Beamten und Lehrer höherer Schulen. Die Bestallung eines ordentlichen Professors in Preußen spricht die Verpflichtung desselben zum Lehramte ausdrücklich aus, nicht aber eine solche zur Forschung. Zu letzterer wird niemand verpflichtet; man beruft aber in der Regel wohlweislich nur solche Männer zu akademischen Lehrern, welche ihre Beherrschung der Wissenschaft bereits als Forscher bewiesen haben. Wer es ernst nimmt mit der Verpflichtung zum Lehramte, wird manchmal mit Bedauern wahrnehmen, daß dasselbe ihm weniger Zeit und Kraft zur Forschung übrig läßt, als ihm lieb ist.

Diejenigen Fakultäten, welchen seit alter Zeit an allen deutschen Universitäten ein Ehrenvorrang eingeräumt ist, die theologischen, haben ausschließlich confessionelle Lehrstühle. Dagegen wenden die Vertreter der sogenannten voraussetzungslosen Forschung nichts ein, ohne einen Grund für diese von ihnen zugelassene Scheidung innerhalb der universitas litterarum anzugeben. Zweierlei ist möglich: entweder sie fordern von dem Theologen keine voraussetzungslose Forschung und degradiren damit dessen Fakultät; oder sie halten bei ihm voraussetzungslose Forschung für möglich, obgleich sein Amt die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Confession verlangt.

Meines Erachtens sind die Mitglieder der theologischen Fakultäten ebensowenig wie diejenigen der weltlichen an vorurtheilsfreier Forschung gehemmt. Es ist nicht unmöglich, daß ein evangelischer Theologe die Geschichte und selbst die Dogmatik der katholischen Kirche besser kennt als ein katholischer; ebensowenig ist das Entgegengesetzte ausgeschlossen. Ob ein Mitglied einer Akademie, welches die Wissenschaft fördert auf irgend einem Gebiete, das eine bestimmte Confession zunächst und besonders angeht, auch dieser Confession angehört, ist einerlei. Dagegen ist es ausgeschlossen, daß der Inhaber eines theologischen Lehramts eine andere Confession bekennt, als diejenige seiner Fakultät. Als Lehrer der künftigen Geistlichen kann er deren Vertrauen und gleichzeitig dasjenige der Bevölkerung, in welcher diese Geistlichen später wirken sollen, nur dann besitzen, wenn er auch ihrer Confession angehört. Der theoretischen Möglichkeit, daß die Studirenden der Theologie von einem andersgläubigen Professor gleich gut unterrichtet werden können, steht die Unmöglichkeit gegenüber, daß er sie gleich gut ausbildet, d. h. nicht nur unterrichtet, sondern auch erzieht.

Trotzdem sind der wissenschaftlichen Forschung des Theologen keine Schranken gezogen. Seine Forschung kann ihn dahin führen, daß er als Lehrer in seiner Fakultät unmöglich wird; dies geschieht beispielsweise, wenn sie ihn dazu veranlaßt, zu einer andern Confession überzutreten. Ein charakterfester Mann läßt sich von einem solchen Schritt nicht abhalten durch die Nothwendigkeit, sein Lehramt niederzulegen. Er verstößt durch denselben nicht gegen eine übernommene Verpflichtung, wenn nur bei seiner Anstellung seine Ueberzeugung und sein Lehramt in Uebereinstimmung waren. Dafür, daß letztere auch in aller Zukunft immer fortbestehen werde, konnte niemand eine Gewähr von ihm erhalten; er selber konnte nur diejenige geben, daß er niemals etwas lehren werde, was gegen seine Ueberzeugung verstößt.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß meine Auffassung der theologischen Professuren von vielen, vielleicht von der Mehrzahl derjenigen getheilt wird, welche sich jetzt gegen jede Berücksichtigung der Confession bei der Berufung eines Historikers ausgesprochen haben. Deshalb sehe ich in dieser Opposition eine Inkonsequenz, eine ungerechtfertigte Scheidung zwischen den geistlichen und den weltlichen Fakultäten. Denn das, was über die Freiheit der Forschung der Theologen und über ihr Verhältniß zu ihren Hörern gesagt wurde, gilt mutatis mutandis auch für andere Fächer, namentlich für Geschichte und Philosophie. Die zahlreichen Studirenden, welche diese Fächer hören wollen bezw. müssen, ohne sie zu ihrem eigentlichen Fachstudium zu machen, müssen sich von ihren Professoren über vieles unterrichten lassen, was sie nicht selbst nachprüfen können, müssen mehr oder weniger in verba magistri schwören. Dies erfordert gegenseitiges Vertrauen, welches nicht vorhanden sein wird, wenn Lehrer und Hörer eine ganz verschiedene Weltanschauung haben. Wenn der Historiker Max Lenz über die katholische Weltanschauung ein nach katholischer Auffassung so einseitiges und unzutreffendes Urtheil fällt, wie es in seinem in Hamburg gehaltenen Vortrag[1]) vorliegt, wenn er sogar von dem Gifte dieser Weltanschauung spricht,[2]) so wird er niemals das Vertrauen solcher Studirenden haben, welche dieselbe theilen und nach derselben ihr Leben gestalten. Ebensowenig wird ein Philosoph auf das Vertrauen aller derjenigen, die darauf angewiesen sein können, ihn zu hören, rechnen dürfen, wenn er sich die Anschauungen des Straßburger Sanskritisten Ernst Leumann[3]) zu eigen macht, welcher behauptet, die Universität wisse, „daß die Urgeschichte der Menschheit

---

1) Max Lenz, „Römischer Glaube u. freie Wissenschaft". Berlin 1902.
2) L. c. S. 18.
3) Ernst Leumann, „Religion u. Universität", Frankfurt a. M. 1902.

ein langsames sich Emporringen aus thierischem Dasein" [1]) war, dabei auch noch sich schmeichelt, der Grundton seiner Ausführungen entspreche annähernd dem Gesammtempfinden aller, die „in irgendwelchen weltlichen Aemtern, Stellungen und Berufszweigen in fortschrittlichem Sinne thätig sind". [2])

Manche Gegner der confessionellen Lehrstühle werden solche Aussprüche als Ungebühr oder Ungereimtheit verurtheilen. Kann aber nicht verhindert werden, daß ihre Urheber das Katheder besteigen, so fordert die Lernfreiheit unserer Studirenden, daß an unseren Universitäten nicht nur eine einzige Weltanschauung durch Historiker und Philosophen vertreten werde.

Die Berechtigung dieser Forderung wird keineswegs ausschließlich auf katholischer Seite anerkannt. Noch vor kurzem hat Wilhelm Schrader, der hochverdiente greise Kurator der Universität Halle, geschrieben:

> „Ist es denn für den Amtszweck gleichgültig, ob die Geschichte, die Philosophie, selbst das Staatsrecht von katholischem, evangelischem, jüdischem Standpunkte vorgetragen wird?"

Diese Aeußerung ist ohne jede Beziehung auf den Fall Spahn gethan. [3])

Im Hinblick auf den letzteren sagt F. Paulsen, er betrachte es

> „als eine Art natürlichen Rechts der katholischen Bevölkerung, daß ihr wenigstens an den Universitäten der überwiegend katholischen Provinzen die Gelegenheit geboten wird, die Geschichte von einem Manne vortragen zu hören, der durch Geburt und Erziehung dem katholischen Lebenskreise angehört. . . . Ich . . . vermag daher in die Entrüstung nicht einzustimmen,

---

1) L. c., S. 16.

2) L. c., Vorbemerkung, S. 3.

3) Referat über: Bornhak, „Die Rechtsverhältnisse der Hochschullehrer in Preußen". Deutsche Litteraturzeitung, Nr. 24 — 15. Juni 1901.

mit der die Errichtung eines historischen Lehrstuhls für einen Katholiken in Straßburg von vielen Universitätslehrern aufgenommen worden ist. Einen Angriff auf die Freiheit der Wissenschaft kann ich darin an sich nicht erblicken, es ist lediglich die Anerkennung einer Thatsache, der Thatsache, daß die geschichtliche Welt, von verschiedenen Standorten gesehen, ein verschiedenes Gesicht zeigt." [1])

Man sollte glauben, daß jeder, der den Vorgängen des täglichen Lebens etwas Aufmerksamkeit und einiges Verständniß entgegenbringt, sich von der Berechtigung von Doppelprofessuren überzeugen müßte. Gar mancher liberale Staatsbürger, der jetzt kräftig eingestimmt hat in den „Schmerzensschrei der Wissenschaft" ob des Falles Spahn, wird sich über die jeweilige politische oder wirthschaftliche Lage niemals, oder doch niemals ausschließlich durch einen Agrarier oder ein Centrumsmitglied unterrichten lassen. Trotz aller Voraussetzungslosigkeit nimmt er von vornherein an, daß diese ihm nicht klaren Wein einschenken werden.

Ich habe gesagt, daß ich es für inkonsequent halte, die ihrer Natur nach confessionellen theologischen Fakultäten als zur Universität gehörig zu betrachten und doch die Berechtigung jeder confessionellen Professur in den weltlichen Fakultäten zu leugnen. Es gibt aber auch Gegner dieser Professuren, welche die Berechtigung jeder confessionellen Ueberzeugung, also jeder Annahme irgend einer übernatürlichen Offenbarung, verneinen. Leumann sagt einfach: „Alle sogenannten göttlichen Lehren sind immer anfänglich menschliche Lehren gewesen". [2]) Beabsichtigen solche Männer, ihren Anschauungen auch in der Praxis Geltung zu verschaffen, so sind sie consequent, wenn sie sich gegen die confessionellen Lehrstühle in den weltlichen Fakultäten sträuben; sie sind

1) „Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium". S. 192.

2) L. c., S. 13.

aber inconsequent, wenn sie sich gleichzeitig mit dem Bestehen unserer theologischen Fakultäten abfinden. Haben sie recht, so ist jeder Groschen, welcher für diese Fakultäten verausgabt wird, unnütz vergeudet, ja sogar das Bestehen derselben in ihrer jetzigen Form eine Versündigung an der Erziehung des Volkes. Dann ist es aber auch ganz einseitig intolerant, wenn sie ein großes Geschrei erheben wegen der Errichtung einer katholischen Geschichtsprofessur an der Universität eines zu 4/5 katholischen Landes, Jahr aus Jahr ein aber dem Fortbestehen der theologischen Fakultäten so ruhig zusehen, als ob sie nicht ohne dieselben leben könnten. Freilich wird der Ruf „weg mit allen theologischen Professuren" ein ganz anderes Echo wachrufen als derjenige „weg mit der katholischen Geschichtsprofessur".

Männern von dieser Weltanschauung können wir das Recht, Gegner von confessionellen Professuren zu sein, nicht bestreiten. Wohl aber bestreiten wir ihnen das Recht, sich allein für die Vertreter von Bildung und Wissenschaft zu halten und auszugeben. Neben ihnen gibt es Andere, welche das Heil der Menschheit nicht in einem allgemeinen religiösen Indifferentismus gepaart mit Intoleranz und Geringschätzung jeder positiv gläubigen Weltanschauung sehen, sondern in einem friedlichen Zusammenleben und Zusammenwirken der Vertreter verschiedener Weltanschauungen. Diese Anderen sind keineswegs gesonnen, sich von den Lehrstühlen der Universität fernhalten zu lassen. Diejenigen aber, welche jetzt die Errichtung confessioneller Lehrstühle bekämpfen, mögen sich überlegen, ob nicht gar mancher von ihnen nie zu einer Professur gelangt wäre, wenn die Besetzungen nach Leumanns Wünschen vorgenommen würden.

2. Zur Geschichte der confessionellen Lehrstühle.

In den neuerlichen Kundgebungen gegen die confessionellen Professuren tritt eine ganz auffällige Unkenntniß der Geschichte dieser Einrichtung hervor.

In seiner zweiten Erklärung sagt Mommsen:

„Wenn Herr v. Hertling auf die Raumerschen (!) Schöpfungen im preußischen Universitätswesen hinweist, als zu Recht bestehend, so ist das Bestehen ja unbestritten, minder aber das Recht. Der Olmützer Vertrag hat auch bestanden, aber nicht zu Recht. Ein Schandfleck auf dem preußischen Ehrenschilde kann nicht verjähren.“

Was Mommsen mit den Worten, das Bestehen sei unbestritten, minder aber das Recht, sagen will, ist nicht ohne weiteres verständlich. Vielleicht wollte er auf die Behauptung hinweisen, daß von dem König durch Kabinettsordre verfügte Aenderungen der Universitätsstatuten verfassungswidrig seien. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird aus theoretischen Gründen bestritten,[1]) durch die seit etwa 50 Jahren an den preußischen Universitäten geübte Praxis aber einfach verneint. Wäre sie richtig, so hätte das Generalconcil der Universität Königsberg, welches eine juristische Fakultät einschließt, den Minister direkt aufgefordert, den König zu einer verfassungswidrigen Handlung zu veranlassen, als es im Anfang der sechsziger Jahre dem ersteren gegenüber den Wunsch aussprach, „er möge bei Seiner Majestät dem Könige hochgeneigtest den Antrag stellen, den Zusatz zu § 105 der Universitätsstatuten aufzuheben“. Alle diejenigen Professoren, deren Anstellung nur durch die 1867 erfolgte Aenderung der Statuten möglich wurde, wären verfassungswidrig angestellt. Auch andere preußische Universitäten haben ohne Einspruch vom König vollzogene Statutenänderungen angenommen.

Vielleicht bezweckte Mommsen aber auch nur, die confessionellen Professuren mißliebig zu machen durch den Hinweis darauf, daß sie von dem Minister v. Raumer errichtet seien, d. h. — wie Lenz, ebenfalls an v. Hertlings

---

1) Zur Orientirung kann dienen: Adolf Arndt, „Die Stellung der Krone Preußen zu den Universitäten“. Königsberg 1902.

Worte anknüpfend, sagt[1]) — „in der Zeit der schlimmsten preußischen Reaktion".

Dem gegenüber ist hervorzuheben, daß durch v. Raumer die bereits längst bestehende und sowohl von katholischer als von evangelischer Seite als zweckmäßig anerkannte Einrichtung nur eine gewisse Erweiterung erfahren hat. Nicht aus einer als reaktionär verschrieenen, sondern aus einer als liberal gepriesenen Zeit stammen die confessionellen Doppelprofessuren.

Im Plane der Vereinigung der Universität Frankfurt mit der Universität Breslau vom 3. August 1811 sagt der König:

„Uebrigens soll zur Beruhigung unserer katholischen Unterthanen der Lehrstuhl der eigentlichen Philosophie doppelt, mit einem katholischen und protestantischen Lehrer, besetzt sein."

Daß in Bonn diese Professur ebenso besetzt sein soll, steht in der Stiftungsurkunde der Universität Bonn vom 18. Oktober 1818. Für das Kirchenrecht wird das gleiche bestimmt durch die Statuten der Universität vom 1. Sept. 1827.

Und in der That ist diese Einrichtung nicht reaktionär, sondern tolerant d. h. liberal.

In dem am 5. April 1815 von Wien aus erlassenen „Allerhöchsten Zuruf an die Einwohner der mit der Preußischen Monarchie vereinigten Rheinländer" sagt Friedrich Wilhelm III:

„Eure Religion, das Heiligste, was dem Menschen angehört, werde ich ehren und schützen. . . . Ich werde einen bischöflichen Sitz, eine Universität und Bildungsanstalten für Eure Geistlichen und Lehrer unter Euch errichten."

Gegen wen will der König die Religion seiner katholischen Unterthanen schützen? Sicher nicht gegen Hunnen, Schweden oder Türken; wohl aber gegen jede Beeinträchtigung derselben durch evangelische Beamte und evangelische

1) L. c. S. 8.

Bewohner seines überwiegend evangelischen Landes. Ehemals galt der Satz „cujus regio, ejus religio“; Preußens Fürsten verkündigten bei der Einverleibung katholischer Landestheile Toleranz. Toleranz wird praktisch geübt von dem Starken gegen den Schwachen, von der Majorität gegen die Minorität. Um die Wahrung der Toleranz an den Universitäten nicht dem Gutdünken der in überwiegender Zahl evangelischen Professoren zu überlassen, wurde sie statutarisch angeordnet für diejenigen Fächer, bei welchen eine Verletzung derselben am leichtesten vorkommen kann. Die Vorkommnisse neuester Zeit rechtfertigen diese Bestimmung.

Confessionelle Geschichtsprofessuren sind damals noch nicht eingerichtet worden; vielleicht nur deshalb, weil die Zahl der Lehrstühle wesentlich kleiner war als jetzt. Für die philosophische Fakultät in Bonn waren im ganzen nur 18 Ordinariate vorgesehen, darunter 2 für Philosophie und 2 für Geschichte und deren Hilfswissenschaften; bei Besetzung der letzteren wird man zunächst alte und neuere Geschichte berücksichtigt haben. Die statutarische Bestimmung, daß in Bonn und Breslau confessionelle Doppelprofessuren für Geschichte errichtet werden sollen, datirt von 1853. Zu bemerken ist aber, daß in der nämlichen Sitzung der zweiten Kammer, in welcher v. Raumer diese statutarische Festsetzung in Aussicht gestellt hat, der Abgeordnete v. Bethmann-Hollweg mitgetheilt hat, daß in Bonn auf den von katholischer Seite geäußerten Wunsch schon mehr als 10 Jahre früher ein katholischer Historiker angestellt worden war.[1])

In der bestimmtesten Weise ist die Berechtigung confessioneller Geschichtsprofessuren ebenfalls schon vor v. Raumers Amtsperiode von dem ausschließlich evangelischen Lehrkörper der Universität Königsberg prinzipiell anerkannt worden, und zwar in einer Zeit liberaler Strömung.

Die Statuten der Universität Königsberg vom Jahre 1843

1) Stenographischer Bericht; Sitzung v. 7. Mai 1853. S. 1408.

bestimmten, daß an derselben nur Lehrer evangelischer Confession zugelassen werden. In Folge des Gesetzes über die Verhältnisse der Juden vom 23. Juli 1847 fragte der Cultusminister an, ob die Statuten die Zulassung der Juden in der medicinischen und philosophischen Fakultät gestatten, und ob, falls dies nicht der Fall sei, eine Modifikation der Statuten für zuläſsig und angemessen erachtet werde.

Gerade angesichts der neuesten Vorkommnisse lohnt es sich, näher auf die von dem Lehrkörper gegebene Antwort einzugehen. Die eingehendsten Berathungen fanden statt; jeder einzelne Ordinarius gab sein Votum schriftlich ab; dann erfolgte Beschlußfassung der einzelnen Fakultäten, schließlich diejenige des Generalconcils, in welchem alle Ordinarien Sitz und Stimme haben.

Die Majorität war für Aufhebung der Beschränkung, nicht nur den Juden, sondern auch den Katholiken gegenüber. Einzelne wollten freilich weder die Juden, noch die Katholiken zulassen, angeblich weil ihre Religion sie untauglich mache zu freier Forschung und zum akademischen Lehramte. Ihnen erwiderte der Philosoph Karl Rosenkranz:

„Die Sorge, daß den Juden seine Religion an der Unbefangenheit und Freiheit der Forschung hemmen, und sein Cultus ihn in der akademischen Wirksamkeit an seiner Pflichterfüllung hindern werde, gehört . . . ihm, nicht uns.“ — Die Zulassung der Katholiken sei wesentlich aus den nämlichen Gründen zu befürworten.

Der Chemiker F. P. Dulk sagt:

„Ich halte es für einen Akt der Gerechtigkeit, den wir unseren Mitbürgern schuldig sind, daß keiner seines Glaubens wegen zurückgesetzt werde, insofern derselbe sich nicht selbst durch seinen Glauben behindert fühlt, oder der Staat zur Zeit Einschränkungen eintreten zu lassen für nöthig erachtet.“

Chr. A. Lobeck stimmt für die Zulassung der Juden wie Katholiken, „da die Verschiedenheit des Glaubens keinen Einfluß auf die wissenschaftliche Behandlung haben, die

Ausschließung aber uns manches ausgezeichnete Talent entziehen kann."

In dem Votum August Hagen's heißt es:

„Das Christenthum und der Protestantismus können durch eine Gleichstellung der Katholiken und Juden mit den Protestanten in der Erwerbung akademischer Lehrämter nur gewinnen; weil alsdann nicht zu befürchten steht, daß das Apostat und die Taufe als eine leere Form angesehen wird, der man sich zu unterwerfen habe zur Erreichung eines von allem Glauben unabhängigen Zwecks."

Zu denjenigen, die sich in gleichem Sinne äußerten, gehörten K. Lehrs und Franz Neumann. In dem Votum des letzteren kommen die confessionellen Doppelprofessuren zur Sprache; er verlangt, daß die Lehrstühle der Geschichte und Philosophie nicht einseitig mit Katholiken besetzt werden. Diese Forderung macht die philosophische Fakultät sich zu eigen mit der Begründung, daß diese Fächer Lehrstellen allgemeiner Bildungsmittel seien. Die juristische Fakultät verlangt, daß das Gleiche auch für das Staats- und Kirchenrecht gelten solle, indem sie hervorhebt, die Rechtswissenschaft sei als eine historisch-philosophische zu betrachten.

Das Generalconcil beschließt darnach mit großer Majorität, einen Antrag zu stellen, welcher den Passus enthält:

„Jedoch dürfe in jedem der folgenden Fächer: Geschichte, Philosophie, Staats- und Kirchenrecht die Zahl der nicht zu der evangelischen Confession gehörigen Lehrer die Zahl der für die einzelnen Fächer zugelassenen evangelischen Lehrer des gleichen akademischen Ranges niemals übersteigen."

Die principielle Bedeutung dieser Beschlüsse wird dadurch nicht vermindert, daß die Regierung ihnen keine Folge gegeben hat.

Die Namen der Männer, welche für dieselben eingetreten sind, beweisen, daß Mommsen schlecht unterrichtet war, als er in seiner zweiten Erklärung schrieb:

„Man fordert ... von den Universitätsverwaltungen eine gewisse Unparteilichkeit; ... es liegt dieser Anforderung das richtige Gefühl zu Grunde, daß die Universitäten, ihrem Namen entsprechend, den ungleichen Weltanschauungen die Thore offen halten sollen. Wir denken sehr verschieden; aber noch ist kein Akademiker darauf verfallen, auf diesen Gebieten die Zaunpfahlordnung einzuführen und für die entgegengesetzten Auffassungen besondere Kämmerchen einzurichten."

Rechnet Mommsen v. Bethmann-Hollweg, A. Hagen, Lehrs, Lobeck, Franz Neumann und Rosenkranz nicht zu den Akademikern? In ihren Voten finde ich meinen eigenen Standpunkt klar ausgesprochen: Die vorurtheilslose Forschung ist, soweit sie überhaupt möglich ist, vereinbar mit jeder Weltanschauung. Wie der Einzelne sie mit der seinigen in Einklang bringt, untersteht nur seinem eigenen Urtheil, nicht demjenigen eines Anderen. Wo aber die Aufgabe des akademischen Lehrers in den Vordergrund tritt, müssen die verschiedenen Weltanschauungen an der Universität in denjenigen Fächern vertreten sein, in welchen die subjektive Beurtheilung der Ergebnisse objektiver Forschung wesentlich abhängt von der Weltanschauung des Einzelnen.

3. Die confessionellen Lehrstühle in der Praxis.

Ein richtiges Urtheil über die Doppelprofessuren wird derjenige niemals gewinnen, welcher sich nur von rein doktrinärem Standpunkte aus ein Bild derselben macht, ohne sich darum zu kümmern, wie dieselben sich in der Wirklichkeit bewährt haben an denjenigen Universitäten, an welchen sie seit Jahrzehnten bestehen. Wer dies thut, kann nicht der an die Spitze der ersten Erklärung Mommsen's gestellten Behauptung zustimmen, daß die Berufung eines Historikers oder eines Philosophen, welcher katholisch oder protestantisch sein muß und welcher dieser seiner Confession dienstbar sein soll, der Forschung desselben Schranken ziehe,

ein Axtschlag gegen die Freiheit der Wissenschaft sei, welcher in Universitätskreisen das Gefühl der Degradirung erwecke.

In Bonn und in Breslau bestehen confessionelle Lehrstühle theils seit den ersten Decennien, theils seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Haben die zahlreichen evangelischen wie katholischen Inhaber derselben, haben ihre Collegen, auf deren Vorschlag sie berufen wurden, etwas von demjenigen empfunden, was sie nach Mommsen's Erklärung empfinden mußten?

Bonn und Breslau waren in erster Linie berufen, im Fall Spahn ein kräftiges Wort zu reden. Hätten sie erklärt, daß die Doppelprofessuren sich bei ihnen als verderblich erwiesen haben, daß deren Inhaber minderwerthig als Forscher und akademische Lehrer seien, daß ihre Hochschulen seit ihrem Bestehen an dieser Einrichtung krankten: so wäre dies eine viel kräftigere Unterstützung der Straßburger Fakultät in deren Kampf gegen Spahn's Berufung gewesen als Mommsen's Erklärungen und alle Zustimmungsadressen zu denselben.

Von Mitgliedern beider Universitäten wurden Adressen an Mommsen gerichtet. In derjenigen der Bonner Professoren heißt es:

„Wenn die unterzeichneten Lehrer der Universität Bonn diese Zustimmung ausdrücklich kundgeben zu sollen glauben, so geschieht es deshalb, weil die hier satzungsgemäß bestehende Theilung je zweier Professuren für Philosophie, Geschichte und Kirchenrecht zwischen einem Protestanten und einem Katholiken bei Außenstehenden wohl zu der Annahme geführt hat, daß die Inhaber die Aufgabe haben, ihre wissenschaftliche Forschung und Lehre dem Zweck der Vertheidigung von Lehren und Einrichtungen ihrer Kirche unterzuordnen. — Dieser Auffassung müssen wir widersprechen."

Damit ist klar und deutlich ausgesprochen, daß Mommsen zu den Außenstehenden gehört, welche eine falsche Auffassung von den Doppelprofessuren haben.

Im Gegensatz dazu brachten die Breslauer Professoren es nur zu einer unklaren, verklausulirten Kundgebung, mit welcher weder Mommsen, noch der Straßburger Fakultät, noch der Sache, welche sie vertreten wollen, gedient sein kann. Es heißt in derselben:

„Mit dem von Ihnen so oft bewährten Freimuth haben Sie ausgesprochen, was die Universitäten seit Jahren mit banger Sorge erfüllt. Mag dieser oder jener Satz individuell gefärbt sein, so daß Andere ihn anders fassen würden: aus vollem Herzen stimmen wir dem Kern Ihrer Ausführungen bei. Ohne den Verdiensten bewährter Collegen zu nahe zu treten, erklären wir:

Wesen und Gedeihen der deutschen Universitäten wurzeln in der freien und voraussetzungslosen Forschung und Lehre. Ihre Blüthe und ihre überall anerkannten Erfolge ruhen allein auf dem Schutze, den diese Freiheit genossen hat."

Im Fall Spahn handelt es sich nicht um eine Doktorthese, ob es eine voraussetzungslose Forschung und voraussetzungslose Forscher gibt, sondern um die praktische Frage, ob die Inhaber sogenannter confessioneller Lehrstühle weniger als Andere zu freier und voraussetzungsloser Forschung befähigt sind. Der Beantwortung dieser Frage gehen die Unterzeichner der Breslauer Adresse aus dem Wege. Wollten sie überhaupt das Wort nehmen, so durften sie niemanden im Zweifel darüber lassen, ob sie Mommsen's Behauptung, eine Berufung auf einen solchen Lehrstuhl sei ein Axtschlag gegen die Freiheit der Wissenschaft, als zum Kern seiner Ausführungen gehörig betrachten, oder als einen individuell gefärbten Satz, welchen Andere anders fassen würden. Schreiben sie ihrer eigenen Universität nicht minder als anderen Gedeihen, Blüthe und überall anerkannte Erfolge zu: was hindert sie, offen auszusprechen, daß diese vereinbar sind mit dem Bestehen der confessionellen Professuren?

Als es sich 1847 in Königsberg um die Zulassung Nichtevangelischer zu den Lehrstühlen handelte, erklärten Mitglieder der medicinischen Fakultät,

„daß auf den gemischten Hochschulen die Intelligenz und Wissenschaftlichkeit bei Lehrern und Lernenden keineswegs etwa niedriger stehen, als auf der unserigen."

Schwerlich wird jemals ein Kenner unserer Universitäten eine andere Meinung gehabt haben.

* * *

Zu jenen Außenstehenden, welche nach der Erklärung der Bonner Professoren eine irrige Meinung von den bestehenden confessionellen Professuren haben, gehören namentlich einige Mitglieder der Straßburger philosophischen Fakultät, welche ihre Ansichten der Oeffentlichkeit übergeben haben. So sagt Michaelis:[1])

„Verlangt denn aber nicht die ‚Parität' jene doppelte Besetzung? Und gebietet nicht gerade die ‚Freiheit der Wissenschaft' eine freie Lehrentfaltung für alle Parteien? Die liberale Doktrin und der Klerikalismus pflegen diese Fragen mit Ja zu beantworten, die bisherige Universitätspraxis verneint sie, und das mit vollem Recht. . . . Es kann nichts Ungereimteres und Ungerechtfertigteres geben, als die Forderung, die wissenschaftlichen Lehrstellen müßten zu gleichen Theilen unter beide Confessionen — von den Israeliten ganz abgesehen — vertheilt werden."

Niemand verlangt, daß allgemein die wissenschaftlichen Lehrstellen mit Berücksichtigung der Confession besetzt werden; wird die Forderung auf die Lehrstühle der Philosophie und Geschichte beschränkt, so wird sie keineswegs von der bisherigen Universitätspraxis schlechthin verneint, sondern im Gegentheil mit Ja beantwortet für Universitäten in Landestheilen, in welchen beide Confessionen stark vertreten sind.

In der „Straßburger Post"[2]) schreibt ein Mitglied der Fakultät:

1) „Das Verhalten der Straßburger philosophischen Fakultät im Falle Spahn". S. 6. (Separatabzug aus d. Hamb. Wochenschr. Der Lotse, II. Jahrg. Heft 8.)

2) „Zwei Randbemerkungen zum Fall Spahn". Nr. 945; 23. Okt. 1901.

„Jedem Lehrer der Geschichte bleibt seine persönliche Weltanschauung unverwehrt. Was von ihm verlangt wird, ist, daß er seine Zuhörer zu selbständigen Urtheilen heranzieht. Dies gerade soll aber der ‚katholische' Geschichtsprofessor, als welcher Professor Spahn berufen ist, nicht thun. Er soll von Amtswegen eine einseitige Betrachtungsweise fördern, er soll von Amtswegen das Gegentheil von Objektivität üben."

Sollten denn dies auch Heinrich v. Sybel in Bonn oder Dietrich Schäfer und Max Lenz in Breslau thun? Sie waren ebenso als „evangelische" Geschichtsprofessoren berufen, wie Spahn als „katholischer".

Ernst Leumann[1]) als Dritter im Bunde äußert sich folgendermaßen:

„Das Grundübel ist, daß überhaupt innerhalb einer weltlichen Fakultät eine confessionelle Professur, die ihren Inhaber, auch wenn er selbst innerlich frei sein sollte, unfrei und für objektive Forschung und Darstellung untauglich macht, geschaffen ist, und daß bekanntlich noch andere Professuren ähnlichen Schlages geplant werden."

Wenn im Augenblick der Erregung solche Uebertreibungen ausgesprochen werden, so ist dies allenfalls erklärlich und unter Umständen verzeihlich. Wer sie aber gedruckt der Oeffentlichkeit übergibt, muß sich nicht wundern, wenn man ihm die Besonnenheit, Objektivität und Gerechtigkeit abspricht, welche man von einem Universitätslehrer erwarten darf. Entweder ist die in Straßburg vollzogene Doppelbesetzung etwas ganz anderes als die anderwärts bereits lange und ohne Schaden bestehenden, oder aber die Herren haben in ganz unverantwortlicher Unkenntniß über dieselbe geschrieben und geurtheilt.

Wilhelm Lossen.

1) L. c. S. 12.

(Schluß folgt.)

II.

Skizzen aus dem Peloponnes.

I. Korinth und Nauplia.

Der treffliche erste Sekretär des deutschen archäologischen Instituts in Athen, Professor Dr. W. Dörpfeld, veranstaltet seit längerer Zeit jedes Frühjahr wissenschaftliche Reisen durch Griechenland. Die gewöhnlichen Zielpunkte derselben bilden der Peloponnes, die attische und euböische Küste, die griechischen Inseln und meist auch Troja. Diesen Touren konnte ich mich im Frühjahr 1899 anschließen. Das war eine Gunst des Glücks, deren Werth nicht hoch genug anzuschlagen ist. Denn welch' bessere Führung durch die griechischen Ruinenstätten und durch das ganze griechische Land läßt sich vorstellen, als sie Dörpfeld bieten kann, ein Mann, der an den wichtigsten Ausgrabungen selbst betheiligt war und die griechischen Verhältnisse seit Jahren aus eigener Anschauung kennt? Zwar ist es heutzutage keine Seltenheit mehr, daß Griechenland bereist wird. Wie viele Opfer und Entsagungen aber der auf eigene Faust Reisende über sich zu nehmen hat, wofern er irgendwie wagt, ins Innere des Landes einzudringen, das dürfte nicht unbekannt sein, und wer es nicht wüßte, könnte es erschließen aus den Winken und Rathschlägen, welche Bädeker seinem vorzüglichen „Griechenland" vorausschickt. All der Plackereien, wie sie einem die Agogiaten, die Nachtquartiere, die Eintheilung der Tagfahrten,

die Straßen- und Pfadfindereien ꝛc. verursachen, all dieser ist man auf den Institutsreisen überhoben, da Dörpfeld das ganze äußere Arrangement übernimmt und mit bewunderungswürdiger Virtuosität durchführt. Von entscheidender Bedeutung ist das zumal für die Inselfahrten. Bei der Art der Dampferverbindung zwischen den Inseln ist es jedem andern Reisenden ganz unmöglich, in dem Zeitraum von 10 Tagen einigermaßen im Gewirre der Kykladen sich umzusehen. Durchfahren kann er ja, auch zwei- und dreimal, selbst 2 und 3 Eilande betreten. Aber dabei wirds bleiben. Die unter Leitung des Instituts sich Sammelnden aber können das Vergnügen sich gestatten, einen eigenen Dampfer zu miethen, der allen Wünschen der Reisegesellschaft zur Verfügung steht. Dabei sind die Ausgaben, eben infolge des gesellschaftlichen Charakters dieser Fahrten, zu Land und See bedeutend niedrigere, als einzelne Reisende sie zu tragen haben. Es schaart sich denn auch um Dörpfeld jedjährlich eine stattliche Zahl von Archäologen und Freunden des Alterthums. Für die Touren des Jahres 1899 waren 38 Theilnehmer angemeldet. Darunter waren die verschiedensten Nationalitäten vertreten; neben Reichsdeutschen fanden sich Deutsch-Oesterreicher, Czechen, Triestiner, Holländer, Franzosen, Dänen, Amerikaner. Gewiß auch eine schöne Huldigung für die deutsche Wissenschaft. Denn kein Institut irgend welcher anderen Nation hat es bisher gewagt, solche Reisen zu unternehmen; anderseits eine kostbare Gelegenheit, bei diesem internationalen Stelldichein Erfahrungen und Kenntnisse zu sammeln und willkommene Beziehungen zu knüpfen. Auffallend war es mir, daß Süddeutschland dem Prozentsatz nach so gering vertreten war. Süddeutsche waren es ganze zwei, ein bayerischer Rittmeister und der Schwabe, der diese Skizzen schreibt. Man kennt bei uns im Süden diese herrliche Gelegenheit offenbar noch zu wenig oder unterschätzt ihren Werth. Ich für meine Person muß gestehen, daß gar Vieles, was ich wohl aus Büchern längst

kannte, auf diesen Fahrten erst Fleisch und Blut und Leben bekommen hat. Den alten Homer, Thukydides und jene Herrlichen alle sehe ich seitdem mit anderen Augen an. Möge, wer es irgendwie machen kann, solchen einzigen Vortheil sich nicht entgehen lassen. Wenn auch noch so viele Angehörige fremder Abstammung sich melden, wir Deutsche werden doch gewiß stets den Vortritt haben bei den Unternehmungen eines Instituts, das aus dem Geld des Reiches bezahlt wird.

Am 10. April fuhren wir vom Peloponnesbahnhof in Athen ab. Richtig regnete es mit einer Ausdauer, die wenig geeignet war, in uns den rechten Zugvogelhumor zu wecken. Denn wenn die Sache so sich weiter anließ, hatten wir im Peloponnes hübsche Dinge zu erwarten. Die Apriltage können sich nämlich in den arkadischen Bergen recht abscheulich machen. So kamen wir nach Epano-Liosia, und warfen dem berühmten Paß von Phyle neugierige Blicke zu, nach Eleusis, nach Megara, auf die Station Korinth und es regnete, regnete zum verzweifeln consequent. Ein solides Frühstück im Bahnhotel, das für griechische Begriffe ganz empfehlenswerth ist, gab der wankenden Zuversicht wieder etlichen Halt; inzwischen hatte der Himmel zwar keineswegs sich aufgehellt, aber immerhin eine Pause mit seinen unendlichen Güssen gemacht, und so konnten wir in der altberühmten Korinthia uns immerhin mit etlichem Genusse umsehen.

Neukorinth ist eine Gründung jüngsten Datums. Die städtische Ansiedlung auf dem Boden von Altkorinth war am 21. Februar 1858 durch ein Erdbeben in Trümmer geworfen worden, die Einwohner zogen meist ans Meer hinunter und bauten sich eine neue Heimat zwischen jenen Hügelsäumen am korinthischen Busen, in der Mündungsebene des Leukabaches, nahe der schmalsten Stelle des Isthmus. Man hoffte für die Neugründung eine große Entwicklung, doch zerrannen diese Hoffnungen in nichts; denn unter

modernen Verhältnissen und nachdem Athen mit seinem herrlichen Piräus Hauptstadt geworden ist, kann Korinth niemals etwas anderes sein, als eine wichtige Durchgangsstation für Personen- und Güterverkehr. Der eigentliche Handel Griechenlands hat mit Recht zu seinen Stützpunkten erkoren Patras, Piräus und Syra (Hermupolis). So reducirt sich die ganze Bedeutung dieser Neustadt auf die Stellung eines wichtigen Eisenbahnknotenpunktes. Als solcher ist sie auch gekennzeichnet durch stattliche Güterhallen und einen großen Bahnhofbau mit schönen Warteräumen und einer comfortabeln Restauration — alles Dinge, die nicht einmal die athenischen Bahnhöfe bieten. Der Isthmuskanal, von dem die Neukorinther sich so viel versprachen, hat der Stadt ebenfalls keinen wesentlichen Vortheil gebracht; derselbe ist trotz der scheinbaren Nähe doch genügend weit entfernt, um 2 neuen Siedelungen, Posidonia und Isthmia, die Existenz zu ermöglichen. Indessen müßte man Sehergabe haben, um über deren Aussichten etwas sagen zu können. Der Kanal wird ja überhaupt nur von kleineren Dampfern benützt, die größeren ziehen schon angesichts der hohen Taxe den Umweg von 325 km um das Kap Malea vor. So ist es denn kein Wunder, daß in diesem Neukorinth kein rechtes Leben entstehen will. Obgleich Hauptort einer Eparchie, obgleich Sitz eines Bischofs und Gymnasialstadt, hat es bis 1879 nicht mehr als 2619 Einwohner erreicht.

So brauchten wir uns denn hier nicht lange aufzuhalten, sondern bestiegen die Zutza, um nach der Stätte von Altkorinth zu fahren. Was ist nun aber die Zutza? Der Leser, welchem meine Schilderungen über die heutigen Zustände Athens[1]) bekannt sind, wird vielleicht nicht abgeneigt sein, auf ein hochmodernes Fuhrwerk zu rathen, möglicherweise in Anknüpfung an den klassischen Ort auf einen Phaethon allerneuesten Stils. Das wäre eine Täuschung,

1) S. Bd. 129, S. 23 ff. dieser Zeitschrift.

die nicht energisch genug bekämpft werden könnte. Dem Reisenden, der Athen verläßt, um im Binnenlande selber sein Glück zu versuchen, muß dringend empfohlen werden, alle Anforderungen an moderne Bequemlichkeit und die Mittel der heutigen Cultur sich gründlich abzugewöhnen. Der Gegensatz zwischen Athen und der Provinz ist nämlich ein vollständiger. Wir finden uns plötzlich Jahrhunderte zurückgeworfen in die primitivsten Zustände. Wer anderes erwartet, wird allerdings gründlich ernüchtert werden und gar wenig Genuß in dem herrlichen Lande finden; der stetige Aerger wird ihm die Freude an aller Schönheit verderben und ihn auch da leicht Häßlichkeit finden lassen, wo ein anderer in Entzücken schwimmt. Daher die diametral sich widersprechenden Berichte über Land und Leute. Nun was ist also eine Zutza? Nichts anderes als ein zweiräderiger Karren mit kolossalen Rädern, die wohl einen Durchmesser von 2 Metern haben. Ein einfaches Gerüste wahrhaftig, und doch ein gewisser Luxus in Griechenland. Chaisen findet man ja wohl allmählich in größeren Städten, so in Nauplia und in Tripolis; diese alle aber sind Importstücke. Der Grieche selber ist in dieser Art der Baumeisterei noch reiner Analphabete; er braucht dieselbe vorderhand auch gar nicht. Denn für seinen Personen- und Waarenverkehr thut ihm stets noch sein Mulari die besten Dienste. So saßen wir Jünger der Wissenschaft also oben auf unserem Gestell „in dem prangenden Sessel des Wagens" nach unverfälscht homerischer Art, und nun gings auf erträglicher Straße meist durch Weinpflanzungen langsam bergan dem alten Sitz der Bakchiaden entgegen.

Nach einer Fahrt von ca. 5 Kilometern hatten wir den Rand eines ziemlich gleichmäßigen Plateaus erreicht, dessen Grenzen einerseits die steilen Felswände von Akrokorinth, anderseits die ebenfalls ziemlich abschüssigen Hänge gegen die Vochaebene hin bilden. Hier, in einer Höhe von 170 Fuß, throute einst das herrliche Korinth, so recht eine Bergstadt,

wenn sich mit seinem Bilde auch noch so leicht der Gedanke an eine ausgedehnte Ebene und meerumspültes Seegestade verbindet. Nirgends in Griechenland hat mich der jammervolle Gegensatz zwischen einer herrlichen Vergangenheit und jetziger Armseligkeit so sehr ergriffen. Keine drastischere Illustration zu Byrons Worten (Childe Harold, 4. Gesang) läßt sich denken, als der Anblick dieses elenden Albanesendorfs mit dem klingenden Namen Paläokorinthos.

„Da ists, was uns die Völkerlehre zeigt,
Dasselbe Schauspiel habt ihr stets aufs neu:
Freiheit zuerst, dann Ruhm; wenn der entweicht,
Reichthum und Laster, schließlich Barbarei.
Geschichte, wie sie bändereich auch sei,
Hat nur ein Blatt, — hier schaut ihrs trefflich an,
Wo glänzend aufgehäuft hat Tyrannei
An Pracht und Schätzen, was erfreuen kann
Aug, Ohr und Herz. Hinweg mit Worten! Kommt heran!“

Ja, schauen wir näher zu! Hier durchlief das blühende Leben eines hochbegabten Volkes alle diese Stadien: Freiheit, Ruhm, Reichthum, Laster, Barbarei. In unvordenkliche Zeiten reichen Korinths Anfänge hinauf. Dessen sind Zeugen die orientalische Astarte auf Akrokorinth und der Melkartdienst auf dem Isthmos, was man nun auch aus dieser Astarte und diesem Melkart sich an Bedeutung und Zusammenhängen herausklügeln mag. Schon bei Homer (Il. II, 570) heißt es das „reiche“. Das ist ein Zeugniß jüngeren Ursprungs, immerhin aber hatte Korinth schon im 8. Jahrhundert unter der genialen Leitung der Bakchiaden seine Heldenzeit. Damals schon war es Meerkönigin geworden, der Noth gehorchend nicht dem eignen Drang und weise benützend die Vorzüge einer unvergleichlichen Lage. Ohne genügendes, ertragsfähiges Hinterland — sogar den Küstenstrich nach Westen mußte es mit Sikyon theilen —, aufgethürmt auf einer Felswarte, der zwei liebliche Golfe einladend entgegenwinkten, so recht die Brücke zwischen Ost

und West beherrschend und um so mehr die Schlüssel der Völkerstraße zwischen Orient und Occident in Gewahrsam haltend, als Kap Malea auch für den erfahrensten Schiffsmann ein Gegenstand der Angst und Sorge war — man denke an die Fährnisse des heimkehrenden Menelaos und Odysseus —, auf Grund all dieser Faktoren war Korinth von selbst zu einer großen Rolle berufen. Es gibt nichts Interessanteres als die Entwicklung dieser Stadt und es ist nur Schade, daß noch keine Geschichte Korinths geschrieben worden ist. Es ist ja gewiß eine überraschende Thatsache, daß eine Reihe der wichtigsten Elemente griechischer Cultur von hier ausgingen. Das trifft zu für das Handwerk, Kunst, Poesie, Staatsverfassung, Verkehrswesen, Finanzpolitik. (Vgl. neben Curtius' Griech. Gesch. dessen Peloponnesos II, 515 ff. und seine „Studien zur Gesch. von Korinth" im Hermes X [1876]. Auch H. Blümner, Gewerbliche Thätigkeit im klass. Alterthum S. 72.) Freilich hat trotz alldem weder auf diesen Gebieten noch im politischen Leben Korinth je den führenden Platz eingenommen. Wozu immer es den Samen ausstreuen mochte, die Saat reifte nicht auf seinem Grund und Boden aus; seine Anregungen wurden von anderen, meist den Athenern, aufgenommen und der Vollendung entgegengeführt. Zur Großmacht aber konnte es sich schon seiner landschaftlichen Verhältnisse wegen nicht aufschwingen; um aber gar keine Rolle zu spielen, war es doch wieder zu bedeutend. So finden wir dieses Krämervolk fast bei allen wichtigen Händeln engagirt und zwar gerade an den Wendepunkten der hellenischen Geschicke als treibenden Faktor. Grundsätze höherer Art beeinflußten es dabei niemals, sein Götze war der merkantile Profit. Nationale Skrupel stellten sich dieser seiner Staatsraison niemals in den Weg. Denn im Grunde war das historische Korinth weder dorisch, noch jonisch, noch sonst etwas; ja manche ganz ungriechische Züge lassen sich an dem Charakter dieses Gemeinwesens entdecken. Man denke z. B an die Stellung

des Handwerks, die von der gemeinhellenischen Auffassung sich weit genug entfernte.

So bildete Korinth die Heimat eines zusammengewürfelten Weltbürgerthums, das frühzeitig genug seine Orgien zu feiern begann unter der Aegide des Mammonismus in allen Spielarten, vom gröbsten Wucher bis zum raffinirtesten, durch Millionenvermögen ermöglichten Lebensgenuß. Korinth war geworden, was es hatte sein wollen. Die meerumgürtete (ἁλίζωνος) Isthmusstadt war die erste Kapitalmacht in Hellas, ὀλβία und εὐδαίμων ließ sie sich nennen; alle Mittel des Genusses floßen da zusammen (Liv. 33, 32). Daß im Laufe der Zeit hier, wie in allen internationalen Seestädten, eine beispiellose Lüderlichkeit sich breit machte, ist nichts Unerwartetes. Die Reste des Aphroditetempels oben auf der Burg sind heute noch als stumme Zeugen unsagbarer Mysterien menschlicher Infamie vorhanden. Das griechische Sprichwort läßt mit seinem Euphemismus wenigstens ahnen: „Nicht für Jeden taugt eine Fahrt nach Korinth." Es ist ein sprechendes Zeugniß für die Seelengröße des hl. Paulus, daß es ihn eben hieher, in diesen Strudel zog. Mochten die reichen Kaufherren seinen Trost auch nicht wünschen, unter den 460,000 Sklaven dieser Buhlerin durfte er manche Seele erhoffen, die nach Heil und Erlösung schrie. Ganz bezeichnend, daß er hier eine Gemeinde voll eigenartigen Lebens gründen konnte, während er in Athen nur wenig hatte erreichen können, — eine Gemeinde, die offenbar seinem Herzen besonders nahe stand. Aber das Schicksal kam über diesen Herd der Ueppigkeit bälder, als über irgend eine der griechischen Großstädte: die Zerstörung und die Barbarei. Wie blutiger Hohn klingt das im Unglücksjahr 146 v. Chr. gefallene Wort jenes Römers, der angesichts der vandalischen Rohheit, womit die herrlichen Kunstschätze Korinths behandelt wurden, meinte: man könne den Schaden in Rom ja wieder flicken. Er war auch ein

Barbar in seiner Art, wenn schon kein so gründlicher, wie diejenigen, welche Jahrhunderte später die wieder aufblühende Stadt sich zum Opfer erkoren. So ist das Weltgericht ein stets sich vollziehendes.

Von all der einstigen Herrlichkeit war bis zum Jahre 1896 kaum mehr etwas zu sehen, als jene aus Abbildungen wohlbekannten 7 Säulen eines alten dorischen Tempels, die Wahrzeichen von Altkorinth. Dieser Tempel ist im 7. oder 6. Jahrh. v. Chr. erbaut, genauere Anzeichen für eine chronologische Fixirung bieten sich vorderhand nicht. Grandios stehen die sieben Stützen da, lauter Monolithe; fünf davon noch bedeckt mit dem wuchtigen Gebälk. Sie geben in der stillen, verödeten Landschaft, im Hintergrund das zinnengekrönte Akrokorinth, ein überaus stimmungsvolles Bild. Man möchte denken, daß dieser Tempel einen Anhaltspunkt für die Topographie der alten Stadt hätte bieten können. Vergeblich. Die Grabungen Dörpfeld's (Bericht in den Athen. Mittheilungen XI, 1886, S. 297 ff.) konnten zwar den Grundriß des Baues feststellen; seine Façade hatte 7 Säulen, die Langseite 15. Werthvolle Aufschlüsse über die Bauart ergaben sich ferner noch aus weiteren Fundstücken. Auch der Zug der gewaltigen Festungsmauern ließ sich constatiren, die nicht bloß die Stadt umgürteten, sondern in einer Länge von 120 Stadien auch die Burg und den Hafen Lechäum umschlossen, in solch imposanter Größe, daß der Spartaner Agis bei ihrem Anblick ausrief: „Was sind das doch für Weiber, die in dieser Stadt wohnen!“ Doch war mit all dem wenig gedient, da es im Dunkel blieb, welchen Tempel man vor sich hatte. Da haben im Jahr 1896 die Amerikaner unter Leitung Richardson's groß angelegte Grabungen unternommen, die denn auch zu den schönsten Resultaten führten. Nun haben wir eine verhältnißmäßig deutliche Einsicht in die Beschreibung des Pausanias (II, 2, 4 ff.) gewonnen. In jenem Tempel haben wir die Reste des alten Apollotempels.

Außerdem sind jetzt an's Tageslicht gezogen das römische Theater, das über einem älteren griechischen sich erhebt, und drei Brunnenanlagen, unter denen die altehrwürdige Quelle Peirene besondere Erwähnung verdient, wie sie denn auch in baulicher Hinsicht besonders ausgezeichnet ist. Die Brunnenanlage bestand aus 6 Kammern, welche als Wasserreservoirs dienten und nach vorn in 6 rundbogigen Thoren sich öffneten. Ueber diesem Unterbau erhob sich eine zweite Etage. Der ganze Bau wurde zur Römerzeit umfaßt mit einer Balustrade, die 30 m lang war und aus blauem, gelbem und rothem Gestein bestand, ein schönes Beispiel für die Farbenfreudigkeit der Griechen. Die Auffindung der Peirene erst gab den festen Anhaltspunkt, um an der Hand des Pausanias sich allmählich ein Bild von der Anlage und baulichen Gliederung der Stadt zu schaffen. Bis jetzt ist die Agora fixirt, beinahe sämmtliche Bauglieder der Propyläen aufgedeckt, wobei auch werthvolle Skulpturfunde gemacht wurden, und die von den Propyläen zu den Quais führende Marmortreppe bloßgelegt. (Bemerkt sei, daß ein Theil dieser Ergebnisse erst nach 1899 gewonnen wurde.)

Nach Besichtigung der Ausgrabungen machten wir den Amerikanern in ihrem neuerbauten Wohnhaus einen Besuch. Dasselbe liegt unmittelbar hinter der Peirene und macht mit seinen schönen, luftigen und lichten Räumen einen überaus guten Eindruck. Bei hellem Wetter soll man von dort einen bezaubernden Ausblick auf den blauen Golf und die Bergriesen des Helikon, Kithäron und Parnaß haben, während rückwärts die Gipfel des Kyllena grüßen, so daß Korinth, gesegnet mit solch herrlicher Scenerie, mit reiner Luft und köstlichem Wasser auch in dieser Hinsicht wohl „die glückliche“ zu heißen verdient. Wir waren für dieses Mal um den Rundblick betrogen, denn graue Wolkenzüge umflatterten den Horizont. Dagegen durften wir andere Labung genießen. Die liebenswürdigen amerikanischen Gast-

freunde warteten uns ein Glas Retsinato auf. Eine Reise-schilderung aus Griechenland wäre aber in einem wichtigen Stück lückenhaft, würde sie den Leser nicht mit Retsinato bekannt machen.

Dieser Retsinato ist nichts anderes als griechischer Landwein, in den Harz (ῥετσίνι, resina = Harz) geworfen wurde, damit es mitsammt dem Most die Gährung durch-mache. Dies geschieht in der doppelten Absicht, den Wein leichter und haltbarer zu machen. Zum ersten Mal hatte ich mich an ihn gewagt zu Athen in einer unverfälschten Griechenkneipe. Das war der unrichtige Platz zu solchem Unternehmen. Denn der attische Retsinato ist weitaus am stärksten geharzt unter allen, für den Anfang erscheint er geradezu als ungenießbar und reizt zu allem anderen eher, als zur Beharrlichkeit in seinem Genuß. Ich nahm mir damals mit aller Entschiedenheit, deren mein eingeschüchtertes Gemüth fähig war, vor, für solches Labsal kein Lepton mehr auszugeben, ließ ihn mit einem Blick der Verachtung stehen und entschädigte mich, so gut meine Sprachkenntnisse es gestatteten, an den Mirakeln, die ein Kellner über seinen Großvater, einen Turkomachos von 1821, uns regalirte, wornach er zur Dreingabe mit unbeschreiblichem Hochgefühl einen Collegen als στρατιώτης aus dem letzten thessalischen Krieg uns vorstellte. Für heute aber war's mit jenem Vorsatz nichts, denn einmal konnte solch liebenswürdige Aufmerksamkeit nicht abgewiesen werden, und anderseits herrschte eine so drückende, schwüle Temperatur, daß ich nach all den langen Wanderungen wirklich lechzte — kurz, ich trank, und siehe, wenn auch mit etlichem Würgen, so ging es doch; auf der Höhe von Tiryns war schon das Würgen in Wegfall gekommen und zu Megalopolis konnten er und ich einander schon leidlich vertragen. Das Ganze aber sehe ich heute an als neues Beispiel dafür, wie unaufhaltsam der Mensch sinkt, wenn einmal der erste Schritt auf der schiefen Ebene geschehen ist. Indessen hat auch der

Retsinato, wie alles auf Erden, sein Gutes. Insbesondere rühmt man ihm wohlthätige Wirkungen für den Magen nach. Doch kann ich es gleichwohl nicht lobenswerth finden, Gottes Gabe in solcher Weise zu mißhandeln, und dies um so weniger, da der griechische Wald am schlimmsten dabei fährt; man denke nur an die zahllosen angebohrten und dadurch zu Grunde gegangenen Bäume. Barbarei möchte ich das Retsiniren aber doch nicht schelten, denn sonst wären ja wohl die alten Hellenen selber Barbaren. Der Pinienzapfen am dionysischen Thyrsos möge statt allen Beweises gelten.

Gerne wären wir noch empor zu den Höhen von Akrokorinth, um die Reste des Aphroditeheiligthums und die imposanten, Jahrhunderte lang in Strömen Bluts gebadeten Festungswerke zu sehen und die vielgerühmte Aussicht zu genießen, — man hat ja schon Akrokorinth den griechischen Rigi genannt. Die Bewohner des Dorfes waren denn auch zur Stelle mit ihren Mularia und Eseln. Doch ließ die Witterung sich äußerst unfreundlich an, so daß nur wenige Obstinate dennoch den Aufstieg unternahmen, jedoch nur, um nach etlichen Stunden mit enttäuschten Gesichtern wieder zu uns zu stoßen. Wir Weichlicheren wandten uns bergabwärts zur Aphroditegrotte. Am Abhang des Stadtplateaus gegen das Meer hin, gerade über dem alten Hafen Lechaion, entspringen reiche Quellen in einer Grotte, deren Bildung lebhaft an die Höhlen am Nordabhang der Akropolis erinnert. Doch ist weiter nichts zu sehen, und so besteigen wir wiederum unsere Zutzen, um Neukorinth entgegenzurollen.

Von hier führte uns der Bahnzug durch ödes Gebirgsland Nauplia zu. Doch sehen wir von dem Gebiet Teneas, Kleonäs, Nemeas so gut wie nichts. Es goß unaufhörlich in der auch bei uns um diese Jahreszeit (10. April) nicht unherkömmlichen Bindfadenart. Wir trauerten darum nicht. Denn uns schadete der Regen nicht;

man braucht nach stundenlangem Sehen und Hören wieder innere Sammlung und auch Zeit, um seine Notizen zu machen, und dazu ist solch ein Wetter just wie geschaffen. Dem so lang ausgedörrten, dürstenden Lande aber war die Himmelsgabe hundertfach willkommen. Es dunkelte bereits, als wir bei der Station Phiktia die Ebene erreichten. Ueber Argos aber, wo man umzusteigen hat, um auf einer Zweiglinie Nauplia zu erreichen, ruhten die Schleier der Nacht.

Nauplia sollte für drei Tage unser Standquartier sein. So sahen wir mit begreiflicher Spannung dem „Hotel“ entgegen, das uns beherbergen sollte. Unsere Besorgniß war nicht ohne Grund. Denn im Peloponnes gibt es, Patras ausgenommen, keine einzige Stadt in dem Sinn, den wir mit dem Worte verbinden. Nicht einmal Nauplia verdient dieses ehrende Prädikat. Dazu kamen die verheißungsvollen Aussichten, welche die Reisehandbücher in meist übertriebener Weise in Hinsicht auf gewisse nächtliche Quälgeister, Unreinlichkeit u. dgl. eröffnen. Meine Wenigkeit wurde dem Hotel „Mykene“ zugetheilt und mit Vergnügen stelle ich fest, daß alle schlimmen Ahnungen gleich beim Anblick der für die hiesigen Verhältnisse schönen Räumlichkeiten zerstreut wurden, ein recht gutes Nachtmahl trug das Seine bei und so waltete in dem bunten Kreise bald die fröhlichste Stimmung. Um mir für alle weiteren Routen Wiederholungen zu ersparen, will ich hier die im Peloponnes und überall in der griechischen Provinz geltende „Speisenfolge“ anmerken. Ein Diner, oder wie man es nennen will, besteht unabänderlich aus Arnaki (Lammbraten) und Retsinato. Daran ist nichts zu ändern. Jedoch kann der Einzelne insofern nach Gusto wählen, als es ihm frei steht, ob er Arnaki und Retsinato oder Retsinato und Arnaki vorzieht. In Nauplia, der anfänglichen Residenz Otto's, gab es sogar noch Suppe, ein Luxus, von dem wir fortan, ein angenehmes Intermezzo

in Tripolis abgerechnet, bis Olympia Abschied nahmen. Zuletzt bekommt man das ewige Arnaki freilich recht gründlich satt, und oben am Tetrasigebirge war ἀρνάκι bereits zu einem Stichwort für uns geworden, nach Art jenes Borstenthiers im heimischen Schwaben, so daß wir sogar die Berge „arnakimäßig“ hoch zu finden begannen. Aber immer noch besser Arnaki, als keines, eine Eventualität, in der man gezwungen ist, zu Conservenbüchsen zu greifen. Mit ihnen hatten wir uns in Athen verproviantirt; wohl war die Zubereitung des Inhalts gut (Beef), aber kalte Conserven essen zu müssen, ist schon was ganz Abscheuliches. Das Schlafzimmer, das ich mit einem Gefährten theilte, hatte Nummer 13. Wir Beide sind keine abergläubigen Leute und schliefen ganz vortrefflich; dem Wirthe aber rechnete ich es hoch an, daß er von unserem abendländischen Hotelaberglauben entweder nichts wußte oder anderufalls ihn ignorirte.

Die herrliche Frühe des folgenden Tags benutzte ich zu einem Rundgang durch die Stadt und zur Gewinnung eines Ueberblicks über die Umgebung. Nauplias Lage ist voller Eigenart; es dürfte nicht leicht ein Stadtbild, selbst in Griechenland nicht, zu finden sein, in dem romantische Großartigkeit mit entzückender Lieblichkeit sich so harmonisch paart. Nach Westen reckt sich kühn eine Landzunge vor in den argolischen Golf, auf deren Südrand zwei massige Felskegel aufragen, der Itsch-kalé (85 m, ein ehemaliges türkisches Fort), welcher noch weit überragt wird durch den finster dräuenden Palamidi (215 m) mit seinen grandiosen Wällen und Bastionen. Während beide nach Süden in jähem Sturz unmittelbar ins Meer abfallen, lassen sie im Norden Raum genug für das Städtchen mit seinen 5459 Einwohnern (1889). Sauber und freundlich ist es hingebettet an das Gestade des Meeres; über die gekräuselten Fluthen weg, welche die breite, ernste Stirne des Palamidi und seine schwarze Festungskrone wiederspiegeln, gleitet der

Blick hinüber an die mit mächtigen Steinblöcken übersäte Küste von Myli, hinein durch die flache Ebene der Argolis und die Wände der arkadischen Berge hinan. Man merkt dem Städtchen Nauplia, ganz im Gegensatz zu dem benachbarten Argos, wohl an, daß es einst, und zwar noch nicht einmal vor so langer Zeit, bessere Tage geschaut hat und daß es diesen Schimmer schönerer Zeit auch heute noch, als Sitz der Provinzialregierung von Argolis-Korinthia, festzuhalten bestrebt ist. Ueber dem ganzen Stadtbild liegt ein Hauch des Friedens. Friedlich treten hier auch die Reste der verschiedensten Culturepochen neben einander. Da sind, als Unterbau der Wälle des Itsch-kalé, polygonale Mauerwerke, welche denen von Mykene und Tiryns an Alter nicht nachstehen dürften, und zu ihnen paßt die Erinnerung an den alten Heros Palamedes gar trefflich. Da sind die großartigen Bauten der Venezianer und noch ist der Löwe von San Marco an der „Agora" zu sehen. Noch ragen die Kuppeln türkischer Bethäuser, und als passendes Gegenstück tritt neben den Löwen der Lagunenkönigin der Löwe von Bayern, der, eine Stiftung Ludwigs I., durch Siegel in den lebenden Felsen gehauen draußen in der Vorstadt Pronoia die Erinnerung an die Jahre 1833/34 wachhält. Ueber all dieses ist die Zeit weggegangen und nun liest man drinnen im Städtchen sogar Reklameschilder für Singers Nähmaschinen. Jedoch ist kein Zweifel, daß venezianische Reminiscenzen durchaus in den Vordergrund treten. Die stolzen Nobili dürften nur wieder einziehen, sie würden ihr altes, heiß umstrittenes, verlorenes und wiedergewonnenes Napoli di Romania (natürlich Verballhornung aus Nauplia) unschwer wieder erkennen. Dieses Napoli, dazu Modon, Koron, Monemwasia und Akrokorinth sollten die eiserne Kette bilden, mit der Venedig die werthvolle Halbinsel ewig an sich zu fesseln vermeinte. Eine natürlichere Festung läßt sich denn auch für die Zeiten des 17. Jahrhunderts gar nicht denken, als Nauplia sie bildet.

Von allen Seiten ist es völlig unzugänglich, unersteigbarer Fels und das Meer geben ihm von selbst Sicherheit. Nur nach Westen vermittelt ein schmaler, aber leicht zu vertheidigender Küstenstreifen den Anschluß ans Festland.

In der Geschichte Neugriechenlands hat Nauplia schon zweimal unliebsam von sich reden gemacht. Hier wurde am 9. Oktober 1831 der Präsident Joannis Kapodistrias unter dem Portal der Kirche S. Spiridion von den beiden Mawromichalis ermordet. So wurde eines der ersten Blätter der Geschichte des jungen Staatswesens durch Meuchlerhand mit dem Blut eines Mannes besudelt, der, wenn er auch nicht immer die rechten Mittel im rechten Augenblick anzuwenden verstand, doch im Grunde seines Herzens wohlmeinend und treupatriotisch war. Blutig flammte alsbald, während der Erbfeind noch an den Thoren lauerte, die Lohe des Bürgerkrieges auf, ein beklagenswerthes Leichenspiel um den Gefallenen, aber uralt hellenischer Art. Die Berufung des Bayernprinzen erst schaffte wieder Ordnung. Aber merkwürdiger Weise war es eben wieder in Nauplia, wo im Jahre 1862 jene Militärrevolte ausbrach, infolge deren Otto sich zur Niederlegung der dornigen Krone entschloß. Das heutige Nauplia bildet ein frisch aufblühendes Gemeinwesen, ist es doch im Zeitraum 1879/89 von 4598 E. auf 5459 angewachsen. Doch wird es damit bald ein Ende haben. Denn nicht bloß die natürliche Lage der Stadt setzt weiterer Vergrößerung binnen kurzem ein Hindernis, sondern auch die Festungswerke, welche rings die Stadt einengen. So mußte der Bahnhof vor die Wälle hinausgelegt werden und es dürfte eher der 10 Minuten entfernten Vorstadt Pronia (1700 E.) eine günstige Zukunft sich verheißen lassen. Die Existenz einer solchen Vorstadt spricht ja allein schon für sich.

Als ich am Abend des ersten Tages in Nauplia von der anstrengenden Tour nach Tiryns und dem Heraion zurückgekehrt war, bestieg ich noch die Höhe von Itsch-kalé.

Um den Palamidi zu erklimmen, war ich zu ermüdet. Zudem soll das Panorama von beiden Punkten aus im Wesentlichen dasselbe sein. Lange stand ich oben und habe da Augenblicke erlebt, wie sie dem Sterblichen nur zuweilen beschieden sind und von denen die Erinnerung lange lange zehrt. Tiefer und tiefer sank die Sonne, stumm und ehrfurchtheischend nahte die ambrosische Nacht, ihre Schwingen überschatteten wahrnehmbar Land und See. Doch funkelte immer noch drunten das azurne Blau des Meeres, drüben in der Ferne verschwimmend ein Schwarzblau der kynurischen Berglehnen, um deren höhere Hänge violette Lichter irrten. Darüber spannte sich der goldrothe Bogen des Firmaments. Weiche, wohlige Luft koste um die Schläfen. Solche Augenblicke wirklichen Schwelgens in Gottes Herrlichkeit sollten bei uns verweilen, die rinnende Welle der Zeit sollte stocken, daß man ihrer ganz froh werden könnte. Bei solchem Anblick begreift man so leicht die Daseinsfreude der Alten, trotz allem Weh, das auch ihnen am Herzen fraß. Und siehe, dieses Weh reckt heute noch, gleich einer unersättlichen Furie, seine Kralle in dieses Paradies. Dort unten mitten im Meere liegt, den Hafeneingang beherrschend, eine Felsklippe mit dem Inselfort Burzi. Gar sonderbaren Gast bewacht die dortige Garnison: es ist Griechenlands Nachrichter. Nichts ist dem freien Griechenvolk verhaßter, als der Tod von Henkershand, und der Unglückliche, der solch ein Urtheil vollzogen, wäre ein sicheres Opfer des Todes, wenn er sich fürder im Volk sehen lassen wollte. Die Anverwandten des Hingerichteten würden das vergossene Blut erbarmungslos rächen. Welchen Ausweg erfand sich das findige Griechenthum? Das Nachrichteramt wurde selbst Verbrechern übertragen, die, von der Todesstrafe begnadigt, sich verpflichten, die blutige Arbeit zu thun und nun hinter den Wällen von Burzi, durch Soldaten bewacht, aber auch von ihnen wie Hunde verachtet ein elendes Dasein fristen, elender als der Tod. Ein schreiender Mißklang in dem herrlichen Landschaftsgemälde, diese Erinnerung an das Thier im Menschen, der allein es fertig bringt, auch dieses Eden durch seine Sünde zu entweihen.

R. 22. V. 1902. B. Krieg.

III.

Der deutsche Imperialismus. [1])

Als die von dem berühmten Freiherrn von Stein gegründete Gesellschaft behufs Herausgabe der Monumenta Germaniae historica das Motto wählte „sanctus amor patriae dat animum", da träumte wohl keiner von der gewaltigen Machtentwicklung Deutschlands. Dank der zweiten Blüthenperiode seiner Literatur, dank dem wunderbaren Aufschwung auf allen Gebieten des Wissens überflügelte Deutschland gar bald alle seine Nebenbuhler im Reiche der Gedanken, blieb aber in politischer und socialer Hinsicht hinter den andern Culturländern zurück. Mit dem Jahre 1870 wurde Deutschland der Mittelpunkt des politischen Lebens. Zu gleicher Zeit machte es sich daran, mit der Weltpolitik die Weltwirthschaft zu verbinden. Die Fortschritte der Vereinigten Staaten sind vielleicht größer, in Japan hat sich die Verwandlung in einen Industriestaat vielleicht schneller vollzogen. Gleichwohl bleibt Deutschland der Ruhm, in kurzer Zeit weit größere Schwierigkeiten überwunden und bessere Zustände angebahnt zu haben als irgend ein anderes Land. Der Gedanke an die Gründung eines weltumspannenden Reiches,

1) Lair M., L'Impérialisme allemand. Paris, Colin. 1902. VII. 341 p.

das durch die Künste des Friedens zusammengehalten würde, scheint in Deutschland zuerst aufgetaucht zu sein.

Die Idee von einem deutschen Weltreich ist alt und neu und darum so frisch und lebendig. Der Deutsche will nicht bloß neue Märkte für seine Waaren eröffnen, sondern auch die Errungenschaften seiner Cultur und Sitte mittheilen. Auch der Deutsche hat das Verlangen, der Erste zu sein und zu herrschen, aber nicht durch Gewaltmittel, durch äußeren Prunk, sondern durch die geistige Ueberlegenheit, die bei den niedriger Stehenden weit weniger Anstoß gibt als die Beanspruchung äußerer Ehren. Schauen wir auf die Vergangenheit und die Leistungen der Deutschen im Mittelalter zurück, so kann man nicht behaupten, daß die deutschen Imperialisten die Nation auf eine Bahn gedrängt, zu Unternehmungen getrieben haben, für welche dem deutschen Volke die Begabung, dem Lande die nöthigen Voraussetzungen fehlen. Nach dem Norden und Osten hin und selbst im Innern des Landes haben deutsche Siedler, unterstützt durch fromme Glaubensboten, die in ihrem Gebiete seßhaften Stämme sich angegliedert, ihnen den eigenen Stempel aufgedrückt, daß es schwer hält, die Verschiedenheit zwischen deutschen Einwanderern und Ureinwohnern nachzuweisen. War es für die Völker des Südens, besonders für Italien ein Vortheil, daß die Deutschen dem alten Zuge, nach Süden hin vorzudringen, folgten, so wurde doch die naturgemäße Ausdehnung nach Norden und Osten hin gehemmt und den Reichen, die sich an den deutschen Grenzen gebildet, die erwünschte Gelegenheit geboten, den deutschen Einfluß zurück zu drängen. Die Salier und die Staufer, so Großes sie in anderer Hinsicht geleistet haben, können demnach nicht einfachhin als Mehrer und Wohlthäter des Reiches betrachtet werden. Die späteren Kaiser wurden leider durch den mächtigen Nachbarn im Westen, der im Bunde mit andern Feinden Deutschlands das Reich zu schwächen suchte und den Grundsatz des „divide et impera“ mit großem Geschick

durchführte, vollständig in Schach gehalten und konnten nicht einmal die barbarischen Türken zurückdrängen. Diese Schwäche nach außen hin hatte die äußere Anarchie zur Folge.

Trotz dieser scheinbaren Erfolglosigkeit hat Deutschland nicht umsonst gearbeitet und der Umstand, daß es bei der Theilung der Welt zu spät kam, daß Rußland, England, die Vereinigten Staaten, Frankreich im letzten Jahrhundert die besten Theile, die sich für Besiedelung seitens des weißen Mannes eigneten, wegnahmen, ist in gewisser Beziehung für Deutschland eine Wohlthat geworden und hat wenigstens indirekt den deutschen Handel mächtig gefördert; denn Deutsche, welche die Waaren ihrer Landsleute zu beziehen bereit waren, fanden sich über die ganze Welt zerstreut. „Im Jahre 1871, sagt Lair, L'impérialisme allemand p. 174, als der Frankfurter Friede die Einheit des Deutschen Reiches besiegelte, fürchtete niemand in London die deutsche Concurrenz auf wirthschaftlichem Gebiete. Wem wäre es auch eingefallen, daß das erneuerte, an Siegen reiche Deutschland auf englischem oder französischem Gebiet wilddieben würde? Sein an mineralischen Schätzen reicher, aber schlecht ausgebeuteter Boden, seine unvollständigen Verkehrswege, seine unregelmäßigen zum Theil seichten Flüsse mit ihren versandeten Häfen, die Mündungen in ein vom Land umschlossenes, für zwei Monate im Jahr unzugängliches Meer infolge der großen Eismassen, die es mit sich führte, der Mangel an Organisation, der Charakter des Volkes, das aus Soldaten, Gelehrten und Bauern bestand, die so geringen praktischen Trieb zeigten, alles schien dafür zu sprechen, daß die Deutschen in einen Wettbewerb nicht eintreten könnten." In der That waren auch die ersten Versuche unvollkommen, die Schiffe waren schlecht gebaut, schlecht bemannt und gingen zum Theil verloren, die Fabriken lieferten schlechten und billigen Kamelot. Das ist alles anders geworden. „Im Jahre 1870, sagt Lair, besaß

Deutschland 20,000 Kilometer Eisenbahnen, sie dienten vorzüglich strategischen Zwecken, jetzt (1900) belaufen sie sich auf 50,511 km, während sie in Rußland nicht mehr als 46,000 und in Frankreich nur 42,000 km betragen." Nach Keltie, Year Book 1902, ist die Länge der Eisenbahnen von 31,652 englischen Meilen April 1900 auf 32,205 Ml. (in 1901) gestiegen. Die Fracht für das Jahr 1899 betrug 322'544,620 Tonnen, die Personen, welche die Züge benützten, waren 812'535,769 (Soldaten nicht eingerechnet), die Einnahmen beliefen sich fast auf eine Milliarde von Mark. Um Aus- und Einfuhr zu erleichtern und wohlfeiler zu machen, hat man mit ausländischen Eisenbahn- und Dampfschiffgesellschaften Verträge abgeschlossen und den großen Handlungshäusern die Versendung ihrer Waaren erleichtert. Gerade der Umstand, daß man statt Handel und Schiffahrt auf einige Mittelpunkte zu conzentriren, alle Verkehrswege, sei es zu Wasser, sei es zu Land, benützt, ist für den Handel ein großer Vortheil. Ob die Wasserwege sich späterhin rentiren oder mit den schnelleren Eisenbahnen in der Zukunft, wenn alles von der Schnelligkeit abhängt, concurriren können, darüber gehen die Meinungen auseinander, jedenfalls wird man für den Binnenverkehr der Flüsse nicht entbehren können; das Geld, das man für die Regulirung und Vertiefung des Rheins, die allein 360 Millionen verschlungen hat, ist jedenfalls nicht verschwendet. Die Länge der schiffbaren Flüsse beläuft sich auf 5780 Ml., der kanalisirten Flüsse auf 1452 Ml., der Kanäle auf 1511, der Kaiser Wilhelm Kanal auf 61 Meilen. Letzterer kostete Pfd. 7'800,000 — 156'000,000 Mark, die Jahreseinnahmen betrugen 2'133,155 (s. Keltie S. 663). Im Jahre 1876 wurden auf der Oder 154, auf der Elbe 435, auf dem Rhein 822 Millionen Tonnen verschifft, dieselben sind auf respektive 643, 1952, 3080 Millionen gestiegen. Im J. 1898 wurden 10½ Milliarden Tonnen auf Flüssen versandt, 32,600 Millionen per Eisenbahn. Die Flußschiffahrt be-

schäftigt 22,000 Menschen. Alle die großen Häfen von der russischen zur französischen Grenze sind Stapelplätze für Deutschland. Rotterdams Handel hat sich seit 1887 dank den deutschen Schiffen verdoppelt, in dem Hafen von Antwerpen sind im Jahre 1899 nicht weniger als 894 deutsche Schiffe eingelaufen und nur 125 französische. England, das früher den Speditionshandel fast ganz in seinen Händen hatte, ist gewaltig zurückgegangen. Die Zahl der englischen Schiffe, welche Produkte nach Deutschland einführten, ist von 34,345 1873 nur auf 41,626, die Zahl der Tonnen von rund 6 auf rund 15 Millionen gestiegen, während die deutschen Schiffe während derselben Periode von 60,342 auf 136,349, die Tonnen aber von 5·964,000 auf 20·563,000 Tonnen gestiegen sind. Die großartige Entwicklung Hamburgs als Emporium des Handels ist ein Beweis, daß die Aufrichtung des Deutschen Reiches die Entfaltung der individuellen Kräfte nicht gehemmt, vielmehr dem Unternehmungsgeist des Einzelnen freien Spielraum gewährt hat. So viel Hamburg, wie wir bei einer späteren Gelegenheit zeigen werden, für den Aufschwung des Deutschen Reiches gethan, so war es doch nicht einfach Geber, sondern auch Empfänger. Denn daraus, daß Hamburg ein Freihafen blieb und mit seinem Territorium in den Zollverein aufgenommen wurde, erwuchsen der Stadt die größten Vortheile. Die Thätigkeit der deutschen Regierung hat Früchte getragen: Handelsgesellschaften und Pritvatleute bringen große Opfer, um die internationalen Interessen zu fördern, um, so weit es in ihren Kräften steht, an dem Welthandel sich zu betheiligen.

Daß die Bemühungen in dieser Hinsicht mit Erfolg gekrönt worden sind, geht aus den Berichten der auswärtigen, namentlich englischen Consuln hervor. Wenn Gastrell „Our trade in the world" schon 1897 (bei Lair 194) klagte: „Unsere erdrückende Uebermacht auf commerziellem und industriellem Gebiete ist nicht länger wie früher eine anerkannte Thatsache. Die gute alte Zeit liegt weit hinter uns,

gegenüber den Fortschritten anderer Nationen befinden wir uns in einer ganz neuen Lage. Wir haben einen schweren Kampf zu bestehen, wenn wir unsere Stellung als die erste Handel treibende Nation behaupten wollen“: so hat sich jetzt seine Besorgniß mehr als bestätigt, denn die Fortschritte von damals waren nur ein Vorspiel der heutigen.

„Man kann nicht nunhin, die deutsche Handelspolitik zu bewundern, welche es bisher verstanden hat, durch kluge Nachgiebigkeit und freundliches Entgegenkommen die kleineren Nachbarstaaten wie Holland, Belgien, Norwegen, Schweden, die Schweiz zu gewinnen und die Handelsverbindungen mit denselben enger zu knüpfen, dieselben auf Kosten Frankreichs und Englands zu fördern.“ Wir können nur hoffen, daß diese gesunde Wirthschaftspolitik nicht den Agrariern zuliebe verlassen wird, daß durch Besteuerung des österreichischen und russischen Getreides diese wichtigen Absatzgebiete dem deutschen Handel nicht verschlossen werden.

Eine noch schlimmere Wirkung als der hohe Tarif würde die von gewissen Kreisen befürwortete Eroberungspolitik haben, die Ausdehnung des Deutschen Reiches auf Kosten der kleinen Staaten, die Zertrümmerung Oesterreichs, die Annexion von Belgien, Holland. Gerade die Thatsache, daß englische Politiker immer wiederholen, daß Deutschlands Beruf darin bestehe, alle Stämme zu einem großen Weltreich zu vereinigen und sich mit Rußland in die Beute zu theilen, England aber die Herrschaft zur See zu überlassen, muß den deutschen Diplomaten die Augen öffnen. Nichts wäre verderblicher für Deutschland, das mit Mühe die heterogenen Elemente zusammenhält, als die Aufnahme so vieler, Jahrhunderte lang von Deutschland getrennter Stämme. Die Aussicht auf Seeherrschaft wäre für immer verscherzt, Handel und Industrie würden verkümmert werden. Franzosen und Engländer spielen naturgemäß die Rolle des Versuchers, weil sie die Aufmerksamkeit von der Seeherrschaft, von Industrie und Handel ablenken wollen und überzeugt sind,

daß sie im Trüben fischen könnten. Die Gefahr liegt freilich nahe, wenn die starke militärische Partei ans Ruder käme und die Nation in einen Krieg mit Frankreich oder Oesterreich oder Rußland verwickelte, oder durch die Eroberung Hollands die Engländer zum Kriege reizte. An Vorwänden zum Krieg, an Beschönigungsgründen würde es der kriegerischen Partei nicht fehlen. Es sind nicht bloß die Journalisten, welche den Satz: „Dein Vaterland muß größer sein", in allen Tonarten variiren, nein sie haben an religiösen Fanatikern wirksame Bundesgenossen gefunden, die in dem deutschen Protestantismus die einzig wahrhaftbildende und veredelnde Religion erblicken und den religiösen Eifer, der an vielen Orten am Erlöschen ist, dadurch von neuem anzufachen suchen, daß sie die Lauen und Trägen, die Freidenker und Deisten in Sendboten des Evangeliums umwandeln wollen. Daß die deutsche Regierung diese politischen und religiösen Agitatoren gewähren läßt und ihnen nicht längst das Handwerk gelegt, hat vielfach Staunen erregt, und kann zu einer Trübung der freundschaftlichen Verhältnisse zu den Nachbarstaaten führen. Deutschland läuft, wenn es sich nicht große Zurückhaltung auferlegt, gleich England Gefahr, die kleineren und schwächeren Staaten sich zu entfremden und zu einem Bündniß mit mächtigeren Staaten wie Frankreich, Rußland zu treiben, die den neuen Bundesgenossen die Arme weit öffnen und ihre eigene Uneigennützigkeit betheuern werden, Deutschlands Politik verdächtigen. So sieht der sonst so gemäßigte Lair in einer Verständigung Deutschlands mit Oesterreich, einer Beschränkung der Ein- und Ausfuhrzölle eine Vorstufe der Eroberung der deutschen Gebiete Oesterreichs und weist dabei auf die Los von Rom-Bewegung hin, in der sich manche angesehene Persönlichkeiten stark compromittirt hätten. Hoffen wir im allgemeinen Interesse, daß die Friedenspartei am Ruder bleibt, daß sich die Eifersucht auf Oesterreich nicht

zu einem Culturkampf entwickelt, der viel schlimmere Folgen haben würde als der frühere.

Für den deutschen Handelsmann ist der scharfe Wettbewerb eine tüchtige Schule gewesen und hat ihn gelehrt, sich den Kunden anzupassen und auf neue Mittel und Wege zu sinnen, um seine Waaren abzusetzen. Während England und andere Länder infolge des hohen Tarifs der Vereinigten Staaten gewaltig gelitten haben, hat Deutschland seine Stellung auf dem amerikanischen Markte behauptet und wird voraussichtlich aus der Herabsetzung der Eingangszölle, die man allgemein erwartet, größeren Vortheil ziehen als seine Rivalen. Die Republik Mexiko hat in letzterer Zeit Riesenschritte gemacht und verfügt über sehr bedeutende Hilfsquellen. Auch hierhin ist der deutsche Agent und Kaufmann gedrungen und hat seine Nebenbuhler verdrängt. Letztere können nicht sofort ihren Charakter verleugnen, leutselig, zuvorkommend sich zeigen, auf die Wünsche der Kunden eingehen, und werden fast überall aus dem Felde geschlagen. Die Deutschen haben in ihrem Bemühen, die Herren der Welt zu werden, aus den Fehlern ihrer Vorgänger gelernt und die Politik der frühesten englischen Handelsgesellschaften nachgeahmt, jedoch mit dem Unterschied, daß sie sich nicht gleich den Engländern als höhere Kaste betrachteten und gegen die Eingeborenen abschlossen, sondern frei mit ihnen verkehrten. Es ist gewissermaßen ein Glück, daß die von der deutschen Regierung besetzten Gebiete wenig Werth haben, und sich außer Kiautschou für die Ansiedlung von Weißen weniger eignen, denn durch die Ansiedlung aller oder der meisten deutschen Auswanderer in einem unter deutscher Oberhoheit stehenden Gebiete gingen die Vortheile verloren, welche dem Mutterland aus den über alle Theile der Welt zerstreuten Deutschen zufließen. Der deutsche Ansiedler unterscheidet sich vom Franzosen und Engländer dadurch, daß er mit seiner Anhänglichkeit an seine oder seiner Eltern Heimat Loyalität

gegen die Regierung seiner neuen Heimat verbindet und nicht durch Paradirung seiner Begeisterung für das Mutterland Anderen lästig wird, überhaupt Fernstehende in seine tieferen Gefühle nicht einweiht. Die Colonien sind für Deutschland in gewisser Beziehung eher ein Verlust als ein Gewinn, einmal weil die Regierung nicht die nöthigen Summen für Eröffnung des Landes, den Bau von Straßen, Anlegung von Eisenbahnen aufgewendet hat, dann weil die Deutschen nicht denselben Muth und Opfergeist an den Tag gelegt haben, den man an den englischen Handelsgesellschaften bewundert. Dieser Umstand dürfte für die Regierung ein Fingerzeig sein, daß man auf der altbewährten Bahn vorwärtsschreiten und dem Kaufmann und Agenten die Eroberung der Märkte überlassen, mit dem Nachbarn aber Frieden halten müsse. Eine genauere Nachforschung würde schon jetzt den Beweis liefern, daß Englands Handel und Industrie durch die Ausdehnung der britischen Herrschaft eher verloren als gewonnen hat.

Unsere Rivalen können sich mit dem Gedanken, daß Deutschland jeden kriegerischen Verwicklungen aus dem Wege gehe und eine Aenderung der Landkarte zu seinen Gunsten keineswegs beabsichtige, nicht befreunden. Bald beschuldigt man den Kaiser, ein größeres Deutschland in Nordamerika begründen zu wollen, bald macht man geltend, daß in Brasilien eine Umwälzung vorbereitet werde. Eine Eroberung Englands, von der man ja auch gesprochen hat, wäre weit wahrscheinlicher und hätte weit größere Aussicht auf Erfolg, als das abenteuerliche Projekt von Eroberungen in Nord- oder Südamerika. Die Vereinigten Staaten sind entschlossen, die Festsetzung einer neuen europäischen Macht in dem Welttheil, über den sie die Oberhoheit beanspruchen, um jeden Preis zu verhindern, und würden, wenn es zu einem Kriege mit Deutschland käme, sicher Bundesgenossen finden. Alle patriotischen Kundgebungen der Deutschen in Süd- und Nordamerika sind harmloser Natur; wer von den deutschen

Colonisten wirksame Unterstützung deutscher Truppen, die in Amerika landeten, erwarten würde, würde sich sehr täuschen. Nicht einmal England ist im Stande, seine Küsten zu beschützen und den Handelsflotten eine Reihe von Kriegsschiffen beizugesellen, wie viel weniger wird Deutschland je in der Lage sein, die Angriffe auf seine Handelsflotte abzuschlagen, wenn der Feind fern von der deutschen Küste derselben einen Hinterhalt legt.

Nach unserer Ansicht könnten nicht einmal die bereits erworbenen Colonien ohne Bundesgenossen gegen England oder die Vereinigten Staaten vertheidigt werden; wie viel weniger noch Eroberungen in Amerika! Pangermanisten, welche von einem Reiche in Südamerika träumen, haben ganz vergessen, daß auch andere Staaten ein Interesse an diesem Lande nehmen, daß ein deutscher Angriff die bisher getrennten Staaten einigen und ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Deutschland in's Leben rufen würde. Für einen deutschen Weltstaat fehlen die Voraussetzungen, der Deutsche muß sich vorderhand begnügen, als Kaufmann seine Waaren feilzubieten und seine etwaigen Herrschergelüste zu unterdrücken.

In dem Kapitel „Morgen" stellt Lair Deutschland das Horoskop und bemerkt: „Deutschland besitzt manche ökonomische Vorzüge, eine hinreichende Widerstandskraft, um die aktuelle Krisis zu überwinden. Es wird zweifelsohne noch Tage des Ruhmes und Glückes erleben und die Fehler vermeiden, in welche es durch seinen jugendlichen Enthusiasmus gestürzt wurde. Werden aber solche Erschütterungen keine Spuren zurücklassen? Wird ein derartiger Wirrwar ohne Einfluß auf die Zukunft des Reiches, ohne Rückwirkung auf die Gemüther bleiben?" (S. 319).

Die Börsenzeitung macht darauf aufmerksam, daß man es hier nicht mit periodisch wiederkehrenden Erschütterungen und Schwankungen, wie z. B. der Ebbe und Fluth, zu thun hat, welche den menschlichen Willen nicht beeinflussen, sondern

mit besonders gefährlichen Krankheiten des menschlichen Organismus. „Die finanziellen Katastrophen, sagt Lair 319, haben für die Kapitalisten eine ganz andere Bedeutung als für die Arbeiter. Erstere müssen sich etwas beschränken; für letztere führt Arbeitsstockung Armuth und Noth im Gefolge, der Abgrund, der Arbeiter und Arbeitgeber trennt, wird immer tiefer". Der deutsche Arbeiter erwärmt sich nach unzweideutigen Zeugnissen ebensowenig für den Imperialismus, der sich in immer neue Unternehmungen stürzt, wie der französische, und muß ebenso schonend behandelt werden wie in Frankreich. Ob der neue Tarif, der im Reichstag berathen wird, den allgemein beklagten Uebelständen abhelfen wird, ist noch abzuwarten.

Die Bücher von Lair, de Rousiers, Lebon, Boutmy, Berard, die alle bei Colin erschienen sind, haben das Gute, daß sie uns zeigen, wie man freimüthig die eigenen Schwächen eingestehen, die Vorzüge der Fremden würdigen muß, wenn man dem eigenen Vaterlande nützen will. Nichts ist verderblicher als die Schönfärberei seitens der Sachkundigen und die Bemäntelung offenbarer Fehler, nichts verkehrter, als in den Bemerkungen Fremder nur Kundgebungen des Uebelwollens und der Feindseligkeit zu erblicken.

A.

IV.

Des schwäbischen Mystikers Heinrich Seuse Abstammung und Geburtsort.

„Es war ein Prediger in deutschem Lande, von Geburt ein Schwabe, dessen Name geschrieben sei in dem Buche der Lebendigen.“ [1]) So beginnt in vollem, reinem Klange die Lebensbeschreibung Heinrich Seuse's, die seine geistliche Tochter, die schreibgewandte Dominikanerin Elsbeth Stagel zu Töß bei Winterthur verfaßt, er selbst durchgesehen und ergänzt hat. Noch an anderer Stelle [2]) betont Seuse, wie es fast scheinen möchte, nicht ohne einen gewissen Stolz seinen Stammescharakter als Schwabe. Leider erfahren wir aber weder von ihm selbst, noch von einem andern zeitgenössischen oder seiner Zeit näher stehenden Schriftsteller, in welchem Theile Schwabens seine Wiege stand. Seuse selbst erzählt noch, er sei am St. Benediktentag (21. März) in diese elende Welt geboren worden. [3]) Seine Eltern waren gar ungleichen Charakters, echte Repräsentanten jenes Mittelalters, wo so schroffe Gegensätze nicht selten neben einander standen. Der Vater war ganz weltlich gesinnt, die Mutter dagegen eine „heilige Frau“, „mit deren Herz

1) Denifle, Die deutschen Schriften des seligen Heinrich Seuse I. München, 1880. S. 13.

2) A. a. O. I, 40.

3) A. a. O. I, 65.

und Leib Gott Wunder wirkte bei ihrem Leben".[1] „Sie war voll Gottes," schreibt der gefühlvolle Sohn, „und hätte gern darnach heilig gelebt; er aber war der Welt voll und zog mit strenger Härtigkeit dawider, und daraus fiel ihr viel Leiden zu".[2])

Dieses Bild seiner Familienverhältnisse, das Seuse selbst entwirft, weiter auszuführen, fehlt es an sicheren Anhaltspunkten. Wir sind daher auf Kritik und Combination der späteren, spärlichen Nachrichten angewiesen. Der Prolog der zweiten Druckausgabe von Seuse's Werken (Augsburg 1512) berichtet f. 1v: „Der erste Zuname Seuse's war, daß er hieß Heinrich von Berg, denn sein Vater war ein wohlgeborner Mann, einer vom Berg, aus dem Hegau (Hegow) ....; seine Mutter war eine andächtige, gottesfürchtige Frau und hieß Seüsserin." Noch mehreres weiß der Dominikanerchronist F. Steill in seinen Ephemerides Dominicano-sacrae[3]) zu erzählen: „Um das Jahr 1295 lebten zu Konstanz und Ueberlingen an dem Bodensee zwei alte und vornehme Geschlechter, deren von Berg oder Berger und deren von Saussen; nun begab es sich, daß einer von Berg, ein fürtrefflicher Weltmann, sich mit einem Fräulein von Saussen verheirathete, welche der Allerhöchste mit einem gebenedeiten Gnadenkinde gesegnet, an dem Feste des heiligen Vaters Benedikti, um das Jahr 1300, dem in der Taufe der Name Heinrich geben worden; ist von Kindheit auf ein frommer Jüngling gewesen und von seiner Frau Mutter und Lehrmeistern zu freien Künsten gezogen worden." Das Uebereinstimmende in diesen Angaben, die offenbar aus verschiedenen Quellen stammen, ist, daß Seuse väterlicherseits einem ritterlichen Geschlechte von Berg (oder Berger), mütterlicherseits einer

1) A. a. O. I, 37.
2) A. a. O. I, 209
3) Dilingen 1691. I, 146.

wohl ebenfalls adeligen Familie Seus oder Saus (Saussen) zugehört. Sein Taufname war Heinrich, beide Eltern hatten ihre Heimat nördlich des Bodensees im Linz- oder Hegau, bezw. in Ueberlingen oder Konstanz. Ob die weiteren Nachrichten Steill's sich bewahrheiten, hängt davon ab, ob er aus zuverlässiger Quelle geschöpft hat. Zwar ist Steill zugestandenermaßen vielfach ungenau und unzuverlässig, aber er hat doch Vieles aus älteren Dokumenten geschöpft und beruft sich hier wie noch an anderen Stellen (bei den Viten der Schwestern von Adelhausen) auf ein altes Manuskript aus dem Dominikanerinenkloster Adelhausen bei Freiburg. Es liegt die Annahme sehr nahe, daß es sich um eine der Schriften des Dominikaners Johannes Meyer aus Zürich (1422—1485) handle, der erst durch die neuere Forschung in's rechte Licht gerückt worden ist.[1]) Derselbe war 1482 bis 1485 Beichtvater der Schwestern in Adelhausen und hinterließ zahlreiche, nur zum kleineren Theil gedruckte Schriften, die für die Geschichte des Predigerordens in Deutschland und der Mystik in demselben von Wichtigkeit sind. Zwar entzieht sich unserer Kenntniß, aus welcher Schrift Meyer's Steill geschöpft haben könnte, und eine direkte Entlehnung erscheint auch deshalb weniger wahrscheinlich, weil Meyer in seinen bekannten Schriften nicht die Namensform Saus (Saussen), sondern nur Susz (Freib. Diöces.-Arch. XVI, 12), Süß (Mone, Quellensamml. zur badischen Landesgeschichte I, 221; II, 157; IV, 11) und Seus (Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins 1898, 258) hat, aber doch hat die Annahme große Wahrscheinlichkeit für sich, daß Steill Notizen über Seuse, die auf Meyer zurückgehen, benützt hat, seine Angaben also Glaubwürdigkeit besitzen.

1) Ueber ihn s. Steill, Ephemerides II, 1692; Preger, Geschichte der deutschen Mystik II, 251—253; König im Freiburger Diöcesan-Archiv XIII, 131, 194 ff.; P. Albert in Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins 1898, 255—263.

Dabei bleibt allerdings auffallend, daß Meyer in mehreren seiner Schriften, wo er Seuse berührt, so im Chronicon de praedicatoribus,[1]) im Liber de illustribus viris ordinis fratrum praedicatorum [2]) und im Leben der 32 ersten Meister des Predigerordens [3]) so gut wie nichts über den schwäbischen Mystiker mittheilt, was er nicht aus dessen Schriften entnommen haben könnte.

Was Spätere über Seuse's Heimat und Eltern sagen, ist von geringerer Wichtigkeit, da sie fast nur das schon Bekannte reproduciren. Aus dem Prolog der zweiten Druckausgabe hat Surius in seiner lateinischen Uebersetzung von Seuse's Werken (Coloniae 1555 und 1588, praefatio) seine Angaben herübergenommen und nennt Seuse Henricus Montensis. Ganz wie Steill und schon vor ihm, man möchte meinen nach derselben Quelle, berichtet Murer,[4]) ähnlich, nur meist kürzer gefaßt, sind die Angaben bei Bucelinus,[5]) Quétif et Echard,[6]) J. F. Speth,[7]) G. Cave,[8]) Gerbert.[9])

I.

Aus dem Vorstehenden geht zunächst soviel hervor, daß die Annahme, Seuse entstamme väterlicherseits einem Rittergeschlechte von Berg, als gesichert gelten darf. Denn wir haben zwei von einander unabhängige Zeugen: die Ausgabe von 1512 und Steill bezw. Murer, dazu eine Fluth von späteren Bestätigungen, und auch von den Neueren, die über Seuse geschrieben haben, widerspricht

1) Mone, Quellensammlung I, 221.
2) Mone, a. a. O. II, 157.
3) Adelhauser Sammelband im Stadtarchiv Freiburg Bl. 303.
4) Helvetia sancta, 1648, 315.
5) Constantia Rhenana 1667, 280.
6) Scriptores ordinis Praedicatorum I (1719), 653.
7) Dreiteilige Beschreibung der Stadt Konstanz 1733, 212.
8) Scriptorum ecclesiasticorum historia litteraria II (1745), 336.
9) Historia Nigrae Silvae II (1788), 140, 185.

keiner. Es ist begreiflich, daß man jenes Geschlecht von Berg, dem Seuse angehört, nun auch näher zu bestimmen suchte, doch bis jetzt mit geringem Glück. Es ging dabei ganz ähnlich wie bei seinem, gut 100 Jahre älteren, an Geist und Charakter (mutatis mutandis) ihm einigermaßen nahestehenden Landsmann Hartmann von Aue, dessen Geschlecht in Schwaben genauer zu lokalisiren allen Nachforschungen bis jetzt nicht gelungen ist.

Es ließe sich bei Seuse zunächst denken an das in Oberschwaben hochangesehene Grafengeschlecht, das sich nach seinem Stammsitz Berg, Oberamt Ehingen a. D. nannte.[1]) Der Name Heinrich kommt in diesem Geschlechte im 13. und 14. Jahrhundert wiederholt vor, doch starb es schon 1345 aus. Ein Zweig hatte schon im 13. Jahrhundert die Herrschaft Burgau an der Mindel, Regierungsbezirk Schwaben, nebst dem Markgrafentitel erworben und in dieser Linie erscheint bis zu ihrem Aussterben 1301 der Name Heinrich constant als der des Familienhauptes. Es ließ denn auch Weyermann[2]) Heinrich Seuse zu Jettingen an der Mindel im Burgauischen geboren sein, leitet aber sein Geschlecht doch auffallenderweise von den Grafen von Montfort in Baduz ab. Uebrigens hatten die Grafen von Berg bei Ehingen auch gleichnamige Ministerialen, die im 13. und 14. Jahrhundert als „von Berge", „advocati de Berge",[3]) ferner als Herrn von Berg-Oepfingen[4]) (Oberamt Ehingen) vorkommen.

1) Oberamtsbeschreibung von Ehingen, 1893, 74—78; Ch. Fr. v. Stälin, Wirtembergische Geschichte II, 352 ff., III, 655 ff.; Wirtembergisches Urkundenbuch (im Folgenden mit WUB citirt), Bd. VI u. VII s. v. Berga.

2) Nachrichten von Gelehrten u. s. w aus Ulm, 1798, 499. Ebenso schon in „Zufällige Relationen von alten und neuen denkwürdigen Geschichten und Urkunden", Ulm 1717, 331.

3) Dominus Heinricus (dictus) advocatus de Berge wird urkundlich genannt von 1252—1276 in WUB IV, 289; V, 194, 330; VI, 347, 349, 385, 419; VII, 68, 147, 373—375, 438.

4) Von diesem Geschlecht leitet E. Böhmer in Giesebrechts Damaris 1865, 291 Seuses Geschlecht ohne jeden Beweis ab.

Adelige Herren waren auch gesessen zu Berg Oberamt Ravensburg[1]) und zu Berg bei Raderach Oberamt Tettnang.[2]) Zahlreiche Orte Namens Berg gab es und gibt es noch in der nördlichen Schweiz, besonders im Kanton Thurgau und Zürich.[3]) Sitz eines adeligen Geschlechts war unter andern Berg am Irchel[4]) bei Eglisau im Thurgau, ferner Berg, eine halbe Stunde von Arbon, St. Gallen zu gelegen, wo 1243 neben einem Heinricus villicus (Maier des Klosters St. Gallen) ein Rudolfus miles de Berge, Ministeriale von St. Gallen erscheint.[5]) Nach diesem Berg bei Arbon oder nach einem anderen Berg zwischen Andwil und Weinfelden, Konstanz zu gelegen, scheint ein Ulricus de Berge, miles zu gehören, der im 13. Jahrhundert wiederholt in Urkunden vorkommt.[6]) Derselbe war wohl Ministeriale des Bisthums Konstanz oder der

---

1) Hainricus de Berge 1258 in einer Weissenauer Urkunde, WUB V, 236.

2) WUB V, 274: Wernherus de Berge 1258 (die Beziehung auf Berg O.A. Tettnang ist jedoch nicht sicher). Fürstenb. Urkundenbuch V, n. 140, 9: Albertus de Berge 1289; a. a. O. V, n. 382: Wernher von Berge, Ritter, Jäk von Berge, dessen Bruder, und Peter von Berge, Lehensträger der Anna von Mettenbuch (Bezirksamt Pfullendorf) 1323. Dieses Geschlecht wird von Kärcher, wohl mit Unrecht, im Hegau gesucht. Jäk von Berge ist, wie es scheint, identisch mit dem, Codex diplom. Salemitanus ed. Weech III, 428 genannten Jacobus de Berge, Vogt von Ravensburg 1328, vergl. l. c. III, 162, 222.

3) S. besonders den liber decimationis cleri Constantiensis von 1275 in Freib. Diöc.-Archiv I, 165, 168, 217 f.; H. Oesterley, Histor. geogr. Wörterbuch des deutschen Mittelalters 1883, 53; Züricher Urkundenbuch I, 372.

4) 1240 Ritter H. von Berge, s. J. A. Pupikofer, Geschichte des Thurgaus I, 2. A. 502.

5) Wartmann, Urkundenbuch der Abtei St. Gallen III, 103 (= Züricher Urkundenbuch II, 96), vgl. S. 795, 812, 832.

6) 1257 Cod. diplom. Salem. I, 369; 1261 Reg. episcoporum Constantiensium I, n. 2036; 1266 l. c. I, n. 2132.

Abtei St. Gallen.[1]) Ob der in einer Petershauser Urkunde von 1276[2]) sowie in einer Konstanzer Spitalurkunde von 1281[3]) als Zeuge genannte Ulricus de Berg[e] identisch ist mit dem eben genannten Thurgauer Ritter, wird schwer zu entscheiden sein, doch liegt die Vermuthung nahe. Derselbe urkundet mit und neben Konstanzer Patriziern und gehört allem nach auch zu den cives Constantienses, wobei indeß zu beachten ist, daß in Konstanz im 13. Jahrhundert die Scheidung zwischen cives und milites keine so schroffe war, wie theilweise in anderen Städten.[4]) Es hat ziemlich viel Wahrscheinlichkeit, daß dieser Ulricus de Berge das Bindeglied bildet zwischen dem Thurgauer Rittergeschlecht von Berg und dem bald zu erwähnenden gleichnamigen Konstanzer Patriziergeschlecht. Es kam manchmal, wenn auch nicht gerade häufig vor, daß Ministerialen des Bischofs, die zum niederen Adel gehörten, in die Stadt zogen und sich durch Wechselheirathen mit den vornehmeren Kaufmannsfamilien verbanden. In der Regel gaben sie sogar, wenigstens ist das für Basel und Straßburg nachgewiesen, in der Folge ihren ursprünglichen eigenthümlichen Charakter auf.[5]) Der blühende Handel versprach reichen Gewinn und die Theilnahme an dem städtischen Regiment, welches noch ganz in den Händen des Patriziates lag, gab größeren Einfluß, als er sonst meist einem der zahlreichen niedrigen Adeligen vergönnt war. Umgekehrt kommt auch der Fall wiederholt vor, daß Mitglieder altbeglaubigter Bürgerfamilien zur Ritterwürde emporstiegen und bischöfliche Lehen erhielten.[6])

---

1) Pupikofer, a. a. O. I[2], 470; Reg. ep. Const. I, 332.
2) K. Beyerle, die Konstanzer Rathslisten des Mittelalters, 1898, 57.
3) Ph. Ruppert, Urkunden des Konstanzer Spitals, in Konstanzer geschichtliche Beiträge, 3. Heft, 1892, 31.
4) Beyerle a. a. O. 13.
5) G. v. Below, der Ursprung der deutschen Städteverfassung 1892, 114.
6) E. Gothein, Wirthschaftsgeschichte des Schwarzwaldes I (1892), 184; Ph. Ruppert, Konstanzer gesch. Beiträge, 4. Heft, 1895, 4 f.

Die socialen Verhältnisse waren eben in stetem Fluß. Das Erstere, daß Ministerialen im Patriziat der Stadt erscheinen, ist z. B. der Fall bei der unzweifelhaften Ministerialenfamilie der Roggwiler, die seit 1262 unter den Bürgern angeführt werden und seitdem bei diesen bleiben,[1]) und bei dem ursprünglich thurgauischen Rittergeschlecht der Tettikofer.[2])

Unsicher bleibt, ob der 1298,[3]) 1301[4]) und 1307[5]) zu Konstanz bezw. Reichenau urkundende dominus Ulricus de Berge (Bergo), canonicus ecclesiae sancti Johannis Constantiensis dem Geschlecht von Berg bei Ehingen,[6]) oder dem im Thurgau bezw. Konstanz ansäßigen zugehört; letzteres dürfte durchaus wahrscheinlicher sein. Auch bezüglich des B. dictus de Berch, der als sacerdos et capellanus des Abts von Reichenau in einer Urkunde von 1271 vorkommt,[7]) wird Sicherheit schwer zu erlangen sein.

Auch Rhätien hatte ein adeliges Geschlecht von Berg. Bucelinus[8]) läßt denn auch Seuse's Familie aus Rhätien nach Konstanz eingewandert sein. Da auch kein einziger Grund für diese Annahme spricht, so vermuthet Kärcher[9])

---

1) Ruppert a. a. O., 3. Heft, 25 f.: Reg. ep. Const. I, n. 2569; Gothein, a. a. O. I, 185.

2) Reg. ep. Const. I, 346; Pupikofer, a. a. O. 1², 518.

3) Cod. dipl. Sal. II, 538.

4) Reg. ep. Const. II, n. 3208, 3219. Die letztere Urkunde, ausgestellt am 12. Mai 1301, ist beachtenswerth: Propst Konrad und Kapitel von St. Johann Konstanz, denen ihr Mitchorherr Ulrich von Berge seine Besitzungen und Weinberge bei Tägerweilen (unweit Konstanz) übergeben hat, weisen für den Fall seines Todes seiner Mutter und Schwester seinen von ihm bedeutend verbesserten Hof an. Bischof Heinrich genehmigt das vor ihm geschehene Vorstehende.

5) Cod. dipl. Sal. III, 129.

6) So Weech in Cod. dipl. Sal. II, 585; III, 470.

7) Ph. Ruppert, a. a. O., 3. Heft, 28.

8) Const. Rhenana 300, vgl. Weyermann, a. a. O. und Marmor, Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz 1860, 30.

9) Freib. Diöces.-Archiv 1868, 202.

wohl mit Recht, Bucelinus habe sich hier von seinem Lokalpatriotismus (er hielt sich längere Zeit als Benediktinerprior in Feldkirch auf) leiten lassen.

In Ueberlingen, wo man es zumeist vermuthen sollte, da sich die Seuse-Tradition in erster Linie an diese Stadt heftet, findet sich von einem dort ansäßigen adeligen Geschlecht von Berg, wenigstens in älterer Zeit, keine Spur. Ein solches ist weder genannt in dem Ueberlinger Geschlechterbuch von Georg Hahn, umfassend die Zeit von 1225—1595 (herausgegeben von H. Sevin 1889), noch in dem reichen Urkundenbestand des dortigen Stadt- und Spitalarchivs, der durch Dr. Roder neu geordnet und repertorisirt worden ist.[1])

Wenn nicht in Ueberlingen, so sollte doch wenigstens im Hegau, jenem „schönen Stück deutscher Erde, was dort zwischen Schwarzwald und schwäbischem Meer sich aufthut",[2]) der Sitz der Familie von Berg sich auffinden lassen! Auf diese Gegend deutet der Prolog der Augsburger Ausgabe von 1512 hin, dorthin würde die poesiereiche Gestalt Seuse's sehr gut passen, dorthin verweisen auch fast alle neueren Biographen Seuse's.[3]) Aber auch hier ist das Suchen so gut wie vergeblich. Kindler von Knobloch im Oberbadischen Geschlechterbuch[4]) verzeichnet kein Hegauer Geschlecht von Berg.[5]) Der Verlegenheit

1) Erwähnt sei übrigens, daß in einem Franziskaner-Anniversarienbuch, das Stiftungen von 1398 an enthält (Pfarrerarchiv Ueberlingen), auf den 27. März der Jahrtag einer frow Adelheit Bergerin, Hainrich Bergers wirtin, und auf den 16. Oktober der ihres Mannes Hainrich Berger verzeichnet ist.

2) V. von Scheffel, Ekkehard S. 1.

3) W. Preger, a. a. O. II, 348; F. Vetter, Ein Mystikerpaar des 14. Jahrhunderts 1882, 27; Ph. Strauch, Allgemeine deutsche Biographie XXXVII, 169.

4) I (1898), 54.

5) Nur eines „am Berge" zu Neuenburg in der Schweiz (Klaus 1349, 1363; Berchtold 1383, 1394 u. s. f.) und ein bürgerliches „Berger" zu Breisach (Hartung 1332, Klawes 1347).

suchte neuestens H. Sevin[1]) durch eine ebenso kühne als phantasievolle Combination ein Ende zu machen. In der Süßenmühle bei Sipplingen, eine Stunde von Ueberlingen entfernt, will er die solange vergeblich gesuchte mütterliche Heimat des Predigermönches gefunden haben. Seuse's Vater dagegen gehörte nach ihm dem berühmten Grafengeschlechte von Heiligenberg im Linzgau an, das durch sein Eintreten für die Staufischen Interessen verarmt, 1277 die ganze Herrschaft hatte verkaufen müssen. „Was Wunder," ruft Sevin aus, „wenn ein Sohn dieses Geschlechtes mit dem in demselben so gebräuchlichen Namen Heinrich das wohlhabende und zweifellos sehr schöne (sic!) Müllerstöchterlein (von der Süßenmühle) heirathete, dessen Geschlechtsname der Sohn bei seinem Eintritt in's Kloster annahm, und zwar in lateinischer Zunge Amandus, wie in deutscher Süse." Das klingt wie ein Roman, ist auch wohl nicht mehr als ein solcher. Die Möglichkeit, daß die Süßenmühle die Heimat von Seuse's Mutter sein könnte, soll nicht durchaus abgeleugnet werden, aber besonders wahrscheinlich ist es nicht (s. darüber später unter II). Eine Beziehung zu den Grafen von Heiligenberg läßt sich ferner in keiner Weise darthun. Seuse's Vater gehörte allemnach nicht dem höheren, sondern dem niederen Adel an, und schwerverständlich wäre auch, warum er dann bloß „von Berg" genannt wird.[2])

Die Nachforschung nach Seuse's väterlichem Stammbaum ist, wie das Vorhergehende zeigt, bis jetzt über ein

1) Kaiser Rotbarts Fronhof. Ueberlingen 1900, 71.

2) In Urkunden des 12. Jahrhunderts wird wohl mitunter bloß Berg statt Heiligenberg gesagt (s. Krieger, topograph. Wörterbuch von Baden 1898, 251 f.), aber später kaum mehr. Der 1252, 1257, 1260 (WUB IV, 289; V, 194; V, 330) genannte Heinricus dictus advocatus de Berge war wohl nicht Graf von Heiligenberg, sondern Ministeriale der Grafen von Berg bei Ehingen, wie WUB VI, 520 richtig gestellt ist; vgl. auch oben S. 50.

negatives Resultat kaum hinausgekommen. Auf ein todtes Geleise wurde sie namentlich dadurch geführt, daß man[1]) es als sicher hinstellte, in Konstanz habe ein adeliges Geschlecht von Berg überhaupt nicht existirt, da es weder in Konstanzer Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts, noch in den erhaltenen Verzeichnissen[2]) Konstanzer edler Geschlechter zu finden sei. Und doch weist uns auf Konstanz schon die oben angeführte Notiz Steill-Murers hin, denn das zuerst genannte Konstanz soll doch wohl den Heimatort des Vaters, Ueberlingen den der Mutter bezeichnen. Daß Seuse's Vater von Konstanz stammte, läßt sich nun auch urkundlich mit ziemlicher Sicherheit erweisen.

Wir haben wieder anzuknüpfen an den schon genannten Konstanzer Patrizier Ulricus de Berge (1276, 1281), der wahrscheinlich von einem thurgauischen Rittergeschlecht abstammt. Wir kennen noch weitere Glieder derselben Familie. In einer Urkunde des Dominikanerinenklosters Wil bei Konstanz von 1286[3]) treten als Zeugen auf neben zwei Konstanzer Dominikanern (Hainr. de Bienburch und Herm. de Scafusa) und etlichen Klerikern eine Anzahl Konstanzer Patrizier, unter ihnen an vorletzter Stelle Cunradus dictus Tuchscherer de Berge. Die Urkunde ist allem nach als Rathsurkunde aufzufassen.[4]) Bis ins 14. Jahrhundert hinein waren in Konstanz nur Mitglieder der Geschlechter rathsfähig.[5]) Konrad von Berg gehörte also zum Patriziat der Stadt und muß ein angesehener Mann gewesen sein.

---

1) Namentlich Kärcher in Freib. Diöc.Archiv 1868, 193 gestützt auf den früheren Konstanzer Archivar Dr. Marmor.

2) Zwei solcher Verzeichnisse aus den Collectaneen des Chronisten Chr. Schulthaiß sind abgedruckt bei Beyerle, Konstanzer Rathslisten 240–243. Beyerle, Grundeigenthumsverhältnisse und Bürgerrecht im mittelalterlichen Konstanz I, 1 (1900), 111 zeigt, daß die Verzeichnisse unvollständig sind.

3) Fürstenberg. Urkundenbuch V, 198; Beyerle Rathslisten 68 f.

4) Zum Beweis vergl. Beyerle a. a. O. 6, 15, 19.

5) Beyerle a. a. O. 25 f.

Aus dem Beisatz dictus Tuchscherer[1]) wird eine sichere Folgerung kaum zu ziehen sein. Vielleicht hatte sein Träger Beziehung zu dem Gewerbe der Wollweber oder Tuchmacher. Manche Patrizier verschmähten auch vornehmere Handwerke nicht.[2])

Für die nächste Zeit verschwindet die Familie von Berg mangels an urkundlichen Nachweisen aus dem Gesichtskreis, zur Zeit der großen Zunftbewegungen in Konstanz taucht sie wieder auf. Die von 1376 an (mit Ausnahme der Jahre von 1392—1415) erhaltenen Rathsbücher verzeichnen in den Rathslisten wiederholt Mitglieder der genannten Familie. Schon 1376 und bis 1389 noch neunmal erscheint C. (= Cuntz von Berg[e] als Mitglied des auf 140 Mann verstärkten Rathes, theils als Zunftmeister (1376, 1381, 1382, 1384, 1385, 1386, 1389)[3]) theils als einfacher Zunftgenosse (1377, 1379, 1380).[4]) Wahrscheinlich stand er auch in den verlorenen Rathslisten vor 1376, etwa seit dem Siege der Zünfte über die Patrizier 1371. Daneben findet sich einmal 1387 B. (= Berthold) von Berg als Zunftmeister in den Rath gewählt.[5]) Die Erscheinung, daß Patrizier in den Reihen der Zünfte auftreten, darf nicht überraschen. Auch in Konstanz war wie anderwärts die Vorherrschaft der Geschlechter gestürzt worden. Daher zogen es manche Patrizier vor, in die mächtigen Zünfte einzutreten, selbst sich an deren

---

1) Zum Ausdruck vgl. G. Schmoller, Die Straßburger Tucher- und Weberzunft 1879, 364, 418, 445.

2) Für Straßburg zeigt dies M. Foltz, Beiträge zur Geschichte des Patriziats, Marburger Diss. 1899, 35.

3) Beyerle, a. a. O. 95, 102, 103, 106, 107, 108, 112.

4) A. a. O 94, 99, 101.

5) A. a. O. 110. Es ist sicherlich derselbe Bertold von Berge, der nach einer Urkunde von 1360 (Ruppert, Konstanzer gesch. Beiträge, 3. Heft, 75) der Raite (Almosenpflege) eine Gült von seinem Haus in der Paulsgasse, genannt „zu der Täschen" verkauft. Ueber dieses Haus s. Marmor, Topographie 180.

Spitze zu stellen, um so eine größere Rolle spielen zu können.[1]) War doch der Rath der Zunftmeister in Konstanz 1386 genöthigt, durch ein eigenes Statut Vorkehrung zu treffen, daß nicht die alten Geschlechter in den Zünften zu stark würden.[2]) Nach dem Jahre 1389 verschwinden die von Berg wieder aus den Rathslisten, was wohl mit dem dritten Zunftaufstand vom 18. Januar 1389 zusammenhängt, infolge dessen sämmtliche Zunftmeister und fast alle aus der Gemeinde aus dem Rath entfernt wurden.[3]) Angefügt sei noch, daß der von Kindler von Knobloch[4]) angeführte Johann Berger 1384 Domherr zu Konstanz, wohl nicht zu der Familie Berger von Breisach (vgl. oben S. 54), sondern zu den Konstanzer von Berg zu stellen ist.

Wir haben die Geschichte des Konstanzer Geschlechtes von Berg deßhalb so eingehend behandelt, weil es sich nach unserer Ansicht um die Familie handelt, der Seuse von Vaterseite her entstammt.[5]) Vielleicht werden neue Urkundenpublikationen noch mehr Licht darüber verbreiten. Kann die gedachte Annahme vorläufig auch nicht zur vollen Sicherheit erhoben werden, so ist sie sicherlich doch viel probabler als die bisherigen. K. Bihlmeyer.

(Schlußartikel folgt.)

---

1) Gothein, Wirthschaftsgesch. I, 343; G. v. Below, das ältere deutsche Städtewesen und Bürgerthum 1898, 96.

2) Gothein, a. a. O. I, 343.

3) Beyerle, a. a. O. 113.

4) Oberbadisches Geschlechterbuch I, 54.

5) Damit stimmt auch am besten, was Seuse in seiner Vita erzählt (Denifle I, 180): Als er durch ein böses Weib so schmählich verleumdet worden war, kam einer seiner „leiblichen Freunde" (Blutsverwandten) zu ihm, und machte ihm den Vorschlag, ihn an der „Gottesmörderin" zu rächen, indem er sie heimlich von der langen [Rhein]Brücke ins Wasser hinabstoße und ertränke.

V.

Glas und Glasgemälde.

1. Das Glas wurde schon in alter Zeit vielfach verwendet, hauptsächlich zu Gefäßen, seltener zu Fenstern. Aus der altchristlichen Zeit stammen die sogenannten Goldgläser mit Bildern aus Goldblättchen auf dem Boden, geschützt durch eine dünne Unterfangsschicht, ganz ähnlich wie später die Goldglaswürfel hergestellt wurden zur Glasmosaik. In der christlichen Symbolik wurde das Glas als Gleichnißbild auf die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter Maria bezogen, so von Walther von der Vogelweide. Auf alten Bildern der Verkündigung Mariä kommt als Abzeichen vor die Lilie in durchsichtigem Glase. In dem Hymnus „Dies est laetitiae“ lautet die dritte Strophe:

»Ut vitrum non laeditur
Sole penetrante
Sic illaesa creditur
Post partum et ante.«

„Wie Glas, vom Strahle der Sonne durchfunkelt,
Von seiner Klarheit nichts verliert,
So bleibt auch himmlisch lauter die Jungfrau,
Die uns die Sonne des Himmels gebiert!“

Auf Bildern des Mittelalters ist zuweilen ein Glasgefäß oder eine Glaskugel Abzeichen Gottes als Sinnbild der himmlischen Lichtwelt, des reinsten Lichtstoffes (Menzel, Symbolik I, S. 335). Daher auf alten Bildern der Schöpfung, zumal in gemalten Fenstern, Gott zuerst eine durchsichtige Glaskugel vor sich hält als Sinnbild der

himmlischen Lichtwelt vor der Schöpfung des irdischen Sternenhimmels. In einem Glasfenster des Ulmer Münsters ist die Schöpfung in mehreren Abtheilungen dargestellt. Zuerst hat Gott eine weiße, hellglänzende Kugel vor sich (der leere Raum), dann eine weiß, roth und blau gestreifte Kugel (Scheidung der Elemente), drittens eine blaue Kugel, mit Sternen besäet (Sternenhimmel), endlich eine blaue Kugel (Meer), auf der sich die grüne Erde mit Bäumen befindet. Auf Bildern der Eyck'schen Schule hält Gott Vater zuweilen eine glänzende Glaskugel in der Hand. Derselben Symbolik entspricht das Gott dem Vater zugetheilte durchsichtige Krystallscepter in derselben Malerschule, z. B. auf dem berühmten Genter Altare.

2. Die Fenster wurden anfangs durch dünne Häute, dann auch durch Papier, das man in Oel tauchte, verwahrt. Die Handwerker, welche dieses in Oel getauchte Papier für den Fensterverschluß zubereiteten, hießen „Sliemer". Auch überzog man die Fenster und Laternen mit durchscheinenden Hornplatten. In Italien schloß man die Fenster mit dünn gesägten und halb durchsichtigen Marmorplatten oder auch mit Teppichen. Von dieser Sitte soll es stammen, daß man auch heute noch den Fensterverschließungen ein Teppichmuster gibt oder auch irgend ein geometrisches Gittermuster, weil die Fenster auch mit fein durchbrochenen Steingittern verschlossen wurden. Die Stadt Wien zeichnete sich schon früh durch den Gebrauch der Glasfenster aus; der Kanzler Aeneas Sylvius führt es im Jahre 1450 als etwas Besonderes an, daß die Häuser in Wien gläserne Fenster hatten.

In England wurden die Fenster an Wohnhäusern infolge der hohen Fenstersteuer in thunlichst geringer Anzahl, aber so breit als möglich, angelegt. Am liebsten wurden Butzenscheiben verwendet. Die Butzenscheibe, auch Mondglas oder Gallglas genannt, ist eine runde, gewöhnlich grünliche Fensterscheibe von 10–15 cm Durchmesser, die in der Mitte,

wo das Blasrohr des Glasbläsers angesessen hat, eine Erhöhung, den Butzen, die Galle, und meist auch einen erhöhten Rand hat. Namentlich für Kirchen wurde ein etwas grünliches Glas verwendet, weil dieses den Lichtstrahl angenehmer bricht als hell durchsichtiges Glas. Zu den Fensterverbleiungen gebrauchte man meist nicht gezogenes, sondern gegossenes Blei wegen der ungleich größeren Dauerhaftigkeit des letzteren. Man nahm farbloses Glas und faßte dasselbe durch Bleistreifen in mannigfachen Zeichnungen zusammen, so daß sich ein Netz von geometrischen Ornamenten in großer Abwechslung über die Fenster zog.

Die Glaser verehrten im Mittelalter den hl. Evangelisten Lukas, den Patron der Maler, weil zur Zeit der Blüthe der Glasmalerei die Glaser mit den Malern eine Zunft bildeten. In der Schrift „Die Schutzheiligen" (Paderborn bei Schöningh) liest man S. 231: „Als Patrone der Glaser werden auch noch genannt von Radowitz (Ikonographie) der hl. Jakobus Allemannus und von Dompropst Zenolly der hl. Serapion. In Frankreich war nach dem Zeugnisse Cahier's (Charactéristiques des Saints) der hl. Evangelist Markus Patron der Glasarbeiter (vitriers et lanterniers); denn in Venedig, dessen Patron St. Markus war, erlangte schon im frühen Mittelalter die Glasindustrie eine große Vollendung, und von dort kam diese Industrie und mit derselben auch das genannte Patronat nach Frankreich. Die Glaser führten im Wappen ein gothisches Fenster oder Handwerkszeug in silbernem Felde." Manche nehmen an, die romanischen Fenster seien deshalb so klein gewesen, weil vor der allgemeinen Einführung des Glases der Fensterverschluß sehr theuer war. Die gothischen Fenster wurden bedeutend größer gemacht, weil man damals schon regelmäßig Butzenscheiben oder Glasgemälde einsetzte; die Verbleiung beider bildete ein Netzwerk, und deshalb nannte man die Glaser früher „Glasstricker".

3. Die hohen farbigen Glasfenster in den Kirchen

stellen den Gläubigen durch ihre Farbenpracht die Herrlichkeit des himmlischen Jerusalem vor Augen. Das äußere Licht, welches in die Kirche fällt, muß durch die Glasmalereien hindurchgehen, um vermittelst der heiligen Gegenstände, welche sie enthalten, erst die Weihe zu empfangen. Das größte Fenster ist immer der Chorschluß, um das Licht von Osten in reichster Fülle aufzunehmen. Die Bedeutung der Glasgemälde in den Kirchen wird von dem Bischofe Eberhard von Trier in der folgenden bemerkenswerthen Weise erklärt: „Wenn unsere Väter die herrlichen gothischen Kirchen bauten, ließen sie nicht zu, daß das helle Sonnenlicht, wie es in die Bürgerhäuser hineinscheint und zu irdischen Beschäftigungen leuchtet, so auch in die Kirche hineinleuchte. Sie gestatteten es nicht, daß man durch das weiße Fensterglas in den Kirchen noch die Gebäude und alle die irdischen Dinge draußen sehen und an sie in Zerstreuung seinen Blick heften konnte. Darum haben sie die Fensterscheiben mit Glasur überzogen; die Gluth der Farben zündeten sie am Fenster an, und die Gestalten der Heiligen deckten den zerstreuenden Ausblick, damit der Geist ungestört in heiliger Betrachtung sich versenke. Ein ähnliches soll der Christ geistiger Weise thun, wenn er die Kirche betritt. Der Schleier der Vergessenheit soll über die zerstreuenden Außendinge gezogen werden, die höhere Welt soll ihm aufgehen; heilige Bilder sollen durch seine Erinnerung ziehen und höhere Betrachtung soll seinen Geist beschäftigen."

Der hl. Hieronymus erwähnt für die Kirchen schon Glas in Holzrahmen (vitrum lignis inclusum), Sidonius Apollinaris († 484) grünes Glas mit bunten Figuren. In den alten Basiliken kamen Glasfenster vor, und Prudentius berichtet, daß zu seiner Zeit farbiges Glas angewendet wurde. Um das Jahr 930 erhielt Kloster Reichenau Fenster, die aus kleinen Rundscheiben zusammengesetzt waren. Eigentliche Glasmalerei finden wir urkundlich erst erwähnt im elften

Jahrhundert. Diese Kunst wurde zuerst[1]) geübt im Kloster Tegernsee in Bayern durch die dortigen Benediktiner, die eine eigene Glashütte errichteten. Von nun an breitete sich diese Kunst rasch in alle Länder aus. Die Fenster der Kirche — so sagt P. Alan O. S. B. in den christlichen Kunstblättern (95, 12) — sind gleichsam die Pforten, durch welche das Himmelslicht eindringt und das Auge der Gläubigen zum Himmel emporzieht; daher ist es ganz begreiflich, daß zu allen Zeiten, und besonders als die Größe der Fenster wuchs, die Malerei auch dieser Flächen sich bemächtigte, um sie mit leuchtendem Ornamente und Bildwerk zu füllen und das Sonnenlicht für den heiligen Raum gewissermaßen zu verklären.

In der gothischen Zeit bestand die Technik der Glasmalerei darin, daß man auf farbigen, der Zeichnung möglichst entsprechenden Glasstücken mit sogenanntem Schwarzloth in dickeren und dünneren Schichten die Contouren oder Schattirungen auftrug und sodann die einzelnen Stücke mosaikartig mittelst Bleistreifen verband. Die wirkliche Glasmalerei besteht in der Kunst, auf Glas in unveränderlicher Farbe durch Einschmelzen derselben Gemälde herzustellen. Bezüglich der Glassorten wurden besonders drei Gattungen oder Texturen verwendet: Antik-Kathedralglas, gegossenes Kathedralglas und gewöhnliches Farbenglas.

Das Antik-Kathedralglas ist stark im Glase, uneben und wellig in der Textur, mit vielen Rauhheiten und Ungleichheiten versehen, dafür sehr brillant in der Farbe, und eignet sich besonders für monumentale Glasmalereien

---

1) Nach F. X. Kraus, Gesch. der christl. Kunst II. 1. (Freiburg 1897) S. 24 u. 252—253 sind gemalte und figurirte Glasfenster bereits in der Karolingerzeit nachweisbar. „Solche gemalte Glasfenster werden sowohl in Westfalen als in St. Gallen im 9. Jahrhundert erwähnt". Doch fügt er hinzu: „Für weite Kreise scheint Tegernsee, wo zu Anfang des 11. Jahrhunderts zahlreiche Bestellungen eingingen, den Bedarf gedeckt zu haben". A. d. R.

im strengen, alten Stile. Das gegossene Kathedralglas ist ebenfalls stark im Glase, durch das Gießen auf einer Seite rauh und uneben, daher mehr durchscheinend als durchsichtig, ohne matt zu sein, und eignet sich gut für monumentale und ornamentale Glasmalerei im alten und neuen Stile. Wegen seiner rauhen Seite braucht es nicht wie das gewöhnliche Glas mit einem matten Ueberzuge vor dem Durchbrechen der Sonnenstrahlen geschützt zu werden, und ist deshalb auch viel lebendiger und in der Farbe intensiver und brillanter als das gewöhnliche Glas. Das gewöhnliche Farbenglas, mäßig stark und glatt, ist mehr für moderne und profane Arbeiten angezeigt. So schön und dauerhaft auch die farbigen Gläser und Glasmalereien sind, so muß doch in der Anwendung ein richtiges Maß eingehalten werden, entsprechend den Raum- und Lichtverhältnissen des Gotteshauses. Für kleinere gothische Kirchen dürfte es hinreichend sein, blos das Presbyterium mit Glasgemälden zu versehen und die Fenster des Kirchenschiffes hell und licht zu lassen. Für die Fenster des Schiffes wären dann entweder Butzenscheiben mit farbiger, stilgerechter Bordüre, oder auch einfach graue Fenster mit entsprechender Bordüre angezeigt.

Die ältesten gemalten Fenster, welche noch bis auf unsere Zeit aufbewahrt blieben, sind die im Dome zu Augsburg, fünf an der Zahl mit alttestamentlichen Darstellungen. In der Zeit der Gothik haben namentlich die Deutschen und die Niederländer in der Glasmalerei sich ausgezeichnet und die Kirchen nicht nur in ihrer Heimat, sondern auch in Spanien und England mit ihren Werken geschmückt. In Italien waren es besonders die Dominikaner, welche diese Kunst pflegten. Der Stil der Glasgemälde folgte in der romanischen Periode mehr dem der Mosaik, und in der gothischen nach Ornament und Bild dem der reicheren Teppichmalerei. Diese Kunst erhielt große Vortheile gegen Ende des 14. Jahrhunderts durch die wichtige

Erfindung der Schmelzmalerei. In manchen Fällen hat man des Guten zu viel gethan, sowohl durch Teppichformen als auch durch Figuren, welch letztere nicht selten zu groß und zu plastisch erscheinen, während jede Darstellung in den Fenstern den Charakter eines aufgehängten, flach gestärkten Vorhanges an sich tragen soll. Auch was von Architektur erscheint, hat nichts mit dem reizvollen Wechselspiele der Perspektive zu thun; Säulen, Gewölbe rc. sind streng dekorativ zu behandeln.

Die Blüthezeit der Glasmalerei war das 15. und 16. Jahrhundert. Frankreich, England und die Niederlande hatten große Meister in dieser Kunst aufzuweisen, z. B. Henriet, Monier de Blois, Abraham von Diepenbrock. In Deutschland erwarb sich Albrecht Dürer um dieselbe große Verdienste. Diese Kunst verfiel im 17. Jahrhunderte und hörte im 18. Jahrhundert, verdrängt durch die Mode, beinahe ganz auf. Nur in England wurde sie noch, wenn auch meistens von ausländischen Meistern, weiter gepflegt. Unter Jakob I. stiftete der Niederländer Bernhard van Linge, den man als den Vater der neueren Glasmalerei ansehen kann, eine Schule, die sich bis auf die neuere Zeit erhalten hat. Im 17. und 18. Jahrhunderte zeichneten sich als Glasmaler aus: Eginton zu Birmingham und Wolfgang Baumgartner zu Kufstein († 1761). In Deutschland ist die Glasmalerei erst im 19. Jahrhunderte wieder erstanden, namentlich durch Moser in Dresden und Michael Siegmund Frank in Nürnberg, der später als Glasmaler in München angestellt wurde bei der königlichen Porzellan-Manufaktur. König Ludwig ließ zwei Fenster des alten Domes zu Regensburg mit solchen Glasmalereien versehen. Man kann sagen, daß die Wiederbelebung dieser schönen Kunst in neuerer Zeit von Bayern ausging.

Darfeld (Westfalen). Dr. Heinrich Samson, Vicar.

V.

Die Aechtheit der Reliquien.

Unter den ausgemachten Wahrheiten, an die ein Starkgeist, auf der Höhe der Zeit thonender Gebildeter glauben muß, steht an erster Stelle die Unächtheit aller in katholischen Kirchen verehrten Reliquien, und die Unächtheit und Fälschung sind so allgemein und selbstverständlich, daß kein Wort darüber zu verlieren. Es ist ein Kennzeichen, Beweis ächter, höchster Bildung — oder auch Unbildung — auf eine sachliche Erörterung gar nicht einzugehen.

Dergleichen hörten wir auch bei der letzten Zeigung (1898) des Leichentuches Christi im Dom zu Turin, die mittelst der Photographie darauf entdeckten Bilder, vielmehr Abdrücke des heiligen Leichnams wurden kurzweg als Werk eines Fälschers abgethan. Es wurden auch Urkunden angerufen, wonach das Bild 1353 gemalt worden, die Domherrn von Lirey dasselbe ausführen ließen, um ihr Stift (in der Champagne) durch die Gaben der in größerer Zahl angelockten Pilger zu bereichern. Der Maler selbst habe seine Fälschung eingestanden, der Bischof Peter d'Arcis dieselbe aufgedeckt, bestätigt.

Das Leichentuch ist feines Linnen 4,10 Meter lang, 1,40 breit. Man erkennt auf demselben zwei Gestalten, die mit dem Kopf zusammentreffen. Sie stellen denselben Mann, von vorn und vom Rücken gesehen, vor. Es finden sich Wundmale an Händen und Füßen, wie an der Brust. Es macht den Eindruck, als habe der dargestellte Mann mit dem Rücken auf der einen Hälfte des Tuches gelegen, während die andere, vom Kopfe her, über ihn geschlagen wurde. Das Tuch

fand sich, geschichtlich beglaubigt, 1353 in der Stiftskirche zu Lirey, die es von einem Ritter erhalten, der, wie seine Vorfahren, die Kreuzzüge mitgemacht. 1452 wurde das Leichentuch Eigenthum des Hauses Savoyen, das es in Chambery aufbewahren ließ. Dort ward es durch einen Brand bedroht, welcher den silbernen Schrein verschmolz, am Tuch einige noch sichtbare Brandspuren hinterließ. Im Jahre 1578 wurde das Tuch, besserer Sicherung halber, in die Kathedrale zu Turin übertragen.

Lichtbilder des Leichentuches wurden seit 1898 überallhin verbreitet. Zu Paris stellte der Figaro (1902) dieselben aus, was viele Besucher anzog. Alle Blätter beschäftigten sich mit der Sache, nahmen Einsendungen für und wider auf. Gelehrte wie Künstler prüften die Bilder vom wissenschaftlichen und künstlerischen Standpunkte aus.

In dem gewiß nicht voreingenommenen „Journal des Débats“ schreibt ein kunstverständiger Gelehrter, Bidou, über das Bild im Leichentuch:

„Ist das Bild von einem Maler geschaffen? Hat man doch Gründe, zu glauben, es sei, im 14 Jahrhundert, in der Champagne gemalt worden? Es ist nicht unbedingt widersinnig, sich vorzustellen, ein Maler vermöge ein negatives Bild fertig zu bringen. Aber in dem vorliegenden, das Leichentuch betreffenden Fall mußte der Fälscher folgende Eigenschaften, Fähigkeiten, besitzen. Er hatte die Absicht ein Negativ zu malen, um, fälschlich, an einen Abdruck, ein positives Bild, glauben zu machen. Wohl möglich. Er hat dabei mit einer wunderbaren Genauigkeit das Gesetz der Entfernungen errathen, und ist demselben mit einer ebenso wunderbaren Treue gefolgt, welche ein wirklicher (positiver) Abdruck nur sehr schlecht wiedergeben würde. Er kannte die Anatomie so genau, daß Professor Vignon, durch Berechnung, die Stelle des Nabels finden konnte, welche dieser nicht sogleich am Abdruck zu entdecken vermocht. Der Fälscher kannte nicht bloß sehr genau die Maßverhältnisse des Körpers und die Richtung der Muskeln (man betrachte nur die erstaunlich feste, gleichmäßige Zeichnung des rechten Beines), er war auch ein kühn realistischer Maler. Von den scharf angedeuteten Augenbrauen ruht die eine, während die

andere erhoben und zusammengezogen ist; das eine Auge ist geschlossen, das andere ein wenig geöffnet. Das ganze Gesicht ist etwas schief oder vielmehr durch die Lage verschiefst: die Nase und eine Wange sind geschwollen, die andere Wange ist in natürlichem Zustand. Der Schnurbart ist verdreht, gewunden, auf der einen Seite herabhängend, auf der andern aufwärts gerichtet und an die Wange gedrückt. Der Künstler zeichnete die Massen, die hervortretenden Haupttheile, ohne sich um die Umrisse, Linien zu kümmern.

„Dieser Maler war ein Ethnograph; er gab dem Heiland eine ausgesprochen semitische Nase, setzte die Augen nahe an die Nase, ein echt orientalischer Zug. Er war Physiologist, wußte, wie ein Tropfen Blut eintrocknete, daß das Fibrin sich an den Rand (périphérie) setzt, während das Serum in der Mitte bleibt; er unterschied das Aussehen des getrockneten Blutes von dem des getrockneten Blutwassers; er wußte Gestalten zu unterscheiden, je nachdem sie sich, trocken, auf der Leinwand (einem Gewebe) darstellen, oder, feucht, sich darin einsaugen; er hat diese Gestalten mit ungeahnter realistischer Erfindung und Wahrhaftigkeit dargestellt. Er war Archäologe: in seiner Zeit wußte er allein, daß die römische Geißel, mit Metallkugeln am Ende, stabförmige, an beiden Enden breitere und tiefere Wunden hervorbrachte. Er malte diese Wunden mit einer erstaunlichen Abwechselung, da keine zwei vorhanden, die sich gleichen; er hat sie so folgerichtig angebracht, daß man Stellung und Ausholen des Henkers von selbst herausfindet.“

„Er war der Einzige seiner Zeit, welcher wußte, daß man keinen Körper durch Nägel in den Händen anheften kann, sondern dieselben in das Handgelenk eingeschlagen werden müssen. Anderseits war er befremdend kühn. Er getraute Christus nackend zu malen, diese Nacktheit ebenso kühn mit Geißelhieben zu bedecken. Ein wahrhaft einziger Mann: Biologist, Künstler, Gelehrter, der schärfsten Beobachtung und der geschicktesten Erfindung fähig; dabei so geschickt, daß er ein Negativ malen kann, ohne einen Augenblick sich zu verrathen; ein Negativ, welches das davon abzunehmende Positiv voraussieht, und er sorgt, auf Gerathewohl, dafür, daß dieses Positiv

vollständig sei. Ein unnachahmlicher Künstler! Es gibt viele falsche Leichentücher, Herr Vignon bildet die wichtigsten in seinem Buch ab: es sind offensichtlich Nachahmungen des Leichentuches zu Turin; aber diese Copien verrathen sich jeden Augenblick. Der Copist, der negativ malen will, kommt immer, unwillkürlich, auf das Positiv zurück, das Ganze wird dadurch ungleichartig. Schließlich hat der Mann, welcher das Turiner Leichentuch gemalt, durch ein letztes Kunststück sich so trefflich verborgen, daß die Hand des Menschen nirgendwo in seinem Werk zu gewahren ist. Diese Zeichnung des vierzehnten Jahrhunderts gleicht keiner andern, sie ist einzig ihrer Art. Man hat sie von dem schönen Christus zu Amiens (im Dom) ableiten wollen. Sie steht in keinerlei Beziehung damit. Oder vielmehr, es gibt keinen gemeinsamen Maßstab. Sie ist anders, besser oder weniger gut. Keine Spur von Stil, und in dieser Beziehung kein Kunstwerk."

Herr Bidou spricht als Mann seiner Zeit, indem er einen Künstler des vierzehnten Jahrhunderts mit einem Negativ zusammenbringt. Er übersieht einfach, daß, bis zur Erfindung der Photographie, vor weniger als hundert Jahren, in der gesammten Kunstwelt keine Spur eines Negatives aufzufinden ist. Kein Mensch hatte noch ein Negativ gesehen, kein Künstler vermochte daher sich ein solches vorzustellen. Das Negativ war eben nicht, konnte also auch nicht gemalt werden. Dann zeigt das Leichentuch keine Spur von aufgetragener Farbe, der Strich, die Fertigkeit der Künstlerhand, fehlt vollständig. Das Tuch ist weich, geschmeidig, im Laufe der Jahrhunderte oft genug entfaltet und zusammengeschlagen worden, wodurch eine noch so feine Malerei brüchig, losgelöst, wenigstens ungleichmäßig geworden wäre. Das Tuch sieht schwach bräunlichroth aus. Die hellen Linien, Massen des Bildes, treten nur leise hervor.

Was jedem sofort am meisten auffällt, ist, daß dieses Leichenbild, das als Positiv aus dem Negativ des Tuches entwickelt worden, keiner aller bekannten Schulen, am wenigsten dem 14. Jahrhundert, angehört. Es fehlt eben die allererste Bedingung der Kunst: der Stil, die Gattung, Malweise, der Strich. Die Arbeit der Hand, des Pinsels, ist durchaus ab-

wesend, nirgendwo zu entdecken. Das Bild müßte also von einem Künstler hergestellt sein, der einzig dasteht. Solche unbedingte, rückhaltlose Naturtreue, solch ungekünstelte, sich ganz von selbst ergebende Wahrheit ist bei keinem Gemälde der Welt zu finden. Es ist eben nicht gemalt. Der Körper ist dabei ausnehmend schön, anatomisch genau und getreu, zeigt Einzelheiten, wie sie niemals von einem Maler gemalt wurden. Das Antlitz ist wunderschön in seiner einfachen ruhigen, überragenden hehren Größe und Regelmäßigkeit; der Ausdruck ist unvergleichlich edel, erhaben, der große Schmerz durch Sanftheit und Ergebung gemildert. Es liegt ein unaussprechlicher Ausdruck des Leidens und Schmerzes, wie auch des Starkmuthes und der Hoheit in demselben. Man möchte sagen: dieser Todte wußte, warum er gelitten, der Schmerz hat sein Antlitz noch mehr vergeistigt, verschönert, verklärt.

Wie soll nun dies Bild im Leichentuch entstanden sein? Zwei Gelehrte, Professor Vignon der Sorbonne und Professor Colson an der polytechnischen Schule, haben eingehende Forschungen und Untersuchungen angestellt, worin sie zu dem Schlusse kamen: Das Leichentuch ist ächt, die Darstellungen auf demselben sind das Bild des Heilandes. Dr. Vignon sieht die Beweise der Aechtheit in dem Ausdruck des Edelmuthes und der Ergebung des Antlitzes, sowie in allen Einzelheiten und Besonderheiten des Abbildes: die Spuren der Dornenkrone am Hinterkopf, statt auf dem Schädel, die in das Handgelenk statt in die Hand geschlagenen Nägel, die Nacktheit der fleischigen Theile, die Spuren der Geißelhiebe. Diese und die sonstigen Einzelheiten bilden ein realistisches Ganze, wie es ein mittelalterlicher Maler nicht zu erfinden vermocht, noch zu erfinden getraute, so sehr hätte er mit allen damals herrschenden, durch Ueberlieferungen sozusagen geheiligten Vorstellungen, Abbildungen des Heilandes gebrochen. Anatomie kannten die mittelalterlichen Maler ohnedies nicht.

Mit Hilfe des Dr. Colson hat nun Dr. Vignon Versuche angestellt, wodurch er zu folgenden Schlüssen, Feststellungen gelangt. Ammoniakhaltige Dämpfe, Ausdünstungen bringen auf mit Aloë-Oel gefeuchteter Leinwand bräunliche Abdrücke hervor, wie sie auf dem Leichentuch sich vorfinden.

Nun entwickelt aber der Leichnam eines nach langen schweren Leiden und Peinigungen Abgeschiedenen, dank dem Fieberschweiß, solche Dämpfe. Der Leichnam Christi wurde, nach der Bibel, in Aloë und Leinwand eingehüllt, beigesetzt. Das aus den Aloës sich entwickelnde Oel hat, mit den ammoniakhaltigen Ausdünstungen, die Abdrücke auf dem Leichentuch hervorgebracht. Die Abdrücke sind braun röthlich, erinnern an alteingetrocknetes Blut, wie auf dem Leichentuch. Diese Darstellung deckt sich ganz mit dem Wortlaut der Bibel. Um diese chemische Wirkung, das Lichtbild auf dem Leichentuch, hervorzubringen, durfte der hl. Leichnam weder gewaschen, noch gesalbt, noch in Binden gewickelt werden. Auch durfte der Leichnam nicht so lange im Grab bleiben, um in Verwesung überzugehen. Er blieb, nach der Bibel, vom Freitag Abend bis Sonntag Morgen im Grab. Am Sonntag-Morgen kamen die frommen Frauen, um nachzuholen, was am Freitag, wegen der Kürze der Zeit, nicht geschehen war. Sie wollten den verehrten Leichnam waschen, salben, mit Binden aus feiner Leinwand umwickeln. Aber sie fanden das Grab leer, der Heiland war erstanden.

Nach der hl. Schrift hat Joseph von Arimathäa den hl. Leichnam mit wohlriechenden Stoffen, hauptsächlich Aloë, umgeben, um ihn in's Grab zu bringen. Anderseits ist bekannt, daß die Juden dem Baumöl Aloë und Myrrhen zusetzten. Dr. Colson bereitete solche Mischung und befeuchtete Leinen damit, ließ dann Ammoniakdämpfe auf dieselben wirken. Die Wirkung der Dämpfe war um so stärker, die dadurch hervorgebrachten braunen Abdrücke um so tiefer, als der Gegenstand, von dem die Dämpfe ausgingen, dem Leinen näher war. Dadurch erklärt sich das Bild auf dem Leichentuch: die einzelnen Körpertheile waren nicht gleich weit von der die Dämpfe aufnehmenden Leinwand entfernt. Kein Fachgelehrter bestreitet, daß die Ausdünstungen eines nach schweren Leiden, unter Fieber und Blutschweiß Verstorbenen Ammoniak enthalten, und dieser solchergestalt auf Aloës wirkt. Die Abbildungen auf dem Leichentuch sind kein durch Aufliegen erzeugter Abdruck, welcher nur aus unförmlichen, verzogenen Darstellungen bestehen könnte. Sie sind vielmehr in der hier erklärten Weise entstandene negative Lichtbilder. Daher die Schärfe und Naturtreue, die

vielen Einzelheiten, die ein Maler nie und nimmer darstellen würde, da deren Ausführung viel zu mühsam und zeitraubend sein würde, gegen alle Regeln der Kunst verstößt. Der Pinsel vermag solche Einzelheiten, Kleinheiten gar nicht wiederzugeben, selbst die peinlichsten Maler (z. B. Denner, auch Albrecht Dürer im Bildniß Holzschuhers) haben auf ihren sorgsamst gemalten Bildern dieselben nicht wiedergegeben. Auf solches Spiel, auf Natürlichkeiten dieser Art kann sich kein Maler einlassen, hat es je gethan. Der Künstler muß eben Kunst üben.

Man wird zugeben, daß diese Art der Entstehung des Leichenbildes sowohl in wissenschaftlicher als künstlerischer Hinsicht Vieles für sich hat, ja die einzige, einigermaßen befriedigende Erklärung ist, die bis jetzt gefunden wurde. Die Anfertigung des negativen Bildes durch einen Maler ist unbedingt ausgeschlossen. Wie, zu welchem Zwecke sollte ein Maler ein Bild anfertigen, welches erst fünfhundert Jahre später durch eine gar nicht vorauszusehende Erfindung erkennbar werden kann? Wie kann ein Maler etwas, ein Negativ, darstellen, von dem die ganze Welt zu seiner Zeit keine Ahnung, keinen Begriff hatte? Diese Art der Entstehung ist also durchaus ausgeschlossen. Ebenso auch die auf keinerlei Beweise, Versuche gestützte Ansicht, die Farben des Bildes seien verblaßt, verschwunden, hätten nur das Negativ zurückgelassen. Aber, wie dann diese so getreue, alle auch die kleinsten, unerhörtesten Einzelheiten wiedergebende Abbildung der verblaßten Malerei? Also selbst wenn ein Fälscher das Bild angefertigt — wofür alle Beweise fehlen — wäre dies beinahe eine Unmöglichkeit, eine Art Wunder.

Als am 21. April Dr. Delage der Akademie der Wissenschaften einen Bericht über die Arbeiten der Doktoren Vignon und Colson vortrug, bemerkte der berühmte Physiker Becquerel, trotzdem sei die Möglichkeit einer Fälschung nicht ganz ausgeschlossen. Roux fragte, warum Dr. Vignon nicht den Versuch mit einer Leiche angestellt habe. Vignon antwortete, es wäre schwer, ja unmöglich, eine Leiche in dem Zustand zu haben, in welchem der Leichnam Christi nach so langem, schwerem Martyrium sich befunden. Ein anderer Akademiker berief sich auf das Geständniß, welches der Fälscher einem Bischof von Troyes gemacht. Der Vorschlag Delage's, in Turin eine genaue

Untersuchung anzustellen, wurde von der Akademie abgelehnt, welche dagegen beschloß, die Schrift Delage's nicht in ihren Sitzungsbericht aufzunehmen. Gegen die scharfe wissenschaftliche Beweisführung Vignon's wurde kein Einwand versucht, die Akademie gibt also deren Stichhaltigkeit stillschweigend zu, scheut sich aber, die wissenschaftlich unanfechtbare, dabei nicht unwichtige Arbeit Vignon's ihren Berichten einzuverleiben. Große Gelehrte haben oft die größte Menschenfurcht — vor Ungelehrten.

In der Revue scientifique entspann sich ein Federkampf, wobei Yves Delage, Mitglied der Akademie, seine große Befriedigung aussprach, daß durch die Feststellungen Vignon's die Entstehung des Bildes im Leichentuch wissenschaftlich erklärt, das Wunder also aus der Welt geschafft sei. Nun, die Katholiken sind sehr zufrieden mit der wissenschaftlichen Erklärung, welche die Aechtheit des Leichentuches nur stützen kann. Delage — übrigens kein Gläubiger — betont die anatomische Vollkommenheit und den ästhetischen Charakter des Abbildes. Keiner der großen Künstler der Renaissance habe einen schöneren, würdigeren Christuskopf geschaffen. Ein Fälscher würde sich hundertmal verrathen haben durch Vergessen der vielen bezeichnenden Einzelheiten des Bildes, dessen untadelhafte Naturtreue unvergleichlich ist Der Fälscher hätte in jedem Falle ein ganz außerordentlicher, überlegener Künstler sein müssen. Ein solcher aber hinterläßt der Nachwelt vielerlei Werke, an denen er sich geübt, durch die er Ruf erlangt hat. Und von diesem, übrigens gar nirgendwo nachgewiesenen Künstler ist nichts bekannt, außer dem Bild im Leichentuch, welches allen Ueberlieferungen, allen Regeln und Nothwendigkeiten der Kunst spottet!

Die einzelnen Mängel des Bildes sind schließlich nur eine Bestätigung der Darlegungen Vignon's. Es fehlen an demselben die Seitentheile des Gesichtes (Ohren), Theile des Halses, der Schultern u. s. w. Einzig und allein weil von denselben keine auf das Tuch wirkenden Ausdünstungen ausgehen konnten, da sie zu weit davon entfernt, durch das Kinn, das Haar des Hauptes und Bartes u. s. w. verdeckt waren. Ein Maler würde gewiß nicht daran gedacht haben, solche

[illegible] [illegible], um seine Darstellung wahrhaftiger zu [illegible].

Ein von der Kirche nicht anerkannter Papst aus Avignon, Clemens VII., hat 1390 befohlen, bei Zeigung des Leichentuches in Lirey müsse dessen Unächtheit laut mitgetheilt werden. Aber, wo sind die Urkunden, Briefe, auf welche dieser Entscheid eines Gegenpapstes sich stützt? Wohlverstanden handelt es sich hiebei nicht um eine Frage der Kirchenlehre, sondern um eine sachliche Frage in Nebendingen. Die Anzweifelung des Turiner Leichentuches stützt sich hauptsächlich darauf, daß über sein Schicksal vor 1353 fast jede Urkunde fehlt.

Zu bedauern bleibt immerhin, daß nicht eine genaue, wissenschaftliche Untersuchung in Turin stattgefunden, denn, trotz der vorzüglichen Arbeit der Herren Vignon und Colson kann die Beweisführung bemängelt werden. Herkunft, Alter, Beschaffenheit des Stoffes, Gewebes des Leichentuches sind nicht genügend festgestellt. Bekanntlich ist die Fachforschung, die Alterthumswissenschaft, dahin gelangt, Herkunft und Alter der Gewebe und Stoffe mit großer Sicherheit festzustellen. Mehrere vielangefochtene Reliquien sind auf diese Weise gerechtfertigt worden. Anläßlich der letzten Zeigung (1891) des heiligen Rockes zu Trier bestätigten alle Fachgelehrten dessen Herkunft und Alter. Der Professor Fischbach, Leiter der Webeschule in Offenbach, sagt ausdrücklich: „Der heilige Rock kann ächt sein; er ist aus der Zeit Christi.“ Ein anderer protestantischer Gelehrter, Museumsdirektor Schuchard zu Hannover, hielt einige Jahre nach der Zeigung, in Hannover selbst, öffentliche Vorträge über Kleidung und Webestoffe der alten und neueren Zeit. Er sagte dabei, bekannte alte Gewänder überblickend: „Der heilige Rock in Trier und der Schleier der heiligen Jungfrau in Chartres sind unzweifelhaft aus der Zeit Christi.“ Dasselbe sagten Pariser Fachgelehrte über den heiligen Rock in Argenteuil. Dieser ist viel kleiner als der in Trier, eher ein Knaben- oder Unterkleid, dabei aus braunrother Wolle, während der heilige Rock zu Trier unzweifelhaft ein ungenähtes Obergewand aus Leinen ist.

Reliquien sind, trotz aller Schätzung und Verehrung, nur Nebensache. In jeder Dorfkirche besitzen wir unendlich mehr

unermeßlich Höheres, Wichtigeres, als alle Reliquien zusammengenommen. Reliquien sind das Menschliche, Aeußerliche, gewähren uns eine Befriedigung, Trost, indem sie uns dem Heiland und den Heiligen gleichsam menschlich näher bringen, eine gewisse Berührung herstellen. Sie führen uns vor, daß der Heiland und die Heiligen — abgesehen von ihrem Martyrium — ebenfalls menschliche Bedürfnisse, Leiden und Mühseligkeiten hatten, wie wir heutzutage. Die Reliquien sind Zierden, Blumen, welche den Tabernakel umgeben.

Eine Nothwendigkeit oder gar ein Glaubenssatz sind die Reliquien nie gewesen, obwohl sie auch Beweise des Erdenlebens unseres Herrn und seiner Heiligen sein können. Trotzdem muß es uns zu hoher Befriedigung gereichen, daß gerade in diesen Tagen, wo die „wahre" Wissenschaft als Verneinung, Vernichtung des Glaubens gepriesen wird, so viele schlagende wissenschaftliche Beweise der Aechtheit mancher Reliquien beigebracht werden. Die Heiligthümer von Trier, Chartres u. s. w. wurden als Fälschungen erklärt, weil die geschriebenen, urkundlichen Beweise für ganze Jahrhunderte fehlen. Und nun bringt die Alterthumswissenschaft Beweise, wie sie besser kaum gedacht werden können! Wie viele weltliche Alterthümer und Gegenstände werden als ächt angesehen obwohl die bezüglichen Beweise denen nicht gleich kommen, die für die Reliquien zeugen. Schon 1870 hat ein Gelehrter, Rohault de Fleury, laut umfassender Forschungen und Messungen, eingehend nachgewiesen, daß alle Kreuzespartikel zusammen, die vorhanden sind, kaum ein Drittel des heiligen Kreuzes ausmachen, dabei alle von demselben Holze sind. Wo ist da die Fälschung?

Wenn die Kirche sich so vorsichtig, verläßlich in solch mindern Dingen zeigt, so gewissenhaft über die Aechtheit der Reliquien wacht, wie sehr wird sie da nicht auf sorgsame Erhaltung und Sammlung der Heiligen Schrift, Werke und Worte des Herrn, der Apostel und Heiligen, der Urkunden des Glaubens bedacht sein? Unser Vertrauen in die Kirche kann dadurch nur noch mehr befestigt werden. Die Kirche ist nicht umsonst die wahre Lehrerin der Völker.

Eines aber wird jeder wünschen müssen, welcher das in so unerwarteter, fast wunderbarer Weise zu Turin entdeckte

Bild gesehen: nämlich, daß unsere Künstler dasselbe fortan ihren Darstellungen zu Grunde legen, als Vorbild für Christusbilder benützen werden. Die größten Künstler haben vielbewunderte Christusbilder geschaffen. Aber keines davon kommt an erhabener Schönheit und Vollkommenheit dem Bild im Leichentuch gleich. Jede Kirche könnte durch Nachahmung dieses Bildes in den Besitz eines überaus würdigen, erbaulichen Christusbildes kommen.

Herr Paul Vignon hat das Ergebniß seiner vielfach mühsamen Forschungen und Arbeiten in einem schönen Buche zusammengefaßt: Le Linceul du Christ, étude scientifique, par M. Paul Vignon, docteur ès sciences (Paris, Masson. 2. Aufl. 1902). Das Buch ist mit 9 selbständigen Abbildungen und 35 Darstellungen im Text vortheilhaft vervollständigt.

VII.
Aus dem Leben einer elsässischen Reichsstadt.

Seitdem auf dem Gebiet der historischen Forschung das culturhistorische Moment vorzuherrschen begann, waren es besonders die Städte, jene blühenden, staatlichen Gemeinwesen des Mittelalters, denen sich das Augenmerk des Forschers mit Vorliebe zuwandte. Die Frage nach Entstehung und Ursprung der Städteverfassung gehört ja auch heute noch zu den interessantesten geschichtlichen Problemen. Eine jetzt kaum übersehbare Specialliteratur über einzelne Städte war die Folge des erwachten Interesses, eine Menge Quellenpublikationen zur Stadtgeschichte, Urkundenbücher und Stadtrechte, die uns ein reiches, vergangenes Leben enthüllen. Das hindert nicht, daß jede neue Quellenveröffentlichung auf diesem Gebiete mit Freude zu begrüßen ist. Daß dabei die heute mit Recht so gefürchtete Andacht vor dem Unedirten nicht die Auswahl trifft, ist bei den — wegen des geringen Absatzes — hohen Herstellungskosten nicht leicht zu besorgen. Ohnehin werden meistens nur gewiegte Männer von Fach mit der Herausgabe sich befassen.

Vor mir liegt eine große Publikation, die in Fachkreisen die beste Aufnahme zu gewärtigen hat. Es sind die Stadtrechte von Schlettstadt, die der bestbekannte rührige Schlettstadter Stadtarchivar Dr. Gény soeben herausgegeben hat.[1])

Die Stadt, die dem deutschen Kaiser die vielbesprochene Hohkönigsburg geschenkt hat, ist in der Tagespresse der letzten Zeit oft genannt worden. In herrlicher rebenbewachsener Ebene zu Füßen burggekrönter Wasgauberge gelegen, hat sie mit den Thürmen ihrer alten prächtigen Gotteshäuser einen Schimmer bewahrt von der stolzen, reichen Vergangenheit, die uns aus den zwei Bänden der Geny'schen Publikation mit so unmittelbarer Frische entgegentritt. Unter den Städten der kaiserlichen Landvogtei im Elsaß kam einst Schlettstadt gleich nach Hagenau und Kolmar. Dem Ursprung nach ist es eine Klosterstadt, entstanden um das von der südfranzösischen Benediktinerabtei Conques 1094 gegründete Priorat S. Fides, das sich des Markt- und Zollrechtes erfreute.

Der Staufer Friedrich II. erhob sie 1217 zur Reichsstadt, nachdem er vom Propst von S. Fides durch Gütertausch die für den Bestand der neuen Stadtgemeinde unentbehrlichen Rechte erworben hatte. Wölfel, der berühmte staufische Schultheiß von Hagenau und elsässische Burgenerbauer, umgab sie mit Mauern. König Adolf bestätigte und erweiterte im Jahre 1292 ihre Freiheiten, die mit denen von Freiburg und Kolmar viele Aehnlichkeit haben. Weitere königliche und kaiserliche Privilegien bis auf Karl IV. förderten die Bildung eines blühenden Gemeinwesens, die Einverleibung zweier Dörfer, Burner und Kinzheim, erweiterten die Bannmeile der Stadt. Der Proceß, der sich um die Mitte des 14. Jahrhunderts in fast allen Städten abspielte, wiederholte sich auch in Schlettstadt: der politischen Bevormundung und Herrschaft stolzer Adelsgeschlechter wird von den freiheitliebenden Bürgern ein gewaltsames Ende

1) Schlettstadter Stadtrechte. Bearbeitet von Joseph Gény. Erste und zweite Hälfte. Heidelberg, Karl Winter. 1902. Zusammen XXVII u. 1172 Seiten. (M. 38.) Erschienen in der Sammlung „Oberrheinische Stadtrechte." Dritte Abtheilung: Elsässische Rechte, veröffentlicht von der Commission zur Herausgabe elsässischer Geschichtsquellen.

bereitet. Die Zünfte errangen ihre herrschende Stellung, und so wußte sich die Stadt nach und nach ihre vollständige Unabhängigkeit zu erwerben. Sie hatte das nicht allen Städten gewordene Glück, durchweg treffliche Leiter an der Spitze der Verwaltung zu haben, die die Geschicke der freien Gemeinde mit Umsicht und Weisheit auch durch die schwersten politischen und religiösen Wirren zu leiten verstanden. Die berühmte Humanistenschule verbreitete Schlettstadts Ruhm in die weiteste Ferne, zahlreiche hervorragende Männer, wie Wimpheling, Beatus Rhenanus u. a. sind aus der kleinen Reichsstadt hervorgegangen. Wie diese in den schweren Zeiten des 16. Jahrhunderts ungebrochen aus der Revolution hervorging, hat Gény selbst in einer bedeutsamen Studie in den Erläuterungen zu Janssen's Geschichte unlängst dargestellt.[1]) Erst der unselige 30jährige Krieg beginnt an der alten Herrlichkeit zu rütteln. Was der Schwede übrig ließ, beseitigte der Franzose; nachdem dieser einmal 1673 die alten Thürme und Mauern gestürzt, fiel auch ein Stück Freiheit nach dem andern, und die Prätoren des XIV. Ludwig wußten der Stadtverwaltung den letzten Rest der Selbständigkeit zu wahren. Was von der alten Form noch übrig war, hat die Revolution von 1789 vollends zerbrochen.

Alle diese Geschicke künden im ersten Bande der Stadtrechte die verfassungsgeschichtlich wichtigen Urkunden: kaiserliche und königliche Privilegien, sowie die Verträge über Grund- und Hoheitsrechte der Stadt. Der besondere Werth der Sammlung ist darin zu erblicken, daß auch die einschlägigen wichtigen Stücke der neueren Zeit bis 1789 mitgegeben sind, was man bei der einseitigen Vorliebe für das Mittelalter nicht von allen ähnlichen Publikationen sagen kann. Und doch hat auch die neuzeitliche Entwickelung des städtischen Regimes manche Eigenthümlichkeiten aufzuweisen, die des Interesses nicht entbehren, mögen sie auch nicht durchweg das erfreuliche

---

1) Gény, Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490 bis 1536. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssen's Geschichte des deutschen Volkes, herausgegeb. von L. Pastor. I. Band, 5. u. 6. Heft.) Freiburg, Herder. 1900.

Bild der älteren Zeit bieten. Dies Verfahren hat Gény auch bei der Wiedergabe der auf die Urkunde folgenden Statuten beobachtet, welche von dem Stadtmagistrat seit 1374 erlassen wurden. So geben sie uns ein treues, fast lückenloses Bild städtischen Lebens für die ganze Zeit des selbständigen Bestehens der Reichsstadt.

Ein gutes Stück Culturgeschichte liegt in diesen Verordnungen verborgen, für deren Zugänglichmachung der Cultur- und Wirthschaftshistoriker dem Herausgeber Dank wissen wird. Das wirthschaftliche Leben der mittelalterlichen Stadt ist mit dem politischen auf das engste verknüpft, und nur dieses zu berücksichtigen, wäre einseitig. Die rein politisch-verfassungsgeschichtliche Entwickelung verläuft ja für eine Mehrzahl von Städten im Allgemeinen in denselben Bahnen, das wirthschaftliche Leben weist aber je nach Verschiedenheit örtlicher Verhältnisse besondere Eigenthümlichkeiten auf, für deren Kenntniß die allseitige Erschließung der erreichbaren Quellen ein nothwendiges Bedürfniß ist. In richtiger Erkenntniß dessen hat der Herausgeber der wirthschaftlichen Seite seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und in der umfangreichen zweiten Hälfte des Werkes als Ergänzung zu den Statuten und Verordnungen ein geradezu erstaunliches Material zum Theil von höchstem culturgeschichtlichem Interesse niedergelegt. Keine Seite des städtischen Wirthschafts- und Volkslebens ist unberührt. Unter 125 Nummern finden wir in alphabetischer Reihenfolge der einzelnen Gewerbe und Stände die städtischen Bürger- und Gewerbeordnungen, die von Meister und Rath gutgeheißenen Handwerker- und Zunftordnungen, Besoldungen und Eide der Beamten und Angestellten, Geschäftsreglements u. s. w. in reichster Mannigfaltigkeit. Ueber die Rechte und Befugnisse des Arztes und Apothekers erfahren wir ebensogut Aufschluß, wie über die Thätigkeit des Pferdemacklers und die Interessensphäre des Wasenmeisters.

Den Fernerstehenden mögen die scheinbar trockenen Aktenstücke abschrecken. Aber welch' ein reiches, längst entschwundenes Leben künden sie dem, der sich liebevoll in sie vertieft. Alle die reizenden Details aus dem Treiben eines alten, freien Bürgerthums wecken fast das Heimweh nach der „guten alten

Zeit", alle die Lichtseiten des mittelalterlichen Städtelebens leuchten aus den todten Zeilen einem entgegen, aber es fehlt nicht an dunklen Punkten des damaligen Treibens, die sich besonders aus den Gerichtsurtheilen ergeben. Dank eines ingeniösen Abkürzungsverfahrens hat der Herausgeber auf geringem Raum mehr als dreihundert Straffentenzen mitgetheilt. Die Nachtseiten des Menschenlebens waren auch im alten Schlettstadt dieselben: auch in einer so kleinen Stadt — sie zählte 4 bis 5000 Einwohner — fehlt der „Frauwenwürt" nicht. Schade, daß der Raum nicht gestattet, aus der Fülle des Gebotenen so manche interessante Einzelheit mitzutheilen, so z. B. daß im 16. Jahrhundert der Gebrauch des Weihnachtsbaumes bekannt ist, daß die Rathsherren am Dreikönigstag sich den Kuchen schmecken lassen, und wer dabei „die bonn und erbis bekommt, der ist könig und Marschalk".

So kann man ruhig behaupten, daß die neue Publikation nach der ganzen Art ihrer Anlage und der überraschenden Reichhaltigkeit des Inhalts vielleicht nicht ihresgleichen neben sich hat. Die befolgte Editionsmethode verräth den kundigen Fachmann. Jeder Einsichtige wird Dr. Gény's Editionsprincipien beipflichten; er hat die lateinischen und französischen Stücke durchweg, die deutschen bis 1530 genau nach ihren Vorlagen wiedergegeben — ein Verfahren, das bei der unter den Fachgenossen herrschenden Verschiedenheit durchaus am Platze ist. Auf diese Weise kann auch der germanistische Philologe die deutschen Urkunden für seine Zwecke benützen, in Gény's Buch bieten sie für ältere Dialektforschung nicht unerhebliches Material. Ein gewaltiges Stück Arbeit steckt in den zwei Bänden; sie konnte in dieser Form auch nur geleistet werden von einem Gelehrten, der wie der Schlettstadter Stadtarchivar sich in seinen Quellen auf das genaueste auskennt. Die verdiente Anerkennung wird ihm nicht ausbleiben.

L. Pfleger.

VIII.

Meminisse juvat.

Rückblick auf den Fall Spahn.

4. Die besonderen Verhältnisse in Straßburg.

Manche haben in der That einen wesentlichen Unterschied daraus abzuleiten gesucht, daß bisher katholische Geschichtsprofessuren nur an solchen Universitäten bestanden, welche eine katholisch-theologische Fakultät haben, zu welchen die Universität Straßburg nicht zählt.

In einem mit „S. T." unterzeichneten Artikel der Münchener „Allgemeinen Zeitung" [1]) heißt es:

„Specifisch katholische Professuren concedirt man doch nur da, wo solche Fakultäten bestehen. Daß man hier in Straßburg von dieser Uebung abgewichen ist, darin liegt das Neue und das Ungeheuerliche dieser Doppelbesetzung. Es ist in der That die Kreirung eines ganz neuen Prinzips, das man als Confessionalisirung des historischen Unterrichts an der Universität und als das Eingehen auf das Verlangen der Ultramontanen nach Klerikalisirung der Wissenschaft bezeichnen kann."

Aehnlich schreibt Michaelis: [2])

„Es gibt keine deutsche Universität mit Ausnahme derer, an welcher eine katholisch-theologische Fakultät besteht, an welcher der Unterricht in Geschichte und Philosophie con-

---

1) Beilage, Nr. 210; 13. Sept. 1901.

2) L. c. S. 5.

fessionell gespalten wäre. An jenen Universitäten mag die Rücksicht auf die Ausbildung katholischer Priester eine solche Scheidung nöthig machen. . . . . Da wir nun in Straßburg, dank dem Widerstande des reichsländischen Klerus und des Vatikans, keine katholisch-theologische Fakultät haben, so sind die hier errichteten confessionellen Geschichtsprofessuren ein völliges Novum im gesammten deutschen Universitätswesen und schließen die traurige Verurtheilung des Geschichtsunterrichts' in sich, für confessionelle Beschränktheit Schergendienste zu leisten, anstatt blos der Wissenschaft und der unbefangenen Wahrheitsforschung zu dienen."

Daraus, daß confessionelle Professuren meist an Universitäten bestehen, welche katholisch-theologische Fakultäten haben, folgt nicht, daß sie nur oder vorzugsweise mit Rücksicht auf die theologischen Fakultäten errichtet worden sind. Wäre dies der Fall, so dürfte man doch erwarten, daß die Studirenden der Theologie regelmäßig die Vorlesungen der Profanhistoriker hörten. Eine Umfrage bei einigen Theologen und Historikern ergab mir, daß dies weder die katholischen noch die evangelischen Studirenden der Theologie überall thun. Weiter ausgedehnte Erkundigungen werden schwerlich etwas anderes ergeben: die theologischen Fakultäten werden es zwar stets gern sehen, daß Historiker ihrer Confession in der philosophischen Fakultät dociren; sie können sich aber auch ohne solche behelfen, indem ihre Studirenden sich auf die Kirchengeschichte beschränken. Bei einem Professor der philosophischen Fakultät hören die letzteren wohl daneben Profangeschichte, wenn dessen Weltanschauung ihnen sympathisch ist, aber auch selbst dann nicht alle und nicht überall.

Für Tübingen gelang es mir, eine Beziehung zwischen der katholisch-theologischen Fakultät und einem confessionellen Lehrstuhl zu ermitteln. Nach einer mir gütigst ertheilten Auskunft sind dort die Studirenden der katholischen Theologie verpflichtet, eine Vorlesung über Profangeschichte zu hören;

dem entsprechend hat schon seit langer Zeit stets ein katholischer Privatdocent oder Extraordinarius der philosophischen Fakultät einen Lehrauftrag für dieses Fach; die katholisch-theologische Fakultät hält darauf, daß dieses Verhältniß fortbesteht.

Dieser Fall ist aber in zweifacher Beziehung ein ausnahmsweiser; erstens wegen der erwähnten Verpflichtung der Studirenden der katholischen Theologie, sodann weil Tübingen die einzige Universität ist, welche in einem vorzugsweise evangelischen Lande eine katholisch-theologische Fakultät hat. Alle andern katholisch-theologischen Fakultäten gehören Universitäten an, welche in vorwiegend katholischen Landestheilen liegen.

In Freiburg besteht für die Studirenden der Theologie die Vorschrift, drei Vorlesungen in der philosophischen Fakultät zu hören. Eine Vorlesung über Profangeschichte liegt den künftigen Geistlichen näher als viele andere. Deshalb ist es eine billige Forderung, daß ihnen Gelegenheit gegeben wird, eine solche bei einem Docenten zu hören, der ihre eigene Weltanschauung theilt. Nicht minder können dies katholische Studirende der weltlichen Fakultäten fordern, zumal an einer ursprünglich stiftungsgemäß katholischen Universität eines vorwiegend katholischen Landes. Eine solche Universität ist Freiburg. Dem ersten im Jahre 1784 dort angestellten evangelischen Professor folgten in den nächsten 40 Jahren noch weitere 7 evangelische. In der Folgezeit wurden solche immer häufiger berufen, so daß im Laufe des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr wahr wurde, was von Rotteck bereits in den Zwanziger-Jahren einem mit ihm in Streit gerathenen evangelischen Collegen sagte: „Wir haben Euch Protestanten gastlich bei uns aufgenommen, Ihr werdet uns aber noch zu unserem eigenen Haus hinausweisen.“ [1])

1) Buß, Der Unterschied der katholischen und protestantischen Universitäten Teutschlands“. S. 3.

Lücken anzubringen, um seine Darstellang wahrhaftiger zu gestalten.

Ein von der Kirche nicht anerkannter Papst aus Avignon, Clemens VII., hat 1390 befohlen, bei Zeigung des Leichentuches in Lirey müsse dessen Unächtheit laut mitgetheilt werden. Aber, wo sind die Urkunden, Briefe, auf welche dieser Entscheid eines Gegenpapstes sich stützt? Wohlverstanden handelt es sich hiebei nicht um eine Frage der Kirchenlehre, sondern um eine sachliche Frage in Nebendingen. Die Anzweifelung des Turiner Leichentuches stützt sich hauptsächlich darauf, daß über sein Schicksal vor 1353 fast jede Urkunde fehlt.

Zu bedauern bleibt immerhin, daß nicht eine genaue, wissenschaftliche Untersuchung in Turin stattgefunden, denn, trotz der vorzüglichen Arbeit der Herren Vignon und Colson kann die Beweisführung bemängelt werden. Herkunft, Alter, Beschaffenheit des Stoffes, Gewebes des Leichentuches sind nicht genügend festgestellt. Bekanntlich ist die Fachforschung, die Alterthumswissenschaft, dahin gelangt, Herkunft und Alter der Gewebe und Stoffe mit großer Sicherheit festzustellen. Mehrere vielangefochtene Reliquien sind auf diese Weise gerechtfertigt worden. Anläßlich der letzten Zeigung (1891) des heiligen Rockes zu Trier bestätigten alle Fachgelehrten dessen Herkunft und Alter. Der Professor Fischbach, Leiter der Webeschule in Offenbach, sagt ausdrücklich: „Der heilige Rock kann ächt sein; er ist aus der Zeit Christi.“ Ein anderer protestantischer Gelehrter, Museumsdirektor Schuchard zu Hannover, hielt einige Jahre nach der Zeigung, in Hannover selbst, öffentliche Vorträge über Kleidung und Webestoffe der alten und neueren Zeit. Er sagte dabei, bekannte alte Gewänder überblickend: „Der heilige Rock in Trier und der Schleier der heiligen Jungfrau in Chartres sind unzweifelhaft aus der Zeit Christi.“ Dasselbe sagten Pariser Fachgelehrte über den heiligen Rock in Argenteuil. Dieser ist viel kleiner als der in Trier, eher ein Knaben- oder Unterkleid, dabei aus braunrother Wolle, während der heilige Rock zu Trier unzweifelhaft ein ungenähtes Obergewand aus Leinen ist.

Reliquien sind, trotz aller Schätzung und Verehrung, nur Nebensache. In jeder Dorfkirche besitzen wir unendlich mehr

unermeßlich Höheres, Wichtigeres, als alle Reliquien zusammengenommen. Reliquien sind das Menschliche, Aeußerliche, gewähren uns eine Befriedigung, Trost, indem sie uns dem Heiland und den Heiligen gleichsam menschlich näher bringen, eine gewisse Berührung herstellen. Sie führen uns vor, daß der Heiland und die Heiligen — abgesehen von ihrem Martyrium — ebenfalls menschliche Bedürfnisse, Leiden und Mühseligkeiten hatten, wie wir heutzutage. Die Reliquien sind Zierden, Blumen, welche den Tabernakel umgeben.

Eine Nothwendigkeit oder gar ein Glaubenssatz sind die Reliquien nie gewesen, obwohl sie auch Beweise des Erdenlebens unseres Herrn und seiner Heiligen sein können. Trotzdem muß es uns zu hoher Befriedigung gereichen, daß gerade in diesen Tagen, wo die „wahre" Wissenschaft als Verneinung, Vernichtung des Glaubens gepriesen wird, so viele schlagende wissenschaftliche Beweise der Aechtheit mancher Reliquien beigebracht werden. Die Heiligthümer von Trier, Chartres u. s. w. wurden als Fälschungen erklärt, weil die geschriebenen, urkundlichen Beweise für ganze Jahrhunderte fehlen. Und nun bringt die Alterthumswissenschaft Beweise, wie sie besser kaum gedacht werden können! Wie viele weltliche Alterthümer und Gegenstände werden als ächt angesehen obwohl die bezüglichen Beweise denen nicht gleich kommen, die für die Reliquien zeugen. Schon 1870 hat ein Gelehrter, Rohault de Fleury, laut umfassender Forschungen und Messungen, eingehend nachgewiesen, daß alle Kreuzespartikel zusammen, die vorhanden sind, kaum ein Drittel des heiligen Kreuzes ausmachen, dabei alle von demselben Holze sind. Wo ist da die Fälschung?

Wenn die Kirche sich so vorsichtig, verläßlich in solch mindern Dingen zeigt, so gewissenhaft über die Aechtheit der Reliquien wacht, wie sehr wird sie da nicht auf sorgsame Erhaltung und Sammlung der Heiligen Schrift, Werke und Worte des Herrn, der Apostel und Heiligen, der Urkunden des Glaubens bedacht sein? Unser Vertrauen in die Kirche kann dadurch nur noch mehr befestigt werden. Die Kirche ist nicht umsonst die wahre Lehrerin der Völker.

Eines aber wird jeder wünschen müssen, welcher das in so unerwarteter, fast wunderbarer Weise zu Turin entdeckte

Bild gesehen: nämlich, daß unsere Künstler dasselbe fortan ihren Darstellungen zu Grunde legen, als Vorbild für Christusbilder benützen werden. Die größten Künstler haben vielbewunderte Christusbilder geschaffen. Aber keines davon kommt an erhabener Schönheit und Vollkommenheit dem Bild im Leichentuch gleich. Jede Kirche könnte durch Nachahmung dieses Bildes in den Besitz eines überaus würdigen, erbaulichen Christusbildes kommen.

Herr Paul Vignon hat das Ergebniß seiner vielfach mühsamen Forschungen und Arbeiten in einem schönen Buche zusammengefaßt: Le Linceul du Christ, étude scientifique, par M. Paul Vignon, docteur ès sciences (Paris, Masson. 2. Aufl. 1902). Das Buch ist mit 9 selbständigen Abbildungen und 35 Darstellungen im Text vortheilhaft vervollständigt.

VII.
Aus dem Leben einer elsässischen Reichsstadt.

Seitdem auf dem Gebiet der historischen Forschung das culturhistorische Moment vorzuherrschen begann, waren es besonders die Städte, jene blühenden, staatlichen Gemeinwesen des Mittelalters, denen sich das Augenmerk des Forschers mit Vorliebe zuwandte. Die Frage nach Entstehung und Ursprung der Städteverfassung gehört ja auch heute noch zu den interessantesten geschichtlichen Problemen. Eine jetzt kaum übersehbare Specialliteratur über einzelne Städte war die Folge des erwachten Interesses, eine Menge Quellenpublikationen zur Stadtgeschichte, Urkundenbücher und Stadtrechte, die uns ein reiches, vergangenes Leben enthüllen. Das hindert nicht, daß jede neue Quellenveröffentlichung auf diesem Gebiete mit Freude zu begrüßen ist. Daß dabei die heute mit Recht so gefürchtete Andacht vor dem Unedirten nicht die Auswahl trifft, ist bei den — wegen des geringen Absatzes — hohen Herstellungskosten nicht leicht zu besorgen. Ohnehin werden meistens nur gewiegte Männer von Fach mit der Herausgabe sich befassen.

Vor mir liegt eine große Publikation, die in Fachkreisen die beste Aufnahme zu gewärtigen hat. Es sind die Stadtrechte von Schlettstadt, die der bestbekannte rührige Schlettstadter Stadtarchivar Dr. Gény soeben herausgegeben hat.[1])

Die Stadt, die dem deutschen Kaiser die vielbesprochene Hohkönigsburg geschenkt hat, ist in der Tagespresse der letzten Zeit oft genannt worden. In herrlicher rebenbewachsener Ebene zu Füßen burggekrönter Wasgauberge gelegen, hat sie mit den Thürmen ihrer alten prächtigen Gotteshäuser einen Schimmer bewahrt von der stolzen, reichen Vergangenheit, die uns aus den zwei Bänden der Geny'schen Publikation mit so unmittelbarer Frische entgegentritt. Unter den Städten der kaiserlichen Landvogtei im Elsaß kam einst Schlettstadt gleich nach Hagenau und Kolmar. Dem Ursprung nach ist es eine Klosterstadt, entstanden um das von der südfranzösischen Benediktinerabtei Conques 1094 gegründete Priorat S. Fides, das sich des Markt- und Zollrechtes erfreute.

Der Staufer Friedrich II. erhob sie 1217 zur Reichsstadt, nachdem er vom Propst von S. Fides durch Gütertausch die für den Bestand der neuen Stadtgemeinde unentbehrlichen Rechte erworben hatte. Wölfel, der berühmte staufische Schultheiß von Hagenau und elsässische Burgenerbauer, umgab sie mit Mauern. König Adolf bestätigte und erweiterte im Jahre 1292 ihre Freiheiten, die mit denen von Freiburg und Kolmar viele Aehnlichkeit haben. Weitere königliche und kaiserliche Privilegien bis auf Karl IV. förderten die Bildung eines blühenden Gemeinwesens, die Einverleibung zweier Dörfer, Burner und Kinzheim, erweiterten die Bannmeile der Stadt. Der Proceß, der sich um die Mitte des 14. Jahrhunderts in fast allen Städten abspielte, wiederholte sich auch in Schlettstadt: der politischen Bevormundung und Herrschaft stolzer Adelsgeschlechter wird von den freiheitliebenden Bürgern ein gewaltsames Ende

1) Schlettstadter Stadtrechte. Bearbeitet von Joseph Gény. Erste und zweite Hälfte. Heidelberg, Karl Winter. 1902. Zusammen XXVII u. 1172 Seiten. (M. 38.) Erschienen in der Sammlung „Oberrheinische Stadtrechte.“ Dritte Abtheilung: Elsässische Rechte, veröffentlicht von der Commission zur Herausgabe elsässischer Geschichtsquellen.

bereitet. Die Zünfte errangen ihre herrschende Stellung, und so wußte sich die Stadt nach und nach ihre vollständige Unabhängigkeit zu erwerben. Sie hatte das nicht allen Städten gewordene Glück, durchweg treffliche Leiter an der Spitze der Verwaltung zu haben, die die Geschicke der freien Gemeinde mit Umsicht und Weisheit auch durch die schwersten politischen und religiösen Wirren zu leiten verstanden. Die berühmte Humanistenschule verbreitete Schlettstadts Ruhm in die weiteste Ferne, zahlreiche hervorragende Männer, wie Wimpheling, Beatus Rhenanus u. a. sind aus der kleinen Reichsstadt hervorgegangen. Wie diese in den schweren Zeiten des 16. Jahrhunderts ungebrochen aus der Revolution hervorging, hat Gény selbst in einer bedeutsamen Studie in den Erläuterungen zu Janssen's Geschichte unlängst dargestellt.[1]) Erst der unselige 30jährige Krieg beginnt an der alten Herrlichkeit zu rütteln. Was der Schwede übrig ließ, beseitigte der Franzose; nachdem dieser einmal 1673 die alten Thürme und Mauern gestürzt, fiel auch ein Stück Freiheit nach dem andern, und die Prätoren des XIV. Ludwig wußten der Stadtverwaltung den letzten Rest der Selbständigkeit zu wahren. Was von der alten Form noch übrig war, hat die Revolution von 1789 vollends zerbrochen.

Alle diese Geschicke künden im ersten Bande der Stadtrechte die verfassungsgeschichtlich wichtigen Urkunden: kaiserliche und königliche Privilegien, sowie die Verträge über Grund- und Hoheitsrechte der Stadt. Der besondere Werth der Sammlung ist darin zu erblicken, daß auch die einschlägigen wichtigen Stücke der neueren Zeit bis 1789 mitgegeben sind, was man bei der einseitigen Vorliebe für das Mittelalter nicht von allen ähnlichen Publikationen sagen kann. Und doch hat auch die neuzeitliche Entwickelung des städtischen Regimes manche Eigenthümlichkeiten aufzuweisen, die des Interesses nicht entbehren, mögen sie auch nicht durchweg das erfreuliche

---

1) Gény, Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490 bis 1536. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssen's Geschichte des deutschen Volkes, herausgegeb von L. Pastor. I. Band, 5. u. 6. Heft.) Freiburg, Herder. 1900.

Bild der älteren Zeit bieten. Dies Verfahren hat Gény auch bei der Wiedergabe der auf die Urkunde folgenden Statuten beobachtet, welche von dem Stadtmagistrat seit 1374 erlassen wurden. So geben sie uns ein treues, fast lückenloses Bild städtischen Lebens für die ganze Zeit des selbständigen Bestehens der Reichsstadt.

Ein gutes Stück Culturgeschichte liegt in diesen Verordnungen verborgen, für deren Zugänglichmachung der Cultur- und Wirthschaftshistoriker dem Herausgeber Dank wissen wird. Das wirthschaftliche Leben der mittelalterlichen Stadt ist mit dem politischen auf das engste verknüpft, und nur dieses zu berücksichtigen, wäre einseitig. Die rein politisch-verfassungsgeschichtliche Entwickelung verläuft ja für eine Mehrzahl von Städten im Allgemeinen in denselben Bahnen, das wirthschaftliche Leben weist aber je nach Verschiedenheit örtlicher Verhältnisse besondere Eigenthümlichkeiten auf, für deren Kenntniß die allseitige Erschließung der erreichbaren Quellen ein nothwendiges Bedürfniß ist. In richtiger Erkenntniß dessen hat der Herausgeber der wirthschaftlichen Seite seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und in der umfangreichen zweiten Hälfte des Werkes als Ergänzung zu den Statuten und Verordnungen ein geradezu erstaunliches Material zum Theil von höchstem culturgeschichtlichem Interesse niedergelegt. Keine Seite des städtischen Wirthschafts- und Volkslebens ist unberührt. Unter 125 Nummern finden wir in alphabetischer Reihenfolge der einzelnen Gewerbe und Stände die städtischen Bürger- und Gewerbeordnungen, die von Meister und Rath gutgeheißenen Handwerker- und Zunftordnungen, Besoldungen und Eide der Beamten und Angestellten, Geschäftsreglements u. s. w. in reichster Mannigfaltigkeit. Ueber die Rechte und Befugnisse des Arztes und Apothekers erfahren wir ebensogut Aufschluß, wie über die Thätigkeit des Pferdemacklers und die Interessensphäre des Wasenmeisters.

Den Fernerstehenden mögen die scheinbar trockenen Aktenstücke abschrecken. Aber welch' ein reiches, längst entschwundenes Leben künden sie dem, der sich liebevoll in sie vertieft. Alle die reizenden Details aus dem Treiben eines alten, freien Bürgerthums wecken fast das Heimweh nach der „guten alten

Zeit", alle die Lichtseiten des mittelalterlichen Städtelebens leuchten aus den todten Zeilen einem entgegen, aber es fehlt nicht an dunklen Punkten des damaligen Treibens, die sich besonders aus den Gerichtsurtheilen ergeben. Dank eines ingeniösen Abkürzungsverfahrens hat der Herausgeber auf geringem Raum mehr als dreihundert Straffentenzen mitgetheilt. Die Nachtseiten des Menschenlebens waren auch im alten Schlettstadt dieselben: auch in einer so kleinen Stadt — sie zählte 4 bis 5000 Einwohner — fehlt der „Frauwenwürt" nicht. Schade, daß der Raum nicht gestattet, aus der Fülle des Gebotenen so manche interessante Einzelheit mitzutheilen, so z. B. daß im 16. Jahrhundert der Gebrauch des Weihnachtsbaumes bekannt ist, daß die Rathsherren am Dreikönigstag sich den Kuchen schmecken lassen, und wer dabei „die bonn und erbis bekommt, der ist könig und Marschalk".

So kann man ruhig behaupten, daß die neue Publikation nach der ganzen Art ihrer Anlage und der überraschenden Reichhaltigkeit des Inhalts vielleicht nicht ihresgleichen neben sich hat. Die befolgte Editionsmethode verräth den kundigen Fachmann. Jeder Einsichtige wird Dr. Gény's Editionsprincipien beipflichten; er hat die lateinischen und französischen Stücke durchweg, die deutschen bis 1530 genau nach ihren Vorlagen wiedergegeben — ein Verfahren, das bei der unter den Fachgenossen herrschenden Verschiedenheit durchaus am Platze ist. Auf diese Weise kann auch der germanistische Philologe die deutschen Urkunden für seine Zwecke benützen, in Gény's Buch bieten sie für ältere Dialektforschung nicht unerhebliches Material. Ein gewaltiges Stück Arbeit steckt in den zwei Bänden; sie konnte in dieser Form auch nur geleistet werden von einem Gelehrten, der wie der Schlettstadter Stadtarchivar sich in seinen Quellen auf das genaueste auskennt. Die verdiente Anerkennung wird ihm nicht ausbleiben.

L. Pfleger.

VIII.

Meminisse juvat.

Rückblick auf den Fall Spahn.

4. Die besonderen Verhältnisse in Straßburg.

Manche haben in der That einen wesentlichen Unterschied daraus abzuleiten gesucht, daß bisher katholische Geschichtsprofessuren nur an solchen Universitäten bestanden, welche eine katholisch-theologische Fakultät haben, zu welchen die Universität Straßburg nicht zählt.

In einem mit „S. T." unterzeichneten Artikel der Münchener „Allgemeinen Zeitung" [1]) heißt es:

„Specifisch katholische Professuren concedirt man doch nur da, wo solche Fakultäten bestehen. Daß man hier in Straßburg von dieser Uebung abgewichen ist, darin liegt das Neue und das Ungeheuerliche dieser Doppelbesetzung. Es ist in der That die Kreirung eines ganz neuen Prinzips, das man als Confessionalisirung des historischen Unterrichts an der Universität und als das Eingehen auf das Verlangen der Ultramontanen nach Klerikalisirung der Wissenschaft bezeichnen kann."

Aehnlich schreibt Michaelis: [2])

„Es gibt keine deutsche Universität mit Ausnahme derer, an welcher eine katholisch-theologische Fakultät besteht, an welcher der Unterricht in Geschichte und Philosophie con-

---

1) Beilage, Nr. 210; 13. Sept. 1901.

2) L. c. S. 5.

fessionell gespalten wäre. An jenen Universitäten mag die Rücksicht auf die Ausbildung katholischer Priester eine solche Scheidung nöthig machen. . . . . Da wir nun in Straßburg, dank dem Widerstande des reichsländischen Klerus und des Vatikans, keine katholisch-theologische Fakultät haben, so sind die hier errichteten confessionellen Geschichtsprofessuren ein völliges Novum im gesammten deutschen Universitätswesen und schließen die traurige Verurtheilung des Geschichtsunterrichts' in sich, für confessionelle Beschränktheit Schergendienste zu leisten, anstatt blos der Wissenschaft und der unbefangenen Wahrheitsforschung zu dienen."

Daraus, daß confessionelle Professuren meist an Universitäten bestehen, welche katholisch-theologische Fakultäten haben, folgt nicht, daß sie nur oder vorzugsweise mit Rücksicht auf die theologischen Fakultäten errichtet worden sind. Wäre dies der Fall, so dürfte man doch erwarten, daß die Studirenden der Theologie regelmäßig die Vorlesungen der Profanhistoriker hörten. Eine Umfrage bei einigen Theologen und Historikern ergab mir, daß dies weder die katholischen noch die evangelischen Studirenden der Theologie überall thun. Weiter ausgedehnte Erkundigungen werden schwerlich etwas anderes ergeben: die theologischen Fakultäten werden es zwar stets gern sehen, daß Historiker ihrer Confession in der philosophischen Fakultät dociren; sie können sich aber auch ohne solche behelfen, indem ihre Studirenden sich auf die Kirchengeschichte beschränken. Bei einem Professor der philosophischen Fakultät hören die letzteren wohl daneben Profangeschichte, wenn dessen Weltanschauung ihnen sympathisch ist, aber auch selbst dann nicht alle und nicht überall.

Für Tübingen gelang es mir, eine Beziehung zwischen der katholisch-theologischen Fakultät und einem confessionellen Lehrstuhl zu ermitteln. Nach einer mir gütigst ertheilten Auskunft sind dort die Studirenden der katholischen Theologie verpflichtet, eine Vorlesung über Profangeschichte zu hören;

dem entsprechend hat schon seit langer Zeit stets ein katholischer Privatdocent oder Extraordinarius der philosophischen Fakultät einen Lehrauftrag für dieses Fach; die katholisch-theologische Fakultät hält darauf, daß dieses Verhältniß fortbesteht.

Dieser Fall ist aber in zweifacher Beziehung ein ausnahmsweiser; erstens wegen der erwähnten Verpflichtung der Studirenden der katholischen Theologie, sodann weil Tübingen die einzige Universität ist, welche in einem vorzugsweise evangelischen Lande eine katholisch-theologische Fakultät hat. Alle andern katholisch-theologischen Fakultäten gehören Universitäten an, welche in vorwiegend katholischen Landestheilen liegen.

In Freiburg besteht für die Studirenden der Theologie die Vorschrift, drei Vorlesungen in der philosophischen Fakultät zu hören. Eine Vorlesung über Profangeschichte liegt den künftigen Geistlichen näher als viele andere. Deshalb ist es eine billige Forderung, daß ihnen Gelegenheit gegeben wird, eine solche bei einem Docenten zu hören, der ihre eigene Weltanschauung theilt. Nicht minder können dies katholische Studirende der weltlichen Fakultäten fordern, zumal an einer ursprünglich stiftungsgemäß katholischen Universität eines vorwiegend katholischen Landes. Eine solche Universität ist Freiburg. Dem ersten im Jahre 1784 dort angestellten evangelischen Professor folgten in den nächsten 40 Jahren noch weitere 7 evangelische. In der Folgezeit wurden solche immer häufiger berufen, so daß im Laufe des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr wahr wurde, was von Rotteck bereits in den Zwanziger-Jahren einem mit ihm in Streit gerathenen evangelischen Collegen sagte: „Wir haben Euch Protestanten gastlich bei uns aufgenommen, Ihr werdet uns aber noch zu unserem eigenen Haus hinausweisen.“ [1])

1) Buß, Der Unterschied der katholischen und protestantischen Universitäten Teutschlands“. S. 3.

Im Jahre 1845 richtete die philosophische Fakultät an das Ministerium die Anfrage, ob sie bei Berufung eines Lehrers für die Geschichte die Confession zu berücksichtigen habe. Die Antwort lautete, unter sonst gleichen Verhältnissen der zu Berufenden solle ein Katholik berufen werden.[1]) Frage wie Antwort zeigen, daß wenigstens damals der katholische Charakter der Universität sowohl von der Fakultät als von dem Ministerium anerkannt wurde.

Diesen Verhältnissen gegenüber erscheint es nur als eine Handhabung der nothwendigsten Parität, wenn in neuerer Zeit das Ministerium der Forderung nachgegeben hat, daß in Freiburg ein überzeugungstreuer katholischer Historiker angestellt werde. Nach einer gütigen Mittheilung eines Mitgliedes der theologischen Fakultät in Freiburg hat letztere diese Forderung keineswegs ausschließlich mit einer Rücksicht auf die Studirenden der katholischen Theologie begründet.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse an den bayerischen katholischen Universitäten. Auch in Bayern besteht die Vorschrift, daß die Studirenden der Theologie eine Anzahl von Vorlesungen in der philosophischen Fakultät hören müssen.

Die Wiege der confessionellen Professuren sind die preußischen Universitäten. Ich habe mich bisher vergeblich bemüht, irgend eine officielle Aeußerung aufzufinden, welche diese Professuren in Preußen mit den theologischen Fakultäten in Verbindung bringt. Wenn die Errichtung derselben motivirt wird, geschieht es durch Hinweis auf die Verpflichtung der Regierung, für die Unterthanen beider Confessionen zu sorgen. Friedrich Wilhelm III. erklärt, zur Beruhigung seiner katholischen Unterthanen solle die Doppelprofessur der Philosophie in Breslau bestehen; die katholischen Unterthanen, welche Philosophie hören,

1) Buß, l. c., S. 266.

studiren doch nicht ausnahmslos Theologie. — Der Minister v. Raumer begründete die Zweckmäßigkeit der confessionellen Professuren in der zweiten Kammer[1]) mit der Erklärung:

„Die Regierung erkennt an, daß die Universität Breslau ihrer Begründung und Entstehung nach eine vereinigte evangelische und katholische ist. In diese Vereinigung hinein sind evangelische und katholische Fonds geflossen und es wird durch diese Thatsache ein Rechtsverhältniß festgestellt, das bei der Verwaltung dieser Universität nothwendig im Auge behalten werden muß."

Nachdem er sodann verneint hat, daß deshalb bei Besetzung aller Lehrstühle eine rein mechanische Parität walten könne, fährt er fort:

„Meine Meinung ist, daß vielmehr auf eine organische Weise ein Verhältniß begründet werden muß, welches sowohl dem Rechte entspricht, als einem in sich folgerichtigen Zwecke. Diesen Weg kann ich nicht finden als in der Art, daß, abgesehen natürlicher Weise von den theologischen Fakultäten beider Confessionen, bestimmte Disciplinen bezeichnet und nöthigenfalls statutarisch festgestellt werden, bei denen ihrer Natur nach die Nothwendigkeit einer confessionell verschiedenen Auffassung innerlich begründet ist. Als solche habe ich bereits in der Commission bezeichnet: Kirchenrecht, Geschichte und Philosophie."

Anknüpfend an diese Erklärung sagt der Abgeordnete v. Bethmann-Hollweg:[2])

„In Bezug auf die Universität Breslau hat der Herr Minister eine Auskunft gegeben, die mich vollständig befriedigt."

Obgleich der Minister in seiner Erklärung die theologischen Fakultäten ausdrücklich erwähnt, begründet er die Errichtung der confessionellen Professuren in der philo-

---

1) Stenogr. Bericht, Sitzung am 7. Mai 1853, S. 1406.
2) L. c., S. 1408.

sophischen Fakultät nicht durch eine Beziehung zu den ersteren.

In der folgenden Legislaturperiode sagt derselbe Minister: [1])

„Seit der vorigen Sitzung ist im Anschluß an hier geäußerte Wünsche, die allerdings von vornherein mit meiner Auffassung übereinstimmten, die Anordnung getroffen, daß auf den .... gemischten Universitäten unseres Landes für drei Lehrfächer, bei welchen der confessionellen Auffassung ein entscheidendes Gewicht beizulegen ist, Philosophie, Geschichte und Rechtswissenschaft, gleichzeitig ein evangelischer und katholischer Professor fungiren soll, und diese Anordnung ist durch Allerhöchste Genehmigung sanktionirt worden."

Zu bemerken ist, daß der Minister betont, nicht die von katholischer Seite ergangene Aufforderung, sondern seine eigene Auffassung habe ihn bestimmt, die Doppelbesetzung anzuordnen.

Diejenigen, welche der Ansicht sind, daß eine solche Auffassung eben nur der „reaktionäre" Minister v. Raumer haben konnte, verweise ich auf dasjenige, was der Abgeordnete v. Bethmann-Hollweg [2]) in derselben Sitzung ausgeführt hat. Ihn kann man nicht zu den Gesinnungsgenossen v. Raumer's rechnen, schon deswegen nicht, weil er im Eingang seiner Rede den Minister scharf angreift, da derselbe in der Commission geäußert hatte,

„für die evangelische Kirche habe die Reformation selbst ein allgemeines Rechtsfundament gelegt, indem sie den Staat mit der Kirche identificirt habe."

Uns interessirt hier wesentlich seine Aeußerung über die Universitäten: [3])

1) Stenogr. Bericht, Sitzung vom 27. April 1854, S. 968.

2) Er war bekanntlich auch Professor der Jurisprudenz und Curator an der Universität Bonn, später Cultusminister in dem altliberalen Ministerium, an dessen Spitze Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen stand.

3) L. c., S. 970.

„Ich erkenne an und freue mich dessen, daß nicht nur die katholische Theologie, ... sondern auch das Kirchenrecht und die Philosophie ...., als Recht des katholischen Theils anerkannt ist. Daß auch für den Geschichts-Unterricht .... der confessionelle Unterschied wahrgenommen werden müsse, erkenne ich an. Für die anderen Wissenschaften, meine Herren, leugne ich es schlechterdings."

Dem letzten Satze entsprechend wendet er sich im Folgenden gegen die von der katholischen Fraktion verlangte Ausgestaltung der Akademie Münster zu einer katholischen Universität; nicht confessionelle, sondern paritätische Universitäten sind seiner Ansicht nach zu erstreben.

Die Gründung einer katholischen Universität in Preußen wird heutzutage von vielen Katholiken nicht mehr für wünschenswerth erachtet. Darin sehe ich keinen Gegensatz gegen die damals von der katholischen Fraktion aufgestellte Forderung, welche von dem Abgeordneten Peter Reichensperger folgendermaßen begründet wurde:[1])

„Nun, meine Herren, kommen Sie und sagen uns, die Wissenschaft würde darunter leiden, wenn eine katholische Universität gegründet werde, während Sie drei absolut evangelische Universitäten in der Monarchie haben. Wir beantragen nicht, daß diese evangelischen Universitäten zur angeblichen Förderung der Wissenschaft abgeschafft werden sollen; allein, wenn Sie dieselben bestehen lassen, dann begreife ich doch nicht, wie Sie uns die Gründung Einer katholischen Universität unter dem Vorgeben weigern können, daß die Wissenschaft darunter leide."

Damals war die Forderung im Princip berechtigt; sie wäre es praktisch genommen auch heute noch, wenn der exklusiv evangelische Charakter der evangelischen Universitäten jetzt noch so streng gewahrt würde wie ehemals.

Man liebt es, die Sache so darzustellen, als ob stets nur die Katholiken die Errichtung confessioneller Professuren

1) L. c., Sitzung vom 28. April 1854, S. 976.

forderten. Leider ist es wahr, daß vorzugsweise sie Veranlassung hatten, es zu thun. Wer alles hat, was er braucht, wer sich sogar ab und zu ungestraft etwas, was ihm nicht gehört, aneignen darf, der braucht allerdings keine Forderungen zu stellen. In dieser Lage waren in Preußen die Evangelischen. Von den verschiedenen katholischen Universitäten, welche vormals in den 1815 an Preußen gekommenen Landestheilen bestanden hatten, wurde keine wieder hergestellt; nur der Akademie Münster wurde zeitweilig ein katholischer Charakter belassen. Neben zwei paritätischen Universitäten bestanden vier theils statutarisch, theils in der Praxis ganz oder vorwiegend evangelische. Wie dieser Zustand zu einer systematischen Ausschließung der Katholiken von den Lehrstühlen der meisten preußischen Universitäten geführt hat und führen mußte, habe ich in meiner Schrift „Ueber den Antheil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen" nachgewiesen. Selbst an den paritätischen Universitäten wurden zu Ungunsten der Katholiken die Statuten verletzt. Als in Bonn 1839 Windischmann, der katholische Ordinarius für Philosophie, starb, wurde der evangelische Extraordinarius Fichte zum Ordinarius befördert, obgleich noch zwei andere evangelische Ordinarien der Philosophie in der Fakultät waren. Erst länger als sechs Jahre nach Windischmann's Tod, nachdem Fichte einen Ruf an eine andere Universität angenommen hatte, wurde wieder ein katholischer Philosoph berufen. In Breslau blieb die mit einem Katholiken zu besetzende Professur der Philosophie von 1812 bis 1829 unbesetzt; während der ersten 18 Jahre des Bestehens der Universität Breslau wurde kein katholischer Ordinarius in die philosophische Fakultät berufen.

Ist es zu verwundern, daß die Wortführer der Katholiken in der Kammer und außerhalb derselben gegen eine derartige Imparität protestirten? Wenn unter solchen Umständen der Fürstbischof von Breslau gefordert hat,

daß dort neben den beiden evangelischen Ordinarien für Geschichte auch ein katholischer angestellt werde, so ist das durchaus noch kein Beweis dafür, daß er es nur um der Studirenden der Theologie willen gethan hat.

Es wäre aber durchaus irrig, wenn man annehmen wollte, die Evangelischen hätten nicht ebensogut verlangt und dafür gesorgt, daß gewisse Fächer stets durch einen der Ihrigen vertreten würden. Sobald die Königsberger Professoren nur mit der Möglichkeit rechneten, daß Nichtevangelische auf die Lehrstühle der Geschichte, der Philosophie, des Staats- und des Kirchenrechtes berufen würden, trugen sie dafür Sorge, daß diese Fächer jedenfalls stets gleichzeitig durch evangelische Docenten vertreten würden. Ich habe keinerlei Anhaltspunkte dafür gefunden, daß bei dieser Forderung eine Rücksicht auf die theologische Fakultät mitgespielt habe. Letztere wird damals keinen Einfluß auf die weltlichen Fakultäten gehabt haben; denn sie stand bei denselben nicht in Ansehen, erfuhr sogar eine so weitgehende und ungerechte Zurücksetzung, daß in der langen Zeit zwischen 1841 und 1889 niemals eines ihrer Mitglieder zum Rektor gewählt wurde.

Die Akademie zu Münster bezeichnete der Minister v. Raumer noch als eine ausschließlich katholische Anstalt. Nach 1870 galt sie nicht mehr als solche; seitdem überhaupt Nichtkatholiken dort zugelassen werden, ist auch regelmäßig ein evangelischer Historiker angestellt, sicherlich nicht für die Studirenden der katholisch-theologischen Fakultät. Da die Akademie Münster gleichzeitig eine Anstalt ist für die Ausbildung von Lehrern, so kommt die Regierung einem Bedürfniß der evangelischen Studirenden, obwohl deren Zahl nicht groß ist,[1] nach durch Anstellung eines evangelischen

1) Im Sommersemester 1901 waren von 280 Immatrikulirten 8, im Wintersemester 1901/02 von 169 Immatrikulirten 11 evangelisch. Da in Münster durchschnittlich 5/8 der Studirenden der theologischen Fakultät angehören, wären demnach etwa 12 % der Studirenden der philosophischen Fakultät evangelisch.

Historikers; die Katholiken werden dagegen nichts einwenden. Michaelis muß freilich, wenn er consequent sein will, behaupten, Th. Lindner, G. Kaufmann, G. v. Below seien dorthin berufen worden, um „für confessionelle Beschränktheit Schergendienste zu thun".

Wie die evangelischen Universitäten dafür sorgen, daß die neuere Geschichte von evangelischen Ordinarien vorgetragen wird, ergibt sich daraus, daß katholische Ordinarien für dieses Fach seit mindestens 30 Jahren nur an fünf deutschen Universitäten anzutreffen sind und waren: an denjenigen zu Bonn, Breslau, Freiburg, München und Würzburg. Die übrigen 15 deutschen Universitäten haben meines Wissens in der genannten Zeit niemals einen Ordinarius, der auch nur dem Namen nach katholisch war, als Vertreter der neueren Geschichte gehabt; vorher wird es schwerlich anders gewesen sein.

Faßt man das Vorausgehende zusammen, so ergibt sich, daß in Preußen weder die katholischen noch die evangelischen Professuren in den weltlichen Fakultäten mit Rücksicht auf die theologischen Fakultäten gegründet worden sind, sondern weil sie Lehrfächer allgemeiner Bildung sind, bei welchen der confessionellen Auffassung ein entscheidendes Gewicht beizumessen ist. Auch die Studirenden der Theologie haben Veranlassung, sich eine allgemeine Bildung anzueignen, und sind dabei gerade auf Geschichte und Philosophie mehr hingewiesen als auf andere allgemein bildende Fächer. Das daraus für sie entspringende Bedürfniß confessioneller Lehrstühle für diese Fächer mag nebenbei auch betont worden sein, war aber nicht der ursprüngliche und alleinige Grund der Errichtung derselben.

In keinem deutschen Staate wiegt die katholische Bevölkerung so stark vor als im Reichslande Elsaß-Lothringen. Dies begründet völlig ausreichend die Forderung der Errichtung confessioneller Lehrstühle an der Universität dieses Landes, welche vorwiegend aus den Mitteln des letzteren

unterhalten wird. Aus der am 11. Januar dieses Jahres im Reichstag gehaltenen Rede des Staatssekretärs v. Köller ergibt sich, daß die Berufung katholischer Professoren der Geschichte und der Philosophie im Landesausschuß verlangt und auch von nichtkatholischen Mitgliedern desselben befürwortet wurde. Dazu kommt noch, daß auch solche katholische Mitglieder diese Forderung gestellt haben, welche gegen die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg sind. Gerade das letztere beweist, daß ein nothwendiger Zusammenhang zwischen der katholisch-theologischen Fakultät und der Berufung eines katholischen Historikers nicht besteht. Mag diese Berufung in Straßburg ein Novum sein, ein Novum, welches irgend eine der Freiheit der Wissenschaft feindliche principielle Bedeutung hat, ist sie nicht.

* * *

Ein anderer Einwand gegen die Berufung Spahn's geht dahin, daß dieselbe aus politischen, außer Zusammenhang mit den Zwecken der Universität stehenden Gründen geschehen sei. H. Delbrück[1]) sagt:

„Die Regierung hat das ungeheuere Opfer gebracht, sich der Forderung des Centrums zu fügen;"

Michaelis:[2])

„Nachdem einmal die Kaiser-Wilhelms-Universität, die stolze Stiftung unseres ersten Kaisers, gegründet, ‚auf daß an ihr im Dienst der Wahrheit die Wissenschaft gepflegt, die Jugend gelehrt werde', zum Compensationsobjekt für das Centrum und den elsaß-lothringischen Klerus herabgesunken ist, wo wird da das Ende sein?"

In einem Leitartikel der „Straßburger Post" vom 19. Oktober 1901 heißt es, Spahn sei offenbar nicht aus

1) Preuß. Jahrbücher, 106, S. 384.
2) L. c., S. 7.

wissenschaftlichem, sondern aus politischem Interesse berufen worden; die Regierung habe sich in einer Zwangslage gegenüber dem Landesausschuß befunden, aus der sie sich ohne Zugeständnisse nicht befreien konnte.

Wird denn nicht ein wissenschaftliches Interesse befriedigt durch die Errichtung eines Lehrstuhls, welcher die allgemeine Ausbildung der Studirenden katholischer Confession, der doch die Mehrzahl der Elsaß-Lothringer angehört, wesentlich zu fördern im Stande ist? Daß der erhabene Stifter der Universität Straßburg der Ueberzeugung gewesen sei, nur diejenigen, welche Michaelis' Weltanschauung theilen, könnten im Dienst der Wahrheit die Jugend lehren, wird der letztere uns nicht nachweisen.

Die Forderung, daß die Regierung über den Parteien stehen soll, verlangt nicht, daß sie nur solche Wünsche erfüllen darf, welche gleichzeitig von allen Parteien ausgesprochen werden. Sie soll diejenigen jeder Partei prüfen und ihnen Folge leisten, sobald sie dieselben als berechtigt und mit Rücksicht auf das Wohl des ganzen Staates als erfüllbar erkennt. Diesem Grundsatz entsprechend hat die Regierung des Reichslandes gehandelt. Gewiß wurde durch die Berufung eines katholischen Historikers ein Wunsch der Centrumspartei und des elsaß-lothringischen Klerus erfüllt. Principiell wird deren Forderung schon seit langer Zeit in dem vorwiegend protestantischen Staate Preußen, sowie im Reichslande selber auch von Nichtkatholiken als berechtigt anerkannt. Wird die Forderung etwa deshalb unberechtigt, weil auch die Katholiken im ganzen Reich und der Klerus im Reichsland dieselbe erheben?

Das Land Elsaß-Lothringen hat Deutschland im Jahre 1870 zurückerobert, die Herzen seiner Bevölkerung bis heute noch nicht vollständig, noch nicht in dem Maße, wie jeder deutsche Patriot es wünscht. Die Herzen zu gewinnen, dazu ist die Universität in erster Linie mitberufen. Es wird nicht geschehen, so lange die Universität eines zu 4/5 katho-

lischen Landes sich — um mit Michaelis zu reden — als die Vertreterin einer alten protestantisch-reichsstädtischen Tradition betrachtet; darin liegt ein Mangel an vorurtheilsloser Wissenschaftlichkeit.

5. Die Berufung Spahns und die Rechte der Fakultät.

Nach dem Verfasser der oben erwähnten Randbemerkungen zum Fall Spahn ist es unbestritten, daß des letzteren Berufung die Regierung „sich genau auf der Linie des geltenden Rechtes" gehalten hat. Trotzdem wird der Vorwurf erhoben, der Fakultät sei bei der Besetzung des Lehrstuhles nicht diejenige Mitwirkung, welche sie billiger Weise beanspruchen kann, eingeräumt worden. Diesen Vorwurf vermag ich nicht ohne weiteres als unbegründet zu bezeichnen. Um beurtheilen zu können, ob und wie weit er berechtigt ist, müßte man den Wortlaut der von der Fakultät an den Kaiser gerichteten Immediateingabe kennen.

Das Vorschlagsrecht der Fakultäten bei Besetzung der Lehrstühle ist im Statut der Straßburger Universität vom 24. Februar 1875 weniger deutlich ausgesprochen, als in denjenigen mehrerer preußischen Universitäten. Man kann es aber dessenungeachtet als ausgeschlossen betrachten, daß bei der Neugründung der Kaiser-Wilhelms-Universität ihren Fakultäten absichtlich ein beschränkteres Vorschlagsrecht, als jene besitzen, zuerkannt werden sollte.

Nirgendwo sind die Vorschläge der Fakultäten bindend. Deshalb kann die Regierung im Einzelfall ohne Rechtsverletzung eine Professur besetzen, ohne die Vorschläge der Fakultät einzuholen; denn sie kann den Beschluß fassen, einen ganz bestimmten Mann zu berufen, mag die Fakultät vorschlagen, wen sie will. Die Fakultät ist aber nicht im Unrecht, wenn sie in einem solchen Vorgehen die Gefahr einer Schädigung ihrer Interessen sieht. Denn das Vor-

schlagsrecht ist den Fakultäten verliehen unter der nicht bestrittenen Voraussetzung, daß sie selbst im Allgemeinen und in der Regel am besten wissen, wie Neubesetzungen vorzunehmen sind. Die Freiheit ihrer Entschließung wird der Regierung in keiner Weise dadurch beschränkt, daß sie die Vorschläge der Fakultät anhört; so lange sie dieselben überhaupt nicht kennt, ist es unlogisch, wenn sie sich auf den Standpunkt stellt, daß sie durch die Fakultät eine zweckdienliche Belehrung nicht erhalten könne. Besetzt sie eine Professur, ohne sich irgendwie mit der Fakultät in Verbindung gesetzt zu haben, so ruft sie den Verdacht wach, daß sie nicht ausschließlich die Interessen der Universität im Auge habe.

Welche Befugnisse der Fakultäten, bei Berufungen mitzuwirken, durch deren Statuten festgesetzt sind, kann im Großen und Ganzen als bekannt vorausgesetzt werden. Von Interesse ist es aber, darauf hinzuweisen, wie die Mitwirkung der Fakultäten in den Instruktionen für die Universitätscuratoren zum Ausdruck kommt. In derjenigen für den Curator der Universität Breslau vom 12. April 1816 wird bestimmt, daß der Curator neben anderen Obliegenheiten diejenige hat,

„daß er Erledigungen von Lehrer- und permanenten akademischen Beamtenstellen unverzüglich dem Ministerio anzeigt, wobei ihm freisteht, wegen der Lehrerstellen [1]) unaufgefordert Vorschläge zu machen, welches unmittelbar zu thun auch dem akademischen Senat und den einzelnen Fakultäten unverwehrt sein soll". [2])

Die nämliche Anweisung, theilweise fast wörtlich, findet sich in den Instruktionen für die Curatoren in Bonn [3])

1) Zu beachten ist, daß kein Unterschied gemacht wird zwischen Ordinariaten und Extraordinariaten.

2) Koch, „Die preußischen Universitäten". Bd. 1, S. 314

3) Daselbst, S. 185.

(vom 8. Juli 1819) und in Halle [1]) (vom 21. Nov. 1819); nur wird für diese beiden Universitäten bestimmt, daß die Vorschläge des Senats und der Fakultäten nicht unmittelbar, sondern vermittels des Curators an den Minister gelangen sollen.

Wenn es den Fakultäten unverwehrt sein soll, Vorschläge zu machen, so müssen sie nothwendiger Weise vor der Besetzung eines Lehrstuhls irgendwie von den Absichten der Regierung in Kenntniß gesetzt werden. Der Staatssekretär v. Köller geht also offenbar zu weit mit seinem Ausspruch im Reichstage, daß die Fakultäten gar kein Recht haben, „befragt oder gehört zu werden, wenn Se. Majestät der Kaiser ... einen ordentlichen ... Professor beruft".

Die Straßburger Fakultät hätte aber ihrerseits Unrecht, wenn sie behaupten wollte, daß ihr jede Mitwirkung bei der Berufung Spahn's abgeschnitten gewesen sei. Eine Benachrichtigung über die Absichten der Regierung hat offenbar stattgefunden. Denn Michaelis berichtet darüber: [2])

„Ueber Nacht, mitten in der Stille der Ferien, wo der Dekan und fast alle Fakultätsmitglieder in der Sommerfrische weilten, überraschte der Curator Hamm die Fakultät mit der Anzeige, daß die Regierung ... neben der bestehenden ordentlichen Professur eine zweite gleiche Professur zu errichten beabsichtige und darüber mit den Herren Meinecke und Spahn in Verhandlung treten werde."

Eine Regierung welche wichtige Fakultätsangelegenheiten in den Ferien zu erledigen sucht, setzt sich stets dem Verdacht aus, daß sie die Mitwirkung der Fakultät bei denselben ausschließen will. Ob dieser Verdacht begründet ist, kann im Einzelfall nur aus den begleitenden Umständen beurtheilt werden. Die Fakultät, oder wenigstens diejenigen Mitglieder

1) Wilh Schrader, „Geschichte der Friedrichsuniversität zu Halle". Bd. II, S. 538.

2) L. c., S. 3.

derselben, welche in den Ferien erreichbar sind, haben aber Mittel, sich gegen eine Benachtheiligung zu verwahren. Meiner Ansicht nach wäre im vorliegenden Fall die correkte Antwort ein Gesuch an die Regierung gewesen, die Sache aufzuschieben, bis die Fakultät nach Beginn des Semesters Zeit gehabt habe, sich über die Personenfrage zu orientiren und Vorschläge zu machen. Dabei konnte die Fakultät gleichzeitig aussprechen, daß sie die Errichtung der confessionellen Professuren überhaupt nicht für ersprießlich erachte, jedoch ohne Bestreitung des Rechtes der Regierung, dieselben zu errichten. Wenn nach einer derartigen Antwort die Regierung ohne weiteres die Professur besetzt hat, so hat die Fakultät meiner Ansicht nach berechtigten Grund, sich zu beklagen.

Der Inhalt der Immediateingabe ist nicht bekannt. Konnte die Regierung vielleicht aus demselben die Ansicht gewinnen, daß von der Fakultät eine objektive, rein sachgemäße Behandlung der Personenfrage überhaupt nicht zu erwarten sei und hat sie in Folge dessen die letztere einfach definitiv nach ihrem Ermessen erledigt? Wir wissen es nicht; auf die Vermuthung, daß es so gewesen sein könne, kann man kommen, wenn man verschiedene von Mitgliedern der Fakultät veröffentlichte Aeußerungen beachtet, so diejenigen der Professoren Michaelis und Leumann und diejenigen des Verfassers der mehrmals citirten „Randbemerkungen", welche Aeußerungen ich theils schon angeführt habe, theils im Folgenden erwähnen werde. Ich habe schon hervorgehoben, daß ich in denselben Urtheile leidenschaftsloser, gerecht und billig denkender Männer nicht erkennen kann. Schwerlich war die Fakultät gut berathen, wenn diese Mitglieder derselben einen wesentlichen Einfluß auf die Abfassung der Immediateingabe gehabt haben. Stimmt die Fakultät wirklich Michaelis zu, wenn derselbe glaubt, bei den von ihm veröffentlichten Erwägungen befinde er sich mit allen oder fast allen seinen Collegen im Einverständniß?

Einzelne derselben, namentlich die auf Ministerialdirektor Althoff bezüglichen, haben außerhalb Straßburgs entschiedenen Widerspruch erfahren. Ich begnüge mich, hervorzuheben, daß gerade diese Aeußerungen ganz und gar nicht diejenigen eines besonnenen Mannes sind. Offiziell hatte Althoff gar nichts mit Spahns Berufung zu thun. Ist er von der elsaß-lothringischen Unterrichtsverwaltung oder vom Kaiser um seine Meinung befragt worden, so kann die Straßburger Fakultät ihm doch keinen Vorwurf daraus machen, wenn er dieselbe äußert; möge sie sich doch über diejenigen beschweren, welche ihn zu Rath ziehen. — Nicht besser fährt Michaelis mit seinen abfälligen Bemerkungen über Althoffs Amtsführung. Daß diesen widersprochen wurde, widerlegt allein dieselben noch nicht, fordert aber gebieterisch, daß Michaelis nun beweist, daß er seine Anschuldigungen nicht aus den Fingern gesogen hat. Er muß Gewährsmänner nennen, welche für dieselben eintreten können und wollen, wenn er sich nicht dem Vorwurf aussetzen will, leichtfertig gehandelt zu haben.

6. Der Fall Spahn und die Toleranz.

Als Dr. Spahn dem Professor Lenz gegenüber seine Absicht, sich in Berlin zu habilitiren, aussprach, erwiderte ihm derselbe:[1])

„Lieber Freund, gehen Sie doch an irgend eine andere Universität als Privatdocent, nach Bonn oder nach Straßburg, zum Beispiel . . . Sie werden überall gern aufgenommen werden . . . Aber nur nicht in Berlin! Sehen Sie, wir sind gewohnt, Berlin als Hochburg des freien Protestantismus zu betrachten. Es ist uns schmerzlich, das geändert zu sehen.“

Welche Garantie hatte Lenz dafür, daß Spahn überall gern aufgenommen würde? Auch die Collegen in Bonn

1) Spahns Referat über „Der Katholicismus und das zwanzigste Jahrhundert“ im „Tag“; Nr. 569 — 21. Dec. 1901.

und in Straßburg konnten sagen: Nur nicht hier! Bonn ist die Hochburg des Protestantismus in den ultramontanen Rheinlanden; in Straßburg liegt die „französisch-klerikale Richtung in heftigstem Kampf mit der alten protestantisch-reichsstädtischen Tradition". [1])

„Wir sind gewohnt" — wer sind denn diese „Wir"? Lenz hat unter seinen Collegen manchen, der mir wohlbekannt ist, und von welchem ich die volle Ueberzeugung habe, daß er jedem Versuch, die Universität Berlin zu einer spezifisch protestantischen Anstalt zu stempeln, entschieden entgegentreten wird.

Widerspricht denn die Behauptung, Berlin werde als Hochburg des freien Protestantismus betrachtet, nicht dem, was Lenz in Hamburg mit den Worten:

„Er wurde angenommen, trotzdem er Katholik war, wie wir denn niemals nach der Confession fragen" [2])

von Spahn gesagt hat?

Der Widerspruch ist nur ein scheinbarer; die Zuhörer werden aus diesen Worten schon herausgehört haben, daß dem Katholiken Spahn doch irgend eine Makel anhafte, über welche die Fakultät mit Nachsicht weggesehen hat, obgleich sie niemals nach der Confession fragt. Lenz hat selber gefühlt, daß seine Worte nicht klar aussprechen, was er gedacht hat, denn er hat sich veranlaßt gesehen, eine Erläuterung zu denselben zu geben, in welcher es heißt: [3])

„Ich habe niemals ein Hehl daraus gemacht, daß Bedenken gegen die Zulassung Spahns vorlägen; die Entscheidung zu finden, ist in einem solchen Falle schwer und ist auch mir nicht leicht geworden".

Wie letzteres der Fall sein kann, obgleich er niemals nach der Confession fragt, wird meines Erachtens nur ver-

1) Michaelis, l. c., S. 6.
2) L. c., S. 7.
3) L. c., S. 30.

ständlich, wenn er unter Confession nichts anderes als den Taufschein versteht. Gleichgiltig ist es ihm, ob ein Aspirant katholisch getauft ist, nicht gleichgiltig dagegen, ob seine Weltanschauung katholisch ist. Er sagt freilich, das Bekenntniß zur katholischen Weltanschauung werde für ihn noch kein Grund sein, um jemand den Zutritt zum akademischen Beruf zu verweigern, — fügt aber hinzu: sobald er aus seinen wissenschaftlichen Grundsätzen und den ihnen entsprechenden Leistungen die Ueberzeugung gewänne, daß er sich von dem obersten Prinzip des Willens zur Objektivität leiten lasse. Er würde dann sein Vertrauen darauf setzen, daß ihn der Wille, die Wahrheit zu erkennen, über die Schranken anerzogener Vorurtheile mit der Zeit hinwegführen werde.

Den Willen zur Objektivität, den Willen, die Wahrheit zu erkennen, muß man selbstverständlich von jedem Universitätslehrer verlangen. Es hängt aber gerade von der Weltanschauung des Einzelnen ab, was er selber als Wahrheit oder als Vorurtheil ansieht. Wenn Lenz sich von vornherein auf den Standpunkt gestellt hätte, daß Objektivität und Vorurtheilslosigkeit sich ebenso gut mit der katholischen als mit seiner eigenen Weltanschauung vereinigen lassen, so wäre es ihm nicht schwer gefallen, die Entscheidung im Fall Spahn zu finden. Niemand verlangt von ihm, daß er seine eigene Weltanschauung einer andern nachstelle. Mag er immerhin die katholische Weltanschauung für minderwerthig gegenüber dem modernen Weltbewußtsein, ja für ein „Gift" halten — ob es dem guten Geschmack gebildeter Kreise entspricht und ob es dem friedlichen Zusammenleben der im gleichen Vaterlande wohnenden Bekenner verschiedener Confessionen förderlich ist, sich in öffentlicher Rede so auszudrücken, mag dahingestellt bleiben — Niemand will ihm wehren, seine Weltanschauung als die allein richtige anzusehen; aber kategorisch verlangen wir von ihm, daß er die Gleichberechtigung der von der seinigen abweichenden Weltanschauung anerkennt,

sobald es sich um Rechte handelt, welche den Bekennern beider Weltanschauungen gemeinsam zuerkannt sind Die Universität Berlin hat stiftungsgemäß keinen evangelischen Charakter. Streng nach ihren Statuten sich in ihren amtlichen Handlungen zu richten, ist für ihre Angehörigen zwingende Pflicht. Unvereinbar mit dieser Pflicht ist es, daß Lenz die Frage aufwirft, ob die katholische Weltanschauung eines Bewerbers um die venia legendi sich mit wahrhaft wissenschaftlichen Leistungen und mit dem Willen zur Objektivität verträgt; das thut sie nach den Statuten, denn die Statuten schließen die katholischen Landesangehörigen nicht aus. Unvereinbar mit der Achtung vor ihren bindenden Bestimmungen sind seine Worte: „Wir sind gewohnt, Berlin als Hochburg des freien Protestantismus zu betrachten“.

Wir wissen, daß Lenz trotzdem der Habilitation Spahns — die übrigens keineswegs von ihm allein abhing — nichts weiter in den Weg gelegt hat. Spahn war sein Schüler, war ihm sympathisch. Wird er einen Katholiken, der ihm ferner steht, in gleicher Weise behandeln? Wenn ein solcher fortan in ihm nicht von vornherein einen Mann sieht, der einzig und allein den Geboten der Pflicht gehorcht, sondern einen Mann, der sich von Vorurtheilen, die mit ihm groß geworden sind, leiten läßt, so hat Lenz dies den Enthüllungen über die Habilitation Spahns zu verdanken, die er selber und Spahn gemacht haben.

Weiter auf seinen Hamburger Vortrag einzugehen, habe ich keine Veranlassung. Vergebens suche ich in demselben die Spuren jener vornehmen Toleranz, welche, wie oben erwähnt, der Königsberger Philosoph Rosenkranz in den Worten ausgesprochen hat: die Sorge, daß einen Andersgläubigen „seine Religion an der Unbefangenheit und Freiheit der Forschung hemme, . . . gehört ihm, nicht uns“.

Wie hoch steht eine solche Anschauung über derjenigen, welche auszusprechen verschiedene Mitglieder der Straßburger philosophischen Fakultät sich nicht gescheut haben. Den

bereits oben angeführten sei noch eine Aeußerung Leumanns zugefügt:[1])

„Auch früher . . . hat die Fakultät bei der Neubesetzung von Professuren, so oft sich Gelegenheit bot, Katholiken mit in Vorschlag gebracht und demnach wiederholt solche erhalten. Dagegen hat sie im Gegensatz zu den im elsaß-lothringischen Landesausschuß von klerikaler Seite gegebenen Anregungen niemals einen specifisch-katholischen, einen buchstabengläubigen, einen engherzigen, einen ultramontanen oder, physikalisch ausgedrückt, einen katholisch-elektrischen Kollegen gewünscht, so wenig sie je einen Protestanten oder einen Israeliten von ähnlicher Sorte verlangt haben würde".

Klarer kann nicht ausgesprochen werden, daß die Fakultät zwar nie an dem katholischen Taufschein, aber stets an der katholischen Weltanschauung eines zu Berufenden Anstoß nimmt. Das heißt: sich mit Toleranz brüsten und Intoleranz üben.

Es erscheint paradox, daß zur Unterstützung solcher Anschauungen Mommsen reklamirt wird, welcher einst im preußischen Abgeordnetenhaus erklärt hat:[2])

„Ich habe . . . . gesagt, daß ich die Anstellung von Ultramontanen, welche ihrer wissenschaftlichen Stellung nach an die deutschen Universitäten gehören, auf das lebhafteste wünsche. Ich habe . . . . den entschiedenen Wunsch, daß ein jeder bedeutende Gelehrte, mag er auch der ultramontanen Richtung angehören, an jeder deutschen Universität seine Anstellung finde, und ich zweifle auch nicht, daß ein bedeutendes Talent diese seine Anstellung erzwingen wird".

* * *

Bei der Agitation gegen Spahns Berufung handelte es sich weit weniger um ein Princip als um die Abneigung gegen die Vertretung katholischer Weltanschauung in den weltlichen Fakultäten unserer Universitäten. Wer das Princip

1) L. c., S. 11.

2) Stenogr. Bericht, Sitzung v. 28. Nov. 1877, S. 571.

vertreten will, daß in denselben bei keiner Berufung Rücksicht auf die Confession genommen werden soll, der müßte doch in erster Linie die Anwendung desselben auf solche Lehrfächer verlangen, bei welchen nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Parteien die Confession des Vertreters nicht in Betracht kommt.

Der Fall Spahn hat die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß in Rostock ausschließlich evangelische Professoren angestellt werden, daß in Halle und in Königsberg ebenfalls den Statuten nach in allen Fächern Beschränkungen zu Gunsten der Evangelischen bestehen, von deren Anwendung in der Praxis allerdings abgesehen werden kann. Lenz sagt von diesen Universitäten, daß auf denselben „Formen sich erhielten, welche dem confessionellen Zeitalter entsprachen, heute aber ihren Sinn verloren haben". Dagegen ist zunächst zu bemerken, daß die geltenden Bestimmungen in Halle durch 1854 erlassene Statuten geregelt, und in Königsberg 1867 festgesetzt wurden; gar alten Datums sind also beide nicht. Sodann aber frage ich, was sind denn Formen, „die heute ihren Sinn verloren haben?" Soll dies heißen, daß sie heute nicht mehr berechtigt seien; warum wird dann die Aufhebung nicht gefordert? Oder soll es heißen, daß sie jede praktische Bedeutung verloren haben? Wem es just passirt ist, mit denselben in Collision zu gerathen, wird das letztere bestreiten. Ich weiß davon aus eigener Erfahrung zu erzählen. Im Jahre 1863 wurde mir vom Minister nicht gestattet, mich in Halle für Chemie zu habilitiren, obgleich ich, in Unkenntniß der die Katholiken ausschließenden Statuten, bei der Annahme der ersten Assistentenstelle am neuen chemischen Laboratorium mit dessen Direktor ausdrücklich vereinbart hatte, daß ich mich habilitiren werde. Als ich später in Heidelberg Extraordinarius war, wurde das Ordinariat für Chemie in Rostock frei. Ein mir wohlgesinnter Ordinarius, der mit Rostock Fühlung hatte, war so liebenswürdig, mich dort zu empfehlen. Die Antwort

war, als Katholik sei ich dort unmöglich. Noch in neuester Zeit wurde in der Presse ein ähnlicher Fall besprochen, bei welchem es sich um die Berufung eines katholischen Mediciners nach Rostock handelte.

Ich will meine eigenen Erlebnisse nicht erwähnen, ohne ausdrücklich hinzuzufügen, daß hier in Königsberg weder mein katholischer Taufschein, noch meine katholische Ueberzeugung jemals das beste Einvernehmen zwischen mir und meinen Collegen gestört haben.

Vor 1867 wurden auch hier Katholiken nicht zugelassen, was u. a. auch der Anatom Wilh. Waldeyer erfahren hat.

Die Zeit, in welcher mir die Habilitation in Halle verweigert wurde, liegt beinahe 40 Jahre zurück. Aber noch vor 20 Jahren hat dort die Confession bei der Besetzung des Lehrstuhls der Chemie eine Rolle gespielt. Im Jahre 1880 starb der Inhaber desselben. Die Fakultät schlug als Nachfolger Viktor Meyer vor, einen der hervorragendsten Vertreter des Faches. Er war von Hause aus Jude; nach einer mir gewordenen Mittheilung, deren Richtigkeit ich indessen nicht behaupten will, halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß er sich damals als confessionslos bezeichnete. Er selbst hat erzählt, die Regierung habe seine Berufung davon abhängig gemacht, daß er Christ werde. Die Absicht hiezu habe er zwar schon vorher gehabt, es habe ihm aber widerstrebt, sie nun auszuführen zu dem Zweck, seine Anstellung in Halle zu ermöglichen. Die Berufung unterblieb, nach Halle wurde ein evangelischer Chemiker gesetzt. Meyer verzögerte absichtlich seinen Uebertritt zur evangelischen Kirche. Nachdem derselbe erfolgt war, wurde er 1885 nach Göttingen berufen; aus seinem eigenen Munde weiß ich, daß die Unterrichtsverwaltung sich viel vergebliche Mühe gegeben hat, ihn dauernd dort zu halten, als er wenige Jahre später einen Ruf nach Heidelberg erhielt und demselben folgte.[1])

---

1) Daß V. Meyer zwischen 1881 und 1885 seine Weltanschauung änderte, erscheint mir wenig wahrscheinlich. Eher dürfte zutreffen,

Solche und ähnliche Vorgänge beweisen, daß die aus fruheren Zeiten erhaltenen Formen auch in der neueren Zeit für Nichtevangelische noch recht viel Sinn haben können.

Vor etwa 40 Jahren hat das Königsberger Generalconcil sich bemüht, alle confessionellen Beschränkungen in Wegfall zu bringen, ohne dies vollständig zu erreichen. Seither ist meines Wissens die Abschaffung der an mehreren Universitäten noch bestehenden Bestimmungen, welche verlangen oder gestatten, selbst bei Berufungen auf Lehrstühle der Chemie, der Medizin u. s. w. die Confession zu berücksichtigen, von Niemanden mehr energisch verlangt worden. Man gesteht allenfalls zu, die alten Formen seien nicht mehr zeitgemäß, thut aber nichts zu ihrer Beseitigung, und die evangelische Majorität genießt die Früchte ihres Privilegiums ruhig weiter.

Jetzt aber, da bei Berufung eines Historikers die Confession eine wohlberechtigte Berücksichtigung erfährt, ertönt der Ruf, die Freiheit der Wissenschaft sei bedroht, und findet von nah und fern Widerhall.

Nicht ohne einiges Interesse ist es, den Verlauf dieser Bewegung zu verfolgen. Die ungetheilteste Zustimmung hat Mommsens Erklärung bei denjenigen Lehrkörpern gefunden welche sich mit ihren Kundgebungen am meisten beeilt haben. Die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 321, 1901) bemerkte, daß sämmtliche ordentliche Professoren der Universität München zugestimmt hätten, „mit Ausnahme der Ultramontanen und zwei oder drei Herren, die bedachten, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist". Lange „bedacht" haben die 85 zustimmenden Herren sich sicherlich nicht, denn ihre Kundgebung folgte auf Mommsens Erklärung wie der Donner auf den Blitz. Verfolgt man die weiteren Zustimmungen, so unter-

daß er deren Namen wechselte, ausgehend von der Ansicht, daß sie ebensowohl mit dem früheren als mit dem späteren Namen vereinbar sei. — Man vergleiche A. Hagens Votum Heft 1, S. 12.

schreiben im Allgemeinen um so weniger Mitglieder eines Lehrkörpers, je später die Zustimmung erfolgt. Die Mitglieder der Universität Bonn haben rund 4 Wochen Zeit gebraucht. Bei ihnen war die Ueberlegung, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit sei, bereits soweit gediehen, daß eine Adresse zu Stande kam, in welcher ein so deutlicher Widerspruch gegen manche Ausführungen Mommsens zum Ausdruck gelangt, daß es nicht ganz leicht ist, zu verstehen, auf welche Theile der Erklärungen Mommsens die ausgesprochene lebhafte Zustimmung sich eigentlich bezieht.

Ueberall in der Welt werden Stimmen nicht nur gezählt, sondern auch gewogen. Unter den Zustimmenden fehlen viele schwerwiegende Namen. Manche haben ihre Ablehnung mit wohlerwogenen Ausführungen begleitet. Andererseits befindet sich unter den Zustimmenden eine erhebliche Zahl solcher, deren Fächer demjenigen Lehrfach, um welches es sich jetzt handelt, fernstehen. Vielleicht gibt mancher, welcher seine Zustimmung zu einer Adresse an Mommsen so zu sagen aus dem Aermel geschüttelt hat, nach Kenntnißnahme meiner Darlegungen zu, daß er im Drang eines unbestimmten Gefühls, der Hochschullehrer müsse für die Freiheit der Wissenschaft und gegen klerikale Umtriebe eintreten, gehandelt hat; daß er aber bisher vom Entstehen und von dem Wesen der confessionellen Lehrstühle an denjenigen Universitäten, an welchen sie seit langer Zeit bestehen, ungefähr soviel als von Herrn Schwerdtleins Tod gewußt hat.

Meminisse juvat.

Wilhelm Lossen.

IX.

Des schwäbischen Mystikers Heinrich Seuse Abstammung und Geburtsort.

II.

Auf nicht minder unsicherem Boden bewegen wir uns, wenn wir der Abstammung Seuses mütterlicherseits nachgehen. Die Tradition nach der Druckausgabe von 1512, und nach Steill-Murer berichtet, daß die Mutter unseres schwäbischen Mystikers von adeliger (patrizischer) Abstammung gewesen sei; Steill u. Murer verlegen ihre Heimat nach Ueberlingen am Bodensee. Der mehr erwähnte Druck von 1512[1]) weiß noch weiter zu erzählen: Heinrich von Berg trug seinen väterlichen Zunamen nicht lange, sondern er wollte der Mutter in „Tugenden und Namen" nachfolgen und nannte sich darum nach ihr Seüß. Dieser Name sei auch vom Volke später gewöhnlich gebraucht worden. Zwar behaupten einige, er habe Süß geheißen, aber diese Behauptung beruhe wohl auf einem Irrthum, da Seüß und Süß in Aussprache und Schrift einander ziemlich ähnlich seien . . . Diese Angaben des Druckers Meister Hans Othmar von Augsburg bedürfen kritischer Sichtung. Glaublich ist allerdings, daß Seuse den Namen seiner Mutter sich beigelegt hat, denn zwischen beiden bestand die innigste Geistes- und Gemüthsverwandtschaft und der Sohn hielt die Mutter

1) fol. 1v.

Mystikers und seiner Mutter im 15. u. 16. Jahrhundert so verschiedenartig geschrieben wurde: Saus, Sauß, Saussen, Süß, Seuß, Seuse, Säusser. Latinisirt wurde der Name bei Sutrius zu Suso (Johannes Meyer kennt die Form in seinen lateinischen Schriften noch nicht) und diese Namensform war bis auf die neueste Zeit herab fast allein üblich. Mit Recht hat Denifle die alte Form Seuse wieder zu Ehren gebracht, die ja auch in den beiden ältesten Drucken (Augsburg 1482 und 1512) gebraucht sind.

Der Familienname Sus, Süs kommt im späteren Mittelalter mehrfach vor. Er läßt sich nachweisen als der eines ritterlichen Geschlechtes zu Wil,[1]) Kanton St. Gallen, eines Patriziergeschlechtes zu Straßburg[2]) und eines bürgerlichen zu Basel[3]). Doch werden wir in unserem Falle zuerst in Ueberlingen zu suchen haben. Der Name Sus oder Süs findet sich weder im Geschlechterbuch von G. Hahn, noch in den Urkunden des Ueberlinger Stadt- und Spitalarchivs. Doch sagt Kärcher:[4]) „Noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts kommt in den Chroniken der Stadt und in einem alten Anniversarbuche einigemal der Name „Seussen" vor, ein Beweis, daß dieses Geschlecht in der kritischen Zeit leicht existirt haben kann". Leider gibt Kärcher seine Fundstelle nicht genauer an, und daher ist fraglich, ob man sich auf seine Angabe unbedingt verlassen kann. Das große

---

1) 1219 Waltherus, miles de Sueza, Reg. ep. Const. I, n. 1317; 1307 Heinrich der Süse, 1320 das Süsen müli, St. Galler Urkundenbuch III, 350, 426 vgl. 740, 782. 1398 Üli Süsse, a. a. O. IV, 553.

2) Geschrieben Süs, Susse, Süsse, Süsze. In Straßburger Urkunden des 14. Jahrh. sehr oft vorkommend, s. Straßburger Urkundenbuch, Bd. V—VII passim.; Mone, Quellensammlung III, 512.

3) Geschrieben Suser, s. Basler UB. III, 142 f., IV, 173, 261; R. Thommen, Urkunden zur Schweizer Gesch. aus österreich. Archiven I (1899), 459.

4) Freiburger Diöc. Archiv 1868, 195.

lokalgeschichtliche Sammelwerk Reutlingers,[1]) in 16 Foliobänden auf der Ueberlinger Stadtbibliothek (verfaßt von 1580—1674), bringt nichts auf Seuse und seine Familie Bezügliches. Die noch vorhandenen Anniversarbücher im Pfarrarchiv wurden einer Durchsicht unterzogen, aber nichts weiter gefunden als die Stiftung eines Jahrtags auf den 18. Juli für Susanna Suserin, ihre Vorfahren und Nachkommen vom Jahre 1523.[2]) Obwohl das Zeugniß spät ist, könnte es sich doch um eine Ueberlinger Familie handeln, von der Seuses Mutter stammt. Aus Sus, Süs konnte später wohl die weibliche Namensform Suser, Süserin entstehen, so gut wie man im 15. und 16. Jahrhundert Seüsserin schrieb. Zu einer Sicherheit wird man auch hier schwerlich gelangen können. Da aber keine Gründe gegen Ueberlingen sprechen, so wird man dabei stehen bleiben dürfen, daß Seuses Mutter aus dieser Stadt stammt. Sevin hält, wie schon oben erwähnt, die Süßen (Siessen)-Mühle bei Ueberlingen für ihre Heimat. Sein Gedanke ist, freilich losgelöst von der romanhaften Verbindung mit den Grafen von Heiligenberg, und abgesehen von der falschen Etymologie des Namens Süse, immerhin der Erwähnung werth, doch läßt sich nichts dafür anführen als höchstens die Namensform.[3]) Es ist allerdings möglich, daß der Name Süßenmühle auf einen

1) Genaue Inhaltsangabe in Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins 1882, 31 ff., 342 ff.

2) Liber anniversariorum et censuum Confraternitatis Sacerdotum Ecclesiae ad S. Nicolaum, zwei Hefte. Das Verzeichniß ist angelegt durch den Johanniterpriester Johannes Preiß in Ueberlingen 1474, und durch spätere Einträge erweitert. (Ueber J. Preiß s. Inventar des Badischen Generallandesarchivs I [1901], 126, 242.) Im zweiten Heft ist der fragliche Jahrtag auf den 20. Juli notirt und geschrieben: Süserin.

3) Es wird kaum höhere Bedeutung haben, wenn Greith, Kath. Schweizerblätter 1860, 66 und Die deutsche Mystik 1861, 72 Seuse bei Ueberlingen geboren sein läßt.

Mann dictus Süss oder Süsse zurückgeht,[1]) doch scheint die ursprüngliche Form Sissun (vineae sitae in Sissun prope molendinum) von 1317 [2]) dazu nicht recht passen zu wollen.[3])

III.

Wenn Seuse's Mutter — woran zu zweifeln wir keinen triftigen Grund haben — aus Ueberlingen stammt, so ist damit doch keineswegs schon gegeben, daß er selbst in Ueberlingen geboren sein müßte. Zwei Städte am Bodensee streiten sich seit langem um die Ehre, die Geburtsstätte des schwäbischen Mystikers zu sein: Ueberlingen und Konstanz. In neuester Zeit hat sich die überwiegende Zahl derjenigen, welche sich mit Seuse's Leben eingehender beschäftigt haben (so namentlich Denifle, Preger, Strauch), wenn auch theilweise mit Reserve, für ersteren Ort entschieden, nachdem lange vorher Konstanz in der Vorderhand gewesen war. Doch hat nur Kärcher den Versuch gemacht, den Nachweis für Ueberlingen im Einzelnen zu liefern.[4])

Direkte Angaben über Seuse's Geburtsort haben wir aus älterer Zeit nicht. Steill und Murer sagen nur, daß die Vermählung seiner Eltern um 1295 stattfand, und daß ihr Sohn Heinrich am 21. März um das Jahr 1300

1) M. Buck in Schriften des Vereins f. Gesch. des Bodensees XI (1882), 113; vergl. oben des Süsen müli.

2) Cod. dipl. Sal. III, 205; weitere Urkunden bei Stengele, Linzgovia sacra, 1887, 30.

3) Die Schreibart ist allerdings nicht entscheidend, denn beispielsweise wird das heutige Süßen (Süssen), Oberamt Geislingen, im 11. bis 14. Jahrhundert geschrieben: Siezun (1071), Siezon (1241), Siezzen (1267), Siezzun (1270) Suezen (1272), Suzun (1273), Suessen (1359), WUB VI, 500; IV, 13; VI, 288; VII, 74, 170, 239. Reg. ep. Const. II, n. 5499.

4) H. Seuse aus dem Predigerorden. Abhandlung über Zeit und Ort seiner Geburt, in Freib. Diöc.-Archiv 1868, 187—202. Schon vorher ganz ähnlich in Freib. kathol. Kirchenblatt 1866, 362 f., 371 f., 381 f.

geboren wurde, aber wo sich das Ehepaar nach seiner Vermählung niederließ, wird nicht berichtet. Uebrigens, wenn sich aus dem Context ihrer Angaben (s. oben S. 56) für Seuse's Vater als Wohnsitz Konstanz, für die Mutter Ueberlingen ergibt, und diese Annahme auch mit den sonstigen Nachrichten übereinstimmt, so spricht ohne weiteres die Wahrscheinlichkeit dafür, daß Konstanz, der Wohnort des Mannes, der spätere Aufenthalt der Ehegatten wurde. Wie unwahrscheinlich klingt es, wenn Kärcher dafür annimmt, Seuse's Vater, vorher in Konstanz wohnhaft, habe sich um 1295 nach Ueberlingen verehelicht, aber 10–15 Jahre später aus unbekannten Gründen seinen Wohnsitz wieder nach Konstanz zurückverlegt![1]) Doch hören wir im Einzelnen die Beweise für Ueberlingen:

1. Der schwäbische Historiker F. Petrus[2]) nennt Seuse einen gebürtigen Ueberlinger (patria Uberlingensis).

2. In Ueberlingen befinden sich mehrere alte Porträte Suso's, von denen das älteste die Aufschrift trägt: Beatus Joannes Henericus Suso ex hac imperiali civitate Uberlingana oriundus. Zwei weitere Bilder haben eine längere deutsche Aufschrift, welche besagt, daß Suso um das Jahr 1300 zu Ueberlingen geboren sei.

3. Die Lokaltradition in Ueberlingen bezeichnet das Haus Nr. 492 (früher als Nr. 169 und 170 notirt) als Geburtshaus Suso's. Für die Glaubwürdigkeit der Ueberlieferung sprechen nach Kärcher mehrere Umstände: das genannte Haus reicht seiner Bauart nach weit in das Mittelalter zurück; in demselben habe sich, nach Spuren von Wandmalerei zu urtheilen, früher eine Kapelle befunden; daselbst seien von Alters her ein gemaltes Porträt Suso's und eine alte Biographie (Druckschrift) aufbewahrt worden,

1) Freib. Diöc.-Archiv 1868, 201.
2) Suevia ecclesiastica, 1699, 818.

endlich habe man dort bis in die neueste Zeit herein alle Abend eine Hausandacht zu Ehren des seligen Suso verrichtet.

Diesen Gründen und Beweisen werden noch weitere beigefügt, welche Konstanz ausschließen sollen, so daß nur noch Ueberlingen als Geburtsstadt Seuse's übrig bliebe, denn „um eine dritte Stadt kann es sich im Ernste niemals handeln". [1]) Es werde nämlich von den älteren Autoren Konstanz nirgends auch nur mit einiger Bestimmtheit als Seuse's Heimat genannt, Bucelinus [2]) allein ausgenommen, dessen Meinung von den Späteren gläubig nachgeschrieben worden sei. Außerdem lasse sich ein Geschlecht von Berg in Konstanz ja gar nicht nachweisen und gegen diese Stadt spreche auch der Umstand, daß, als der Konstanzer Bischof 1668 sich beim Ulmer Magistrat um die Auslieferung des Leichnams Seuse's bemühte, mit keinem Worte darauf hingewiesen wurde, daß er in Konstanz geboren wurde, sondern nur, daß er dort Profeß gethan und lange Zeit gewirkt habe. Diese ganze mit unleugbarem Geschick gefügte Kette von Beweisen hält dennoch nicht fest, wenn ihre Glieder einzeln geprüft werden. Zum Theil ist das im Bisherigen schon geschehen. Einem Haupteinwand Kärcher's wird damit die Spitze abgebrochen, daß sich, wie wir gezeigt haben, ein ritterliches bezw. patrizisches Geschlecht von Berg in Konstanz sicher nachweisen läßt. Mit dem argumentum ex silentio aber läßt sich in unserer Frage überhaupt wenig anfangen, weil in jenen späteren Zeiten vom 16. Jahrhundert an über Seuse fast kaum Weiteres bekannt war, als was er selbst in seinen Schriften der Nachwelt überliefert hatte, die wenigen unbestimmten Nachrichten über seine Eltern ausgenommen. Die Reformationsunruhen, die Konstanz so stark in Mitleidenschaft

1) Kärcher, Freib. Diöc.-Archiv 1868, 189.
2) Constantia Rhenana 1667, 280.

zogen,[1]) und der 30jährige Krieg haben wohl auch hierin manche alte Kunde verschüttet. Will man Auktoritäten gegen einander abwägen, so steht Bucelinus gegen F. Petrus, und es mag sein, daß die Stellungnahme des einen wie des andern mehr von persönlichen Sympathien und Meinungen eingegeben, als von sicherer Kenntniß diktirt war.[2]) Es sei jedoch nachdrücklich darauf hingewiesen, daß das älteste, Kärcher nicht bekannte Zeugniß ganz klar auf Konstanz hinweist. Es ist ein Holzschnitt des germanischen Museums zu Nürnberg,[3]) Seuse und die Vision von dem Rosenbaum darstellend, wohl aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, welcher die gedruckte Unterschrift trägt: Der selig hainrich süs ze costentz geborn am bodmersee u. s. w.

Noch müssen die angebliche Ueberlinger Lokaltradition und die dort vorhandenen Porträte näher gewürdigt werden. Die Ueberlieferung über das sogenannte Susohaus wird kaum über ein Jahrhundert zurückzuverfolgen sein, ja ihr Vorhandensein wird neuestens von Sevin[4]) überhaupt in Abrede gestellt. Das Haus, im ältesten Theile Ueberlingens, dem sogen. Hauloch gelegen, in der Nähe des alten Wissethores (richtiger Wiesethor geschrieben), ist klein, massiv von Stein gebaut und mag in seinem Kerne (es ist jetzt durch spätere Anbauten entstellt) nach dem Urtheil Sachverständiger wohl bis in's 13. Jahrhundert zurückreichen.[5]) Die dazu führende Gasse ist 1889 „Susogasse" getauft worden und

1) Während derselben ist das Archiv des Konstanzer Dominikanerklosters verloren gegangen (s. Mone, Quellensammlung IV, 39), und die Hoffnung auf Wiederauffindung dürfte sehr gering sein.

2) Vorsichtig äußern sich Quétif et Echard, Scriptores ord. Praed. I, 653: patria, ut volunt, Constantia Rhenana.

3) Facsimile in verkleinertem Maßstab bei Denifle I.

4) Kaiser Rotbarts Fronhof, 72.

5) F. X. Kraus, Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden I (1887), 655 f.; H. Sevin, Ueberlinger Häuserbuch, 1890, 60.

das Haus selbst wurde in den letzten Jahren dank der Mitwirkung der badischen Regierung pietätsvoll restaurirt. Es ist mit seinem alten, merkwürdigen Schornstein, seiner bemalten Façade, seinen Butzenscheiben immerhin eine Sehenswürdigkeit der Stadt, — wenn es sich nur nachweisen ließe, daß es das echte „Susohaus" ist! Aber dazu fehlt jeder Anhaltspunkt. Von einer früheren Kapelle im Inneren, von der Kärcher redet, ist wenigstens nichts mehr zu entdecken. Da wird denn auch eine Hausandacht zu Ehren Suso's, über deren Alter wir nichts erfahren, nicht mehr viel beweisen können.

Porträte Seuse's gibt es unseres Wissens jetzt noch drei in Ueberlingen; ein im „Susohaus" befindliches soll verbrannt sein, ein weiteres war im Besitze Kärcher's,[1]) auch im Dominikanerinenkloster Zofingen zu Konstanz soll sich ein solches befinden. Das wie es scheint älteste der drei Ueberlinger Susobilder (sämmtlich Oelgemälde) ist von ziemlich ungeübten Händen ausgeführt und wird jetzt im culturhistorischen Museum zu Ueberlingen aufbewahrt (Nr. 1); es trägt außer der schon erwähnten Inschrift noch unten am Rande die Verse:

Supra cor Suso Jesum, sub corde Mariam
Gessit, quem nobis satis est in corde tulisse.

Von den beiden anderen Bildern befindet sich das eine im Besitz des Stadtpfarrers Dr. v. Rüpplin in Ueberlingen (Nr. 2), das andere ebenfalls im culturhistorischen Museum (Nr. 3). Das erstgenannte von diesen beiden, die der Darstellung nach zusammengehören, ist technisch am besten ausgeführt, das letztere scheint nur eine weniger gelungene Copie zu sein. Beide haben eine längere deutsche Aufschrift am unteren Rande, welche besagt, Suso sei zu Ueberlingen im Jahre 1300 am Feste des hl. Benedikt von adeligen Eltern (von Bergen und von Seusen) geboren worden, sei

1) Freib. Diöc.-Archiv 1868, 198.

von seiner Mutter fromm erzogen in das Dominikanerkloster zu Konstanz getreten und nach einem strengen, arbeitsreichen Leben 1365 zu Ulm gestorben, wo sein Leib 1613 noch unversehrt gefunden worden sei.[1])

Die Auffassung aller drei Bilder ist in der Hauptsache dieselbe: Seuse ist dargestellt im Ordensgewand (Brustbild) als kräftiger bärtiger Mann von etwa 40 Jahren mit gewinnenden, aber wenig originellen Gesichtszügen. Das Haupt trägt einen Kranz von rothen und weißen Rosen, der Mantel ist vorn auseinandergezogen und läßt den Namenszug Jesu (JHS) sehen, auf den Seuse mit der Hand hindeutet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Bilder ihrer Ausführung nach nicht über das 17. Jahrhundert zurückgehen, wahrscheinlich aber jüngeren Datums sind. Sie können also auf Authentie keinen Anspruch machen, und ihr Vorhandensein in Ueberlingen bildet keine beweiskräftige Instanz für diese Stadt. Die Gesichtsbildung Seuse's auf dem Bild Nr. 1 zeigt einige Aehnlichkeit mit der auf dem Bilde bei Murer,[2]) auf den beiden andern ist sie etwas verfeinert. Es ist nicht unmöglich, daß Murer den Malern als Vorbild diente, und auch die Inschriften könnten mit geringen Zuthaten nach den ältesten Drucken von Seuse's Werken und nach Murer gefertigt sein. Kärcher[3]) sucht freilich wenigstens die Authentie und Glaubwürdigkeit der Inschriften zu retten und betont zu diesem Zwecke nachdrücklich, daß hier allein der im 15. und 16. Jahrhundert unbekannte, nur in der französischen Uebersetzung des Horologium sapientiae aus dem 14. Jahr-

1) Den Wortlaut s. bei Kärcher, a. a. O. 198, der aber fälschlich Ratter (= Ritter) von Bergen liest; auf einem Bilde heißt es ganz deutlich Vatter.

2) Helvetia sancta 314.

3) A. a. O. 198.

hundert vorkommende Vorname Johannes [1]) neben dem Taufnamen Heinrich sich finde, und andererseits, daß sich die deutsche Inschrift über Seuse's Leben, besonders seinen Aufenthalt in Ulm sehr gut unterrichtet zeige. Wir können jedoch auch diese Gründe nicht für stichhaltig anerkennen. Den Namen Johannes, der schwerlich echt ist, kann der Maler oder sein Gewährsmann selbst aus Quétif und Echard [2]) oder aus der französischen Uebersetzung des Horologium Sapientiae, von der es sehr viele Handschriften gab und gibt, geschöpft haben. Daß er übrigens auch im 15. Jahrhundert in Deutschland nicht so ganz unbekannt war, zeigt z. B. eine Melker Handschrift des Horologium sapientiae (cod. Mellic. 106 saec. XV), wo Seuse frater Joannes Seycz genannt ist. [3]) Die Angaben der deutschen Inschriften aber sind keineswegs zuverlässig, denn sie verunstalten die Namen von Seuse's Eltern und geben den Aufenthalt Seuse's in Ulm auf nur einige Jahre an, während er doch mindestens 15—17 Jahre betragen hat. [4]) Wir werden also kaum annehmen dürfen, daß die Inschriften älter sind als die Gemälde selbst.

Ziehen wir das Facit unserer Untersuchung: es läßt sich nicht nachweisen, nicht einmal besonders wahrscheinlich machen, daß Seuse in Ueberlingen geboren wurde. Vielmehr sprechen überwiegende Gründe für Konstanz, wo sein Vater, der Ritter von Berg, schon vorher ansässig war. Dagegen hatte Seuse's Mutter wahrscheinlich ihre Heimat in oder bei Ueberlingen, und möglicherweise hat das sogenannte „Susohaus" einst ihrer Familie gehört,

1) Quétif et Echard, Scriptores I (1719), 653, 657.

2) L. c. Sie möchten sich für Johannes als den richtigeren Namen entscheiden.

3) Catalogus cod. manuscript. in bibl. monast. Mellicensis I (1889), 174.

4) Strauch, Allg. deutsche Biographie XXXVII, 172.

womit sich auch ungezwungen erklären würde, daß so manches für Ueberlingen zu sprechen scheint. Wird sonach die verbreitete, in fast alle neueren Darstellungen der Kirchen- und Literaturgeschichte übergegangene Annahme, daß Seuse von Geburt ein Ueberlinger sei, gestrichen werden müssen, so darf doch noch immer Ueberlingen mit Fug und Recht ihn den Seinigen nennen, denn von seiner Mutter hat er doch das beste Theil seines Wesens empfangen.

Nachtrag zu S. 109.

Ad vocem „Süssenmühle“ theilt mir Dr. Ch. Roder aus Ueberlingen gütigst mit, daß die Mühle im Volksmund „Siessenmühle“ heißt, ausgesprochen wie das deutsche Wort für dulcis. Dieser Fingerzeig ist für die Etymologie von Bedeutung, da die Mundarten im Allgemeinen conservativ sind, die Schreibung dagegen vielfach unzuverlässig und willkürlich ist. Darnach könnte der Name der Mühle von einem Eigennamen herkommen, der dem ahd. snozi, mhd. süeze, süez entspricht. Oder es wäre auch die Ableitung von dem ahd. siozza, siuzza = Landgut, Weideplatz (so M. R. Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch, S. 259) möglich, und das würde mit der Lokalität stimmen, da die Mühle von Wiesen umgeben ist. Jedenfalls hat der Name mit Sus, Sinse, Seuse nichts zu thun.

T. K. Bihlmeyer.

X.

Die „Superiorität" des Protestantismus.

(Fortsetzung.)

[illegible] den protestantischen Theologen nimmt der ei
[illegible] dieſe Stellung ein, der andere jene.
[illegible] in ſeiner proteſtantiſchen Form, hei
[illegible] daß an jemand die Bibel — gewöhnli
[illegible] — kommt, und er bei ihrer Kunde ſi
[illegible] fühlt, dies Buch ſei das Wort Gott
[illegible] Gebotene ſei die höchſte und ſeligmachen
[illegible] Andere Arten von innerlicher Gewißheit lehn
[illegible] ab.[1])
[illegible] Stelle Joh. 8, 1—11 über die Ehebrecheri
[illegible] Fr. Paulſen, ſie werde von der Kriti
[illegible] „aus dem Text ausgeſchieden wird", für unec
[illegible] Daß die maßgebende Kritik gerade dieſe Stel
[illegible] halten geneigt iſt, in dem ganzen übrig
[illegible] aber eine fromme Dichtung ſieht (
[illegible] A. Jülicher ꝛc.), weiß Paulſen nicht.
[illegible] dem proteſtantiſchen Theologen H. Wendt ſchlie
[illegible] werthvollen Stoff apoſtoliſch

[1]) [illegible] Maria-Laach. 1899. 57, 372. Vgl. Julius Ba
[illegible] Begründung der Moral, des Rech
[illegible] Leipzig 1898. S. 165.
[2]) [illegible] Centralblatt. 1900. S. 2157.

Ueberlieferung in sich; aber „verfaßt ist es ebensowenig wie unsere drei anderen Evangelien von einem apostolischen Augenzeugen der evangelischen Geschichte. Es liegen in ihm ebenso wie in den synoptischen Evangelien Bestandtheile sekundärer Ueberlieferung neben denen der älteren apostolischen Ueberlieferung."[1])

61. Daß die hl. Schrift auf dem Zeugniß der Kirche, auf der Tradition ruht, wird gegenwärtig von Protestanten erkannt und anerkannt.

Wer von uns heute das Neue Testament der 27 Bücher als den richtig begrenzten Kanon anerkennt, sagt Zahn,[2]) kann sich nicht einreden, daß er ohne Rücksicht auf die Autorität der alten Kirche zu dieser Ueberzeugung gelangt sei.[3])

Die Kirche Christi, erklärt H. Ziegler in Uebereinstimmung mit der überwiegenden Mehrzahl der augenblicklich an unseren Hochschulen wirkenden Vertreter der protestantischen Bibelwissenschaft, hat den Kanon des Neuen Bundes zusammengestellt, wie sie den von der jüdischen Synagoge zusammengestellten Kanon des Alten Bundes einfach übernommen hat. Menschen haben hier von Menschen abgefaßte, sehr verschiedenartige, auch im Werthe sehr ungleiche Schriften für werth gehalten, in eine maßgebende Sammlung von Zeugnissen über den Ursprung unseres Glaubens aufgenommen zu werden. Getrieben von dem Bedürfniß und dem dringenden Verlangen, dieser kirchlich veranstalteten und legalisirten Sammlung der ältesten vorhandenen Zeugnisse über den geschichtlichen Ursprung unsers Glaubens die festeste Autorität zu sichern, hat die Kirche dann später die menschlichen Zeugnisse über das Wort Gottes mit dem Worte Gottes

1) Literarische Beilage zur Kölnischen Volkszeitung vom 23. Mai 1900.

2) Th. Zahn, Die bleibende Bedeutung des neutestamentlichen Kanons für die Kirche. Leipzig 1898. S. 51.

3) Das neue Testament als solches ist ein Werk der katholischen Kirche. P. de Lagarde a. a. O. S. 13.

selbst gleichgesetzt, die Lehre von der gleichmäßigen Inspiration aller biblischen Bücher nach Ausdruck und Inhalt durch den Gottesgeist zur Geltung gebracht.[1])

62. Die Inspiration der hl. Schrift wird von ziemlich vielen protestantischen Theologen mehr oder weniger in Frage gestellt.[2])

63. Die „sicheren Ergebnisse der kritischen Forschung" sollen, so wird verlangt, auch den Kindern mitgetheilt werden.

Der christliche Religionsunterricht nach evangelisch-protestantischer Auffassung, erklärte Pfarrer Born (Pfalz) auf dem 21. Deutschen Protestantentag in Kaiserslautern,[3]) hat seinen Stoff der Bibel zu entnehmen, und zwar der ganzen Bibel, also auch dem Alten Testament, das wir absolut nicht entbehren können. Der Katechismus ist dagegen kein Schulbuch, er und der nach ihm betriebene Unterricht widerspricht dem Bedürfniß und der Natur der Kindesseele, sein bleibender Erfolg ist kläglich. Zur Vermittelung des biblischen Stoffes an die Kinder bedienen wir uns der biblischen Geschichte und der Schulbibel. Von der Auffassung der Bibel, wie sie durch die geschichtlich orientirte Theologie vertreten wird, müssen auch die Kinder der Volksschule etwas erfahren. Das wäre die beste Apologie der Bibel und könnte ihr Ansehen nur heben.

64. Jene Prediger, welche der Ansicht sind, Moses, die Propheten und die Apostel hätten für Kinder geschrieben, gebrauchen noch in unseren Tagen die Vollbibel in der Schule[4]) und zwar in der lutherischen Uebersetzung.

---

1) Die Grenzboten. 1901. 3, 503.

2) Vgl. W. Rohnert, Die Inspiration der hl. Schrift und ihre Bestreiter. Leipzig 1889. Derselbe, Was lehren die deutschen Professoren der evangelischen Theologie über die hl. Schrift. 1892; Fr. Leitner, Die prophetische Inspiration Freiburg 1896.

3) Allgemeine Zeitung vom 7. Sept. 1901.

4) Vgl. Lagarde, a. a. O. S. 176.

65. Es ist nun aber für denjenigen, der die biblischen Sprachen kennt, leicht zu finden, daß Luther die heilige Schrift, besonders die paulinischen Briefe mit berechneter Untreue übersetzt hat.[1]) Zwar wurde die Luther-Bibel in jüngster Zeit einer Revision unterzogen, aber den Anforderungen, welche die Wissenschaft stellt, genügt dieselbe durchaus nicht.[2])

„Ich kann weder griechisch noch hebräisch", sprach Luther kurz und bündig; weshalb sollte er nicht befähigt und berechtigt sein, die hl. Schrift zu übersetzen und ungültig zu erklären?[3])

66. Man darf es darum gewissen Leuten nicht allzu sehr verargen, wenn sie meinen, sie hätten das Recht, als „Evangelisten" aufzutreten, wenn sie auch nur eine recht mangelhafte Bildung besitzen. Freundlich werden sie allerdings nicht überall begrüßt.

Es ist von vorn herein zu vermuthen, wird bemerkt,[4]) daß bei den Evangelisationsversuchen schließlich nichts anderes herauskommen wird, als eine vermehrte „Stündelei" und damit eine ärgere Zersetzung des kirchlichen Lebens auf dem Lande.[5])

---

1) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen rc. S. 434.

2) In Preußen ist der durchgesehene Text auch in die Agende und das Perikopenbuch aufgenommen. Die große Bergische Bibelgesellschaft und die Württembergische Bibelanstalt in Stuttgart verbreiten nur den durchgesehenen Luthertext Gänzlich ablehnend gegen die revidirte Bibel verhalten sich nur die beiden Mecklenburg und Hannover. Illustrirte Zeitung. 1899. 113, 226. 1900. 114, 950. Vergl. P. de Lagarde, Die revidirte Lutherbibel. 1885. S. 7, 25, 39 f.

3) Vgl. Wird Deutschland wieder katholisch werden? Schaffhausen 1859. S. 108 f.

4) Die Grenzboten. 1900. I, 540.

5) Die Bibelstunde, behauptet Pastor Alex. Löwentraut, sei ein Surrogat mangelnder eigener Predigtthätigkeit, die Laienevangelisation das elendeste testimonium paupertatis für die evangelischen Prediger und Gemeinden. Der Reichsbote vom 14. Dec. 1899.

Es ist Mode geworden, zu evangelisiren, sagt ein württembergischer Protestant.[1]) Mancher, der früher nie daran gedacht hätte, hängt den Evangelistenmantel um! Es ist ein zu verlockendes Kleid! Man zeigt beim Pfarrer an, daß man beabsichtige, Versammlungen in seinem Dorf abzuhalten. Oder man zeigt es auch nicht an Man kommt, man spricht jeden Tag. Aber nicht länger als 8—14 Tage an einem Ort. Die Leute laufen; von weitem strömt es. Nach „segensreicher“ Wirksamkeit zieht man weiter an einen andern Ort, und dort wiederholt sich derselbe Vorgang. Selbst Beichte nehmen sie ab.

67. Die Kenntniß der hl. Schrift, wird geklagt,[2]) läßt noch viel, in geistig gebildeten Kreisen gewöhnlich alles zu wünschen übrig.

68. Die Kenntniß der hl. Schrift dürfte für den Fortbestand der verschiedenen „evangelischen Kirchen“ sehr gefährlich werden.[3])

Der Satz: „Das ist mein Leib“ besteht nur aus vier Worten: und diese vier Worte sind von Calvin anders als von Luther, und von Zwingli anders als von Beiden, und von Melanchthon zu verschiedenen Zeiten verschieden erklärt worden. Waren diese „Reformatoren“ wirklich, wie so häufig gesagt wird, von Gott erweckt und berufen, der Welt das lautere Evangelium zu verkünden, wie kam es dann, daß ein jeder ein anderes „lautere Evangelium“ predigte?[4])

69. Nicht besser als dem Formalprincip erging es dem

---

1) Vgl. Augsburger Postzeitung vom 9. Juni 1900.

2) Theologisches Literaturblatt. 1899. S. 415

3) Vgl. Döllinger, a a O. S. 473 ff.

4) Galt damals Quot capita, tot evangelia, so viel Oberhäupter, so viel Evangelien, so ist es im Laufe der Zeit dazu gekommen, daß quot membra, tot evangelia, wie viel Glieder, so viel Evangelien gilt. Kölnische Volkszeitung vom 22. Sept. 1901.

Materialprincip des Protestantismus — der Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben.[1])

Der rechtfertigende Glaube, erklärt Tamm,[2]) ist keine Willensthat des Menschen, sondern eine That Gottes an ihm, eine Gabe der göttlichen Gnade in Christo.

Dieser Satz wird als „orthodox" bezeichnet, aber zurückgewiesen werden, weil er zur absoluten Prädestination führe.

70. Jesus Christus, wird gesagt,[3]) ist für H. Ziegler nicht „wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren", er ist auch nicht „empfangen vom heiligen Geist" und „geboren von der Jungfrau Maria", sondern er erscheint ihm — nach den ersten drei Evangelien — als der Sohn eines menschlichen Ehepaares.

Was für ihn und seine Gesinnungsgenossen Taufe und Abendmahl sind, wird sich unschwer errathen lassen.

71. Die Taufe, wird gesagt,[4]) ist eine kirchliche Ordnung, welche nach den Zeitbedürfnissen umgestaltet werden darf und muß. Unevangelisch ist die Meinung, daß die Taufe als Handlung bei den Kindern eine Veränderung des Seelenlebens hervorbringe, seine Seele etwa im Augenblick des Taufens reinwasche und ihm die Seligkeit verschaffe.

Die Lehre von der Erbsünde bezeichnet H. Ziegler nicht nur als falsch, sondern geradezu als ein Haupthinderniß für die Entfaltung der wahren Religiosität.[5])

---

1) Vgl. P. de Lagarde, Ueber einige Berliner Theologen. Göttingen 1890. S. 112, 105; Döllinger a. a. O. S. 434 ff.; Wird Deutschland wieder katholisch werden? S. 72 ff.

2) H. C. Tamm: Das Wesen des evangelischen Glaubens. Berlin 1899. S. 19. Vgl. Literarisches Centralblatt. 1899. S. 1457.

3) Die Grenzboten. 1901. 3, 504.

4) Vgl. Germania vom 1. Juni 1900.

5) Die Grenzboten 1901. S. 499.

In Zürich wird die Nothwendigkeit der Taufe in Abrede gestellt.[1])

Als die Wiedertäufer drohend sich erhoben mit ihrer Lehre, daß die Kindertaufe ein Greuel sei vor Gott, ward Melanchthon irre. Auch Luther fand in der Bibel keinen durchschlagenden Grund für die Kindertaufe, während die Gegner eine Reihe von Sprüchen dagegen handhabten. Was war zu thun? Luther flüchtete sich zurück auf die Autorität der Tradition der alten Kirche, und nur von dieser festen Burg aus, welche die Gewöhnung der Menschen für sich hatte, gelang es ihm, freilich mit Hilfe des weltlichen Armes, den gefährlichen Kampf niederzuschlagen.[2])

72. Denselben Sprung war Luther zu thun genöthigt in seinem Streite mit Zwingli. In dem beängstigenden Gefühle, daß Zwingli in der grammatischen Erklärung der fraglichen Stellen der Bibel über das Abendmahl ihm völlig gewachsen sei, eilte er in die Burg der alten Kirche zurück und redete von den Zinnen derselben herab:

„Es ist gefährlich und schrecklich, etwas zu hören und zu glauben wider das einträchtige Zeugniß, Glauben und Lehre der ganzen heiligen christlichen Kirche. Wer an einem Artikel zweifelt, an welchem die Kirche von Anfang her und immer gehalten hat, der thut eben so viel, als glaubte er keine christliche Kirche, und verdammt damit nicht allein die ganze heilige christliche Kirche als eine verdammte Ketzerei, sondern auch Christum selbst mit allen Aposteln, welche den Artikel von der Kirche gegründet und gewaltiglich bezeuget, als Christus mit den Worten: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende, und Paulus:

---

1) Vgl. Chronik der christlichen Welt. 1900. S. 41.

2) Wird Deutschland wieder katholisch werden? S. 88. Vergl. Studien über Katholicismus, Protestantismus rc. S. 71 f., 442 f.; Lagarde, a. a. O. S. 12; Hase, Handbuch der protestantischen Polemik. 4. Auflage. S. 356 ff.

Die Kirche Gottes ist eine Säule und Grundfeste der Wahrheit." [1])

So unsympathisch der modernen Theologie Luther's Abendmahlslehre ist, [2]) so werthvoll seine Lehre vom irdischen Berufe: bemerkt Wilhelm Walther. [3])

Wenn wir erwägen, mit welchen Mitteln der nominalistischen Dialektik Luther die Consubstantiation seiner Abendmahlslehre und die in der Kindertaufe sich vollziehende Wiedergeburt zu beweisen gesucht hat, so werden wir bemerken müssen, schreibt H. Gallwitz: [4]) Es ist ein Segen für die weitere Entwicklung des Protestantismus, daß Luther nicht wie Augustin seine Hauptwirksamkeit in wissenschaftlich-theologischer Schriftstellerei gesucht hat.

In der letzten Zeit wurde in dem gemeinsamen Abendmahlskelch eine Gefahr für die Gesundheit gefunden. [5])

73. Schenken wir unsere Aufmerksamkeit einigen anderen kirchlichen Handlungen.

74. Was unserer Kirche nothtut wie das tägliche Brot, wird gesagt, das ist die Wiederbelebung der privaten Beichte. Wer eine längere seelsorgerische Arbeit hinter sich hat, weiß, daß unsere Kirche voll von Leuten ist, welche beichten müssen, und wiederum auch voll von Leuten, welche sich danach sehnen, beichten zu können. [6])

---

1) Wird Deutschland wieder katholisch werden? S. 88 f. Vgl. Histor.-polit. Blätter. 1900. 126, 236 f.

2) Das Verständniß der Eucharistie ist unseren Zeitgenossen durch den ihnen allein geläufigen Namen Abendmahl (die Engländer sagen noch widerlicher the Lord's supper) nahezu unmöglich gemacht. P. de Lagarde, Deutsche Schriften. S. 239.

3) Theologisches Literaturblatt. 1900. S. 561.

4) Preußische Jahrbücher. 1899. 98, 392.

5) Vgl. Deutscher Merkur. 1900 S. 103 f.; Der Protestant. 1901. S. 507 ff.

6) Vgl. Germania vom 31. Decbr. 1899; Chronik der christlichen Welt. 1900; S. 53; Studien über Katholicismus, Protestantismus &c. S. 455 f.

75. Darüber, was die Confirmation ist, sind die protestantischen Theologen nicht einig, mit der Art und Weise, in welcher sie stattfindet, sind viele nicht zufrieden. Die jetzige Art der Confirmation, spricht Stöcker, ist die organisirte Verwüstung der Kirche. [1])

Durch die bei uns übliche Praxis der Einsegnung unerwachsener Kinder, wird bemerkt, [2]) beweist die Kirche, daß sie es sich wohl zutraut, Kinder zu leiten, aber vor dem erwachenden Selbständigkeitsdrange im Denken und Wollen streckt sie muthlos die Waffen.

76. Auf die Fragen, was die Trauung ist und was sie den Brautleuten gibt, werden von protestantischen Theologen verschiedene Antworten gegeben.

77. Gottschick, bemerkt P. Schanz, [3]) anerkennt die Unauflöslichkeit der Ehe und die gänzliche Enthaltsamkeit als Ideal der paulinischen Darstellung. Ob Viele oder Wenige ebenso „katholisiren" wie Gottschick, wissen wir nicht. [4])

78. Der schottische Presbyterianismus hatte bei der Bestattung der Leichen jede Art von Gebet strenge untersagt. [5]) Durch dieses Verbot wird sich kein gutes Kind abhalten lassen, seine Eltern im Gebet der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen. Der Gebrauch, an dem Grabe der Verstorbenen zu beten, und bei fürstlichen Personen bei der jährlichen Wiederkehr ihres Sterbetages Gedächtnißgottesdienste zu halten, wird wohl selten getadelt.

79. Das Gebet für die verstorbenen Eltern, Lehrer,

---

1) Vgl. Theologische Rundschau. 1901. S. 353 ff., 355.

2) Die Grenzboten. 1900 4, 268.

3) Theologische Quartalschrift 1900. S. 462.

4) Vgl. Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland. S. 450 f.

5) Vgl. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Auflage, 10, 358; Döllinger, Kirche und Kirchen 2c., S. 275, 458 f.

Freunde, Wohlthäter setzt den Glauben an den Reinigungsort oder das Fegfeuer voraus.

80. Auch sonst findet im Cultus da und dort eine Annäherung an den katholischen Gottesdienst statt.

81. An Sterbetage von Männern, die segensreich gewirkt haben, lesen wir,[1]) knüpft die Erinnerung an, aber aus Todestagen Feiertage zu machen, ist verfehlt im Gedanken. Der Geburtstag des Verewigten eignet sich zur festlichen Begehung, nicht der Tag, der ihn der Menschheit entrissen hat, am wenigsten, wenn der Tod ein gewaltsamer und qualvoller war, wenn mit dem Gedanken eines erhabenen Daseins der an Verbrechen der Zeitgenossen, an Beschränktheit, Haß und Ruchlosigkeit sich verbindet. Die römische Kirche hat klar und vernünftig disponirt, als sie aus der christlichen Legende den Sterbetag des Stifters der Religion zu stiller Betrachtung empfahl, den Tag der Auferstehung aber als Feiertag bestimmte. Verständige Erwägung ohne confessionelles Vorurtheil läßt uns richtiger erscheinen, daß der evangelische Brauch dem katholischen sich anpasse, als umgekehrt.

Am Gründonnerstag und Charfreitag, berichtet J. Thomä,[2]) werden in der Michaelskirche in München zur Abendzeit Passionsmusiken aufgeführt; die ganze Kirche ist dabei nur von einem großen, ganz mit Lichtern besetzten Kreuze erleuchtet, welches unter der Vierung hängt. Die Augen der andächtigen Menge ruhen auf diesem Kreuz, während sie den erhabenen Klängen Palestrinas lauscht, die in den einfach-schönen, wahrhaft klassischen Formen der altrömischen Musik des Heilands Leiden beklagen; das sind wunderbar weihevolle Augenblicke.

82. Man predigt zu viel! bemerkt ein württembergischer Protestant.[3]) Die protestantischen Kirchen haben auf ein

1) Vgl. Der Reichsbote vom 11. Juni 1899.
2) Sonntagsblatt des Reichsboten vom 9. Juli 1899.
3) Vgl. Augsburger Postzeitung vom 9. Juni 1900.

Element des alten Gottesdienstes zum großen Theil verzichtet: auf das ästhetische. Der Katholicismus kennt die Macht, welche dasselbe in sich birgt. Unsere württembergischen Cultusformen sind ein willkürliches Ergebniß einer abgerissenen historischen Entwicklung, nicht aber der dem religiösen Bedürfniß der Gemeinden entsprechende Typus.

Viel predigen, sagt man,[1]) macht den Leib müde, nicht bloß den des Predigers, sondern auch den der Hörer.[2])

83. Dem friesischen oder pommerschen Fischer, dem gedankenloses Paffen aus seiner Pfeife als Erholung genügt, schreibt K. Jentsch,[3]) kann auch eine von zwei langweiligen Chorälen umrahmte langweilige Predigt als Erbauung genügen; dem deutschen Aelpler, der ein geborener Stegreifdichter, Bildschnitzer, Musiker und Schauspieler ist, nimmermehr.[4])

84. Man suchte darum an manchen Orten den Gottesdienst etwas reicher zu gestalten[5]) und führte zu diesem Zwecke eine Liturgie ein, die dem katholischen Meßformular sich anlehnte, ähnlich wie die Messe, die Luther zusammenstellte.[6])

---

1) Der Reichsbote vom 8. Okt. 1899.

2) Vgl. Studien über Katholicismus, Protestantismus 2c. S. 98, 427 ff; Wird Deutschland wieder katholisch werden? S. 92–96.

3) Die Zukunft vom 13. Okt. 1900. S. 55.

4) Vgl. hiezu Döllinger, a. a. O. S. 271 ff.

5) In der Lutherkirche (Berlin) findet am Ostersonnabend Abends eine reich ausgestattete liturgische Andacht mit Ansprache statt. Der Reichsbote vom 16. April 1897.

6) Vgl. Janssen, a. a. O. 3, 61 f. — Es ist ein seltsames Verfahren, den Ritus der Messe nachahmen zu wollen, und die Messe selbst dahinten zu lassen. Nur die Messe, nur das Mysterium der Wandlung gibt den Formen den Gehalt und den Werth. Das Höchste, wozu man ohne die katholische Kirche es bringen kann, ist Nachahmung derselben. Wird Deutschland wieder katholisch werden? S. 97 f.

85. Im Papstthum, sagte Luther in einer seiner Predigten, hat man feine Lieder gesungen.[1]) Einige von diesen finden sich noch gegenwärtig in protestantischen Gesangbüchern. Das erste im „Gesangbuch für die evangelisch-lutherische Kirche in Bayern" ist das Te Deum in deutscher, leider sehr verunglückter Uebersetzung. Die erste Strophe desselben hat folgenden Wortlaut:

Herr Gott, dich loben wir.
Herr Gott, wir danken dir;
Dich Vater in Ewigkeit
Ehrt die Welt weit und breit
All Engel und Himmelsheer
Und was dienet deiner Ehr,
Auch Cherubim und Seraphim
Singen immer mit hoher Stimm:[2])
Heilig ist unser Gott!
Der Herre Zebaoth!

Die von uns unterstrichenen Worte werden wohl auch von andern beanstandet werden. Wir möchten den bayerischen Protestanten im Interesse der Superiorität dringend empfehlen, die Uebersetzung alter Kirchenlieder katholischen Gebet- und Gesangbüchern zu entnehmen. In einem derselben ist die mitgetheilte Strophe in folgender Weise wiedergegeben:

Herr, großer Gott! dich loben wir,
Bekennen dich und danken dir;
Die ganze Schöpfung preiset dich
Durch Himmel, Erd' und Meere,
Zu deinem Throne beugen sich
Der Engel sel'ge Chöre,
Erzengel, Kräfte, Cherubim
Und Thronen, Fürsten, Seraphim.
Herr, großer Gott! dich loben wir,
Bekennen dich und danken dir.

1) Vgl. Janssen, a. a. O. 1, 221.
2) Der lateinische Text lautet: incessabili voce proclamant.

86. Mit dem Gottesdienst steht wie die redende, so auch die bildende Kunst in engster Beziehung.[1])

Wie der wüthende Haß der Theologen, lesen wir,[2]) die Wissenschaft nach Melanchthons Zeugniß in Haß und Verachtung brachte, so erstarb die Kunst. Man bedurfte keiner himmelanstrebenden Säulen mehr, keiner verschlungenen Wölbung, keiner glühenden Farbenpracht, um das helle Sonnenlicht zu brechen: die ganze Symbolik der Ornamentik fiel mit dem alten Cultus dahin. Für die Predigt von der Rechtfertigung allein durch den Glauben war jeder Ort recht. Man bedurfte keiner Heiligenbilder mehr, deren Anschauen und Verehrung die Menschen zur Andacht erweckte. Der Calvinismus erklärte dieselben für Götzen. Das Lutherthum ging nicht so weit. Es beließ sie hier und da; aber Neues hatte es nicht geschaffen. Baukunst und Malerei siechten langsam zu Tode.[3])

Daß der traurige Abfall von dem Mittelpunkte des Glaubens und der greuliche Verfall von Ordnung und Sitte

---

1) Wer hätte jemals die frommen Bilder in den Brevieren und Gebetbüchern des Mittelalters — die schmucklose Unschuld, die Demuth und zarte Reinheit der Jungfrau Maria, die stille Geduld in den Gesichtern der Märtyrer, die ruhige, himmlische Klarheit in den Figuren der heiligen Engel — wer hätte sie jemals betrachtet, ohne angezogen zu werden von der einfachen Unschuld und Demuth dieser von frommer Künstlerhand gebildeten Gestalten? wer hätte sie betrachtet ohne stille Freude an dem milden Glanze, der über sie ausgegossen ist, ohne innige Theilnahme, ja ohne eine gewisse Bewegung und Rührung? Und derselbe Geist, der diese Bilder schuf, hat auch jene Dichtungen (die Legenden des 12. und 13. Jahrhunderts) geschaffen, derselbe Geist frommen Glaubens, inniger Andacht, himmlischer Sehnsucht. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 10. Aufl. Marburg 1864. S. 168.

2) Wird Deutschland wieder katholisch werden? S. 116.

3) Vgl. Histor.-polit. Blätter. 126 (1900), 126.

die Kunst in ihrer Wurzel traf, wird gesagt,[1]) ist gewiß. Mit der Trennung von Rom war aber auch die Scheidung von der großen, immer noch religiösen Kunst Italiens ein Verhängniß für die deutsche Kunst. In den engen Grenzen des heimischen Wesens versank sie immer mehr in rohe, beschränkte Art: sie entbehrte eben jeder fruchtbaren Anregung.

Die herrlichen Dome in Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien, England, was sind sie anders als unwiderlegliche Zeugen der katholischen — „Rückständigkeit" ?

Wie muß man bedauern, klagt J. Thomä,[2]) daß der Dom der deutschen Hauptstadt fremde, katholische Formen tragen soll!

86. Hier ist vielleicht der Platz, auf einen Grund hinzuweisen, der den Haß Luther's gegen das, was er in seiner Jugend verehrte, einigermaßen erklärt. Er war Mönch, brach Eid und Gelübde und nahm eine entlaufene Nonne zum Weibe.[3]) Ein treffendes Wortspiel sagt: „Ein gebrochenes Versprechen ist ein gesprochenes Verbrechen." Mit dem Bruche der Gelübde, bemerkt Otto Willmann,[4]) ist es nicht abgethan: „sie haften in der Erinnerung; der Wortbrüchige will sie zum Schweigen bringen, er entbindet in sich die entgegengesetzten Kräfte und so kommt eine Gewaltthätigkeit, eine Excentricität in sein Wesen."

87. Und nun wird selbst das Ordenswesen, das Luther so glühend haßte und so heftig schmähte, von protestantischer Seite nicht blos günstig beurtheilt, sondern selbst nachzuahmen versucht.

---

1) Kölnische Volkszeitung vom 11. Okt. 1899.

2) Sonntagsblatt des Reichsboten vom 9. Juli 1899.

3) Vgl. Kolde, a. a. O. 2, 548.

4) Die Kultur. 1900. S. 261.

Erinnern wir uns, sagt Harnack,[1]) daß diese Kirch in ihrem Mönchthum und ihren religiösen Vereinen, vo allem aber dank dem Augustinismus[2]) ein tiefes un lebendiges Element in ihrer Mitte hat. Zu allen Zeite hat sie Heilige erzeugt, soweit Menschen so gennant werde können, und ruft sie noch jetzt hervor.[3]) Gottvertrauen ungefärbte Demuth, Gewißheit der Erlösung, Hingabe de Lebens im Dienste der Brüder ist in ihr zu finden; da Kreuz Christi nehmen zahlreiche Brüder auf sich und übe zugleich jene Selbstbeurtheilung und jene Freude in Gott wie sie Paulus und Augustin gewonnen haben. Selbst ständiges religiöses Leben entzündet sich in der Imitati Christi und ein Feuer, das mit eigener Flamme brennt.

Die Diakonissen erscheinen als eine Nachahmung de Barmherzigen Schwestern.[4]) Mit Freuden erkennen wir da Gute an, das sie leisten; wir stimmen nicht in die Klage ein, die da und dort über sie geführt werden, weil wi überzeugt sind, daß die Klagen zumeist von solchen erhobe werden, die hiezu am wenigsten berechtigt sind. Daß auc bei den Diakonissen zuweilen Unvollkommenheiten sich finden wird niemand in Abrede stellen.[5])

Uebrigens, lesen wir,[6]) ist auch, um das bei diese Gelegenheit zu erwähnen, der Vorwurf, welcher in neuere Zeit den Diakonissenhäusern gemacht ist, daß sie des Apostel

---

1) Harnack, a. a. O. S. 166.

2) Vgl. Der Katholik. 1901. 2, 259 f.

3) G. Bergström sucht nachzuweisen, daß „Heilige der katholische Kirche Gegenstand der Ehrfurcht und Nachahmung für evan gelische Christen" sein können. Literarisches Centralbatt. 189 S. 1155 f.

4) Vgl. Holtzmann und Zöpffel. S. 163; Studien über Katho licismus, Protestantismus rc. S. 453 f.

5) Vgl. Chronik der christlichen Welt. 1901. S. 53 f., 455. 189 S. 368.

6) Der Reichsbote vom 3. Sept. 1899.

Wort vergäßen: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth", ungerechtfertigt. Jede Schwester empfängt nicht nur während der Jahre ihrer Arbeit einen ausreichenden Lebensunterhalt, sondern es ist auch für ihr Alter und etwa eintretende Invalidität so gesorgt, daß sie selbst, wie ihre Angehörigen der Sorge für die Zukunft überhoben sind. Klagen ausgetretener Schwestern über ungenügende Altersversicherung sind entweder zurückzuführen auf Fälle, in welchen dieselben entlassen werden mußten, weil sie in Widerspruch traten mit den übernommenen Pflichten ihres Berufes, oder auf völlige Ueberschätzung des ihnen von anderer Seite in Aussicht Gestellten. Man vergleiche doch einmal die Versorgung einer Diakonisse mit den in ähnlicher gesellschaftlicher Stellung befindlichen Mädchen und Frauen, die ihren Lebensunterhalt durch eigenen Erwerb verdienen müssen! Wie wenige von ihnen können von ihrem Gehalte so viel zurücklegen, daß sie von den Zinsen eines Kapitals im Alter zu leben vermögen! Die Mehrzahl lebt von der Hand in den Mund und ist im Alter allein auf die kleine Rente der Allgemeinen Alters- und Invaliditäts-Anstalt angewiesen. Jede im Dienste ihre Arbeitsfähigkeit einbüßende oder im Alter der Ruhe bedürftige Schwester genießt dagegen die Pflege und Fürsorge ihres Mutterhauses. Das Diakonissenhaus der Käckenmühler-Anstalten hat überdieß durch jährliche Einzahlungen an die Kaiser Wilhelm-Spende jeder Schwester eine Rente gesichert, durch welche sie später zum Bezug eines Taschengeldes gelangt. Sie hat dadurch eine ihr rechtlich zustehende Einnahme für so mancherlei gerade in späteren Jahren sich einstellende Bedürfnisse, auch für kleine Besuchs- und Erholungsreisen, und es wird ihr das drückende Gefühl erspart, hierfür auch noch ihr Mutterhaus in Anspruch nehmen zu müssen. Viele Diakonissen-Mutterhäuser haben ferner Erholungshäuser für ihre Schwestern erbaut, in welchen dieselben von der Unruhe des Anstaltslebens ganz unbehelligt bleiben.

Obgleich oder, vielleicht richtiger, weil den Barmherzigen

Schwestern soviel nicht versprochen und geboten wird, wird ihr Wirken vielfach höher gewerthet als das der Diakonissen.

Wenn aber von diesen nicht gesagt werden dürfte, daß sie ihr Vorbild übertreffen oder auch nur erreichen, so wird den protestantischen Missionären nachgesagt, daß sie weit hinter den katholischen zurückbleiben. Rm.

(Fortsetzung folgt.)

XI.

Die Klosterbibliotheken von Fulda und Lorsch.

Nach den grundlegenden Arbeiten G. Beckers (Catalogi bibliothecarum antiqui. Bonnae 1885) und Th Gottliebs (Ueber Mittelalterliche Bibliotheken, Leipzig 1890) sind die Studien über den Bestand und Verbleib der ehemaligen Klosterbibliotheken mit emsigem Fleiße fortgesetzt worden. Ein großer Theil dieser Forschungen ist in dem Centralblatt für Bibliothekswesen niedergelegt, zu dessen thätigsten Mitarbeitern der Archivar des Bisthums Mainz, Professor Dr. Franz Falk gehört. Dieser unermüdliche Gelehrte, welchem wir das treffliche Buch über „Die ehemalige Dombibliothek zu Mainz" (1897) verdanken, weist in seiner neuesten Schrift den Bestand und die Verschleppung der ehemaligen Klosterbibliotheken von Fulda und Lorsch an der Bergstraße nach.[1])

---

1) Beiträge zur Reconstruktion der alten Bibliotheca Fuldensis und Bibliotheca Laureshamensis von Franz Falk. Mit einer

Die Kataloge der Klosterbibliotheken bieten eigenthümliche Reize. Sie bekunden die rührige und opferwillige Arbeitsamkeit der alten Klostergemeinden und gewähren uns interessante Einblicke in den Betrieb der Bücherschreiberei und Büchersammlung jener längst vergangenen, vielgeschmähten Zeiten. Wir lernen daraus den Umfang der Hilfsmittel kennen, welche für den Schulunterricht und für die literarische Produktion zu Gebote standen, und vermögen an dem jeweiligen Bestande und Zuwachs der Bibliotheken den Stand der gelehrten Bildung und das Interesse an den Studien in den Klöstern zu bemessen. Und da die Klöster in Deutschland bis zum 14. Jahrhundert fast die einzigen Stätten gelehrter Arbeit waren, liefern jene Kataloge auch einen Maßstab zur Beurtheilung der wissenschaftlichen Bildung der Zeiten, aus welchen sie stammen. Sonach sind sie auch als werthvolle Quellen für die Culturgeschichte zu betrachten.

Die alte Bibliotheca Fuldensis, die Bibliothek jenes Klosters, welches der hl. Bonifazius gegründet hatte, und in welchem Rabanus Maurus lange Jahre lehrte und wirkte, muß einst die kostbarsten Schätze antiker und christlicher Literatur geborgen haben. Denn nachdem schon wiederholte Beraubungen und Verschleppungen stattgefunden hatten, konnte 1561 doch noch der reichhaltige Katalog zusammengestellt werden, welchen Scherer als Anhang zur Falk'schen Schrift mustergiltig publicirt. Verschleppungen von Büchern erfolgten durch „Bücherfreunde", welche die Bücherliebe zu Dieben machte, oder die zu der leider zahlreichen Klasse von Menschen gehören, welche geliehene Bücher nicht zurückgeben zu müssen vermeinen. Zu der letzteren sind auch jene Mitglieder des Konstanzer Concils zu rechnen, welche die aus Fulda, Mainz,

---

Beilage: Der Fuldaer Handschriften-Katalog aus dem 16. Jahrhundert. Neu herausgegeben und eingeleitet von Karl Scherer. XXVI. Beiheft zum Centralblatt für Bibliothekswesen. Leipzig, Harrassowitz. 1902. S. 112.

St. Blasien und St. Gallen geliehenen Handschriften nicht mehr zurückstellten. Verhängnißvoller aber waren für die Fuldaer Bibliothek die Verheerungen der Bauernkriege und der dreißigjährige Krieg, und was diese schlimmen Zeiten noch belassen hatten, vernichtete die Franzosenzeit und die Säcularisation vom Jahre 1803. So wurden denn die kostbaren Schätze Fuldas entweder vernichtet oder verstreut, und was verstreut noch erhalten ist, repräsentirt nur einen sehr geringen Theil der einstigen werthvollen Sammlung.

Falk ist mit glücklichem Findersinn den Spuren nachgegangen, die zur Ermittelung der Codices Fuldenses führen. Er stellt fest in Bamberg 1; Basel 10 (aus dem Privatbesitz des Rechtsgelehrten Fäsch, die meisten in schottischer Schreibart); Carlsruhe 1; Cassel 8; Frankfurt a. M. 1; Fulda nur 7, darunter 3 libri Bonifaciani und den berühmten vorhieronymianischen Text der lateinischen Uebersetzung des Alten Testamentes; Göttingen 1; Gotha 1 (Eutrop); Hannover 1, Leyden 2; Modena 1; Merseburg 1 mit den von Müllenhoff und Scherer in den ‚Denkmälern' abgedruckten altdeutschen Stücken; Paris 5; Rom 11 — sechs andere dort befindliche Handschriften werden von Falk für Mainz in Anspruch genommen; Vercelli 1; Wien 1; Wolfenbüttel 1; — im Ganzen 53 Handschriften aus den Hunderten, welche einst die Klosterbibliothek barg. Nur bei wenigeu läßt sich feststellen, auf welche Weise sie in die fremden Hände gekommen sind; die meisten sind in Folge von Raub und Verschleuderung verstreut worden. Wie man bei den Säcularisationen der Klöster mit den Bücherschätzen verfuhr, ist wiederholt urkundlich dargestellt worden. Unwissende Bureaukratie, kirchenfeindliche Aufklärerei, rohe Impietät und culturfeindlicher Vandalismus haben in Deutschland und Oesterreich tausende für die Wissenschaft und Kunst werthvolle Handschriften dem Untergange überantwortet oder deren Verschleuderung zugelassen. Die Falk'sche Schrift zeigt wiederum an einigen Beispielen, wie

schmerzlich dies im Interesse der wissenschaftlichen Forschung zu beklagen ist.

Leichter war es dem gelehrten Forscher, den Verbleib eines großen Theils der Bibliothek von Lorsch nachzuweisen. Becker hatte bereits 36 Handschriften der Vaticana Palatina als Lorscher festgestellt; diesen fügte Gottlieb 15 weitere hinzu: 14 aus der Palatina und 1 aus der Wiener Hofbibliothek; Falk weist im Ganzen – nach meiner Zählung – 69 Lorscher Handschriften nach, von welchen auf Berlin 1, Chantilly 1, Erlangen 1, Frankfurt a/M. 1, Hannover 1, Heidelberg 1, Montpellier 1, Paris 1 und 61 auf die Vaticana Palatina entfallen. In die letztere kamen sie 1623, als der Kurfürst Maximilian von Bayern, der Eroberer von Heidelberg, dem Papste Gregor XV die Bibliotheca Palatina zum Geschenke machte. In die Palatina aber waren die Lorscher Handschriften durch einen Gewaltakt des Kurfürsten Otto Heinrich von der Pfalz (1556–59) gelangt. Die Schenkung von 1623 brachte sonach die Lorscher Handschriften wieder in kirchliche Hände. Habent sua fata libelli!

Gmunden. Adolph Franz.

XII.

Das neue bayerische Schuldotationsgesetz.

Der Schatten des Jahres 1869 ist durch das Land Bayern gehuscht. Es waren nicht die hochpolitischen Verhältnisse allein, nicht bloß die Frage der Lösung der deutschen Frage, die das Ministerium Hohenlohe in kleindeutschem Sinne anstrebte, sondern gerade auch der Schulkampf, welcher die Wahlen von 1869 beherrscht und den Sturz des Liberalismus in Bayern herbeigeführt hat, von dem er sich seitdem nicht wieder erholte. Was sich jetzt bei der parlamentarischen Behandlung des neuen bayerischen Schuldotationsgesetzes abgespielt, war ganz vom alten Geiste getragen, der den culturkämpferischen Gresser'schen Schulgesetzentwurf von 1867 beseelte und die damalige Lage zuspitzte. Und wie damals die Reichsrathskammer in echt conservativer Weise sich als Retterin der Situation erwiesen, so hat sie auch jetzt die Sache zu Gunsten der christlichen Schulpolitik entschieden, nur mit dem gewaltigen Unterschied, daß sie nicht gegen die Kammer, wie 1869, sondern mit ihr die Principien einer christlichen Schule zum Siege führte.

Das neue bayerische Schuldotationsgesetz räumt mit veralteten Zuständen auf dem Gebiet des Schulbedarfs und dessen Aufbringung auf, die noch im alten Schuldotationsgesetz aus dem Jahre 1861 wurzelten. Es ist, wenn es sich auch formell an das alte Schulbedarfsgesetz anlehnt, in seinen erweiterten Rechtsnormen und Zielen die Codification der Bedürfnisse einer neuen Zeit.

Das Gesetz ist von zwei Hauptgesichtspunkten beherrscht: Wodurch entsteht die Schullast und wer trägt diese Schullast?

Die Schul- und Klassenbildung ist die primäre Ursache des Schulbedarfs, aus ihr folgt der Real- und Personalbedarf; die Lehrerbesoldung stellt lediglich die Consequenz der gegebenen Ursache der Schul- und Klassenbildung dar. Daher ist die gesetzliche Regelung dieser Seite des Schulwesens von grundlegender Bedeutung; und gerade damit wird auch erwiesen, daß es unmöglich ist, Schulorganisation und Schulbedarf ganz zu trennen. Bestimmungen über Errichtung von Lehrstellen und Klassen sind natürlich schulorganisatorischer Natur, aber in einem Schulbedarfsgesetz gar nicht zu umgehen, das für die Aufbringung der Mittel für den Schulbedarf Fürsorge trifft.

Das Gesetz bestimmt, daß an ungetheilten Schulen, in denen alle sieben Jahrgänge zusammen unterrichtet werden, wenn über 80 Schüler vorhanden sind, eine neue Lehrstelle geschaffen werden muß. Dasselbe ist der Fall bei getheilten Klassenschulen, wenn die Zahl der Schüler 100 übersteigt.

Hier ist eine der interessantesten Fragen der Gesetzesmaterie gegeben, denn da stößt das pädagogische Bedürfniß mit den materiellen Interessen hart zusammen. Vom Standpunkte der Schule aus muß man sagen, daß ungetheilte Schulen, in denen alle sieben Jahrgänge zusammen unterrichtet werden, Nachtheile haben. Auf der anderen Seite ist der vorzügliche Stand des bayerischen Volksschulwesens, welches hinsichtlich seiner Erfolge das beste im Deutschen Reiche ist, ein Beweis, daß auch an der ungetheilten Schule Tüchtiges geleistet wird. Dabei kommt in Betracht, daß an 6238 Schulorten über 5000 ungetheilte Schulen bestehen, daß sie also sehr weit verbreitet sind. Da fallen aber gleich 2309 Schulen weg, an denen weniger als 50 Schüler vorhanden sind, eine Zahl, mit der ein gedeihlicher Unterrichtsbetrieb unter allen Umständen möglich ist. Das Compelle

mit der Stadtschule ist dadurch gegeben, daß die Maximalschülerzahl an ungetheilten Schulen 80, an Stadtschulen 100 beträgt; es gibt nur 575 Schulen, in denen 80 und mehr Kinder zusammen unterrichtet werden, und diese kommen nun in Wegfall. 80 Schüler an ungetheilten Schulen machen die Unterrichtsertheilung nicht wesentlich schwieriger wie 100 an Klassenschulen, zumal die 80 unter allen Umständen von einer männlichen Lehrkraft, und zwar entweder von einem definitiven Lehrer oder einem Verweser, der auch schon fünf Jahre Schulpraxis hinter sich hat, unterrichtet werden müssen, während an den getheilten Schulen Hilfslehrer und weibliche Lehrkräfte verwendet werden können.

Die Besetzung der Lehrstellen ist das zweite wichtige Moment. Ungetheilte Schulen müssen von einem definitiven Volksschullehrer besetzt werden. Wo jedoch nur unter 50 Kinder vorhanden sind, darf es auch ein Verweser sein, wenn hier nicht beim Erlaß des Gesetzes schon ein definitiver Lehrer angestellt war. Die 2309 Schulen mit weniger als 50 Kindern sind zum größeren Theile mit Verwesern besetzt. Es wäre zu wünschen, daß definitive Lehrer auch diese Schulen führten, welche länger am Orte bleiben, allein dann würde die Auftheilung großer Sprengelschulen in kleinere Schulkörper, die zur Abkürzung des weiten Schulweges namentlich in Gebirgsgegenden sehr wünschenswerth ist, verzögert werden, dann aber würde den Gemeinden eine zu große Last aufgebürdet.

Von der Rücksicht auf die Leistungsfähigeit der Gemeinden ist auch die Besetzung der Schulen mit mehr Lehrstellen geleitet. Bei Schulen mit zwei Lehrstellen darf eine Stelle mit einem Verweser, einem Hilfslehrer oder einer weiblichen Lehrkraft besetzt werden. Bei drei und mehr Lehrstellen sind zwei Drittel mit definitiven Volksschullehrern ohne Anrechnung der Bruchtheile zu besetzen. Bei geschlechtlich gemischten Schulen kann an Stelle eines der Volksschullehrer auch eine Volksschullehrerin angestellt

werden. Wo an Mädchenschulen nur weibliche Lehrkräfte vorhanden, werden ebenfalls zwei Drittel mit definitiven Lehrerinen besetzt.

Diese Regelung ist zur Fernhaltung einer unbilligen Belastung der Gemeinden getroffen, sie schafft auch ein Avancementverhältniß für den Lehrerstand. Wichtig ist, daß nunmehr die weiblichen Lehrkräfte, die seither in der Luft hingen, auf eine gesetzliche Basis gestellt werden und ebenfalls eine Avancementgliederung erhalten; sie können jetzt endlich auch definitive Lehrerinen werden. Es wird die Folge sein, daß die weiblichen Lehrkräfte eine zahlreichere Verwendung erhalten als seither, weil Mädchenschulen mit weiblichen Lehrkräften jetzt häufiger werden und auch an Mischschulen die weiblichen Lehrkräfte mit den männlichen gleichberechtigt sind.

Die Besoldung der Lehrpersonen schließt dann an die Schul- und Klassenbildung an. Volksschullehrer erhalten ein Mindestgehalt von 1200 Mk., Volksschullehrerinen und Verweser 1000 Mk., Schulverweserinen 900 Mk., Hilfslehrer und Hilfslehrerinen 820 Mk.

In diesen Ziffern ist eine ganz bedeutende Aufbesserung des Einkommens der Lehrpersonen gegeben. Es nehmen 10,374 Personen an der Aufbesserung Theil, die im Betrage von 100—600 Mk. aufgebessert werden; 207 Stellen werden bis zu 100 Mk. aufgebessert, 481 um 100—200 Mk., 3198 um 3—400 Mk., 840 Lehrer um 4—600 Mk. Die Stadtlehrer, welche schon mehr Gehalt haben, und 178 Landlehrer, deren Diensteinkommen schon über 1200 Mk. steht, haben selbstverständlich nichts von dem Gesetz. Bei Schulverwesern und Lehrerinen beträgt die Gehaltsmehrung durchschnittlich 300 Mk., bei Verweserinen durchschnittlich 244 Mk., bei Schulgehilfen und Hilfslehrerinen durchschnittlich 164 Mk.

Die Aufbesserung geschieht aber nicht allein durch Erhöhung der Mindestgehälter, sondern auch durch Nichteinrechnung der Bezüge aus dem Kirchendienst

bis zu 200 Mk. Es sind 5196 Schulstellen mit Kirchendienst vorhanden, davon sind 2945 Stellen, die ein Kirchendiensteinkommen bis zu 200 Mk haben; das macht insgesammt 634,638 Mk. zu Gunsten der Lehrer aus.

Die Wohnungsfrage ist für den Lehrerstand in einer Weise gelöst, wie kaum anderswo. Die Lehrpersonen aller Kategorien in Gemeinden bis zu 2500 Seelen haben freie Wohnung; das war auch seither schon. In Gemeinden über 2500 Seelen erhalten sie Miethsentschädigung nach ortsüblichem Miethspreise. Die Miethsentschädigung kann auch ins Mindestgehalt eingerechnet werden, das dann um diese Summe sich erhöht. Dabei ist als Norm für den Volksschullehrer eine Wohnung mit 4 Zimmern nebst Zubehör vorgesehen.

Dazu haben auch die Dienstalterszulagen eine Verbesserung erfahren und sollen auf dem Wege des Budgets noch fortgebildet werden.

Das bringt den Lehrerstand in Bayern in einer vor ein paar Jahren noch unerreichbaren Weise vorwärts, es ist eine ganz ansehnliche sociale Hebung dieses wichtigen Standes.

Das Ausmaß der Lasten, welches durch diese Maßregeln erforderlich wird, führt uns zu dem zweiten großen Richtpunkt des Gesetzes.

Das Schulbedarfsgesetz statuirt das finanzrechtliche Gemeindeprincip, die politische Gemeinde ist Trägerin der Schullast, was die höheren Verbände, also Kreise und Staat zum Schulbedarf geben, sind subsidiäre Beihilfen, die im neuen Gesetz grundsätzlich als Pflichtleistungen eingeführt sind, während die des Staates lediglich freiwilliger Art waren. Die Consequenzen des finanzrechtlichen Gemeindeprincips sind dann in dem Gesetz für alle Verhältnisse des Volksschulwesens gezogen, sowohl für die Schul- und Klassenbildung, wie für die Lehrerbesoldung und die Tragung der aus beiden erwachsenden Lasten.

Das Gemeindeprincip gilt für alle Schulen, sowohl für die geschlossener politischer Gemeinden, wie für die Schul-

verbände zweier und mehr Gemeinden (Sprengelschule), die zusammen eine Schule bilden. Seither hafteten die einzelnen Sprengeltheile für den Schulbedarf, waren es nun Gemeinden, oder von Gemeinden abgezweigte, in einen Sprengelverband eingeschulte Private, Kirchen u. s. w.; diese Sprengeltheile (Private, Kirchen ꝛc.) scheiden als Träger der Last jetzt aus, für sie übernimmt die auf sie treffende Lastenquote, die Gemeinde, der sie angehören.

Die Gemeinde als Trägerin der Schullast hat also in erster Linie für den Schulbedarf aufzukommen. Sie weist das Gehalt entweder auf eine Reihe von Einkünften an oder sie gibt es als Ganzes aus der Gemeindekasse: das eine sind die Fassionsschulen, das andere die Schulen mit ortsstatutarischer Regelung des Lehrergehalts. Fassion ist das Verzeichniß aller Einnahmequellen der Schulstelle: Stiftungszuflüsse, Schulgeld, Kirchendienst, Dienstgründe, Wohnung, Naturalbezüge, Staatszuschüsse, Kreiszuschüsse ꝛc. Das fällt in Gemeinden von 5000 Seelen an ganz weg. Die verweisen diese Einkommensquellen an die Gemeindekasse, stellen ein Besoldungsstatut auf, auf Grund dessen die Lehrer ihre Gehälter aus der Gemeindekasse beziehen, und sie erhalten dafür größere Rechte in Bezug auf das Schulwesen. Wo eine Ueberlastung eintritt, erhalten auch diese Gemeinden Staatszuschüsse. Ausgeschaltet sind nur Gemeinden von 10,000 Seelen an, das sind 32 Gemeinden, denen ein Pauschbetrag von $1^1/_7$ Millionen überwiesen wird; eine Maßregel, die bei dem Anwachsen der größeren und großen Städte erforderlich ist, denn sonst würden sie die Leistungsfähigkeit des Staates auf Kosten des platten Landes zu stark beanspruchen.

Die Kosten des Mehraufwandes für die Lehrerbesoldung belaufen sich auf 3'134,000 Mk, von denen der Staat $^4/_6 = 4 \times 522{,}000$ Mk. — 2'088,000 Mk. leistet. Ein Sechstel mit 522,000 Mk. entfällt auf die Kreise,

ein Sechstel auf die leistungsfähigen Gemeinden; von diesen haben aber schon 400,000 Mk. als aufgebracht zu gelten, weil eine Anzahl von Gemeinden schon ein Mindestgehalt von 1200 Mk. gewähren und dieser Betrag in die für die Aufbesserung nöthige Summe eingerechnet ist.

Von den für die Lehreraufbesserung reservirten 3 Millionen werden 2 Millionen zur Gründung eines Unterstützungsvereins für Lehrerrelikten und 1 Million zur besseren Dotirung der Kreisunterstützungsvereine für dienstunfähige Lehrer verwendet.

Die sämmtlichen Leistungen des bayerischen Staates werden an die Kreise verwiesen, welche sie an die Gemeinden nicht schematisch, sondern nach dem Grad der Leistungsfähigkeit vertheilen.

Durch die besonderen Umstände ist das Schulbedarfsgesetz eine Specialarbeit der Centrumspartei geworden, da die liberale Partei mit der Socialdemokratie principiell ihre Zustimmung einem Gesetz versagten, das Schule und Lehrerstand in bedeutendem Maße hebt und eine Lastenvertheilung trifft, wie sie vorsichtiger nicht hätte geregelt werden können.

Die liberale Partei hat drei Gründe für ihr Verhalten geltend gemacht: die Honorirung der Katecheten, die nach dem Ermessen der Regierung für große Städte hätte geregelt werden können, die Gründung einer staatlichen Reliktenversorgungskasse und die Vorschrift im Sinne der Confessionsschule im Art. V Absatz 3.

Siegesgewiß traten die Wortführer und Zeitungen der liberalen Partei auf. Ostentativ wurde an die Krone appellirt und deren Entscheidung im Sinne der liberalen Partei vorausgenommen. Daß auch die Kammer der Reichsräthe der liberalen Partei Heeresfolge leisten werde, wurde liberalerseits schon gar nicht mehr bezweifelt. Der Führer der liberalen Fraktion, Abg. Wagner, erklärte vor

der Gesammtabstimmung über das Gesetz ganz offen, sie hofften, daß der Gesetzentwurf in einer Fassung von der Reichsrathskammer zurückgelange, die der liberalen Partei die Zustimmung ermögliche. Demgegenüber gab Namens des Centrums dessen Vorsitzender Dr. v. Daller die Erklärung ab, daß die Centrumsfraktion gegen das Gesetz stimmen werde, wenn eine wesentliche oder principielle Aenderung an demselben vorgenommen werde. Von der Unabänderlichkeit dieser Haltung der Kammermehrheit, die unter allen Umständen den Artikel V Absatz 3 als conditio sine qua non festhielt, hatte die Staatsregierung auch schon zuvor Gewißheit durch die Centrumsführung erhalten.

Da trat dann das große Ereigniß in der Reichsrathskammer ein, es zeigte sich, daß die liberale Partei ganz im Irrthum befangen war und daß die christlichen Schulprincipien, wie sie das Centrum vertreten hatte, eine erdrückende Mehrheit in der Reichsrathskammer besitzen.

Zwar die Honorirung der Katecheten wurde abgelehnt. Die Kirchenbehörde beider Confessionen ist in großer Verlegenheit, in großen Städten alle die Katecheten zu besolden, welche zur Ertheilung des Religionsunterrichts nöthig sind. Die liberale Partei hatte daraus eine Haupt- und Staatsaktion gemacht. Sie hatte gefürchtet, daß dann die Lehrer aus dem Religionsunterricht ausgemerzt würden, was aber ganz unmöglich ist, weil so viele Geistliche nicht verfügbar sind. Das Centrum hatte die Bestimmung nicht als eine unbedingte hingestellt, sondern sich mit der vom Cultusminister Dr. v. Landmann in Aussicht gestellten Abhilfe durch Errichtung von Hilfsseelsorgeposten zufrieden gegeben. Der Reichsrath strich die Katechetenhonorirung, weil sie schwierig in der Durchführung und eine zwingende Nothwendigkeit nicht gegeben sei. Von allen Zuthaten, die die liberale Partei dazu gegeben, ist aber im Reichsrath keine Rede gewesen. Selbst Reichsrath Graf Törring, der gegen das Gesetz stimmte, sagte, er sei

gegen die Katechetenhonorirung nicht aus politischen Gründen; er könne sich sehr wohl mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Katecheten allgemein bezahlt würden. Die liberale Anschauung, die im Brustton vollster Ueberzeugung vorgebracht worden war, daß die Katechetenhonorirung eine Verfassungsänderung involvire, und die die Staatsregierung sich angeeignet hatte, wurde im Reichsrath von allen Seiten verworfen. Referent Reichsrath v. Auer, der als scharfsinniger Jurist bekannt ist, erklärte, da weder die entgeltliche noch die unentgeltliche Ertheilung des Religionsunterrichtes ausdrücklich in der Verfassung vorgeschrieben, sondern nur das Recht der Religionsertheilung festgesetzt wurde, werde dies Recht durch Bezahlung der Katecheten, wenn sie gesetzlich festgesetzt wird, nicht alterirt. Der Präsident des Verwaltungsgerichtshofes, Dr. v. Kahr, stimmte im Reichsrath bei; es sei weder eine Aenderung der Verfassung, noch eine Verfassungsinterpretation in Frage. Es werde der Staat, der das größte Interesse daran hat, daß der Religionsunterricht keinen Schaden leide, sich der Aufgabe nicht entschlagen, unter Umständen im Bedürfnißfall nach Möglichkeit unterstützend einzugreifen. Mit dieser Motivirung konnte sich die Centrumsfraktion zufriedengeben.

In der Frage der staatlichen Unterstützungskasse für Lehrerrelikten drang im Reichsrath die Centrumsauffassung durch, die Begründung des Reichsraths hat eine direkte Spitze gegen die liberale Partei. Die Gründung einer solchen staatlichen Kasse hatte die liberale Partei mit kaum noch zu steigernder Heftigkeit bekämpft. Sie erblickte darin einen Schlag gegen ihre engste Klientel im liberalen bayerischen Lehrerverein, der durch seine mit 1¹/₃ Millionen dotirte Wittwen- und Waisenkasse wie durch einen eisernen Reif zusammengehalten wird. Reichsrath v. Auer schrieb darüber in sein Referat folgende bemerkenswerthen Sätze:

„Ob es möglich sein wird, den neuen (staatlichen) Unterstützungsverein dauernd mit den bereits bestehenden, namentlich mit der Wittwen- und Waisenkasse des Bayerischen Lehrervereins zu verschmelzen, mag dahingestellt bleiben. Der letztgenannte Verein wird kaum geneigt sein, dieses mächtige Mittel, seine Parteizwecke zu fördern, aus der Hand zu geben. Ich beschränke mich darauf, meine Ansicht dahin auszusprechen, daß derartige charitative Einrichtungen am besten jeden Parteicharakters entkleidet werden sollten."

Im Reichrathsplenum führte v. Auer aus, diese Art von Verwendung erscheine ihm als die am meisten sympathische. Die größte Befriedigung werde ihm gewähren, etwas für das Zustandekommen dieser Verwendung der drei Millionen gethan zu haben.

Und alle Reichsräthe, die sich äußerten, stimmten dieser Verwendung zu. Das war für die Liberalen noch das Allerpeinlichste, denn gerade die staatliche Reliktenkasse hatten sie als gegen das liberale Parteiinteresse gerichtet empfunden.

Ebenso blieb die Confessionsschulbestimmung in Artikel V Absatz 3 nach einer vom Centrum vorher gebilligten Formulirung des Frhrn. v. Würtzburg bestehen. Mit 43 gegen 15 Stimmen wurde Artikel V Absatz 3 im Reichsrath angenommen!

Die Bestimmung in Artikel V Absatz 3 hat die Scheidung der Geister vollzogen. Dort wird der Vollzug der Confessionsschulverordnung von 1883 gesichert. Die Verordnung von 1883 setzt die Confessionsschule als die Regel ein, die Simultanschule als die nur unter besonders schwierigen Umständen, die aus schultechnischen Gründen und aus einer etwaigen unbilligen Belastung der Gemeinden sich ergeben, zugelassene Ausnahme. Diese Verordnung konnte in manchen Gemeinden nicht durchgeführt werden, in denen Schulen für eine Con-

fession sich befinden und in denen neben der Confessionsmehrheit eine starke confessionelle Minderheit herangewachsen ist, deren Kinder nun in die Confessionsschulen der Mehrheitsconfession gehen müssen. So müssen in den mittelfränkischen Gemeinden Weißenburg 163 und Roth 80 katholische Kinder in protestantische Schulen gehen. Alle Versuche, diese Gemeinden zu bewegen, Confessionsschulen für die Minderheit einzurichten, sind fehlgeschlagen. Die Organisationsgewalt der Regierung hat auch versagt. Nach dem alten Schuldotationsgesetz kann die Regierung unter Umständen die Errichtung neuer Lehrstellen oder Umschulungen vornehmen. Aber für Fälle wie in Weißenburg reicht das Organisationsrecht nicht aus, 1891 hat das Cultusministerium dies gerade für den Weißenburger Fall erklärt und der Beschwerde der dortigen Katholiken nicht stattgegeben. Anders liegen die Dinge in München, wo die protestantischen Kinder vielfach, weil ihnen der Weg in ihre eigene Schule oder in die zwei vorhandenen Simultanschulen zu weit, die katholischen Confessionsschulen besuchen. Die Confessionsschulverordnung von 1883 ist also auch hier nicht ganz und gar durchgeführt. Die Handhabe dazu gibt nun Artikel V Absatz 3 des neuen Schulbedarfsgesetzes. Solche Gemeinden können jetzt regierungsseitig angehalten werden, diese Zustände zu beseitigen. Das erfolgt ganz im Rahmen der Verordnung von 1883, sie wird nicht außer Kraft gesetzt, wie liberalerseits behauptet worden ist, sondern nur vollzogen. Die Simultanschulen, welche bestehen, bleiben unangetastet. Dagegen können allerdings die Kinder einer katholischen Minderheit, wenn eine gewisse Zahl vorhanden ist, die zu der Errichtung von Schulen oder Klassen ausreicht, nicht mehr gezwungen werden, die Schule einer anderen Confession zu besuchen. Das wollten auch Liberalismus und Socialdemokratie nicht, auch sie sind für Beseitigung der 16 Fälle. Diese erfolgt primär durch Bildung von Schulen der confessionellen Minderheit, secundär, wenn

schultechnische Bedenken obwalten oder eine übermäßige Belastung der Gemeinden entstehen würde, durch Errichtung von Simultanschulen. Es ist das weiter nichts als der Vollzug der Confessionsschulverordnung von 1883. Man kann also sagen, materiell wird am bestehenden Rechte nicht das Geringste geändert. Aber den Liberalen ist es nicht gelungen, in der vom Centrum beantragten Bestimmung die gesetzliche Gleichstellung der Simultanschule mit der Confessionsschule herbeizuführen, und dann ist die ehedem von der liberalen Partei so heftig bekämpfte Confessionsschulverordnung von 1883, welche jederzeit von der Regierung abgeändert werden konnte, jetzt gesetzlich festgelegt. Die gesetzliche Befestigung der Confessionsschule ist also erfolgt, daher der Sturm, den der Liberalismus im Verein mit seinem Gefolge in der liberalen Lehrerwelt entfacht hatte, im Parlament und im Lande. Es war eine Aufstachelung der politischen Leidenschaften, wie sie nur in den bewegtesten Zeiten wahrzunehmen ist. Aber auch das schlug gänzlich fehl.

Goldene Worte wurden im Reichsrath für die christliche Schulpolitik gesprochen. Nur ein Reichsrath, Graf Törring, vertheidigte (im Ausschuß) die Simultanschule, deren allgemeine Einführung er wünschte, weil die Confessionsschule eine „üble Einrichtung“. Es wird für immer denkwürdig bleiben, daß kein Geringerer als Prinz Ludwig mit vollster Ueberzeugung die Confessionsschule vertheidigte. Die Volksschule sei die einzige Zwangsschule, er gebe zu bedenken, daß man nicht soweit gehen dürfe, durch diesen Zwang das Gewissen der Eltern zu bedrücken. Es werde in der Simultanschule kaum möglich, jedenfalls sehr schwierig sein, einen Schulunterricht so einzurichten, daß die religiöse Anschauung der Kinder verschiedener Confessionen nicht berührt werde. Gewissenhafte Eltern würden lieber Unbequemlichkeiten, wie sie ein weiter Schulweg mit sich bringe, auf sich nehmen, als die Kinder in die Schule einer anderen Confession oder

in eine Simultanschule zu schicken. Mit wuchtiger Bere
samkeit trat Oberconsistorialpräsident Dr. v. Schneid
für die Confessionsschule ein. Auch der Referent Reichsra
von Auer bekannte sich als Anhänger der Confessionsschu
„Wo soll man den Kindern und wann soll man ihn
Religion beibringen, wenn nicht in der Schule", resumi
er. Und so noch andere Reichsräthe. Die beiden anwesend
Mitglieder des Episcopates Erzbischof Dr. v. Stein u
Bischof Dr. v. Henle konnten sich so ganz der Vertretu
anderer Gesichtspunkte zuwenden. Der Passauer Oberhi
sprach den „innigsten Dank" aus für die schönen Wo
über die Confessionsschule. . . .

Der Schatten des Jahres 1869 ist durch das La
Bayern gehuscht, sagten wir zu Beginn. Im Reichsra
wurde er von Reichsrath von Auer citirt. „Wir hab
schon einmal die Erfahrung gemacht, welche Wirkungen dan
verbunden sind, wenn man solchen Wünschen des Volk
wie die auf die Confessionsschule gerichteten, entgegentri
es war dies damals, als das Schulgesetz von 1867 ei
große Bewegung in Bayern hervorrief, welche den Stu
der damals allmächtigen Mittelpartei zur Folge hatte u
für uns in Bayern die Veranlassung zum Culturkampf g
geben hat, an dessen Folgen wir heute noch mehr od
minder zu leiden haben". Die liberale Partei hat n
mancher Hinsicht den veränderten Zeitverhältnissen Rechnu
getragen. Aber in Einem ist sie sich gleich geblieben: i
Stellung in der Schulfrage hat sie trotz der Erfahrung
des Wahljahres 1869 nicht geändert. Ihrem Widersta
zum Trotz ist die propagandistische Kraft der christlich
Schulpolitik in alter Stärke vorhanden, ihr ist die gesetzli
Stabilisirung der Confessionsschulverordnung von 1883 g
lungen. Das ist die tiefere Bedeutung der Kämpfe, wel
bei der parlamentarischen Verbescheidung des neuen bayerisch
Schulgesetzes geführt worden sind.

XIII.

Eine Stimme aus der anglikanischen Kirche über den apostolischen Stuhl.[1]

Die Los von Rom=Bewegung in österreichischen und deutschen Landen hat längst ihren Höhepunkt überschritten. Aus der religiösen Gleichgiltigkeit und inneren Trennung von der Kirche bei nicht wenigen Katholiken im alten Kaiserstaat hervorgegangen, hat dieselbe alsbald ausgiebigen Schutz durch Männer erfahren, welche die Liebe zum angestammten Fürstenhause über Bord geworfen und die Bewegungen auf dem Gebiete der Religion zu Gunsten politischer Pläne auszunützen sich bemühten. Nach der Auffassung des canonischen Rechtes, die hinwiederum in den hellen und klaren Texten des Neuen Testamentes ihre Grundlage besitzt, trägt der Abfall vom katholischen Glauben den Charakter eines Verbrechens an sich. Kein Wunder daher, daß die hochverrätherische Bewegung im Gebiete der Religion alsbald verständnißvoll von Männern begrüßt und gefördert wurde, die offen und ungescheut nicht etwa blos ohne Benennung von Namen in öffentlichen Blättern, sondern im Angesichte der Nation in den Sitzungen der gesetzgebenden Körperschaften offen und ungescheut dem Kaiser den Gehorsam aufzukündigen die Stirne hatten. Heute ist die Nachtseite der Kämpen der Los von Rom=Bewegung aufgedeckt und damit der letzteren selbst das Brandmal der Verwerfung endgiltig aufgeprägt.

---

1) England and the Holy See. An Essay towards Reunion by Spencer Jones, M. A., Rector of Batsford with Moreton-in-Marsh. With an Introduction by The Right Hon. Viscount Halifax. London. Longmans, Green & Co. 1902. 8°. XXVI, 440 pag. (6 shill.)

Diesen äußerst betrübenden Vorgängen auf dem Festlande gegenüber entrollt sich uns das anmuthende Bild einer Hin nach Rom-Bewegung im anglikanischen England. Es kann hier nicht unsere Absicht sein, auf die namentlich durch Lord Halifax geförderte Bewegung zur Vereinigung der Anglikaner mit Rom einzugehen. Das bemühten wir uns, in den Artikeln dieser Zeitschrift über den Brief Papst Leo's XIII. an alle Christgläubigen in England, und über die Bulle des nämlichen Papstes, betreffend die Ungiltigkeit der anglikanischen Weihen, zu leisten.[1]) Heute hat die auf Vereinigung mit dem apostolischen Stuhle zielende Geistesrichtung einen anglikanischen Vertheidiger gefunden, dessen wissenschaftliche Kundgebung in allen Kreisen Englands das größte Aufsehen erregt hat. Gegenüber dem betäubenden Geschrei nach „Los von Rom und Habsburg" empfangen wir hier über die Bedeutung des heiligen Stuhles eine mit souveräner Ruhe verfaßte Arbeit, welche beruhigend und überzeugend wirkt und selbst für den Fall ewig denkwürdig erscheint, daß dem Verfasser nur die Rolle eines Predigers in der Wüste beschieden wäre.

Dr. Jones erscheint uns als Vertreter des rechten Flügels des auf Wiedervereinigung mit Rom bedachten Theils der Anglikaner. Seine Arbeit ist bedeutungsvoll nach Inhalt und Form. Was er vorträgt, ist seinem Wesen nach unanfechtbar. Er denkt und fühlt mit denen, die man innerhalb wie außerhalb Englands als Träger der römischen Richtung bezeichnet, und hält damit stillschweigend jenen Männern einen Spiegel vor, die in höherem oder minderem Grade, sei es bewußt oder unbewußt, im romfeindlichen Sinne arbeiten. Vor allen Dingen wirkt angenehm auf den Leser, mag er einem Bekenntnisse wie immer angehören, die klare und entschiedene Darlegung der bei der Reunionsfrage in Betracht kommenden Grundsätze. Gerade nach dieser Seite reinigt die Schrift bei zahllosen Anglikanern ihr mit Dunkelheiten, Zweideutigkeiten, Irrthümern angefülltes Luftreich und erzeugt eine Helligkeit, die für jedes ungetrübte Auge sich als Wohlthat erweist. In der Thatsache, daß Lord Halifax das Buch bevorwortet, liegt ein weiterer Beweis für dessen Werth, der um so höher an-

1) Bd. 115, S. 893; Bd. 119, S. 427 ff.

zuschlagen ist, als der edle Lord auch hier seinen schon anderweitig wiederholt bekundeten ungesunden Anschauungen über Wiedervereinigung Ausdruck leiht, während sein Glaubensgenosse Jones selbst die richtigen Grundsätze bis in ihre äußersten Folgen zu entwickeln versteht.

Die sechs Kapitel behandeln: 1. die leitenden Grundsätze der Wiedervereinigung; 2. die Einheit; 3. St. Peter; 4. Trennungen; 5. Hindernisse und Hilfeleistungen; 6. Geschichte der Wiedervereinigung. Aufrichtigkeit und eiserne Folgerichtigkeit zeichnen das erste Kapitel glänzend aus. Während der große Haufe der anglikanischen Schriftsteller auf diesem Gebiete Handelspolitik treibt und mit der katholischen Kirche markten und feilschen möchte, steht Jones fest auf dem Grunde der katholischen Glaubensregel. In der That liegt der Unterschied zwischen Katholicismus und Anglikanismus nicht in der größeren oder geringeren Anzahl von Dogmen, die sich etwa durch ein juristisches do ut des ausgleichen ließen, sondern in der näheren und der entferntern Regel des Glaubens, die bei den Anglikanern rein subjektivistischen Charakter an sich trägt, für den Katholiken dagegen im unfehlbaren Lehramt der Kirche und in Bibel und Erblehre besteht. Jede Art von Ausgleich, wie sie bei Anglikanern im Schwange gehen, ist für den Katholiken nicht Ausgleich, sondern gänzlicher Verzicht auf seine Religion. Verzicht auf die Glaubensregel führt den Katholiken zum Protestantismus, wenn er überhaupt noch zu glauben fortfährt. Aus den Principien der Wiedervereinigung, welche er in 28 knappen Sätzen zusammenfaßt, wollen wir nur folgende betonen: Die römische Kirche ragt in der Bibel hervor. Der römische Stuhl ist der apostolische Stuhl, er ist bestimmt, der sichtbare Mittelpunkt des Christenthums zu werden. In der That ist Rom die Mutter des englischen Christenthums. Die Wiedervereinigung kann daher für England nur dann Sinn und Bedeutung haben, wenn sie mit Rom sich vollzieht. Anstatt zu sagen, daß Rom hoffnungslos ist, weil es sich nicht verändern will, sollte man vielmehr sagen, daß Roms Unveränderlichkeit als dauernde Thatsache erwiesen ist und mit derselben gerechnet werden muß. Mit anderen Worten, statt zu lehren, daß unser Ziel sein müsse, Rom umzustimmen, sollten

wir behaupten, der Ausgangspunkt unserer Bemühungen liegt in der Thatsache, Rom könne sich nicht verändern (32).

Recht beachtenswerth sind Jones' Ausführungen über die Bedeutung des Wortes „Wiedervereinigung der Kirche". Unmöglich kann die Wiedervereinigung im mechanischen Zusammenschweißen bis dahin von einander getrennter Bekenntnisse aufgehen. Vielmehr bedeutet sie innige Verbindung, Verschmelzung der Seelen und Gemüther. Eine solche findet der Verfasser aber lediglich in der katholischen Kirche, deren zweihundertvierzig Millionen Bekenner unter der Leitung des Papstes und der Bischöfe nicht bloß äußerlich, sondern im Leben des Geistes und der Weltanschauung jene Pax catholica genießen, die an Vollkommenheit und Ausdehnung von nichts erreicht wird. Die geistliche Gewalt des Papstes, seine lehramtliche Unfehlbarkeit, das Amt und die Stellung der Bischöfe bilden das Band, welches diese Einheit hervorbringt. Wer auch nur einen einzigen Ring dieser Kette lösen wollte, der würde keine Vereinigung der Kirchen, sondern ein Chaos hervorbringen. „Angesichts dieser Thatsachen" der erhabenen Einheit der katholischen Kirche, betont Jones, „heißt es Spott treiben, wenn man behaupten wollte, Rom lehne jeden Ausgleich ab, weil es nicht will, während doch eine genauere Einsicht in die Sache zu der Ueberzeugung führt, daß es jede Unterwerfung ablehnt, weil es nicht kann". In der That: Roms Unveränderlichkeit bildet den Wall des Christenthums. Denn, bemerkt Jones, „es ist ein überraschendes, aber in demselben Maße wahres Wort, daß gerade in der ‚Hartnäckigkeit' Roms jegliche Hoffnung auf Wiedervereinigung begründet ist. Ohne dieselbe gäbe es keine Aussicht darauf. . . . In dem nämlichen Augenblicke, in welchem Rom ein Zugeständniß macht, müssen Millionen, die jetzt ihm Glauben schenken, es unmöglich finden, sich ihm zu unterwerfen". In zwei Sätzen gipfeln die scharfsinnigen Untersuchungen des Verfassers: Die christliche Einheit ist kein bloßes Ideal, welches der Verkörperung harrt, sondern für die größte Zahl der Christen unter der Führung Roms eine greifbare Thatsache. Der Zweck aller Wiedervereinigung der Kirchen kann bloß darin bestehen, daß man Antheil an dieser schon verwirklichten Einheit zu gewinnen sich bemüht (34. 35).

Der theologischen Höhe, auf welcher sich des Verfassers Ausführungen über Wiedervereinigung bewegen, entsprechen seine Darlegungen über den Primat des Apostelfürsten Petrus. Aus dieser Abtheilung kann sogar das katholische England lernen, zu schweigen von den Roman catholic Claims des anglikanischen Domherrn Gore, dessen Beförderung zum Bischof von Worcester jüngst Anlaß zu öffentlichen Verwahrungen geworden, weil er ungescheut nicht etwa römische Ansprüche, sondern sogar Grundlehren des Christenthums geleugnet. Dr. Jones bewährt sich als einen von aller und jeder Voreingenommenheit freien Erklärer des Neuen Testaments, der nicht in die Texte hineinliest, sondern aus ihnen herausliest, die petrinischen Stellen zusammenfassend, den Plan Jesu hinsichtlich seiner Kirche bis in die kleinsten Züge erläuternd und der Entwicklung desselben sorgfältig nachgehend. „In den Evangelien", schreibt er, „tritt uns die stufenweise sich vollziehende Bildung des mystischen Leibes Christi entgegen. In erster Linie steht der Heiland allein vor uns und bildet in seiner eigenen Person den Kern, um den sich jene Elemente lagern, die allmälig Gestalt annehmen sollen. Sobald die kirchliche Gesellschaft in die Erscheinung tritt, erhebt sich alsbald die Person des hl. Petrus" (112). Der Bedeutung des Apostelfürsten im Neuen Testament entspricht die hervorragende Stellung seines Stuhles im Lauf der Jahrhunderte. Schluß: Petrus ist lediglich deßhalb Haupt der Apostel, weil Christus ihm diese Stelle zugewiesen hat.

Das Geheimniß der für den Katholiken sofort verständlichen, dagegen für jeden, auch selbst den reunionsfreundlichsten Anglikaner geradezu verblüffenden Ergebnisse der Untersuchungen liegt in dem ebenso natürlichen, wie oft vernachlässigten Bemühen, den Dingen auf den Grund zu gehen und die Bedeutung der Einrichtungen im Sinne des Heilandes zu beleuchten. Dann ergibt sich sofort die Dauer des Primates, die Unfehlbarkeit und Wirksamkeit desselben. Alle mehr oder weniger antipäpstlichen Systeme, die im Laufe der Geschichte aufgetaucht, sind denn schon vor neunzehn Jahrhunderten, nämlich im Neuen Testament, widerlegt. Eine derart machtvolle Stimme hat das anglikanische England bis heute nicht vernommen.

„Hilfeleistungen und Hindernisse" lautet die Ueberschrift der letzten Abtheilung des trefflichen Buches. Die Hindernisse liegen in den Entstellungen der katholischen Lehren und Einrichtungen durch anglikanische Schriftsteller. Nicht ohne Geschick zu Wege gebracht, müssen solche Entstellungen auch das harmloseste Gemüth mit Abneigung gegen die Kirche erfüllen. Im Geiste christlicher Liebe ist dem guten Glauben der Anglikaner Rechnung zu tragen, zugleich aber die Wahrheit ans Licht zu stellen. Wer bei modernen katholischen Reformtheologen in Deutschland gewisse Auslassungen über die Jesuiten gelesen mit ihren höchst überflüssigen, selbstverständlichen, aber eben aus diesem Grunde verdächtigen Betrachtungen über die Frömmigkeitsäußerungen des Ordens, staunt über die Aufrichtigkeit und die Klarheit des Blickes, welche Jones auszeichnen (375). Besondere Aufmerksamkeit hat er der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes gewidmet, die nicht bloß mit positiven Texten, sondern auch aus dem Wesen der Kirche und ihren Bedürfnissen erwiesen wird. Recht dankenswerth ist das letzte Kapitel mit der Geschichte der Bemühungen zur Wiedervereinigung der Kirchen, welches mit Kaiser Ferdinand I. den Faden da aufhebt, wo er der Hand Ludwig Pastor's mit seinen „Reunionsbestrebungen unter Karl V." entfallen ist. Dann wird er weiter geführt bis herab zur Round Table Conference, die 1901 im Palaste des verstorbenen Bischofs von London stattfand zum Zweck eines Ausgleichs zwischen den Vertretern der vornehmlichsten Geistesrichtungen innerhalb der anglikanischen Theologie, insbesondere mit Bezug auf Eucharistie und geheimes Sündenbekenntniß, deren Ergebniß aber gleich Null war.[1])

A. Bellesheim.

---

1) A Report of a Conference held at Fulham Palace, December 1901. Edited by Henry Wace, D. D. Chairman. London. Longmans, Green Co. Eine eingehende Besprechung dieses lehrreichen Buches mit seinen reichen Notizen über die babylonische Verwirrung in der anglikanischen Kirche steht im Tablet 1902. March 29. pag. 483.

XIV.

Honorius Augustodunensis und sein Elucidarium.

Es war ursprünglich nur meine Absicht, den zweiten Theil dieses Aufsatzes der Oeffentlichkeit zu übergeben, in welchem ich das Elucidarium als Schrift des Honorius „von Autun", wie man ihn nun einmal zu nennen pflegt, zu erweisen versuche. Während dieser Theil mehrere Monate des Druckes harrte, führten mich anderweitige Studien, und zwar kunstgeschichtlicher Art, auf den gleichen Autor zurück. Durch die Beschäftigung mit der Literatur des 11. und 12. Jahrhunderts wurde in mir der Gedanke rege, daß das berühmte Portal der Schottenkirche zum heil. Jakob in Regensburg in seinem Bilderschmucke der Hauptsache nach nichts anderes sein könne, als eine Wiedergabe des Hohen Liedes, wie es die Commentatoren des früheren Mittelalters seit der Zeit Beda's des Ehrwürdigen verstanden. Die besten Dienste leistete mir bei der ikonographischen Deutung des mysteriösen Bilderschmuckes an jenem Portal der Commentar des Honorius zum Hohen Liede, ein Grund für mich, mich mit dem Manne selbst eingehender zu befassen. Die genauere Darlegung der sowohl für die Person des Honorius als für das Schottenportal gewonnenen Resultate behalte ich einer eigenen Schrift vor. Hier möchte ich nur, und zwar wegen des Interesses, das die Forschung der jüngsten Zeit und der Gegenwart an Honorius nimmt, auf

einige Punkte aufmerksam machen, die meines Eracht
einiges aufhellende Licht auf ihn, der mit Gerhoh
Reichersberg und Otto von Freising zu den namhafte
Schriftstellern des 12. Jahrhunderts in Deutschland zä
fallen lassen.

I.

Von den Adressaten der Schriften des Honorius
uns drei dem Namen nach unzweifelhaft bekannt: Gottsch
Thomas, Christian. Dem ersten ist die Schrift De lib
arbitrio gewidmet. Wir wissen von ihm weiter nichts,
daß er Propst war. W. Scherer glaubte in ihm zu
den ersten Abt von Heiligenkreuz bei Wien, Gottsc
(1136—1147), erkennen zu dürfen,[1]) später aber schloß
auf den Propst Gottschalk von Reichersberg (1122-1132)
Neuerdings entscheidet sich J. Dieterich für Propst Gottsc
von der Collegiatkirche S. Maria in Campis zu Ma
(1123 — ca. 1151). Hier, so meint Dieterich, habe Honor
bis 1123 ungefähr als regulirter Chorherr unter Pro
Gottschalk gelebt und auf Anregung des Erzbischofs Adalb
mehrere Schriften verfaßt.[3])

Ueber jenen Thomas, welchem die zwei Schriften Li
duodecim quaestionum und De animae exilio et pat
gewidmet sind, ist bisher nicht mehr als eine schüchte
Vermuthung ausgesprochen worden, dahin lautend, ob di
Thomas nicht vielleicht der berühmte Erzbischof von C
terbury gewesen sein könnte.[4]) In einer Handschrift v
St. Florian, das Speculum ecclesiae des Honorius e
haltend, sind es der Vorrede nach nämlich „Brüder
Kirche von Canterbury", welche Honorius zur Abfassu

---

1) Zeitschr. f. österr. Gymnasien 19 (1868) 567.
2) Gesch. d. deutschen Dichtung im 11. u. 12. Jahrh., Straßb. 1875,
3) Libelli de lite III, 31 ss.
4) Dieterich, Libelli de lite III, 32³.

eben jenes Speculum auffordern.[1]) Auch ich glaube an diese Muthmaßung mit Dieterich ein „Non liquet“ setzen zu sollen. Dagegen wird die angeführte Stelle des St. Florianer Codex in anderem Zusammenhange von Bedeutung sein.

Wenden wir uns zum dritten Adressaten, Christian. Lange Zeit ist übersehen worden, daß einem Christian außer des Honorius Schrift De imagine mundi auch seine Psalmenerklärung gewidmet ist. Es war irreführend, daß die Widmung der letzteren mit den Worten beginnt: „Christiano Patri“, wobei „Christianus“ nur allzuleicht als Adjektiv aufgefaßt werden konnte. Halten wir indeß daran fest, daß Christianus Eigenname ist, wofür sachliche Gründe sprechen, die hier übergangen sein mögen, so kann vor allem kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß in dem Dedicationsschreiben des Honorius zu seiner Hoheliederklärung, wo auf den Adressaten der Psalmenerklärung Bezug genommen ist mit den Worten: Quia praedecessori tuo beatae memoriae venerando abbati C[ononi] librum David utcunque explanavi etc.,[1]) das C, welches allein ursprünglich im Texte stand und so noch in einer Reihe von Handschriften nachzuweisen ist, nur in Christianus aufgelöst werden darf. Ganz ebenso zu Unrecht wie der Name Cuno (statt Christian) kam in das Dedicationsschreiben zum Hoheliedcommentar der Name Simon, sei es nun, daß der Name Salomon,

---

1) Fratres Cantuariensis ecclesie Honorio solitario salutem etc., s. Czerny, Die Handschriften der Stiftsbibl. von St. Florian, Linz 1871 zu No. XI, 252.

2) Migne 172, 347 C. Der Text bei Migne gibt die citirte Vorlage, nämlich Biblioth. max. Patr. XX, 1153 ff., nicht genau wieder. Denn diese Vorlage hat N., offenbar eine Abkürzung für Nomen, Ich kenne wenigstens keine Handschrift, welche N. hätte. Die Redaktionsweise C[ononi] soll allem Anscheine nach zu verstehen geben, daß die Handschriften theils nur C, theils den vollen Namen Cononi bieten.

den ja die Adresse jenes Schreibens enthält, oder
anderer Umstand die Abschreiber irreführte.

Meines Wissens ist bisher von keiner Seite der Vers
gemacht worden, der Spur des Abtes Christian na
zugehen. W. Scherer meint nur von Christian, er mü
„ein unmittelbarer oder mittelbarer Schüler des Anselm
(von Canterbury) gewesen sein“.[1] Er denkt sich näml
Honorius, dessen Zugehörigkeit zum Anselmischen Schulk
nach Ausweis seiner Schriften außer Zweifel steht,
Schüler Christians. Thatsächlich verdient das Freundscha
verhältniß zwischen Honorius und Christian mehr bet
zu werden als ein etwaiges Schülerverhältniß.[2] Von
deutung ist indeß hier vor allem die anerkannte
hängigkeit des Honorius von der Schule Anselms.

Wo war nun aber jener Christian Abt?

Mir sind zwei Aebte des 12. Jahrhunderts nam
Christian bekannt, beide Schottenäbte und zwar der
zu St. Jakob in Würzburg, der andere zu St. Jakob
Regensburg. Ersterer regierte 1153—1177.[3] Ihm k
der Psalmencommentar deshalb nicht wohl gewidmet s
weil der Adressat desselben in der Dedication der Hoheli
erklärung des Honorius als bereits gestorben erwähnt
Honorius aber, dessen schriftstellerische Thätigkeit mit d
Anfange des 12. Jahrhunderts ungefähr beginnt, unmög
nach 1177 noch weiter geschrieben haben kann. Dage
läßt sich die Regierungszeit des gleichnamigen Regensbur
Schottenabtes, welche ungefähr in die Jahre 1123—1
fällt, mit der Zeit der schriftstellerischen Thätigkeit
Honorius ungezwungen in Einklang bringen. De imag
mundi wäre dem Christian gewidmet, da er noch nicht

1) Zeitschr. f. die österr. Gymnasien 19 (1868) 571.

2) In quo (libello) etiam nostrae amicitiae pignus post
relinquatur. Epist. Honorii ad Christianum. Migne 172,

3) Stamminger, Franconia Sacra. Würzburg 1889. 1. Lief. S.

Würde des Abtes emporgerückt war, die Psalmenerklärung verfaßte Honorius auf Befehl des Abtes Christian zum Nutzen der Brüder.[1])

Unter der Voraussetzung, daß Honorius dem Verbande der Schottenmönche, welche in Regensburg ihren Hauptsitz und ihr Mutterkloster hatten, angehörte, gewinnt nun jene oben angeführte Stelle eines St. Florianer Codex, wonach Brüder der Kirche von Canterbury bei Honorius um Verfassung eines homiletischen Hilfsbuchs bitten, eine ganz andere Bedeutung, als sie für Wattenbach hatte. Wattenbach, der sich bereits einmal mit dem Regensburger Schottenabte Christian befaßt hatte,[2]) kam bei Bearbeitung seiner „Geschichtsquellen" kein Gedanke an den Regensburger Abt und die mögliche Zugehörigkeit des Honorius zu den Schotten. Die Notiz der Florianer Handschrift hatte für ihn die Bedeutung einer Verwicklung der Honoriusfrage.[3]) Nehmen wir aber an, daß Honorius dem Schulkreise Anselms von Canterbury angehört und daß er als Schottenmönch von Irland aus, das seit Lanfranks Zeiten enge Fühlung mit der kirchlichen Metropole Canterbury hatte, nach dem Continent kam, so ist seine Beziehung zu den Fratres Cantuarienses recht wohl begreiflich.

Unter der Voraussetzung, daß der Adressat von De imagine mundi als (Schotten-) Abt, nicht wie Doberentz[4]) vermuthet hatte, als Domherr, zu Regensburg saß, ist auch die kleine Aufmerksamkeit des Honorius verständlich, daß „die einzige Stadt, welche er in der Beschreibung Deutsch-

---

1) Opus quod jubes aggredi; . . . urges me subire praeclarum onus fraternae utilitatis. Migne 172, 270.

2) Wattenbach, Die Congregation der Schottenklöster in Deutschland in Quast u. Otte, Zeitschr. f. christliche Archäologie und Kunst, Leipzig 1856, 29.

3) Deutschlands Geschichtsquellen (6) 2, 259.

4) Zeitschrift f. deutsche Philologie, Halle 13 (1882), 56 f.

lands nennt, Regensburg ist". [1]) Im Uebrigen trifft diese Bemerkung Wattenbach's nicht ganz zu. In dem Göttweiger Codex No. 103 s. 12 lautet die bezügliche Stelle folgendermaßen: est in ea (Germania) Noricus que et bawaria. in qua est civitas ratispona. Est et orientalis Francia, in qua est civitas wirzeburc que et erbipolis dicitur cui coniungitur Turinga. Indeß ist dieser erweiterte Text nicht im Stande, unseren Beweisgang zu stören. Ich betrachte ihn geradezu als eine neue Bestätigung von der Zugehörigkeit des Honorius zu den Schotten. Das Schottenkloster zu St. Jakob in Würzburg war nämlich die erste Colonie, welche von St. Jakob in Regensburg aus und zwar unter Abt Christian im Jahre 1134 gegründet wurde, [2]) nach meiner Ansicht Grund genug, um auch Würzburg neben Regensburg eine Stelle in De imagine mundi zu gönnen. Nach unseren obigen Ausführungen sind wenigstens drei Schriften des Honorius vom Schottenkloster zu Regensburg aus angeregt worden, nämlich De imagine mundi, die Psalter- und die Hoheliederklärung. Mit der Thatsache, daß Regensburger Schottenmönche wiederholt die Feder des Honorius in Bewegung setzten, harmonirt vortrefflich die Wahrnehmung, daß die ältesten und werthvollsten Handschriften des Honorius in der Münchner Staatsbibliothek aus Regensburg stammen. [3])

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. In der Handschrift der Linzer Studienbibliothek („Bibliotheca publica") Γ 9 No. 12 s. 13/14, enthaltend den Hoheliedcommentar des

1) Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen a. a. O.

2) Wattenbach bei Quast und Otte a. a. O. 49. Stamminger, a. a. O. 50.

3) Et profecto ex 70 circiter codicibus bibliothecae regiae Monacensis, quibus Honorii opera continentur, non minus quam 19 iique gravissimi et vetustissimi Ratispona vel ex monasteriis Ratisponensibus Monacum allati sunt. J. Dieterich, Libelli de lite III, 33.

Honorius, steht über Honorius super Cantica Canticorum von einer Hand allerdings erst des 17. Jahrhunderts die Notiz: „Augustinensis ecclesie presbyter et scholasticus vivens circa a. 1120.“ Daß diese Notiz in Anlehnung an De luminaribus ecclesiae 4, 17 verfaßt ist, darf als sicher angenommen werden. Man wird geneigt sein, das „Augustinensis“ zunächst als ein Schreibversehen für „Augustodunensis“ zu nehmen. Allein ist denn bereits einmal genau untersucht worden, ob bei Honorius De luminaribus ecclesiae IV, 17 durch die nach meiner Wahrnehmung seltenen Handschriften dieses Werkes die Schreibung „Augustodunensis“ durchgängig verbürgt wird? Sollten sich für „Augustinensis“ thatsächlich anderweitige und zwar alte und beglaubigte Belege finden, so wäre einer der gewichtigsten Steine, welche bisher der Lösung der Honoriusfrage im Wege lagen, beseitigt. Es ergäbe sich alsdann die Aufgabe, das „Augustinensis“ zu erklären. Einstweilen wird der handschriftliche Text von De luminaribus genauer zu prüfen sein.

II.

Zu den meistgewanderten literarischen Erzeugnissen des Mittelalters zählt die Schrift, welche den Titel Elucidarium sive Dialogus de summa totius Christianae theologiae führt. Gewandert nenne ich sie deshalb, weil sie wie ein elternloses Kind von Haus zu Haus oder vielmehr von Autor zu Autor verwiesen wurde, ohne bis zur Stunde irgendwo Ruhe und unangefochtenes Heimatrecht zu erlangen. Augustin und Abälard, Lanfrank und Anselm, minder berühmter Namen nicht zu gedenken, sind als ihre Urheber bezeichnet worden, bis vor einigen Jahren Hauréau die Hoffnung aufgab, daß der wahre Autor je ausfindig gemacht werde.[1]) Dieser gleichen Stimmung gibt neuer-

1) L'auteur, qui n'a pas voulu, dit-il, se nommer, sera toujours inconnu. Hauréau, Notices et extraits de quelques manuscrits

dings auch ein deutscher Gelehrter, Johann Kelle, Ausdruck. Er meint, von wem das Elucidarium verfaßt worden sei, „wird sich wohl kaum jemals feststellen lassen". Dagegen spricht er sich in bestimmter Weise dahingehend aus, daß jenes fragliche Werk erst im vorletzten Decennium des 12. Jahrhunderts entstanden sein kann.[1])

Die Ausführungen Kelle's scheinen mir nicht einwandfrei zu sein. Kelle nimmt als sicher an, daß Honorius von Autun eine Schrift unter dem Titel Elucidarium verfaßt habe. Das steht ihm fest auch unter der Voraussetzung, daß die Aufzählung der Werke des Honorius im Schlußkapitel seiner Schrift De luminaribus ecclesiae sive de scriptoribus ecclesiasticis[2]) nicht aus des Honorius Feder selbst floß, sondern ein späterer Zusatz ist. „Denn, so begründet er seine Ansicht, Honorius sagt im ersten Kapitel seines Hexaemeron: Quia multi multa de primis sex diebus disseruerunt, et diversa sentientes obscuriora simplicibus reddiderunt; postulat coetus vester litteris promendum, quid potissimum de his sit sentiendum. Majorum itaque sequens auctoritatem pando vobis hujus textus obscuritatem. Cui vero hoc placeat, elucidario nostro in capite praefigat Hexaemeron."[3])

latins de la bibl. nationale, Paris 1892, 5, 266. Vergl. auch 1, 209 u. 2, 61. Wenn Hauréau an der zuerst angeführten Stelle meint, die Zutheilung des Elucidarium an Honorius von Autun sei „une attribution sans garantie", so beabsichtigen die nachfolgenden Ausführungen von dem Gegentheil zu überzeugen.

1) Johann Kelle, Ueber Honorius Augustodunensis und das Elucidarium sive Dialogus de summa totius christianae theologiae, Sitzungsber. d. kais. Ak. d. WW. in Wien, phil.-hist. Kl. Bd. 143 (1901) XIII, 8 f.

2) Migne 172, 232 B.

3) Kelle 1 f.; er citirt richtig für die angezogene Stelle Migne 172, col. 253, weicht aber von dem hier gegebenen Texte dadurch ab, daß er statt Majorum itaque etc., majorem schreibt und elucidario nostro mit großen Anfangsbuchstaben und gesperrt drucken läßt.

Die Stelle ist hier offenbar nicht glücklich angewendet. Sie bildet die eigentliche Einleitung zu der ganzen Schrift Hexaemeron; denn was bei Migne als Praefatio vorgedruckt ist, gehört nicht hieher. Der letzte Satz jener einleitenden Bemerkung besagt nun gar nichts anderes, als daß der nachfolgenden Erläuterungsschrift (elucidarium) der Titel Hexaemeron gegeben werden kann.[1]) Für die Existenz einer eigenen Schrift unter dem Titel Elucidarium beweist er aber gar nichts.

Dagegen ist in diesem Sinne mit aller Bestimmtheit eine andere einleitende Bemerkung zu erklären, nämlich jene zu der Schrift Sigillum beatae Mariae. Hier ist der an Honorius gerichtete Dank für ein bereits abgefaßtes und die Bitte um ein neu zu schreibendes Werk in die folgenden Worte gekleidet: Omnium fratrum conventus tuae diligentiae grates solvit, quod eis spiritus sapientiae tot involucra per tuum laborem in elucidario evolvit. Rogamus igitur te omnes uno ore iterum novum laborem subire etc.[2]) Damit ist offenbar eine Schrift des Honorius gemeint, welche schlechthin Elucidarium hieß.

Die Stelle ist noch in anderer Hinsicht von Interesse. Sie bestätigt nämlich ihrerseits die Annahme, daß die Aufzählung der Schriften des Honorius am Ende von De luminaribus eccl. nach der Abfolge ihrer Entstehung stattfindet.[3]) Das Elucidarium ist unmittelbar vor dem Sigillum b. Mariae aufgeführt. Ähnlich wird auch die Anreihung der Erklärung des Hohen Liedes an die Psalmenerklärung

---

1) Honorius liebt das Wort elucidare. Vgl. Migne 172, col. 347 CD.: stylo elucidatum, Spiritu s. illustrante elucidavi. In obiger Stelle steht elucidarium im Gegensatz zum vorausgehenden obscuritas.

2) Migne 172, 495 D. Der Text bei Migne gibt auch hier elucid. mit kleinem Anfangsbuchstaben.

3) Vergl. W. Scherer in d. Zeitschr. für die österr. Gymnasien 19 (1868) 569.

in diesem Katalog durch die Vorrede zu der Expositio in Cantica cant. bestätigt.[1]) Solche Wahrnehmungen sind sehr geeignet, unser Vertrauen auf die Sachkenntniß des Verfassers jenes Kataloges zu befestigen.

Kelle beruft sich dann auch auf die Angabe des Kataloges über das fragliche Elucidarium, um zu zeigen, daß das bisher unter diesem Namen bekannte Werk nicht von Honorius herrühren könne. Jene Angabe besagt, Honorius habe verfaßt: Elucidarium in tribus libellis; primum de Christo, secundum de Ecclesia, tertium de futura vita distinxit.[2]) Aber eben diese Angabe treffe auf das überlieferte Werk nur theilweise zu. Dessen drittes Buch handle nämlich zwar thatsächlich in seinen einundzwanzig Kapiteln vom künftigen Leben. Daß man jedoch den Inhalt des zweiten Buches unter dem Titel De ecclesia zusammenfassen dürfe, müsse bezweifelt werden; gewiß aber könne niemand von den dreiunddreißig Kapiteln des ersten Buches sagen, daß sie von Christus handeln.[3])

Es ist nun ja richtig, daß von diesen dreiunddreißig Kapiteln nicht einmal die Hälfte ausdrücklich von Christus redet, und ebenso trifft zu, daß die zweiunddreißig Kapitel des zweiten Buches einen sehr bunten Inhalt umschließen. Aber den Kernpunkt des ersten Buches bilden doch die auf Christus bezüglichen Abschnitte, und das zweite Buch stellt zumeist Fragen zusammen, welche sich auf die für die Erlösung bestimmte Menschheit und in diesem Sinne auf die Kirche beziehen. Und so wüßte ich nicht, wenn es gälte, den Inhalt der drei Bücher des Elucidarium durch drei Schlagworte anzugeben, wie es besser geschehen könnte, als durch die thatsächlich gewählten: Christus, Kirche, zukünftiges Leben. Es ist eben der Hauptsache nach eine Erlösungslehre, welche in den drei Büchern zur Darstellung kommen

1) Migne 172, 347 C.
2) Migne 172, 232 B.
3) Kelle 3 f.

soll. Jedenfalls ist Kelle's Argument zu schwach, um das bisher vielfach Honorius zugetheilte Werk ihm abzusprechen.

Indeß die Thatsache, aus welcher unwiderleglich hervorgehen soll, daß unsere Schrift nicht von Honorius stammen kann, sucht Kelle in einem anderen Umstande. Es ist ihm der verdienstliche Nachweis gelungen, daß das Elucidarium und eine Materialiensammlung für Prediger unter dem Titel Libri Deflorationum sive Excerptionum ex melliflua diversorum patrum ... doctrina, welche den Namen eines Abtes Werner von St. Blasien im Schwarzwalde trägt, an zahlreichen Stellen wortwörtlich übereinstimmen.[1]) Unter jenem Werner dürfen wir nicht an den im Jahre 1068 verstorbenen ersten Abt dieses Namens denken, wie Kelle zutreffend ausführt, sondern nur an Werner II. aus dem Geschlechte von Küssenberg, welcher die Abtswürde von 1170 bis 1174, seinem Todesjahre, bekleidete. Auf jene Uebereinstimmung nun baut Kelle den Schluß, es kann der ungefähr 1152 verstorbene Honorius unmöglich aus einer Schrift Werner's, der erst 1170 zur Abtswürde gelangte, geschöpft haben. Unser Elucidarium muß daher erst nach dem angegebenen Zeitpunkte entstanden sein.[2])

Hier hat Kelle einen Umstand übersehen, welcher seine Schlußfolgerung umstößt, den nämlich, daß die Deflorationes, wie schon der Titel besagt, lediglich eine Compilation darstellen. Ausdrücklich hebt der Schlußsatz ihres Prologs diese Thatsache mit den Worten hervor: Praeterea sciendum, quod hic liber Defloratio, id est excerptio patrum praenotatur, quia ex authentica doctrina patrum Gregorii, Hilarii, Augustini, Isidori, Hieronymi, Bedae, Remigii aliorumque, qui modernis temporibus catholici atque orthodoxi magistri fuere, syntagmizatur.[3]) Diese Thatsache läßt zum wenigsten die Möglichkeit einer gemein-

---

1) Das Werk Werners steht bei Migne 157, 721 ff.

2) Kelle 8.

3) Migne 157, 725.

samen Vorlage offen, aus welcher sowohl Honorius als der um einige Decennien später schreibende Werner schöpfen konnte. Kelle's Schluß hätte nur Berechtigung, wenn Werner's Sammlung eine originelle Leistung wäre.

Aber auch noch ein Anderes ist Kelle entgangen. Es steht nämlich bereits eine Abhängigkeit der Werner'schen Deflorationes von einer anderen Schrift des Honorius fest. Schon des öfteren [1]) ist darauf hingewiesen worden, daß die Deflorationes zahlreiche Predigten — es werden deren dreizehn genannt — ganz oder theilweise dem Speculum ecclesiae des Honorius entnehmen. Das Speculum ist nun in dem oben genannten Kataloge deutlich als Schrift des Honorius beglaubigt. Auch hier das Abhängigkeitsverhältniß umkehren zu wollen, liegt kein ersichtlicher Grund vor. Bei diesem Sachverhalt muß man sich aber doch fragen: Wird Werner, welcher das Speculum ecclesiae des Honorius als so ergiebige Fundgrube für seine Compilation benützte, nicht auch die gleiche Werthschätzung dem Elucidarium haben angedeihen lassen? Ich glaube, daß Werner unter den „alii, qui modernis temporibus catholici atque orthodoxi magistri fuere" vor allem an den Autor des Elucidarium und des Speculum ecclesiae dachte. Daß er ihn nicht nannte, kann seinen Grund darin haben, daß er den Namen des Verfassers der anonym erschienenen Schriften nicht kannte, oder wenn er ihn kannte, wegen der bekannten Scheu mittelalterlicher Schriftsteller, ihnen zeitlich nahestehende Autoren namentlich aufzuführen, nicht nennen wollte.

Zum Schlusse noch eine Instanz gegen den späten Ansatz

1) Cruel, Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter, Detmold 1879, 145; Linsenmayer, Geschichte der Predigt in Deutschland, München 1886, 200; Kanonik in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2) 6, 272. Ohne auf Vollständigkeit zu sehen, verzeichne ich folgende Sermones bei Werner, die ganz oder theilweise aus Honorius stammen: Dominica in Quinquag., in Rogationibus, in die Pentecostes, Dom. I, II, X, XI, XIII, XX, XXII post Oct. Pent., Dom V. ante Nat. Dom.

des Elucidarium in das letzte Drittel des 12. Jahrhunderts. Das Elucidarium oder, wie der zweite, vielleicht erst später beigefügte Titel lautet, Dialogus de Summa totius christianae theologiae gehört jener Art von Schriften an, in welchen die systematisch-encyklopädische Tendenz des Mittelalters zum Ausdrucke kommt. Bekanntlich entwickelten sich diese Werke aus bald mehr, bald minder weit ausgreifenden Zusammenstellungen von Lehrmeinungen der Väter und hießen meist Libri Sententiarum.[1]) So im 12. Jahrhundert. In ihrer vollen Ausgestaltung erscheinen sie in den großen theologischen Summen der Hochscholastik des 13. Jahrhunderts. Niemand übte auf diese Schriftgattung einen größeren Einfluß aus, als Abälard in seinem bekannten Werke Sic et Non. Die genannteste und auf Jahrhunderte hinaus am meisten benützte Sentenzensammlung bildet jene des Magister Sententiarum Petrus Lombardus, welche um 1146 oder 1147 begonnen wurde.[2]) Sie steht bereits ganz unter dem Einflusse Abälards und zeigt eine sehr entwickelte Disposition und verhältnißmäßig reichen spekulativen Inhalt. Das Elucidarium nach den Werken eines Abälard, Hugo von St. Viktor, Robertus Pullus, Petrus Lombardus, Rolandus, Robertus von Melun anzusetzen, ist entwicklungsgeschichtlich und zwar in Bezug auf Inhalt und Form unmöglich. Dagegen paßt die Schrift recht wohl in die ersten Decennien des 12. Jahrhunderts.

Nach all dem Gesagten fasse ich meine Meinung dahin zusammen: Das Elucidarium ist ein Werk des Honorius, es ist eines der frühesten Zeugnisse der theologisch-encyklopädischen Tendenz des 12. Jahrhunderts.

J. A. Endres.

1) Vergl. meinen Aufsatz: Ueber den Ursprung und die Entwicklung der scholastischen Lehrmethode. Philos. Jahrb. d. Görres-Gesellschaft 2 (1889), 52 ff.

2) Espenberger, Die Philosophie des Petrus Lombardus und ihre Stellung im 12. Jahrhundert (Beiträge zur Gesch. d. Philosophie d. Mittelalters III, 5), Münster 1901, 7.

XV.

Skizzen aus dem Peloponnes.

2. Tiryns und das Hieron von Epidauros.

Am Morgen des 11. April war es in Nauplia zu einem richtigen Auflauf gekommen. Galt es ja einen Anblick, der sich in Nauplia nicht alle Tage bietet. In langer Reihe hatten sich die Wagen der *κύριοι Γερμανικοί* auf dem Marktplatz gesammelt und rollten nun durch die engen Straßen der Stadt hinaus in den wundervollen Morgen. Wohin die Wolkenmassen von gestern wohl alle gekommen sein mochten? Welch unvermittelte, überraschende Wandlung in wenigen Stunden! Gestern alles Grau in Grau, und nun diese Frühe voll Lichtglanzes, strahlend in durchsichtigster Reinheit des Aethers, darüber, in dunklem Metallglanz leuchtend, das Schildgewölbe des Himmels, und all diese Pracht wie neuerstanden, reingebadet von der sonst so störenden Staubhülle. Die Inachosebene grüßte uns im Feiertagsgewand. So konnten wir das *πολυδίψιον Ἄργος* Homers nur schwer erkennen. Drei Tage nachher war die Aehnlichkeit schon eher in die Augen fallend geworden unter der dörrenden Gluth der Sonne, so daß bei unseren Fahrten dichte Staubwolken uns umhüllten.

Die Ebene, welche wir ziemlich nordwärts auf praktikabler Straße durcheilten, dehnt sich in einer Größe von 220 □ km oben gleich einem Tanzplatz von Nauplia und

Argos bis gegen Phiktia aus. Die Geschichte ihrer Entstehung kann sie nicht verheimlichen. Sie ist durchweg Schwemmland, aufgeschüttet durch die Sturzbäche (ῥεύματα), ein solcher ist ja auch der Inachos, welche zur Regenzeit von den arkadischen Bergen herniederbrausen. Dieser Alluvialboden ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Weizen, Mais, Tabak, Hülsenfrüchte, bei Nauplia und Argos auch Wein, gedeihen in üppiger Fülle. So ist denn die ganze Fläche übersät von einer großen Zahl von Dörfern, in denen verhältnißmäßiger Wohlstand zu Hause ist. „Durstig" ist aber heute noch dieses Land. Denn nicht das ganze Jahr breitet sich hier dieser grünsammtene Teppich aus. Vom Anfang Juni ab vertrocknen die Rinnsale. Die Argolis liegt eben, wie die Geographen sich ausdrücken, im Regenschatten des Peloponnes. Was das bedeuten will, sieht man am besten in den Thälern hinter diesen Bergwänden drüben im Westen, in dem glücklichen Messenien und in Elis, die dem Anhauche des Meeres und dem „regenbringenden" Zephyros offen sind.

Tirynss, die sagenumwobene Herrenburg aus heroischer Zeit, ist das nächste Ziel unserer Fahrt. Wir waren nach 7 Uhr in Nauplia weggefahren und schon um 8 Uhr standen wir, nachdem wir die Landstraße nach Argos verlassen hatten, unter den Steinwällen der alten Feste. Was haben wir vor uns? Man kann sich auf den ersten Blick einer gewissen Enttäuschung nicht entziehen. Einen unvermittelt aus der Ebene emporstrebenden Höhenrücken von bescheidenen Dimensionen, 300 m in der Länge, nicht einmal 100 in der Breite, und in der Höhe schwankend zwischen nur 10 und 18 m, offenbar nichts anderes als eine Klippe, die in Urzeiten, da diese Alluvialebene von heute noch eine Meeresbucht ausfüllte, von den Wogen der Salzfluth umspült war, sowie heute noch wenige Stunden weiter draußen die Insel Burzi; auch diese wird, nach einer recht langen Reihe von Jahrtausenden hoffentlich,

einst dasselbe Schicksal erleiden, das Schicksal der Versandung durch den Schlamm und das Geröll des Panitza (Inachos) und Xarias. Heute schon ist das Meer dort so seicht, daß kein größeres Schiff mehr Nauplia nahen kann. So liegt diese Anhöhe recht bescheiden in der tafelflachen Ebene. Auch die Ruinen wollen auf den ersten Blick gar nicht stimmen zu den Begriffen des Ungeheuren, die man in den Schulbänken schon über die tirynthische Burg in sich aufgenommen hat.

Aber nur auf den ersten Blick. Geht man nämlich daran, die Trümmerlinien im Einzelnen zu studiren, sie an der Hand der Grundrisse und Funde zu reconstruiren, so ersteht ein Herrschersitz grandiosester Art vor uns, der sogar das gewaltige Mikenä und die Burg von Troja in allen Punkten übertrifft, an Riesenhaftigkeit der Dimensionen, einheitlicher Anlage und glänzender Einrichtung. So ist Tiryns der treueste erhaltene Typus jener Palast- und Burgbauten einer seit Jahrtausenden verschollenen Zeit, von der wir so wenig wissen und die doch immer das Schooßkind der allgemeinsten Theilnahme ist. Ist doch diese homerisch-mykenische Burgenwelt der Gegenstand unserer jugendlichen Phantasien gewesen (die Paläste zu Troja und Ithaka, das Megaron des Alkinoos), und ist doch diese merkwürdige Zeit die Wiege einer Reihe von Culturelementen, die heute noch wirksam sind. Meine Leser begleiten mich darum gewiß gerne auf einem Rundgang durch diese Räume. Es ist ja sicherlich interessant, einen Einblick zu thun in die Hallen und Säle, wo in altersgrauen Tagen ein so reiches Leben pulsirte. Zudem sind genaue Beschreibungen selten. Aus Schliemann's „Tiryns“ wird der Laie sich nicht so schnell orientiren, da hier mit Recht eine Statistik der Entdeckungen von 1884 und 1885 geboten wird. „Schliemann's Ausgrabungen“ von Schuchhardt aber werden nur den wenigsten Lesern zugänglich sein. Ich gebe somit im Folgenden die Notizen, wie ich sie an

Ort und Stelle unter Dörpfeld's Periegese machte und durch weitere Studien ergänzte.

Das, was auf den ersten Blick uns enttäuscht hatte, erfüllte schon den alten Pausanias (II 25, 8) mit Staunen. Homers Epitheton *τειχιόεσσα* versteht man beim Näherkommen sofort. Die Außenmauer besteht aus gewaltigen Steinklötzen. Zwar sind sie nicht, wie man bei „kyklopischen" Bauten gerne vermuthet, ganz unbearbeitet, vielmehr an der Lager- und Außenseite meist mit dem Hammer behauen, im allgemeinen schichtweise geordnet und in Lehm gebettet. Da die Seitenflächen nicht bearbeitet wurden, so entstanden große Fugen und Oeffnungen, welche durch kleineres, aber immer noch sehr respektables Material geschlossen wurden. Der hieraus sich ergebende Schein souveräner Regellosigkeit im Verein mit der gigantischen Größe der Blöcke wirkt unmittelbar auf Jeden und gerne wird man bereit sein, dem Pausanias seine Uebertreibung zu verzeihen, daß nicht einmal den kleinsten dieser Steine ein Maulthiergespann vom Platze bringen würde. Immerhin wiegen noch mittlere Quader ihre 4000 kg. Die Fürsten, welche diesen Sitz errichteten, bauten nicht als fremde Ankömmlinge, sondern in Tagen langen Friedens, mit Massen von Arbeitern, mit erfahrenen Werkleuten und mit Machtmitteln ohne Schranken. Die unüberwindliche Festigkeit dieses Walles bezeugt nichts klarer, als die Thatsache, daß die Argiver an diesen Steinmassen ihr Zerstörungswerk nicht weitersetzen mochten. Diese Zerstörung wäre ein schönes Stück Arbeit für sich allein gewesen. Die Mauer verlief übrigens nicht geradlinig, sondern in zahlreichen Winkeln und vortretenden Bastionen.

Wo ist nun der Eingang der Burg? Der Hügel zieht sich in ziemlich genauer Linie von Nord nach Süd in ungefährer Ellipsenform. Der Einlaß war nicht, wie sich muthmaßen ließe, an der dem Meere zugekehrten Westseite, sondern im Osten. Die Zufahrt bildete, von Nord nach

Süd steigend, eine gewaltige Rampe (nicht viel weniger als 5 m breit). Während sie links ungeschützt blieb, war sie rechts überragt von einer colossalen Vertheidigungsmauer; rechts, so daß also die rechte, durch den Schild nicht so gedeckte Seite eines andringenden Feindes preisgegeben war, ein Kunstgriff der Befestigung, wie er später oft wiederkehrt. Ein zweiter Aufgang wurde auf der Westseite gefunden, doch ist dies nur ein Treppenweg, aber gleichfalls sehr stark befestigt. Unsere Rampe macht nun eine Wendung nach rechts, wir treten durch die Außenmauer hindurch in das eigentliche Innere der Burg. Dieser Eingang war ohne Thor, wenigstens fand sich keine Spur eines solchen, aber mehr als genügend gesichert durch starke Thurmbauten, von denen der rechte heute noch 7 m hoch steht. An seiner Ecke läßt sich die interessante Beobachtung machen, daß die baulichen Mittel damaliger Zeit doch nicht in allweg so naiv waren. Eben diese Ecke mußte die möglichste Festigkeit haben, und gerade hier ist der Polygonalstil in regelrechten Schichtbau mit abwechselnden „Bindern" verwandelt. Beweis genug, daß die Meister des Baues nicht bloß Steincolosse zu bewältigen wußten, sondern auch bereits Erfahrungen feinerer Art hinter sich hatten.

War es einem stürmenden Feind gelungen, durch diese erste Oeffnung durchzukommen, so war für ihn damit wenig gewonnen. Er stand, mochte er sich nach rechts oder links wenden, zwischen zwei Riesenmauern: der Außenmauer und der ebenso colossalen Mauer des Palastes selber, die reinste „Mausefalle" und eine frühe Anticipation des mittelalterlichen Burgensystems. Der Weg zur Hochburg setzte sich zwischen diesen zwei Mauern nach links, also wieder nach Süden fort und fand in einem Intervall von etwa 17 m seinen sicheren Abschluß durch ein großes Thor. Dessen einstige Dimensionen lassen sich errathen aus den zwei mächtigen Pfeilern, die hier standen, und der colossalen Schwelle; das Ganze gemahnt an das Löwenthor von

Mykenä. Der verwendete Stein ist ein Kieselconglomerat von außerordentlicher Härte, und war, was der bloße Augenschein lehrt, nicht behauen, sondern gesägt, gewiß eine überraschende Thatsache. Die Thüre selbst war, den Spuren nach, aus Holz, öffnete sich nach innen und wurde von innen durch gewaltige Bohlen, deren Lager noch erhalten sind, geschlossen. Hinter diesem Thor verbreitert sich der Weg und mündet zuletzt auf einen freien, großen Platz. Links von ihm erhob sich eine Säulenreihe, welche den Umgang auf der Festungsmauer trug. Die Festungsmauer selbst hat hier die gigantische Breite von 17½ m. Früher meinte man für diese Mauermassen Stufenbau annehmen zu sollen. Seit den Grabungen von 1885 ist diese Ansicht beseitigt. Dieser Wall bildete einen durchweg senkrecht in die Höhe steigenden Riesengürtel. In seinen Eingeweiden birgt er (das ist eines der bedeutsamsten Ergebnisse von 1885) sowohl hier, als auf der Südseite, hochinteressante Magazine. Von diesem Hof führten nämlich zwei Treppen je durch einen Corridor hinunter in Galerien, und von diesen gelangte man in 5 bezw. 6 Einzelzimmer. Corridor, Galerie, Zimmer und die Lichtöffnungen der letzteren sind alle nach oben durch Spitzbogen (Ueberkragung) geschlossen. Eine überraschende Parallele hiezu bieten die sogen. Kasematten in der karthagischen Byrsa, in Thapsus, Hadrumet und Utika. An einen direkten Zusammenhang zwischen ihnen und den tirynthischen Magazinen möchte ich aus verschiedenen Gründen nicht glauben. Jedenfalls bieten diese Räume mit ihrem Spitzbogenschluß und den beinahe erdrückenden Quadermassen einen höchst eigenartigen Anblick. Eine lebhafte Phantasie hätte hier den rechten Platz zum Spinnen und Weben.

Gar zu viel Phantasie scheint mir immer etwas Bedenkliches und somit kehren wir aus diesen Tiefen zu unserem freien Platz zurück. Wir kommen da auch nicht zu kurz. Welch' herrlicher Rundblick! Die Herren, die da sich an-

bauten, wußten gut zu wählen. Unmittelbar vor uns heben sich Itsch-Kale und Palamidi in feinen Linien ab, rechts von ihnen thront die Larisa von Argos, zwischen ihnen bemerken wir den Flecken Myli (Mühlen), dessen reiche Quellen von Arkadiens Katabothren (Erdschlünde) genährt sein sollen. Ueber Myli erhebt sich das Parthenionsgebirge, in alten Zeiten berühmt durch das Heiligthum des Pan. Links davon gewahrt das spähende Auge, wie weit im Süden schneeglänzende Hörner sich emporrecken, die Grate des Parnon, hinter dem das Eurotasthal mit Sparta und der Erymanthos sich bergen. Rechts von der argivischen Burg aber steigen die arkadischen Berge himmelan, hoch über allen, wie immer, die Schneewände des Kyllena, dem bescheiden, wieder rechts, der H. Elias zur Seite steht, das zu seinen Füßen liegende, von hier unsichtbare Mykenä hütend. Dem H. Elias schließt sich nach Osten das Arachnaion an, der Ueberlieferung nach die letzte Station des Weges, welchen die Feuersignale der Eroberung Ilions vom Hellespont bis Tiryns und Mykenä nahmen. Die hochmögenden Fürsten, welche einst hier saßen, beneide ich nach Jahrtausenden noch um solche Rundschau. Welch ein Gefühl mag ihr hochgemuthes Herz erfüllt haben, wenn sie beim kühlenden Hauch des Abends hier standen an der Ballustrade vor dem Propylaion ihres Palastes und hinausschauten auf all die Schönheit. Gefühllos waren sie ja wohl nicht, dafür spricht gar nichts, am wenigsten der Ort ihrer Heimstätte.

Mit diesem Propylaion öffnet sich plötzlich eine andere Welt. „Erst mit ihm schließt der starre, nur den einen Zweck der Sicherung kennende Wehrbau und es beginnt der einem höheren, menschenwürdigen behaglichen Dasein gewidmete Wohnbau". (Adler bei Schliemann, Tiryns XXII.) Bevor wir aber mit diesem Thorbau uns näher beschäftigen, werfen wir noch einen Blick auf das anschließende Mauerwerk. Auf den großen Untermauern erhebt sich zunächst Mauerwerk aus kleineren Steinen, die einen weniger guten

Eindruck machen (wir sind ja jetzt im Burgfrieden), theilweise aber auch Mauern aus Luftziegeln (d. h. an der Luft getrockneten Lehmziegeln). Von diesen Ziegeln scheinen manche halbgebrannt, ein Umstand, aus dem sich die wichtigsten Folgerungen ergeben. Es muß bei diesem Oberbau offenbar viel Holz verwendet gewesen sein. Zwischen die Luftziegelschichten war durchlaufendes Balkenwerk gelegt, um Halt zu bekommen. Die Bauernhäuser in der argivischen Ebene bieten heute noch die Illustration hiefür. Dazu kommt ein anderer Umstand von gleicher Wichtigkeit. Nirgends wurden Dachziegel gefunden, die zu unserem Bau gehören könnten, ein Mangel aus dem sich ergibt, daß eben auch keine verwendet waren. Das Dach war also kein Ziegeldach, sondern bestimmten Anzeichen nach ein horizontales Erddach, das nur insoweit nach den Seiten abgeschrägt war, als für den Wasserablauf nothwendig war. Man denke sich die außerordentliche Schwere dieser Bedeckung, und man wird sich über ein doppeltes nicht mehr wundern, weder über die Wuchtigkeit des Holzgebälks in den Mauern, das hinreichte, um bei der Feuersbrunst der Zerstörung die Luftziegel theilweise zu brennen und zu glasiren, noch über die große Zahl der massigen Holzsäulen, welche im ganzen Palast vertheilt waren. Diese Beobachtungen geben erwünschtes Licht über die Entstehung der dorischen Bauweise. Woher hatte diese ihr schweres Gebälk, woher jene gedrungenen Säulen, welche je älter, desto massiger sind? Braucht man, um diese Eigenart zu verstehen, in Aegypten und noch weiter umherzustöbern? Wie wäre es, wenn dorisches Gebälk und dorische Säule eben unseren Lehmbau zum Ahnen hätten? Bauten mit Lehmwänden und Erddach konnten wegen des riesigen Drucks schwerer Bauglieder nicht entrathen. So bleibt Vitruvs Angabe, daß die dorische Construktion aus dem Lehmbau abzuleiten sei, trotz aller Anzweiflung im Recht. Auf diese Weise werden unter so trefflicher Führung, wie sie eben nur ein Dörpfeld bieten kann, Dinge, an denen

man sonst achtlos vorübergeht, zur Quelle reichster Belehrung.

Das Propylaion nun, vor dem wir stehen, ist in mehr als einer Hinsicht überraschend. Schon die Thürschwelle ist achtunggebietend, 4 Meter lang und annähernd 2 Meter breit. Dem Grundrisse nach haben wir einen Doppelhallenbau, jeder in der Form eines ganz stilgerechten templum in antis. Also hier schon rein griechische Elemente, nein besser gesagt, Elemente, die wir von hier aus erst im Wesen verstehen. In der historischen hellenischen Kunst haben die Anten nur mehr künstlerischen Zweck, die Bedeutung einer Reminiscenz; in Tiryns aber sind sie noch eigentliche, construktive Glieder, bestimmt, die Stirnflächen der Bruchstein- und Lehmziegelmauern zu schützen. In welche Flucht von Zusammenhängen öffnen sich da Ausblicke!

Hinter diesem Thor thut sich der innere, große Vorplatz des Schlosses auf. Wir haben den südlichsten Theil der Burg erreicht und wenden uns, von manchem Interessanten keine Notiz nehmend, nach Norden, in ziemlicher Steigung dem eigentlichen Eingangsthor zum Palaste zu. Auch hier wieder ein Antenbau, der auf den ersten Blick an die athenischen Propyläen erinnert. Dahinter liegt ein großer, auf allen 4 Seiten mit Hallen umgebener Hof. Die Nähe des Megarons verräth sich. Der Hof hat einen noch jetzt schönen Estrich aus kleinen Kieseln und Kalk; er ist gegen Süden geneigt, so daß alles Wasser an einem Punkte sich sammelte, um durch einen Schacht weitergeleitet zu werden, wie denn allem nach ganz Tiryns vorzüglich kanalisirt war. Rechts vom Thoreingang befindet sich eine runde Anlage, die man früher für einen Altar hielt. Bei weiteren Grabungen zeigte sich eine runde Grube von nur einem Meter Tiefe. Wir haben hier zweifellos eine Opferstelle, wie sie auch bei Homer erwähnt ist. Ihre Lage in der Achse des Männersaales stimmt dazu vortrefflich.

Am Eingange ins Hauptgebäude darf natürlich das

Antenmotiv nicht fehlen. Dieses Hauptgebäude ist dreifach gegliedert: Vorhalle, wo der berühmte Alabasterfries gefunden wurde mit seinen blauen Glaspasten, eine unerwartete Erinnerung an mesopotamische Paläste und an den Palast des Alkinoos, und doch wieder anderseits der Vorläufer jener echthellenischen Orthostaden; dann der Vorsaal, zu welchem man durch eine Quermauer mit 3 großen Doppelthüren gelangt und von dem ein Thor zum Badezimmer und durch enge Gänge zu den andern Räumen, namentlich dem Frauensaal führt; endlich der Männersaal selber, in den man durch eine mächtige Thüre (2 m breit) mit mächtiger Schwelle (3 m lang) tritt. Er mißt 12 Meter in die Länge und 10 in die Breite. Bei solchen Verhältnissen konnte er nicht ohne Stütze überdeckt werden. Die Spuren dieser Säulen sind auch thatsächlich noch vorhanden, es waren ihrer vier. Zwischen ihnen sieht man die Reste des großen, kreisrunden Herdes. Man darf die Säulen nur stehend denken, dazu den Herd mit dem knisternden Feuer, dessen Rauch durch die Lücken der Decke entweicht, so stellen sich die Helden von selbst ein, und Arete, die Phäakenkönigin, sitzend am Herd im Glanze des Feuers, gelehnt an die ragende Säule.

Um diesen Hauptraum laufen Corridore und Gelasse der verschiedensten Art. Diese Umbauten waren vielleicht in mehreren Etagen angelegt; Treppenspuren, die noch vorhanden sind, weisen darauf hin. Wenn nun schon dieser Mittelbau beträchtliche Höhe haben mußte, so bot er, umrahmt von diesen höheren Seitenbauten, erst recht ein eigenartiges Bild. Die einzelnen Gelasse zu beschreiben, hat keinen Zweck, da ihre Bestimmung meist zweifelhaft ist. Hervorgehoben sei nur eine Reihe von Vorrathsräumen, eine Schatzkammer, wofern der doppelte Verschluß diese Muthmaßung rechtfertigt, und vor allem ein hochinteressanter Baderaum. Sein Boden besteht aus einem einzigen, wahrhaftigen Riesenstein (4 m lang, 4 m breit, 75 cm dick, Gewicht ca. 20,000 kg). Ein Wasserausfluß und die Reste

einer großen Badewanne aus Terrakotta, die nahebei gefunden wurden, berechtigen die Annahme eines Badelokals. Dieser Stein allein genügt, um einen Begriff von der großartigen Ausstattung unseres Fürstensitzes zu gewähren. Was mag auf diesem Hügelrücken an Kostbarkeiten gewesen sein! Seitlich vom Megaron gegen Norden lag der Frauensaal mit zwei schönen geräumigen Vorhöfen.

Das ist ein kurzer Ueberblick über die Hochburg. Mittel- und Unterburg sind so ziemlich noch unerforscht, so daß sich darüber nur wenig sagen ließe. Fassen wir unser Urtheil zusammen über dies merkwürdige Bauwerk, so können wir nur sagen, daß bisher noch keine Ansiedlung freigelegt wurde, auch im Osten nicht, die so vollendet praktisch und zugleich schön genannt werden könnte. Ja nicht einmal die Bürgerhäuser Athens oder Roms aus historischer Zeit sind uns so klar, wie diese Heroenburg. Auf engem Raum ist hier allen Wünschen Genüge gethan, welche jene fürstlichen Herren nur stellen konnten. „Die Gestaltung und Gruppirung der Räume sollte die vielfachen Ansprüche, welche eine fürstliche Hofhaltung im realen und idealen Sinne zu allen Zeiten erhoben hat, befriedigen. Vornehme Abgeschlossenheit nach außen hin, passende Unterbringung von Wachen und Dienern um luftige Höfe, würdige Zugangswege bis zum Empfangssaale, endlich bequeme Verbindung der eigentlichen Wohngemächer untereinander und mit den Außenräumen und alles dies gut beleuchtet und doch schattenkühl — das sind die Forderungen, welche bei einem Palast des Südens erfüllt werden müssen" — und fügen wir hinzu, hier erfüllt sind. (Adler in Schliemanns „Tiryns" XXII.)

Es ging gegen 12 Uhr, als die Reisegenossen, von Archäologie beinahe schon übersättigt, auf der Höhe des Trümmerfeldes zu einem Gabelfrühstück sich sammelten. Eine interessantere Restauration, als diese, auf dem Grabe von Jahrtausenden, inmitten der unvergleichlichsten Erinnerungen, im Zauber des lieblichsten Rundblicks, läßt sich schwer denken.

Prötos und Akrisios, Perseus und die Medusa, Alkmene und Herakles und drunten die Cypressen um den Hügel, die ernsten Todtenwächterinen — doch diese Schilderung aus Tirhns ist schon zu lang geworden. An der Straße draußen stehen schon unsere Wagen und warten. Wir sollen heute noch das Heraion sehen.

Thalaufwärts, auf Mykenä zu, durch die Albanesendörfer Kutsi, Berwaka und Chonika erreichen wir in ungefähr 1½ stündiger prächtiger Fahrt die südwestlichen Abhänge der Anhöhe Euböa. Auf einer ihrer Stufen lag das berühmte argivische Heraheiligthum. Seine imposanten Stufen und von West nach Ost sich erstreckenden Mauerlinien liegen jetzt wieder zu Tage. Doch ist dies ein jüngerer Bau, ein Werk des Baumeisters Eupolemos, einst ausgestattet mit aller Kunst des damaligen Argos und besonders gefeiert wegen des Goldelfenbeinbildes der Hera von Polyklets Hand, für das Inachosthal dasselbe, was der Parthenon für Attika. Der alte Tempel, jetzt auch freigelegt, unmittelbar über dem Bau des Eupolemos, war einst der Bundestempel der Mykenäer und Argiver. Hier haben Agamemnons Heerfürsten ihre Treue beschworen und Kleobis und Biton jenen schönen Erweis von Mutterliebe gebracht. Die Amerikaner machten an diesem Abhang Grabungen, jedoch mit geringem Erfolg, so daß wir uns nicht lang zu verweilen brauchen. Nach einem kurzen Abstecher zu einem in der Nähe liegenden Kuppelgrab kehren wir nach Nauplia zurück.

Ueber die Tour des 12. April, die uns gen Epidauros zum Hieron des Asklepios führte, will ich mich möglichst kurz fassen. Kurz nachdem wir Nauplia verlassen haben und auch Pronoia hinter uns liegt, macht der von herrlichen Agaven umsäumte Weg eine Wendung nach Osten, um diese Richtung im wesentlichen einzuhalten bis zum Ziel. Doch war die Fahrt nichts weniger als unterhaltlich, was man bei ihrer Länge (Fahrt nach Epidauros etwa 4 Stunden) doppelt empfindet. Eine erschreckende Oede thut sich da auf.

Wie anders muß das ehedem gewesen sein! Die Straße von Argos nach Epidauros war einst der kürzeste Verbindungsweg nach dem Meere von Aegina, somit zwischen Athen und Sparta. Und jetzt! Etliche Ruinen am Wege hin — das sind die einzigen Spuren, welche das hier einst vorüberwandelnde Leben hinterlassen hat. So öde und still ist es geworden, daß man sogar ein elendes Albanesendörfchen, wenigstens einen Beweis des Lebens, mit Freuden begrüßen würde. Schön blühender Ginster, Zistus und Arbutus umstehen den stillen Weg, auf den links nackt und kahl die steilen Wände des Arachnaion herabschauen. Von Zeit zu Zeit das tiefe Rinnsal eines Baches, ein zerrissener Felsrücken, der zum Absteigen nöthigt, ein vereinsamtes Khani (Herberge), wo man Erfrischung findet — das ist der Weg nach Epidauros. Und doch erinnere ich mich gerne an diese Stunden mit ihren treuhaftenden, seltsamen Eindrücken und Contrasten.

Erst wenn man sich dem saronischen Golfe nähert, wird die Gegend wieder belebter. Das eine und andere Dorf bietet sich dem Auge. Doch beugen wir nach rechts von der Straße nach Epidauros ab, um das Asklepiosheiligthum zu erreichen. Dasselbe, vom Volke heute noch Hieron geheißen, liegt in einem von Höhen rings umschlossenen Waldthal mit ziemlich flacher Sohle. Heute noch, obwohl im Witwenschleier der Vereinsamung, bietet die Stätte, zumal wenn man etwa droben steht im höchsten Ring des Theaters, ein überaus liebliches, anheimelndes Bild, eine glückliche Mischung von freundlichem Thalgrund und sanften umhegenden Hügeln, hinter denen die markanten, herberen Linien des Arachnaion sich erheben. Wie wundervoll muß einstens ein Kuraufenthalt für Kranke und Gesunde hier gewesen sein, als alles noch in vollem Glanze stand, wovon die Reste uns noch entzücken: Theater, Tempel, Kurgebäude, Bäder, Gymnasion und Stadion, eine endlose Reihe von Denkmälern, Weihegaben, ein herrlicher, wohlgepflegter Hain mit

schattigen Promenaden, und eine heilkundige Priesterschaft, kundig der Schmerzen von Seele und Leib.

Zwei besondere Kostbarkeiten möchte ich wenigstens streifen, das griechische Theater von Epidauros (auch ein römisches ist in den Fundamenten erhalten) und die geheimnißvolle Tholos, beides Werke des (jüngeren?) Polyklet, beides Prachtstücke in ihrer Art. Keines unter all den vielen Theatern, die mir auf meiner Reise zu Gesicht kamen, hat mit so überwältigender Sprache mir erzählt von den Herrlichkeiten der griechischen Bühnenkunst. Keines aber auch von allen ist so herrlich erhalten, keines, so weit sie sich reconstruiren lassen, mit so vollendeter Kunst aufgebaut, keines, abgesehen von dem zu Megalopolis, hat solch ungeheure Dimensionen, wie dieses „Kurtheater" von Epidauros. Hineingebaut in die amphitheatralisch ansteigende Rückseite der Thalmulde, an ihr emporklimmend in ca. 55 eleganten Sitzreihen, dieser prächtige Hohlraum selbst wieder gegliedert durch die sechs noch wohlerhaltenen Aufgänge, die leiterartig am Berghang sich aufrichten, und durch den in Zweidrittelhöhe befindlichen Umgang, hinter dem die Zahl der Anstiege sich verdoppelt, über das Ganze ausgegossen eine wunderbare weiche Harmonie — man wird da wirklich des Staunens nicht satt. Und dazu die vorzügliche Erhaltung des Ganzen! Hier steht man endlich vor einem echt griechischen Werk, das in beinahe unversehrter Totalität wirkt. So fehlt z. B. von dem Quaderringe, der die Orchestra umschließt, kein einziger Stein. Auch das Skenengebäude ist wenigstens in den Fundamentlinien noch vorhanden und bietet eine Fülle wichtiger Aufschlüsse über das klassisch-hellenische Theater. Schon im Dionysostheater zu Athen hatte Dörpfeld uns in herrlichem Vortrag seine epochemachenden Ansichten über das antike Theater entwickelt. Hier bot sich ihm neue Gelegenheit, die dort erzielten Ergebnisse zu erweitern und zu vertiefen. Es waren das Aeußerungen, die von da ab bei jeder Gelegenheit neue

Erläuterung fanden, so daß dem Bann des sich häufenden Beweismaterials zuletzt Keiner sich mehr entzog, wie denn auch Dörpfeld's Theatertheorie heute die wissenschaftliche Welt sich erobert hat. Das Neue seiner Ansicht besteht in nuce darin, daß nicht auf der Skene, die wesentlich nur Dekorationszwecken diente, gespielt wurde, sondern auf der Orchestra selbst, dem runden Platz, der zwischen den Sitzreihen und dem Skenengebäude liegt.

Entzückend ist die Akustik dieses Riesenraumes. Der griechische Ephoros der Alterthümer von Epidauros (wie überall, so ist auch hier unmittelbar neben der Ausgrabungsstätte ein „Museum“ errichtet, allerdings recht bescheiden, wo die Fundstücke, soweit sie nicht nach Athen kommen, aufbewahrt werden) hatte die Freundlichkeit, auf der Orchestra einige Passagen aus Sophokles und Aeschylus (Antigone, Philoktet, Perser) zu recitiren. Ich war schnell auf den obersten Sitzrang emporgeeilt und konnte ohne jede Schwierigkeit die klingenden Verse voll Wohllauts verstehen (und ebenso die folgenden Bemerkungen Dörpfeld's, die im gewöhnlichen Sprechton gemacht waren). Wie leicht war es da, sich hineingezaubert zu fühlen in jene längst entschwundenen Zeiten, wo alle Herrlichkeit der Welt ausgegossen schien über ein einziges Volk. Die Linien dieses Baues glichen Harfensaiten, auf denen die Musik des herrlichen Idioms dahinklang. Dazu der wundervolle Ausblick von dieser Stelle und die Stille des lichterfüllten Nachmittags ringsum. Wie viele Tausende mögen einst hier mit athemloser Spannung gefolgt sein der dramatischen Handlung auf dem Kreise da unten — eine versunkene Zeit trotz aller Schönheit, weil sie den Krebs im eigenen Innern trug, und doch wieder eine Zeit, deren Ideale erst mit der Menschheit sterben werden, eben weil sie menschlich sind.

Die Tholos (Rundbau), auf die wir schon hinwiesen, ist ein richtiges, noch unaufgeklärtes Räthsel, aber mit allem Raffinement einer hochentwickelten Aesthetik und Technik

durchgeführt: reiche korinthische Säulen, prachtvolles Gebälk, schöne Cassettirung der Decke, ein Prachtdach mit Simen aus wundervollem Marmor. Und vor allem der merkwürdige Grundriß, der sofort den Gedanken an ein Labyrinth wachruft. Um einen kreisrunden Mittelbau sind drei weitere Quaderringe gelegt, jeder mit einem einzigen Durchgang. Tritt man durch die Außenmauer, so wendet der Weg sich rechts. Man durchmißt den ersten Ring vollständig und steht dann vor einer Quermauer. Links öffnet sich der Durchlaß der zweiten Mauer. Wir treten hindurch, haben rechts wieder die Quermauer, kehren uns nach links und durchschreiten wieder einen vollen Zirkel. Dies Spiel wiederholt sich ein drittes Mal und nun gelangen wir endlich in den Kern dieses Gewirres, in das Mittelrund.

Was mag dieser Bau für eine Bestimmung gehabt haben? Dörpfeld vermuthete hier eine Zeitlang den Aufenthaltsort der heiligen Asklepiosschlangen, eine Meinung, die er jetzt aufgegeben hat. Es wäre den Schlangen in den kalten Marmorringen denn doch gar zu langweilig geworden. Andere glauben, das Lokal der Opferschmäuse in diesem Labyrinth sehen zu sollen; ganz in der Nähe steht nämlich der große Altar. Aber wozu dann diese eigenthümliche Anlage? Auf unserer schönen Rückfahrt nach Nauplia meinte ein Gefährte, es könnte dieses seltsame Bauwesen mystischen Zwecken gedient haben. Ob aber je mystische Feiern in diesem Epidauros gehalten wurden? So müssen wir mit Scheffel gestehen: „Noch manch ein Räthsel ungelöst ragt in die Welt von heute.“

Riedlingen, 22. VII. 1902. B. Krieg.

XVI.

Die Literaturen des Orients in Baumgartners dritter und vierter Auflage der „Weltliteratur“.

Vor kurzer Zeit wurde in einem angesehenen Literaturblatt über den „bedauerlichen Rückgang des Interesses“ und „der Begeisterung“ geklagt, „die sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an der Aufschließung der poetischen Schätze des moslemischen Orients entzündete“:

„Wenig ist von der Begeisterung geblieben, die sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an der Aufschließung der poetischen Schätze des moslemischen Orients entzündete, die selbst den alternden Goethe mit sich fortriß und aus dem Sänger der gepanzerten Sonette, Rückert, einen beschaulichen Weisen nach dem Vorbilde der Geläleddîn machte. Unsere Generation begnügt sich damit, vom Zuckerwerke des Pseudo-Orientalen Mirza Schaffy zu naschen, an ‚Tausend und eine Nacht‘ sich zu unterhalten, vielleicht auch von einigen Gestalten Firdusis Kenntniß zu nehmen, ohne aber weiter in die Tiefen der orientalischen Geistesrichtung zu streben. Für diesen bedauerlichen Rückgang des Interesses möchte ich zum guten Theil den Mangel an populären Büchern verantwortlich machen, die in jene Literatur hätten einführen können.“

Wäre über „Mangel an populären Büchern“ vor einem Jahrzehnt geklagt worden, dann könnte man das wohl verständlich finden. Heute über einen solchen Mangel zu klagen, nachdem es P. Baumgartner geglückt ist, uns die literarische Welt des Ostens mit dem ganzen Zauber

schriftstellerischer Kunst vor Augen zu stellen, muß zum mindesten befremdend klingen. Und wie unbegründet — zum wenigsten im engeren Kreis des katholischen Literaturlebens — die Klage über den „bedauerlichen Rückgang des Interesses" ist, zeigt gerade die Aufnahme, welche die „Literaturen des Ostens" gefunden, eine Aufnahme, die nicht weniger Jene ehrt, deren Begeisterung sich an der Aufschließung der poetischen Schätze des Ostens von neuem entzündet, als den Schriftsteller, dessen Darstellungskunst alle Sprödigkeit des so ungleichartigen Stoffes zu überwinden verstand.

Als diese Blätter vor fünf Jahren die ersten Lieferungen von P. Baumgartners Weltliteratur Ihren Lesern zur Anzeige brachten, mochte die Befürchtung wohl einigermaßen berechtigt sein, ob die Aufgabe, welche eine alle Völker und Zeiten umspannende Weltliteratur stellt, selbst dem genialen Biographen von Lessing und Longfellow, von Vondel und Goethe nicht zu groß sein werde, um der unendlich reichen Eigenart der mannigfaltigen Gebiete gerecht zu werden. In einem Zeitalter, wo der gelehrte Specialismus auf allen Gebieten das Scepter schwingt, wo es immer wiederum heißt, „daß man sich auf das Kleinste beschränken müsse, um zur wahrhaft gründlichen Erkenntniß durchzudringen", konnte ein so allumfassendes Unternehmen wie „eine Dilettanten-Vermessenheit" erscheinen. Doch der Erfolg, den die ersten Bände der Weltliteratur bereits nach drei Jahren erzielt, hat alle Erwartung überflügelt. Kaum war der III. und IV. Band der „Weltliteratur" erschienen, so ist von den zwei ersten Bänden schon eine dritte und vierte Auflage nöthig geworden. Es ist dies ein ganz ungewöhnlicher Erfolg. Von dem I. Bande von Carriere's Kunst, der das „orientalische Alterthum" behandelt, wurde die erste Auflage 1862, die zweite 1871, die dritte 1877 ausgegeben. Was Scherr in seiner „Weltliteratur" auf 85 Seiten abmacht,

behandelt Baumgartner auf nicht weniger als 1200 Seiten. Aber während des Ersteren „Weltliteratur" zehn Jahre brauchte, um eine zweite Auflage zu erleben, und zwanzig Jahre, um es bis zur vierten Auflage zu bringen, hat Baumgartners Weltliteratur mit seiner vierten Auflage innerhalb dreier Jahre den Record aller verwandten Werke geschlagen. Und da sich der zweite Band in erster Linie mit der Literatur Indiens befaßt, so mag nicht unerwähnt bleiben, daß des großen Indologen A. Weber „Akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte" von 1852 bis 1876 auf eine zweite Auflage warten mußten. Leopold v. Schröders „Indiens Literatur und Cultur" (1887) hat sich trotz des vorzüglichen Werthes eine zweite Auflage noch nicht zu sichern gewußt.

Unwillkürlich legt sich die Frage nahe: Worin liegt das Geheimniß dieses Erfolges? Baumgartners Werk ist ohne Zweifel in einem überaus glücklichen Zeitpunkt erschienen. In einem Augenblick, wo allenthalben das lebhafteste Interesse für die Cultur des Ostens erwacht, mußte ein Werk willkommen sein, das im Bilde des literarischen Schaffens die innerste geistige Eigenart der nach Sprache und Sage, nach Religion und Recht so ungleichartigen Völkergruppen vor Augen stellte.

Aber es darf wohl bezweifelt werden, ob das glückliche Zusammentreffen mit den bewegenden Mächten des Augenblickes dem Erfolge eine so sichere Grundlage gegeben hätte. Das Geheimniß des Erfolges liegt meines Erachtens in der glücklichen Verschmelzung des wissenschaftlichen und künstlerischen Elementes. Die wundervolle Kunst der Darstellung packt uns unwiderstehlich, sobald wir uns dem Führer durch jene fremden Lande anvertrauen. Und der Zauber dieser Kunst lockt uns immer von neuem zu dem Buche, mag es uns von Indien oder China, von Tibet oder Japan, von Siam oder Korea erzählen. Es ist nicht Schönschreiberei, nicht anmuthige Popularisirung fremder

Forscherarbeit, die solchen Reiz ausübt. Was P. Baumgartner an gelehrtem Stoff bietet, hat er in mühsamem Studium sich nach und nach erarbeitet. Darum herrscht denn auch innerhalb der fachwissenschaftlichen Kreise nur eine Stimme der Anerkennung über die gründlichen Vorarbeiten, die der Darstellung der Einzelgebiete vorausgingen. Und wenn eben erst „die Literaturen Indiens und Ostasiens“ wegen der „zahlreichen bibliographischen Notizen und Quellenangaben“ als „treffliches Nachschlagebuch“ empfohlen wurden, so liegt darin der beste Beweis für die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Buches.

Und dieselbe Sorgfalt, die die erste Auflage auszeichnet, hat den Verfasser bei der dritten und vierten Auflage geleitet. An nicht wenigen Stellen gewahrt man die verbessernde und ergänzende Hand eines Mannes, der sich nicht damit begnügt, das Nothwendigste „nachzutragen“, sondern seinen Leserkreis gewissenhaft über allen Fortschritt im Bereiche unseres literarischen Wissens von Indien und China unterrichtet. Diese liebevolle Sorgfalt, macht uns die neuen Auflagen so werthvoll, daß man sie nur ungern neben den ersten Auflagen vermissen wird.

Aber alle spezialistische Sorgfalt, die sich dem kundigen Blick auf Schritt und Tritt verräth hätten diese „orientalischen Gerichte“ nicht „genießbar und ansprechend“ gemacht. Es wäre todtes Inventar geblieben, wenn sich mit dem Gelehrten nicht der Künstler verbunden hätte, um der unendlich reichen Fülle des Stoffes Leben einzuhauchen. Baumgartners Literatur des Ostens ist mehr als das Inventar einer bis ins Einzelne dringenden spezialistischen Forschung. Während sie keinen Augenblick die Grenzen der wissenschaftlichen Ergebnisse überschreitet, erhebt sie sich in der originalen und harmonischen Form der Darstellung zu einer Schönheit, die dem wissenschaftlichen Werke das unvergängliche Gepräge des Kunstgebildes gibt. In Baumgartners Literatur Ostasiens reicht der Künstler dem Gelehrten die Hand, und der

künstlerisch gestaltende Schriftsteller baut aus dem unabsehbaren Stoff, den nie rastender Forscherfleiß zusammengetragen, vor unseren Augen ein literarisches Kunstwerk auf, das in der ergänzenden Wechselwirkung von Wissenschaft und Poesie nicht blos der Wissenschaft sondern auch der Literatur, nicht blos den Fachleuten, sondern der gebildeten Welt angehört. Der Verfasser hat mit staunenswerthem Fleiße gesammelt und geforscht. Aber er schreibt, um ein Wort Riehls zu gebrauchen, nicht blos um des Stoffes willen. Das Einzelne hat für ihn nur Werth, sofern es zu einem höheren Ganzen leitet, zum Aufbau eines in Form und Maßen harmonisch gefügten Werkes. Mit der Hand des Künstlers will er die Literatur entschleiern, und die in sich verschmolzene Doppelkunst des Gedankenbaues und des Stiles soll seinem Buche zugleich den Reiz der Schönheit gewinnen. Mag daher das Buch auch in dem gelehrten Stoff, den es bietet, überholt werden, so wird es sich als Kunstwerk lebendig erhalten durch die unvergleichliche Kunst des durchsichtigsten Gedankenbaues und durch die Kunst der Form, der Sprache; der Künstler wird den Gelehrten überleben. Der Leser sonnt und erwärmt sich an der leuchtenden Gedankenkraft des Schriftstellers, während er immer tiefer in die unbekannte Welt des Ostens eindringt. Und mögen die Früchte, die am Wege wachsen, noch so fremdartig dreinschauen, „sie muthen ihn nicht an, wie die bunten aber geruch- und geschmacklosen Glasfrüchte der orientalischen Märchenphantasie". Es ist P. Baumgartner gelungen, das Einzelne zu einem künstlerischen Bilde zu verweben, in dem des Volkes Leben und Weben, Dichten und Denken, Singen und Sagen einen so anschaulichen und gewinnenden Ausdruck findet, daß uns die Züge des fremden Antlitzes immer lieber und trauter werden. Und je tiefer wir dem Volke in jenes Auge schauen, das bald froh und keck, bald ernst und schwermüthig, bald sinnend und denkend, bald glühend und schwärmerisch in der Poesie aufleuchtet, um so reicher offenbart sich uns die un-

vergleichliche Schönheit des menschlichen Geistes in der Mannigfaltigkeit des Völkerbildes.

Man fühlt es überall heraus, mit welcher Liebe sich Baumgartner in die einzelnen Erscheinungen versenkt hat, um bis zu dem innersten Quell der so bunt wechselnden Poesien vorzudringen. Ein freier und offener Blick für alles Schöne und Große, mag es sich in den Liedern des Rigveda oder in denen des Schi-king, in den Dramen Indiens oder Japans finden, ein liebenswürdiges Erfassen aller charakteristischen Züge, vorurtheilslose Würdigung aller Vorzüge, das ist es, was uns so angenehm in Baumgartners Darstellung berührt. Da ist keine Spur von dem weltscheuen, weltfremden Blick, wenn dieses Dichterauge froh und heiter, bisweilen auch ein wenig schalkhaft in das bunte Treiben der Weltliteratur hinausschaut und sich an aller Schönheit erfreut, die sich ihm darbietet. Dieser Blick ist allerdings der Blick des gläubigen Christen. Das Auge ist durchleuchtet und verklärt von der Sonne des christlichen Glaubens. Aber weitentfernt, daß dies auch nur einen Augenblick das Auge weniger empfänglich für die literarische Schönheit einer uns in Glaube und Sitte so fremden Welt gemacht hätte, so hat vielmehr der künstlerische Blick sich gerade an den Idealen der christlichen Wahrheit und Schönheit geschärft, um das wahrhaft Schöne auch in dem dunkelsten Winkel des fernen Ostens aufzuspüren. Erst auf jener Höhe, von der der Weltapostel auf die Herrlichkeit des untergehenden Heidenthums herabschaute, gewinnt der gläubige Schriftsteller die Weite des literarischen und culturgeschichtlichen Horizonts, um überall den Adel der Schönheit zu entdecken. Darum wird das von Baumgartner entworfene Bild immer neu, original, schön erscheinen; denn es ist selbst vom Odem einer Poesie angehaucht, die ihre letzte Quelle in dem Glauben an Christus hat. Und in dem Doppelcharakter des gelehrten und künstlerischen Elementes wird das Buch sich seinen eigenthümlichen Platz in der Weltliteratur behaupten.

XVII.

Die „Superiorität“ des Protestantismus.

(Fortsetzung.)

88. Der Protestantismus, lesen wir,[1]) hat in der Erziehung der Kaffern und der übrigen Negerstämme in Südafrika keine besonderen civilisatorischen Erfolge aufzuweisen. Die „Genootschap“, wie dort die Barmer Mission genannt wird, hat die schlechten Theile der Negerrasse eher verstärkt als vermindert, und in Südafrika pflegt man das Maß der Schlechtigkeit eines Negers nach dem Maße von Bibelsprüchen, das derselbe sich zu eigen gemacht hat, zu schätzen. Eine höhere Intelligenz in der Auffassung und in dem Behalten von Bibelsprüchen zeigt eine höhere Veranlagung leider auch in der Bethätigung dieser Intelligenz nach der schlechten Seite hin, während die wilden Eingeborenen bessere Menschen sein sollen.

Man kann nicht in Abrede stellen, wird gesagt,[2]) daß Rom in Indien beunruhigende Fortschritte macht. Vereint zu einer gewaltigen Phalanx dringen die Katholiken immer weiter vor und häufen Sieg auf Sieg. Wie die römische Kirche keinen Unterschied zwischen Kirche und Mission macht, versteht sie sich auch allem anzupassen. Namentlich concentrirt sie ihre ganze Hauptaufmerksamkeit

1) Vgl. Der Reichsbote vom 15. Oktober 1899.

2) Vgl. Augsburger Postzeitung vom 20. September 1901.

auf die heranwachsende Jugend. Ueberall, hauptsächlich aber in den bedeutenderen Städten und Centren hat sie ihre trefflich eingerichteten Schulen, Schulen, die in mehr als einer Hinsicht ausgezeichnet genannt zu werden verdienen, die von aller Welt geachtet werden, und denen zahlreiche Protestanten ihre Kinder anvertrauen. Namentlich verstehen es die Schwestern, die ihrer Obhut anvertrauten jungen Mädchen mit einem derart wunderbaren Taktgefühl zu leiten, daß man schwerlich auch nur eine ihrer ehemaligen Zöglinge finden dürfte, die nicht mit der größten Sympathie von ihnen spräche. Der Eifer und die Hingabe, mit denen die römischen Geistlichen sich ihrem Berufe, besonders auch dem Besuche der Kranken in den Hospitälern und Gefängnissen widmen, verdient volles, uneingeschränktes Lob.

Es scheint, bemerkt Max Müller,[1]) daß die reformirten Missionäre durch ihre Unwissenheit mehr Aergerniß erregten, als sie sich einbildeten. Um nur ein Beispiel zu geben: Die europäischen Missionen schickten fortwährend nicht nur verheirathete, sondern auch unverheirathete Frauen aus, und beharrten darauf, es zu thun, trotzdem sie von Kennern des Landes belehrt wurden, daß der Chinese im öffentlichen Leben nur zwei Klassen von Frauen anerkenne, verheirathete und ledige schlechten Rufes. Welche Erfolge konnten die Missionen von der missionarischen Arbeit solcher Personen erwarten, die von den Chinesen verachtet wurden?

Darüber, daß sich im Allgemeinen in exotischen Ländern die katholischen Missionare besser bewähren, als die evangelischen, gesteht die Kölnische Zeitung,[2]) herrscht unter Sachverständigen doch nur eine Stimme. Auch unsere Mitarbeiter, die die Sache an Ort und Stelle (China) studirt haben, und denen man Voreingenommenheit für die katho-

---

1) Allgemeine Zeitung vom 14. November 1900.
2) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 3. August 1900.

lische Kirche nicht nachsagen kann, stimmen dem allgemeinen Urtheil durchaus zu.[1])

Außerdem, schreibt Wilhelm Grube,[2]) läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß sich speciell die Jesuitenmissionen durch eine ungleich gründlichere und vielseitigere sinologische Vorbildung auszeichnen, als die protestantischen Glaubensboten.

89. Die Art und Weise, mit welcher das „Werk der Evangelisation" in katholischen Ländern betrieben wird, wird von edeldenkenden Protestanten nicht gebilligt werden.

In Spanien und Italien gründen protestantische Reiseprediger für katholische Kinder protestantische Schulen, um sie durch Gratisunterricht zum Abfall zu verleiten.[3])

Welchen Beweggründen die „Los von Rom-Bewegung" in Oesterreich entstammt, welchen Zwecken sie dient, ist wiederholt besprochen worden.[4])

90. Einen Punkt, der oben gestreift wurde, wollen wir kurz berühren, um unseren Blick auf das „Socialprincip" zu richten.

Eine gründlichere Kenntniß der mittelalterlichen Moral, sagt J. Mausbach,[5]) würde auch Karl Lühr, Pfarrer in Gotha, von der Wiederholung der stehenden Phrase, daß Luther die „Ehrenrettung des weltlichen Berufes" zu verdanken sei, bewahrt haben. Nach der Scholastik ist der weltliche Beruf gut, der gottgeweihte besser; nach Luthers dogmatischer Grundanschauung sind beide an sich schlecht und verderbt, wie alles, was der gefallenen Menschennatur entstammt, und auch das einzig Werthvolle, der Glaube,

---

1) Vgl. Hettinger, a. a. O. II. 3, 126 ff.

2) Vgl. Germania vom 24. Mai 1900.

3) Kölnische Volkszeitung vom 25. Februar 1901.

4) Vgl. Augsburger Postzeitung vom 28. Sept. 1901. Histor.-polit. Blätter 1900 u. 1901 in einer Reihenfolge von Artikeln.

5) Literarische Rundschau. Freiburg 1899. S. 266.

vermag ihnen keine innerliche Würde und Heiligkeit zu verleihen. [1])

91. Der heiligen Schrift, behauptet Gerhold, [2]) entspreche weder das Papstthum, noch die reformirte, noch die der lutherischen Kirche von der Revolution resp. dem Zeitgeist zugeführte Synodal- und Presbyterialverfassung, noch die Consistorialverfassung mit dem Summepiscopat des Landesherrn, noch ein Gemisch von den beiden letzteren Arten, sondern allein die wahrhaft evangelische (nicht römische) Superintendenturverfassung oder bischöfliche Verfassung. Diese bischöfliche Verfassung erkenne auch das Bekenntniß als dem Werke Gottes, dem Evangelium entsprechend an.

Leider wird Gerhold nicht angeben können, wer diese Verfassung innerhalb des Protestantismus einführen soll.

92. Der orthodoxe Protestantismus, sagt Hettinger, [3]) will eine Kirche, aber eine Kirche, die nicht die Verheißung unfehlbarer Wahrheit hat, in der die apostolische Succession, das Princip der Einheit und Wahrheit nicht mehr vorhanden ist. So hat er, um dennoch wenigstens eine äußere Einheit sich zu erhalten, die Freigeborene hingegeben in den Staat, sie zur Magd der weltlichen Gewalt erniedrigt. [4])

Er braucht, wie Martensen sagt, die starke Hand des Staates, um trotz aller Gegensätze noch eine Einheit zu erhalten. [5])

---

1) Kleine Beiträge zur Moralstatistik. Stimmen aus Maria-Laach 1897. 53, 334 ff.

2) Vgl. Theologische Rundschau 1898. S. 616.

3) Fr. Hettinger, Aus Welt und Kirche. 3. Auflage. 1893. 2, 343.

4) Vgl. Janssen a. a. O. 3, 17 ff.

5) Die katholische Kirche ist frei von der weltlichen Gewalt und einig in sich. Nur diese Freiheit verbürgt ihr die Aufrechthaltung des Anspruches, die Kirche der Menschheit zu bleiben, auch wenn dieser oder jener Staat, diese oder jene Reihen von Staaten sich von ihr lösen würden. Studien über Katholicismus, Protestantismus 2c. S. 436.

92. Der Pietismus, äußert sich Rieker,[1]) habe die altlutherische Lehre von der Harmonie der geistlichen und weltlichen Gewalt gesprengt und die Abneigung gegen die Verbindung von Staat und Kirche in den evangelischen Kreisen eingeführt. Abgesehen von anderen Faktoren habe dann die ein stark pietistisches Moment enthaltende moderne Orthodoxie diese Abneigung in unserem Jahrhundert cultivirt.

Für die Entscheidung der Frage, ob Staatskirchenthum oder Freikirchenthum den Vorzug verdiene, geht sodann Rieker davon aus, daß, da es in dieser Hinsicht kein jus divinum gibt, lutherische Christen hierin völlig freie Hand haben und es nicht Sache des Glaubens, sondern lediglich der Zweckmäßigkeit ist, ob das eine oder das andere System vorzuziehen sei. Nun lehre die Geschichte, daß der Protestantismus von jeher eine auffallende Tendenz zum Staatskirchenthum an den Tag gelegt und sich in Deutschland von Anfang an staatskirchlich entwickelt habe. Hieraus müsse man folgern, daß die Verbindung mit dem Staate dem innersten Wesen des Protestantismus mehr entspricht als die Selbständigkeit gegen den Staat. Im Einzelnen gewähre gerade die Verbindung mit dem Staate der Kirche einen Schutz gegen Verweltlichung. Auch ruhe der freikirchliche Standpunkt im letzten Grunde auf einer falschen, unprotestantischen Schätzung der sichtbaren Kirche sowohl, wie des Staates. Und endlich gewährleiste das Staatskirchenthum den Bestand der protestantischen Freiheit besser, als das Freikirchenthum.

94. Dem christlichen Gewissen des Volkes, wird gesagt,[2]) ist sowohl der Staat als Büttel der Kirche, wie die Kirche als Polizeianstalt des Staates zuwider, und es wird dadurch das Volk mit Widerwillen gegen den Staat wie gegen die Kirche erfüllt.

---

1) Vgl. Theologische Rundschau. 1898. S. 615 f.

2) Der Reichsbote vom 28. November 1897.

95. Besonders das landesherrliche Kirchenregiment, das der unvergeßliche König Friedrich Wilhelm IV. als unrechtlich und unchristlich, ja noch viel schlimmer bezeichnete und deshalb in die rechten Hände zu legen sich sehnte, klagt die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung,[1]) ist aus einem vorübergehenden Nothamt zu einem wirklichen Kirchenamt umgeschaffen, so daß die Kirche hier unfreier ist als jemals zuvor.

Es war ein Fehler, erklärt Stöcker, daß die Reformation die weltliche Obrigkeit zum Herrn des Glaubens machte. Darin muß eine Aenderung eintreten. Die Kirche, sagt Lemme (Heidelberg), bedarf der Selbständigkeit. Nur eine selbständige Kirche kann das Ganze der Nation mit geistlichen und sittlichen Kräften erfüllen.[2])

Die katholische Kirche ist nicht von der Gnade und dem Wohlwollen des Staates abhängig, wohl aber ist sie im Stande, diesen zu stützen, soweit ihr Gebiet reicht, wie sie es im Jahre 1848 gethan hat. Der Protestantismus hält nur äußerlich zusammen, breite Volksschichten sind „evangelisch", ohne sich etwas dabei denken zu können; sie halten an der Form fest, weil es dem „Herkommen" entspricht. Ist es aber einmal so weit gekommen, so bedarf es nur eines geeigneten Anstoßes, und die äußere Hülle wird zerbrechen, aus der der Geist — die Begeisterung einer einheitlichen, in sich geschlossenen Denkweise — längst entflohen ist.[3])

96. Wer die Geständnisse, die wir im Vorausgehenden mitgetheilt haben, mit einiger Aufmerksamkeit liest, wird kaum auf den Gedanken kommen, daß der Protestantismus der Menschheit besonderen Segen gebracht hat, er wird das um so weniger, wenn er sich über die Vergangenheit und

---

1) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 10. Juli 1900.

2) Der Reichsbote vom 18. Juni 1897.

3) Kölnische Volkszeitung vom 12. Juli 1898.

Gegenwart auch von katholischen Schriftstellern berichten läßt. Unser Vaterland vor allem ist durch den Protestantismus nicht größer und mächtiger geworden.

97. Wunderbarerweise, lesen wir,[1]) rissen gerade die Mächte, die auf Seiten der Protestanten gestanden hatten, die größten Stücke vom Deutschen Reiche für sich ab.[2]) Denn Pommern fiel an Schweden, Elsaß an Frankreich, das noch dazu im eigenen Lande die Protestanten mit Feuer und Schwert verfolgt hatte, die Niederlande und die Schweiz traten aus dem Deutschen Reiche aus, und das vorher blühende, mächtige Deutsche Reich kam in die ohnmächtige Lage, aus der es erst Kaiser Wilhelm I. und sein großer Kanzler Bismarck[3]) in unseren Tagen wieder herausgehoben haben. Die Blüthe des Deutschen Reiches vor dem dreißigjährigen Kriege ist bekanntlich heute noch nicht wieder erreicht.

98. Die oft wiederholte Behauptung, der Protestantismus habe die Wissenschaft gefördert, begegnet starkem Zweifel.[4])

Seminaroberlehrer B. Kaiser[5]) gelangte zu der Ueberzeugung, daß die religiösen Wirren und Streitigkeiten in Württemberg Erziehung und Unterricht nicht förderten, daß sie vielmehr ein schwerer Hemmschuh für Schulen aller Art wurden und daß die von den Glaubensneuerern angestrebten

---

1) Die Grenzboten. 1898. 1, 560.

2) Im westfälischen Frieden.

3) Nicht ohne die deutschen Katholiken!

4) Man hört die Professoren aus ihren Heften beweisen, daß erst mit der Reformation die neuere Cultur beginne, eine Fülle von Licht und Leben sich erschließe gegen die Nacht der früheren Finsterniß. Und ihre Zuhörer ziehen gläubig von dannen und sprechen es nach. Wird Deutschland wieder katholisch werden? S. 116.

5) B. Kaiser, Geschichte des Volksschulwesens in Württemberg. 2 Bde. Stuttgart 1894—1897.

Schulen in erster Linie Latein- und keine deutschen Volksschulen waren.[1])

Als die Frankfurter katholische Geistlichkeit an Weihnachten 1583 den Gregorianischen neuen Kalender annahm, erhob sich ein Sturm des Unwillens in der evangelischen Bürgerschaft gegen diese papistische Herausforderung, als welche man das Vorgehen des Klerus auffaßte, und es kam zu schlimmen Excessen gegen die Geistlichen. Der Rath, der wie alle evangelischen Stände fest bei seinem alten Julianischen Kalender blieb, hatte diesen Ausschreitungen gegenüber eine sehr milde Beurtheilung, hat doch damals die Tübinger theologische Fakultät in einem Gutachten den Ausspruch gethan: der Papst sei nicht ein Hirte der evangelischen Kirche, sondern der Antichrist selber, darum müsse man sich seines Kalenders erwehren.[2])

99. In unseren Tagen, wird man ausrufen, ist es anders geworden; an allen Hoch- und Mittelschulen des Deutschen Reiches haben Katholiken, Protestanten, Juden und Confessionslose die Möglichkeit, an dem gleichen Unterrichte theilzunehmen. Das ist uns nicht unbekannt, ebensowenig, daß die Ueberlegenheit des Protestantismus auf dem Gebiete der Wissenschaft nicht selten behauptet wird, vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich von solchen, die für die Wissenschaft nicht viel geleistet haben.

Leibniz, Kant, Fichte, Klopstock, Herder, Lessing, Goethe und Schiller, Schlosser und Feuerbach, sowie Savigny, Lobeck, Jakob Grimm, Fr. Aug. Wolff und Wilhelm von Humboldt, wird gesagt, waren ebenso Protestanten wie Virchow, Koch, Mommsen, Helmholtz, Bismarck und Moltke.

Wir könnten diesen Namen eine große Zahl katholischer Gelehrten gegenüberstellen,[3]) wir könnten daran erinnern,

---

1) Augsburger Postzeitung vom 15. Juni 1897.

2) (R. Jung in) Frankfurter Zeitung vom 7. März 1900.

3) Vgl. Hettinger, a. a. O. II. 3, 169 ff.

daß die Regentem von Hannover, Kurhessen, Nassau im Jahre 1866 entthront wurden, obschon sie Protestanten waren, daß in den Tagen Ludwig's XIV. und Napoleon's der deutsche Protestantismus sich nicht als besonders erwies. Würde man das thun, so würde man uns vielleicht darauf hinweisen, daß Platon und Aristoteles große Philosophen, daß Homer und Sophokles hervorragende Dichter, daß Demosthenes und Aeschines tüchtige Redner, daß Cäsar und Alexander bedeutende Feldherren waren, obgleich sie nicht einmal Christen waren. Wir thun das nicht, dagegen wollen wir die Gegenwart ein wenig ins Auge fassen.

100. Man lehrt eine Psychologie ohne Seele, sagt P. Schanz,[1]) eine Religion ohne Gott, eine Welt ohne Anfang und Ende. Man hat eine philosophiefreie Wissenschaft, eine moralfreie Ethik, eine anarchische Gesellschaftsordnung, eine metaphysikfreie Philosophie, eine ideenlose Weltweisheit, eine religionsfreie Gottesverehrung, ein kirchenfreies Christenthum.

Eine Religion ohne Gott und Unsterblichkeit, behauptet K. Jentsch,[2]) das ist ja das Ideal der heutigen Liberalen. Jeden positiven Glauben und jeden Gläubigen lächerlich und verächtlich machen, aber den Vorwurf des Atheismus mit Entrüstung zurückweisen, weil man ja nicht mehr unter die Staatsstützen gerechnet würde und keine Aussicht hätte, hoffähig zu werden, wenn man ihn auf sich sitzen ließe: das ist die Praxis unserer tapferen Liberalen.

Es ist längst schon meine Meinung, erklärt Theobald Ziegler,[3]) daß der Materialismus, der durch die Rückkehr der Philosophie zu Kant seit vierzig Jahren zurückgedrängt und überwunden zu sein schien, auch in wissenschaftlichen Kreisen noch immer ein latentes Dasein führt und einen

1) Theologische Quartalschrift 1901. S. 290. 1900. S. 336.
2) Die Zukunft vom 19. Mai 1900. S. 283.
3) Allgemeine Zeitung vom 19. September 1900.

starken Rückhalt hat: viele Naturforscher und Mediziner denken schlechthin materialistisch, und nur das Wort wird als nicht mehr ganz salonfähig beiseite gelassen. Häckel's „Welträthsel" und die geradezu begeisterte Aufnahme, welche dieses Buch in vielen Kreisen gefunden hat, hat dies bestätigt, war aber für viele, die von dieser weiten Verbreitung der materialistischen Denkweise keine Ahnung hatten, eine große und böse Ueberraschung.

Mancher überzeugte Naturforscher, auch ohne dem Materialismus zu huldigen, versichert Thomas Achelis,[1]) hat mit allen religiösen Fragen abgeschlossen und überläßt dieselben als frommen Betrug dem thörichten Volk, dem ewig blinden, für welches dieser Faktor schon aus Opportunitätsrücksichten nicht wohl zu entbehren sei. Wir wollen gar nicht einen gefühlsseligen unmännlichen Mysticismus predigen, aber wir möchten doch anderseits an das schöne Bekenntniß des Altmeisters Goethe erinnern, das an dieser Stelle besonders beherzigenswerth sein dürfte: Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.

Das Christenthum, bemerkt Pöhlmann,[2]) ist heute für viele ein todtes Erbe, eine codificirte Mumie; aus alter Gewohnheit oder aus wohlverstandenem Interesse ziehen sie vor ihm noch den Hut, haben aber sonst nichts mit ihm zu schaffen; andere erwerben sich wenigstens das Lob der Consequenz und geben es auch äußerlich auf, wenn sie ihm innerlich fremd wurden.

Hat jedes Volk und jede Zeit, wie die Regierung, so auch die Literatur, die sie zu haben verdienen, schreibt Friedrich Paulsen,[3]) so ist damit auch jedem, der an ihr Theil hat, die Mitverantwortlichkeit dafür auferlegt. Ich

1) Frankfurter Zeitung vom 5 Mai 1900.
2) Allgemeine Zeitung vom 6 Februar 1901.
3) Preußische Jahrbücher 1900. 101, 72.

habe mit brennender Scham dieses Buch[1]) gelesen, mit Scham über den Stand der allgemeinen Bildung und der philosophischen Bildung unseres Volkes. Daß ein solches Buch möglich war, daß es geschrieben, gedruckt, gekauft, gelesen, bewundert werden konnte bei dem Volk, das einen Kant, einen Goethe, einen Schopenhauer besitzt, das ist schmerzlich.

101. Während die Zeit unserer klassischen Dichter, sagt Otto Kämmel,[2]) der Ansicht huldigte, die Kunst sei dazu da, das Schöne darzustellen und so den Menschen über die platte Alltäglichkeit emporzuheben, sieht unsere Zeit gerade in der Schilderung dieses platt Alltäglichen und vor allem des Häßlichen und Gemeinen ihre Aufgabe; während sich die Zeitgenossen Goethes und Schillers an der klassischen Hoheit der Iphigenie auf Tauris erfreuten, sollen wir ein Abbild unserer Zeit im Fuhrmann Henschel sehen. Gewiß, die Gefahr der Verrohung, der Vergröberung, der Veräußerlichung, der Veramerikanerung ist nahe genug, gerade für unser Volk, das nur eine sehr bescheidene Ausstattung mit dem Sinne für das Schöne empfangen hat. Rm.

(Schluß folgt.)

---

1) Ernst Häckel. Die Welträthsel. Vierte unveränderte Auflage. 8.—10. Tausend. 1900.

2) Die Grenzboten. 1899. 4, 666.

XVIII.

Australasien und seine Stellung zum Mutterland.

In den letzten Jahrzehnten hat sich in den zwei größten, hauptsächlich von Engländern besiedelten Colonien Canada und Australasien eine große Wendung vollzogen, das Verhältniß zum Mutterland ist nicht nur ein freundschaftliches, sondern sogar inniges geworden, an die Stelle des Eigennutzes, der aus der Verbindung mit England einzig Vortheil zu ziehen suchte und schwere Klage führte, wenn das Mutterland nicht sofort alle Wünsche erfüllte, scheint jetzt ein Geist seltener Uneigennützigkeit und bis dahin unerhörten Edelmuthes getreten zu sein. Dank der Verbreitung der imperialistischen Ideen haben Canada und Australien zu dem Kriege gegen Transvaal ihre Contingente geliefert und sind bereit, Gut und Blut für die gemeinsame Sache einzusetzen. Auf die Gründe dieses Umschwunges in der Gesinnung der Australier brauchen wir hier nicht einzugehen, dagegen wollen wir zeigen, daß das enge Bündniß mit Australien England weit mehr Nachtheile als Vortheile bringt.

Die modernen Imperialisten äußern sich mit einem an Verachtung grenzenden Mitleid über die Staatsmänner, welche in den Colonien einen schweren auf dem Mutterland lastenden Alp erblickten, und geltend machten, daß es Englands Aufgabe sei, den Colonisten möglichst bald volle Selbständigkeit zu gewähren. Die Zukunft wird lehren, ob die modernen Staatsmänner erleuchteter gewesen sind als

die älteren, ob sie dem Mutterland durch die Beschützung und Vertheidigung der weit ausgedehnten Grenzen des Weltreichs nicht eine zu schwere Last auferlegt haben, ob die Hilfe, die man von den Colonien erwartet, sich nicht als Täuschung erweisen wird. Diese Frage verdient eine aufmerksame Prüfung, da Engländer und Anglophilen die eigentlichen Schwierigkeiten unterschätzen und aus allgemein zugegebenen Prämissen die naheliegenden Schlüsse nicht ziehen wollen.

Australien ist ein überaus reiches Land, seine Bodenerzeugnisse, seine Getreidefelder, seine Gärten, seine Weinberge, seine Wälder, seine Fischerei sind einträglicher als die jedes anderen Landes, die Vereinigten Staaten ausgenommen; seine Bergwerke sind so zahlreich, so ergiebig, daß sie nur Südafrika nachstehen. Die Hilfsquellen des Landes sind beinahe unerschöpflich. Australien besitzt beinahe alles, nur eines fehlt ihm, eine Bevölkerung, welche die Schätze heben und zu verwerthen vermöchte. In den Engländern das Ideal eines Siedlers zu erblicken, wie häufig geschehen ist, sie weit über die Spanier und Portugiesen, über die Deutschen und Franzosen zu stellen, ist, wie die Geschichte Irlands, Nordamerikas und Australiens zeigt, einseitig und verkehrt, weil dem Engländer die Gabe, die Eingeborenen anzuziehen, zu sich emporzuheben, ihnen seine Cultur und Gesittung mitzutheilen, versagt ist. Er hat nicht bloß barbarischen und halb civilisirten Völkern, wie den Rothhäuten Amerikas, den Maoris Australiens, sondern auch gegenüber Culturvölkern, wie den Iren und Hindus, seine Unfähigkeit, sich mit denselben zu verschmelzen, sie geistig zu heben, an den Tag gelegt. Die Engländer können weit weniger als ein anderes Volk den Eroberer verleugnen, der wohl Ordnung schafft, Gerechtigkeit handhabt, Industrie und Handel fördert, aber sich überall eine Art Heiligthum, einen Familienkreis bildet, zu dem die Fremden keinen Zugang haben, in dem Fremde sich nie heimisch finden.

Dieser Kastengeist kommt bei dem Engländer im Ausland weit mehr zum Ausdruck als in England selbst und ist der Hauptgrund, weshalb die wirklich guten Eigenschaften der englischen Eroberer von ihren Unterthanen nicht anerkannt werden. Deutsche, Franzosen, Russen verstehen es weit besser, sich in fremden Ländern zurechtzufinden, das Wohlwollen und die Freundschaft der Eingeborenen zu gewinnen, als die Briten, die sich gar keine Mühe geben, die Gefühle der Abneigung oder Verachtung zu verbergen.

Als die Briten gegen Anfang des 19. Jahrhunderts von Australien Besitz nahmen, vollzog sich in Großbritannien ein großer Wandel. England wurde aus einem Ackerbaustaat ein Industriestaat, die Bevölkerung wurde des Landlebens überdrüssig und zog sich in die Städte, Fabrikarbeit und Betrieb der Bergwerke entfremdete große Massen dem Ackerbau. Als infolge von Schwankungen von Industrie und Handel Arbeitsstockungen eintraten, kehrten die Unbeschäftigten und brotlos Gewordenen nicht länger zum Ackerbau oder Kleingewerbe zurück, sondern wanderten entweder nach den Vereinigten Staaten oder den britischen Colonien aus. Bis in die Fünfziger-Jahre des letzten Jahrhunderts gewährten die Regierungen des Mutterlandes oder der Colonien den Auswanderern in die Colonien gewisse Vergünstigungen, aber zu einer wirklich zweckmäßigen Organisirung der Auswanderung, einer Auswahl der Siedler kam es nie. England ließ sich speciell gegen Australien das große Verbrechen zu Schulden kommen, das schöne Land, das gute Colonisten so nothwendig brauchte, als Strafcolonie zu betrachten, die Insassen seiner überfüllten Gefängnisse nach Australien zu transportiren.

Die Colonisten, die von England nach Australien kamen, unterschieden sich sehr von den Pilgervätern, die im 16. Jahrhundert in Amerika landeten. Es fehlte ihnen die Kenntniß, der religiöse Ernst, die Liebe zur Einsamkeit und zur Arbeit, die alle Schwierigkeiten überwindende Thatkraft. Hat

Australien auch nicht wenige Pioniere aufzuweisen, die einen Vergleich mit den amerikanischen nicht zu scheuen haben, so bildeten dieselben doch die Ausnahme, während in Amerika unermüdliche Arbeitsamkeit, Frugalität, Ernst die Regel waren und als ein Bestandtheil der Religion betrachtet wurden. Gerade der Reichthum des Bodens und die Leichtigkeit, mit der man sich den nöthigen Unterhalt erwerben konnte, übte nachtheilige Wirkungen auf die Colonisten aus, die, anstatt sich bleibend niederzulassen und eine Heimstätte zu gründen, gar oft ihre Beschäftigung wechselten. Die wirklich Unternehmenden und Arbeitsamen sahen sich auf Schritt und Tritt gehemmt durch die Trägen und die Unzufriedenen, durch die Thorheit und den Despotismus der höheren Beamten, die Unfähigkeit der Leiter der Aktiengesellschaften, welche große Länderstriche erworben hatten. Es fehlte an Straßen, Wasserwege gibt es in Australien überhaupt wenige; die meisten Flüsse außer zweien versiegen im Sommer. Es ist charakteristisch für die damalige Lage, daß die Colonisten Petitionen an die Regierung sandten, man möge ihnen Sträflinge aus Europa behufs Uebernahme der nöthigen Feldarbeiten zuschicken. Die englische Regierung gewährte die Bitte und ließ überhaupt ihre Gouverneure und Beamten nach Willkür schalten und walten.

Die große Schwierigkeit war von jeher, tüchtige Colonisten zu gewinnen, welche mit Kenntniß des Ackerbaues großen Fleiß und ein mäßiges Vermögen besaßen. Die englische Regierung und die Municipalitäten hätten freilich besser daran gethan, die arbeits- und brotlosen Massen und ganz besonders die verwahrloste und vernachlässigte Jugend in zweckmäßige Anstalten aufzunehmen, sie auszubilden und nach hinlänglicher Vorbereitung in die Colonien zu schicken, zogen es aber vor, nichts zu thun und die Unbeschäftigten und hilflosen Kinder ihrem Schicksal zu überlassen; die Australier mußten zusehen, wie sie die Verbrecher und Sträflinge, die nicht selten aus dem Gefängniß entflohen

und die Umgebung unsicher machten, zur Arbeit anhielten. Eine humane Behandlung der Gefangenen war von den Vorstehern der Gefängnisse, alten Offizieren, nicht zu erwarten, ebenso wenig von den despotischen Gouverneuren, welche für die meisten Uebelstände in den Colonien verantwortlich waren. Die Entdeckung von ergiebigen Goldfeldern im Jahre 1851 war ein Wendepunkt für Australien, zahlreiche Einwanderer strömten in's Land; zugleich mit dem Betrieb der Goldgruben wurden öffentliche Werke in Angriff genommen, Straßen angelegt, Eisenbahnen gebaut, Bohrungen artesischer Brunnen, Wasserleitungen begonnen, ältere Städte wurden erweitert, neue schossen wie Pilze empor, überall war Leben, überall war Bewegung — aber die Entwicklung des Landes war nicht geregelt und stetig. Die Goldsucher, Grubenarbeiter, Händler, die durch die unersättliche Goldgier nach Australien gelockt wurden, waren für die gedeihliche Entwicklung der einzelnen Staaten das größte Hinderniß und sind für die meisten Mißbräuche verantwortlich.

Die Geschichtschreiber Australiens finden kaum Ausdrücke für die Schilderung der Reichthümer des Landes; sie heben hervor, daß die Goldfelder seit 1851 Gold im Werthe von 390 Millionen Pfund Sterling geliefert haben, daß, wenn eine Mine erschöpft ist, immer neue gefunden werden. In Neu-Südwales allein wurden Silber im Werthe von mehr als 30 Mill. Pfd., Kupfer im Werthe von $5^1/_2$ Mill., Zinn im Werthe von 6 Mill. an's Licht gefördert, während die Kohlenmenge den Werth von 37 Mill. Pfund überstieg. Victoria übertrifft alle anderen Staaten durch seine Goldfelder, in denen ungefähr 30,000 Arbeiter beschäftigt sind. Diese haben 64'346,212 Unzen Goldes gewonnen im Werthe von mehr als 257 Millionen Pfund; die Zahl der für den Ackerbau geeigneten Morgen beläuft sich auf 6'300,000, die Weidegründe auf 17'190,000 Morgen, die herrlichen Waldungen betragen beinahe 5 Millionen Morgen; die übrigen Staaten stehen den obigen nach, haben aber einen solchen

Ueberfluß an Bodenprodukten, Getreide, Vieh, Fischen, Edelmetallen, daß sie eine zehnmal größere Bevölkerung ernähren könnten. Die australischen Holzarten, Jarrah, Tupelobaum und andere Arten des Eukalyptus gehören zu den dauerhaftesten und theuersten Bäumen. Trotz der ungeheuren Ausfuhr von Rohprodukten kann von einer Erschöpfung der Bergwerke, von einer Abnahme der Fruchtbarkeit des Bodens keine Rede sein, man hat mit der Ausbeutung mancher Hilfsquellen des Landes erst begonnen.

Daß in diesem modernen Kanaan, welches nicht von Milch und Honig, wohl aber von Milch und Strömen von Edelmetallen fließt, Armuth und eine Arbeiterfrage existire, daß die einzelnen Staaten gewaltig verschuldet seien, würde man für ein Märchen halten, wenn man nicht die Belege dafür in statistischen Werken fände. Wir führen aus Keltie Statesmans Year Book 1902 einige Zahlen an, die geeignet sind, Licht über die Zustände Australiens zu verbreiten. Außer den Schulden geben wir die Zahl der Einwohner der Staaten, die hauptsächlichsten Städte und Bemerkungen über die Landesvertheidigung.

Der älteste Staat Neu-Süd-Wales wurde selbständig 1855. Seine Bevölkerung beträgt nach dem Census von 1901 1'366,408 Seelen, seine Hauptstadt Sydney hat 426,950 Einwohner (Appleton, Cyclopaedia 1900, Australasia). Die Staatsschuld belief sich am 30. Juni 1900 auf Pfd. 65'322,993, der Durchschnittszinsfuß ist 3,63, das Privatvermögen ist von Pfd. 407'450,000 auf Pfd. 378'116,000 gesunken, das Totalvermögen von Pfd. 586'709,000 auf 547'821,500. Auf Vertheidigung der Küste, auf die Landarmee und die Marine hat der Staat im Jahre 1900 Pfd. 245,869 verwendet, das von England an Australien abgetretene Geschwader ist im Hafen von Sydney stationirt.

Der Staat Victoria erhielt ein Parlament und vollkommene Autonomie 1855, enthält eine Bevölkerung von 1'200,914 Seelen, die sich auf 87884 Quadratmeilen vertheilt. Die Hauptstadt Melbourne zählt 493,956 Einwohner oder fast

$^{7}/_{9}$ der Bevölkerung; ungefähr $^{5}/_{9}$ der ganzen Bevölkerung lebt in Städten. Wir nennen Ballarat 46410 Einwohmer, Bendigo 43112, Geelong 23440, Warrnambool 6600, Castlemaine 7990. Die Staatsschuld beträgt Pfd. 48'380,589. Der Durchschnittszinsfuß ist 3.38, die lokalen Schulden betragen Pfd. 10'659,300. Für Armee, Marine, für Befestigung der Küste wird noch weit weniger ausgegeben als in Neu-Süd-Wales, dagegen hat Victoria ein Panzerschiff Cerberus und fünf Torpedoboote. Queensland wurde 1859 von Neu-Süd-Wales getrennt und erhielt eine eigene Verfassung. Die Bevölkerung hat während der letzten zehn Jahre nur um 2.88 Procent zugenommen, die Zahl der Auswanderer ist fast gerade so groß wie die der Einwanderer. Man zählt 503,266 Seelen. Die Hauptstadt Brisbane mit ihren Vorstädten, die sich innerhalb eines Radius von zehn Meilen befinden, hat 119,428 Einwohner. Rockhampton 19691 Einwohuer, Townsville 15506, Maryborough 12900, Gympie 14431, Ipswich 15246, Toowoomba 14087, Charters Towers 20976. Die Staatsschuld beträgt Pfd. 35'898,414. Das Landheer besteht wie in den anderen Staaten meist aus Freiwilligen. Queensland unterscheidet sich von den anderen Staaten, daß es nicht nur Seesoldaten und Torpedoboote besitzt, sondern auch einige Kanonenboote und andere Schiffe erworben hat.

Süd-Australien erhielt eine Verfassung 1856, die Bevölkerung ist zwischen 1736—1901 von 22390 auf 362,604 Einwohner gestiegen; die Zunahme der Bevölkerung beträgt 13.7 Procent, die Staatsschuld ist von Pfd. 24'916,310 im Jahre 1899 auf Pfd. 26'131,780 im Jahre 1901 gestiegen. Die Ausgaben übersteigen die Einnahmen. Südaustralien besitzt einen Kreuzer Protektor, mehrere Compagnien von Land- und Seesoldaten. Die Verfassung Westaustraliens datirt vom Jahre 1890, die Bevölkerung beträgt 182,553 Seelen. Die Stadt Perth zählt 36199, Freemantle 20359, die Zahl der Einwanderer übersteigt die der Auswanderer um 5900. Die Staatsschuld beläuft sich auf Pfd. 12'709,430, die jährlichen Zinsen auf Pfd. 486,800. Für Armee und Küstenvertheidigung werden jährlich Pfd. 47883 ausgegeben.

Die im Südosten des großen Festlandes gelegene Insel Tasmanien (Van Diemensland) war von 1804—13 einfachhin

eine Strafkolonie, erst von 1813 an wanderten auch andere ein, die Transportation kam 1853 zu einem jähen Ende. Tasmanien hat eine Bevölkerung von 172,475 Seelen. Die Städte Hobart und Launceston zählen 24654 und 18022 Seelen, die Staatsschuld beträgt Pfd. 8'511,005, das Landheer und die Seesoldaten sind verhältnißmäßig bedeutend, die Flüsse Derwent und Tamar sind durch Batterien beschützt.

Neu-Seeland, das sich dem australischen Bundesstaat nicht angeschlossen hat, erhielt seine gegenwärtige Regierungsform 1852, weitere Aenderungen datiren von 1875, 1893. Die Bevölkerung beläuft sich auf 772,719 Seelen. Fünf Städte zählen mehr als 10000 Seelen. Wellington 49344, Auckland 34213, Christchurch 17538 mit Vorstädten 57041, Dunedin 24879 mit Vorstädten 52390. Sydenham 11404. Die Staatsschuld belief sich 1901 auf Pfd. 49'951,245 und ist fast um zwei Millionen größer als das Jahr vorher; die Zinsen betrugen Pfd. 1'671,552. New-Guinea und die zu Südaustralien gehörigen Inseln können wir übergehen.

Für die ungeheuren Schulden der einzelnen Staaten sind vor allem die Parlamente, die Minister und das englische Publikum verantwortlich; statt den Wahlspruch Eile mit Weile zu befolgen und ganz allmählich Verkehrsstraßen herzustellen, Eisenbahnen zu bauen, öffentliche Gebäude zu errichten, unternahm man mit fieberischer Hast die verschiedenartigsten Arbeiten, ohne die Kosten zu berechnen, vermehrte Schienenwege, Eisenbahnen, elektrische Bahnen ohne Noth, weil man die Wähler gewinnen wollte. Minister und Parlamentsmitglieder erkauften sich Stimmen durch das Versprechen von Eisenbahnen, Stationen, öffentlichen Anstalten. Da sich Geld für alles dies in Hülle fand, da die englischen Kapitalisten den einzelnen Staaten die größten Summen förmlich aufdrängten, so schlug man die Warnungen der Tieferblickenden in den Wind und versprach sich goldene Berge. Da die Staaten nicht sogleich Verwendung für die von ihnen aufgenommenen Geldsummen fanden, so legten sie dieselben in den Banken nieder. Die Bankiers wollten das Geld

nicht müssig liegen lassen und boten es ihren Clienten unter günstigen Bedingungen an, ohne genügende Bürgschaft zu fordern. Diese legten das Geld in Grundstücken an, oder betheiligten sich an Börsenspekulationen, verloren große Summen und konnten die Zinsen nicht zahlen. Die Banken geriethen in dieselbe Nothlage wie die Unternehmer und halfen sich durch neue Anleihen, mit denen sie die Zinsen oder die Dividenden bezahlten. Manche Banken hatten kurz vor ihrer Liquidation eine Dividende von 10 Procent ausgezahlt. Die lang vorhergesehene Katastrophe trat im Jahre 1893 ein, traf die Staaten sowohl als die Banken, die große Summen geliehen hatten, die einheimischen Hinterleger sowohl als die fremden So groß auch die Einnahmen der Staaten waren, so genügten sie keineswegs zur Tilgung der Schuld. Manche der Eisenbahnen, Wasserversorgungsanstalten, Schienenwege 2c. haben sich in den letzten Jahren rentirt, sogar einen Ueberschuß ergeben, aber andere haben nur wenig eingetragen. Weder die Bankiers noch die im Parlament sehr einflußreiche Arbeiterpartei hat sich durch den Krach eines Besseren belehren lassen, erstere haben Banken eingerichtet, die wenig solid sind, und können sich der Spekulation an der Börse nicht enthalten; letztere aber betrachten als eine nothwendige Funktion des Staates, Arbeit und Brot für die Unbeschäftigten zu finden, und treiben die Regierung auf der abschüssigen Bahn des Staatssocialismus voran. Ersparnisse können unter diesem System nicht leicht eintreten.

Das allgemeine Stimmrecht, wie es in Demokratien geübt wird, hat neben seinen Licht- auch große Schattenseiten, wenn der Gewählte keine Bürgschaft bietet, daß er das Gemeinwohl über die Sonderinteressen stellt. Nun herrscht in Australien die Unsitte, daß jeder, der das 21. Jahr überschritten und keines Verbrechens überführt worden ist, ins Parlament gewählt werden kann, daß der Gehalt so hoch ist (Pfd. 3—400), daß viele einen Sitz im Parlament einer gelehrten Profession oder irgend einer anderen Be-

schäftigung vorziehen. Wirklich tüchtige Männer lassen sich nicht wählen, weil sie wissen, daß sie mit ihren Plänen nicht durchdringen können, die Minister sehen sich vielfach zu Maßnahmen genöthigt, die sie im Herzen mißbilligen, und müssen Männer, die ihnen empfohlen worden sind, zu Aemtern befördern, für welche dieselben ganz ungeeignet sind, um die Parlamentsmehrheit nicht zu verlieren.

Das Uebel wäre verhältnißmäßig gering, wenn sich die Parlamente der einzelnen Staaten und das 1901 für die 6 Staaten Neu-Süd-Wales, Victoria, Queensland, Südaustralien, Westaustralien und Tasmanien geschaffene Bundesparlament sich auf die Regelung der inneren Angelegenheiten beschränkten und nicht auch äußere Politik trieben Eine der verderblichsten Maßnahmen ist die den Fremden gegenüber geübte Politik, die im vollen Widerspruch mit den von England proklamirten Grundsätzen steht und voraussichtlich zu politischen Verwicklungen führen wird. Der Kastenstolz und Dünkel der englischen Colonisten ist bekanntlich weit größer als bei den in England Geborenen. So sehr sich Erstere bemühen von Letzteren als Vettern anerkannt zu werden, so anmaßend benehmen sie sich gegen Deutsche, Franzosen und alle Asiaten, besonders die Hindus, Chinesen und Japaner. England ist nicht in der Lage geeignete Colonisten nach Australien zu schicken, denn nur wenige Britten können sich zu dem seßhaften, ruhigen Leben von Ackerbauern, Hirten, Gärtnern verstehen. Die obengenannten Rassen, besonders die Hindus, Chinesen und Japaner würden sich trefflich für Besiedelung des Landes eignen und Australien in einen blühenden Garten verwandeln, aber die Arbeiterpartei findet, sie würden die Löhne drücken, und hat Gesetze gegen die Einwanderer eingebracht, welche ebenso barbarisch als lächerlich sind. Die Verordnungen sind indeß zu grausam, die Strafgelder, welche die in Australien weilenden Chinesen zu zahlen haben (von Pfd. 10 bis 100), zu hoch, als daß eine Durchführung derartiger Maßnahmen möglich wäre.

Die Urtheile über chinesische Ansiedler gehen bekanntlich auseinander, auch die Vereinigten Staaten glaubten sich gegen die gelbe Gefahr sichern zu müssen, dagegen ist die gegen Europäer und besonders gegen die Deutschen an den Tag gelegte Animosität ebenso thöricht als widerspruchsvoll.

Moriz Schanz, ein den Engländern nicht abgeneigter Reisender, gibt in seinem neuesten Werk „Australien und die Südsee, Colonialstudien" (Berlin 1901) interessante Einzelnheiten über die Deutschen Australiens und über die Feindseligkeiten, denen dieselben trotz ihrer großen Verdienste um den Weinbau ausgesetzt sind. Wir können es nur beklagen, daß die Australier sich soweit vergessen konnten und eine gegen die Deutschen so feindselige Gesinnung hegen Die Australier thäten jedenfalls weit besser daran, ihre Küsten in Vertheidigungszustand zu setzen, ihre Häfen und Seestädte durch Errichtung von Forts und Batterien gegen feindliche Angriffe zu sichern, die Wehrkraft des Landes zu erhöhen und zu diesem Zwecke den Ackerbau zu begünstigen. Die Zunahme der Stadt- auf Kosten der Landbevölkerung ist jedenfalls ein Krankheitssymptom, das man an einem so jungen Gemeinwesen wie Australien nicht erwartet. Die Städter entarten bereits in der zweiten und dritten Generation und eignen sich weder für die Armee noch für angestrengte Arbeit. Der Ruf: Zurück auf's Land, da sind die Wurzeln eurer Kraft! gilt auch für Australien.

Die Australier sind in ihrer Abneigung gegen das Landleben, in ihrem Hange nach Sports und Spielen, die bei Vielen zur verzehrenden Leidenschaft werden und nur zu häufig zur Vernachlässigung der Geschäfte führen, zu gelehrige Schüler und Nachahmer von Engländern. Die Gegenwart von Deutschen und andern Europäern wäre ein heilsames Gegengewicht, eine weise Schranke. Manche Australier wollen das nicht sehen, und erblicken in ihnen nur Rivalen, welche die Arbeit und die großen Gewinne vorwegnehmen, und glauben durch Ausnahmsgesetze und

Proskriptionen das Rad der Zeit zurückdrehen zu können. Sie werden leider durch die Presse in den Colonien und England in ihren Vorurtheilen bestärkt und verhätschelt, so daß sie sich keine Vorstellung von der wahren Sachlage machen können. Wenn man in einem auf das gebildete Publikum berechneten Buch wie Australasia (British Empire) Series IV, 350 folgende Stelle liest: „Die deutsche Neu-Guinea-Gesellschaft ist der von ihr übernommenen Aufgabe müde. Die Deutschen besitzen durchaus kein Geschick in Verwaltung der Colonien. Wir können getrost den Tag erwarten, an dem sie uns ihre Besitzung in der Südsee zum Geschenke machen und froh sein werden, wenn wir dieselbe annehmen; freilich müssen sie, um ihr Prestige nicht einzubüßen, eine für Uebergabe ihrer Besitzungen günstige Gelegenheit abwarten" — so weiß man nicht, worüber man mehr staunen soll, über die Unwissenheit des Schriftstellers oder über die Leichtgläubigkeit des Publikums, das kritiklos jeden Unsinn hinnimmt und in demselben Athem die Deutschen als ländersüchtige Intriganten und als phantastische Verschwender betrachtet, die ihr mühsam erworbenes Eigenthum den Engländern nachwerfen wollen.

Die Australier haben keinen Grund, auf ihre Verwaltung stolz zu sein, oder dem deutschen Colonialamt Vorwürfe zu machen. Welche Fehler die deutschen Beamten in den Colonien auch immer begangen haben mögen, so haben sie dieselben jedenfalls nicht in große Schulden gestürzt. Den oft von den Engländern erhobenen Vorwurf, die Deutschen seien zwar treffliche Colonisten, wanderten aber weit lieber in alle anderen Colonien aus, als in die deutschen, können die Deutschen zurückgeben, denn nur ein kleiner Bruchtheil der 200,000 Auswanderer, die jährlich die britischen Küsten verlassen, lassen sich in den britischen Colonien nieder. Splitterrichterei und Schönfärberei liegt uns ferne; gerade deßwegen können wir in den Chor der Schriftsteller, die die australischen Zustände verherrlichen, nicht einstimmen.

Wir finden in Australien ein Abbild, eine etwas abgeblaßte Copie Englands, ein junges und in gewisser Beziehung altes Volk mit seiner socialen Frage, mit seinem Pauperismus, mit einer Bevölkerung, welche das Landleben mit dem in den Städten vertauscht und, dem Wandertriebe folgend, ihre Wohnstätte nur zu häufig wechselt. Das allerschlimmste Symptom ist jedenfalls die geringe Zunahme der Bevölkerung, die stetig wachsende Genuß- und Spielsucht und der Staatssocialismus. Nur eine starke Einwanderung, nur die Zuführung frischen Blutes kann den Staatsorganismus, der bereits die Spuren des Alters an sich trägt, verjüngen; je länger man die Aufnahme nichtenglischer Colonisten verschiebt, desto weniger wird das gegenwärtig herrschende angelsächsische Element die neuen Elemente anziehen, mit sich verschmelzen, ihnen den eigenen Charakter verleihen können. Die Australier könnten jedenfalls von den Vereinigten Staaten viel lernen und müßten vor allem auf Hebung von Ackerbau, Viehzucht bedacht sein. Die Umwandlung in einen Industriestaat hat zu früh begonnen, ein langsameres Tempo nach dieser Richtung hin ist unbedingt nothwendig. Ob die imperialistischen Ideen, die in Australien so großen Anklang gefunden, Land und Leute auf eine höhere Stufe der Entwicklung heben werden, wollen wir in einem späteren Aufsatz untersuchen.

A.

XIX.

Staatsfrage und Wahlen in Frankreich.

Paris, Mitte Juli 1902.

Zwischen dem ersten Wahlgang und den Stichwahlen (27. April und 11. Mai) schrieb der monarchische Soleil (3. Mai): „Von den Wählern verzichteten die Anhänger Waldeck-Rousseau's, für ihre Person, darauf, das Heer und die Gewissensfreiheit anzugreifen. Sie sagten kein Wort gegen die Verurtheilung des Begnadigten der Teufelsinsel. Mit ihrem Leib bildeten sie einen lebendigen Wall um das Princip des Eigenthums gegen den Ansturm des Collektivismus. Die republikanische Vertheidigung, welche sie gegen die von Jules Lemaître geleitete Vertheidigung der Republik führten, glich dieser letzteren zum Verwechseln.“ In der That, die Mannen des Ministeriums Waldeck-Rousseau, einige Radikalsocialisten und die Socialisten etwa abgerechnet, verbürgten in ihren Wahlprogrammen die Freiheit des Gewissens und des Unterrichtes, Vereinsrecht und noch andere Forderungen, welche den Katholiken am Herzen liegen müssen. Daß sie dieselben in ihrem Sinne zurechtlegten, ist Nebensache; ihre Aufstellung beweist jedenfalls, wie sehr die Forderungen der Katholiken sich im Volke eingewurzelt haben, als begründet anerkannt werden. Dies ist gewiß ein Fortschritt, berechtigt zu der Hoffnung, daß den Katholiken einmal Gerechtigkeit widerfahren wird.

Hinsichtlich des Programms der sachlichen, gerechten Forderungen stehen also die beiden Lager gar nicht so weit auseinander. Dies erklärt sich auch daraus, daß fast alle Parteien in beiden Lagern vertreten sind. Die Nationalisten, welche

Waldeck Rousseau anfeinden, ihm zum größten Verbrechen anrechnen, daß er Socialisten in sein Ministerium aufgenommen, haben auch Radikale und Socialisten, sogar revolutionäre Socialisten in ihrem Lager. Der einzige Unterschied besteht darin, daß bei der republikanischen Vertheidigung, dem Republikanerbund, keine Monarchisten sich finden das gesammte Parteilager deßhalb mehr nach links steht, gleichmäßiger ist. Worin besteht also der grundsätzliche Unterschied, die Hauptsache, durch welche die beiden Lager abgesondert werden?

Der Soleil deutet es an, indem er den Ministeriellen vorwirft, ihre Angriffe auf das Heer, sowie ihre Vertheidigung Dreifus' eingestellt zu haben, um die Wähler zu täuschen, und dadurch den nationalistischen Mühlen das Wasser abzuschneiden.

Alle Ministerien, auch Waldeck-Rousseau, verwendeten stets große Sorgfalt auf alles, was das Heer betrifft, gewährten namentlich auch den Offizieren vielfache Vortheile und Besserstellung. Beide Lager überbieten sich thatsächlich in ihrer Bewerbung, Umschmeichelung des Heeres, so daß der parteilose Beobachter unwillkürlich auf beiderseitige Hintergedanken schließen muß.

Jules Lemaître, Mitglied der Akademie, Oberanführer des nationalistischen Lagers im Wahlkampf, sagte in seinem Wahlaufruf: „Die Lage ist gefahrvoll Wohl niemals hatten die Wahlen solche Wichtigkeit, wie die am 27. April. Es gilt, das Vaterland zu retten, die französische Macht zu erhalten durch Gründung der wahren Republik. Die Republik soll die Regierung Aller durch Alle und zum Besten Aller sein. Die heutige Republik ist die Herrschaft einer unduldsamen, habgierigen Oligarchie, welche Frankreich erdrückt und ausbeutet, sich zur Aufgabe gestellt zu haben scheint, dasselbe wehrlos dem Ausland auszuliefern Das Ministerium Waldeck-Millerand-André hat seit drei Jahren selbst den Geist der französischen Revolution verleugnet. Unsere Väter wollten unser liebes Vaterland stark, um inmitten des monarchischen Europa die edelmüthigen Regungen und Strebungen zu verbreiten; es gibt kein mächtiges Vaterland ohne ein starkes Heer. Wir besitzen jedoch eine Regierung, welche eingestandenermaßen eingesetzt wurde, um die Rehabilitation eines von Seinesgleichen verurtheilten

jüdischen Offiziers zu erringen, sowie den Generalstab zu zerrütten; und die sich nur am Ruder gehalten hat durch Hilfe aller antinationalen, antisocialen Mächte, deren Gefangene sie jetzt ist. Nichtswürdige reizen ungestraft unsere Soldaten zur Empörung gegen ihre Führer und scheinen preußische Soldaten aus ihnen machen zu wollen. Der Kriegsminister verlangt von den Offizieren den freimaurerischen Beichtzettel, wenn sie aufrücken wollen. Er ist ein so befremdender Kriegsminister, daß dieselben, welche vive André rufen, auch à bas l'armée schreien. Das Dreyfus-Ministerium hat nacheinander die wichtigsten Artikel der Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte, dieser Charte der Republik, verletzt. Die Deklaration sagt: ‚Alle Bürger sind gleich vor dem Gesetz. Niemand soll wegen seiner Meinungen, selbst religiösen, beunruhigt werden.‘ Aber die Regierung hat ganze Klassen Bürger wegen ihrer Ueberzeugungen außer Gesetz gestellt. Im Namen der Freidenkerei hat sie gewisse Gedanken verboten. Sie will den Vätern das Recht rauben, ihre Kinder nach ihrer Ueberzeugung zu erziehen, als wenn die Kinder dem Staat gehörten. Die Deklaration sagt: ‚Das Recht der freien Aeußerung der Meinungen durch Schrift und Wort darf nicht angetastet werden.‘ — Und der Schrecken herrscht in allen Beamtenkreisen, die Angeberei gehört zum Regierungssystem. Die Deklaration sagt: ‚Alle Bürger müssen zu sämmtlichen Stellen und Würden zugelassen werden, gemäß ihrer Befähigung und ohne andere Unterscheidung, als ihre Tugenden und Begabung.‘ — Und die Regierung verweigert durch ein Gesetz die öffentlichen Aemter und die Freistellen in den staatlichen Hochschulen den jungen Leuten, welche nicht in Staatsschulen vorgebildet wurden. Wir sehen den Triumph der Unduldsamkeit und des freimaurerischen Klerikalismus. Die Regierung als Volksregierung hat guten Haushalt zu führen und allgemach die Lage der Mehrheit zu verbessern. Das Dreyfus-Ministerium hat jedoch das Deficit eingeführt, das für 1901 350 Millionen beträgt, ohne die 265 Mill. des China-Anlehens. Die Leibeigenen der Mehrheit haben nichts gethan für das Volk während vier Jahren. Sie haben solche Verschleuderung getrieben, daß die sociale Fürsorge viel schwieriger geworden. Dabei fahren sie unverschämt fort, die Wähler mit Versprechungen zu ködern.

„Wir klagen daher das Dreyfus-Ministerium und seine Mehrheit als Verräther der Republik an. Um die Republik zu retten, müssen vaterländische, ehrliche, wahrhaft demokratische Abgeordnete gewählt werden, welche folgendes Programm unterschreiben: ‚Dem Sektengeist der Regierer den Geist der französischen Revolution entgegen zu stellen. Dem Internationalismus die Liebe des Vaterlandes und der französischen Macht entgegen zu setzen, weil diese Macht unser und für die ganze Menschheit nothwendig ist. Dem Sektenthum der freimaurerischen Congregation die in der Deklaration der Menschenrechte enthaltenen Grundsätze der Freiheit und Duldung entgegen zu setzen. Der Leibeigenschaft des Collektivismus, dieser klobigen deutschen Utopie, den freiwilligen französischen, brüderlichen Socialismus entgegen zu stellen.‘ Wir wollen eine Republik, welche dem Heere Achtung verschafft, dasselbe stark erhält — um Krieg zu vermeiden; allen Bürgern Freiheit des Gewissens, der Vereinigung, des Unterrichts und der Arbeit sichert, ohne welche es keine Menschenwürde gibt; Ordnung in den Finanzen schafft, Gesetze socialer Gerechtigkeit einführt, jegliche Vereinsbildung fördert. Dies ist, in Erwartung der Aenderung des Wahlgesetzes und der Verfassung, das Programm, das wir in zahlreichen Versammlungen dargelegt."

Lemaître faßt in diesem Aufruf so ziemlich alle Anklagen zusammen, welche die Nationalisten gegen das Ministerium vorbringen, und die auch großentheils begründet sind. Der entscheidende Punkt in dem Aufruf ist indessen die Aenderung der Verfassung, welche von den einzelnen Candidaten der Nationalisten meist viel schärfer betont sind, als von Lemaitre. Die Nationalisten sind die Partei der Staatsumstülpung, des Staatssturzes. Nur in diesem Punkte finden sie sich zusammen, sind sie einig. Die Bonapartisten wie die Monarchisten gehen nur deshalb mit den Nationalisten, weil sie hoffen, die durch dieselben bewirkte Verfassung würde schließlich zur Neuherstellung des Kaiserreiches oder Königthums führen. Noch dieser Tage bekannte Cassagnac, Jedermann wisse doch, daß bei dem Boulangismus Bonapartisten wie Monarchisten ihre Rechnung zu finden hofften. Das jetzige Nationalistenthum ist in Wirklichkeit nur eine neue Auflage des Boulangismus, hat dieselben Führer.

Deroulède verkündet als dessen Programm: Wahl des Präsidenten der Republik durch das allgemeine Stimmrecht, Abschaffung des Senates, Regierung des Volkes durch das Volk, nämlich durch die Nationalversammlung, während der Präsident seine Minister außerhalb derselben nimmt, also parteilose Fachminister, einfache Werkzeuge des Präsidenten. Der Präsident würde in jedem Falle die größte Macht für sich haben, ein wirklicher Cäsar, Diktator sein, was ebensogut zum Kaiserthum als zum Königthum führen kann. Die übrigen Nationalisten haben kein Staatsprogramm — außer daß sie Ministerium und Verfassung beseitigen wollen — widersprechen aber auch Deroulède nicht, dessen Programm deshalb großen Anklang findet, als dasjenige aller Nationalisten gilt.

Die Forderungen der Katholiken spielen in dem Aufruf Lemaître's, überhaupt in allen Kundgebungen der Nationalisten nur eine untergeordnete Rolle. Und dabei stellen die Katholiken die meisten Wähler, haben das meiste Geld zu den Wahlen beigesteuert. Doch traten diesmal eine Anzahl Katholiken als Action libérale in den Wahlkampf, verpflichteten sich durch Unterschrift, sofort und unablässig für die Aenderung der Bestimmungen des Vereinsgesetzes zu wirken, welche gegen die Congregationen gerichtet sind. Piou, Gründer und Leiter dieser geplanten Gruppe, ist leider nicht wiedergewählt worden. Wenn sonst kein geeigneter Führer sich findet, ist das Scheitern des Unternehmens sehr zu besorgen. Ueberhaupt fehlt es den Katholiken gar sehr an tüchtigen Führern, an einem gewandten Oberhaupt. Die Verpflichtung betreffs des Vereinsgesetzes hätte zum Ausgangspunkte eines Programmes werden können. Da sie keine eigene Gruppe bilden, nicht selbständig auftreten, sind die Katholiken keine Macht, keine Partei, mit welcher eine Regierung, als Freund oder Feind, zu rechnen hätte. Die Regierungen sind hier nur an allgemeine, sehr lose Rücksichten gegen die große stumme Masse der Katholiken gebunden. Diese Masse ist ruhig, geduldig, gewohnt vieles still zu ertragen. Eine Regierung hat sich nur vor gewaltthätigen, tiefgreifenden Maßnahmen zu hüten, welche diese stille, äußerst regierbare Masse in Bewegung setzen könnte. Wohl nur Aufhebung des Concordates, Abschaffung des Cultusbudgets können als solche

Maßnahmen angesehen werden, welche jeder Regierung gefährlich werden müssen.

Warum suchen die Nationalisten einen Gegensatz zwischen Heer und Regierung zu schaffen, das Heer als ihre Sache, mit ihnen verwachsen hinzustellen? Einfach, weil sie das Heer gewinnen, zu einer Umstülpung der bestehenden Ordnung, zu einem Staatsstreich gebrauchen wollen. Deroulède hat dies nicht nur mehrfach verkündet, sondern auch zu bethätigen, auszuführen gesucht; daß er bei der Leichenfeier Felix Faure's solchen Staatsstreich versuchte, hiezu einen General verleiten wollte, hat er eingestanden, rühmt sich desselben. Eine Umgestaltung des Staates durch nationales Zusammenwirken von Heer und Volk betonte er wiederholt, Bündeleien mit Generalen haben stattgefunden, weßhalb mehrere der letzteren in die Provinz versetzt, kalt gestellt wurden. Und die Nationalisten mit allen gegen das Ministerium kämpfenden Parteien stehen zu ihm.

Da wird doch Jeder sagen müssen, daß bei diesen Wahlen die Staatsfrage entscheidend gewesen ist. Ueberhaupt ist die Staatsfrage jedesmal, bei allen Wahlen unter der dritten Republik gestellt. Solange die Gegenpartei nur aus katholisch gesinnten Monarchisten bestand, war dies weniger einschneidend. Die Monorchisten, als Conservative, gebrauchten nur gesetzliche Mittel im Kampf gegen die Regierung. Diese hatte den Vortheil, die Gewalt in den Händen zu haben, weßhalb sie der Mehrheit immer sicher war, da die Masse der Wähler nichts mehr scheut, als gegen die Regierung zu stimmen. Die Sache wurde anders, als die Conservativen sich mit einem untreuen General (Boulanger), zünftigen Staatsstürzern (Deroulède u.s.w.), sowie einer Anzahl Radikaler, Socialisten (Rochefort, Naquet, Viviani, Laguerre u. s. w.) verbanden, um mit allen Mitteln, durch einen allgemeinen Sturm Regierung und Republik niederzuschlagen. Das wetterwendische, stets aufsässige, zu jedem Umsturz bereite Pariser Volk war im Nu gewonnen. Aber in der Provinz verloren die Monarchisten ungemein an Boden. Die betreffenden meist ländlichen, kleinstädtischen Wahlkreise sind kirchlich gesinnt geblieben, stimmen aber seither für Anhänger der Regierung, ohne sehr auf deren Farbe zu achten. Sie wollen gut Freund mit der Regierung bleiben, besonders aber

jeglichen Umsturz vermeiden, lieber das Bestehende erhalten, soviel sie auch daran auszusetzen haben mögen.

Freilich kann die Stellung der Staatsfrage, der Sturz des Bestehenden, in Frankreich nicht mit demselben Maßstab beurtheilt werden, als anderswo. Seit hundert Jahren gibt es keine Regierung mehr, welche der vorherigen in ruhiger, gesetzmäßiger Weise gefolgt wäre. Die Rechtmäßigkeit, die Grundlage der jedesmaligen Regierung, Staatsform, ist daher nur in beschränktem Sinne aufzufassen. Ihr bester Rechtstitel besteht in der Thatsache ihres Daseins, eine Rechtsnachfolge können sie nicht geltend machen. Als der Papst, auf Ansuchen Grevy's, den Katholiken den Beitritt zur Republik empfahl, zur Pflicht machte, that er nur, was alle Päpste gethan. Da Frankreich sich bezüglich der Staatsform im Zustand des Werdens befindet, hatte das Eingreifen des Papstes Sinn und Berechtigung. Es war an den Katholiken, durch Eingehen auf seinen Rath, die neue Ordnung zu begründen, zu befestigen. Dieselbe mußte dann, trotz aller Hindernisse und Parteistrebungen, schließlich zu ihrem Vortheil ausfallen, wie es früher mit der monarchischen Staatsform der Fall gewesen.

Die Absichten des heiligen Vaters sind hauptsächlich durch das aus dem Dreyfus-Rummel hervorgegangene Nationalistenthum durchkreuzt worden. Dem Volke wurde angegeben, es bestehe eine furchtbare internationale Verschwörung gegen Frankreich, welches durch Zerrüttung seines Heeres dem Ausland überliefert, vernichtet werden solle. Verhütet könne diese furchtbare Gefahr nur werden durch Bewahrung des Heeres, engen Anschluß des Volkes an dasselbe. Die greifbarste Wirkung dieser Taktik besteht darin, daß der Beitritt der Katholiken zur Republik vereitelt, diese größtentheils in das nationalistische Schlepptau gerathen, die auswärtige Politik maßgebend für die inneren Angelegenheiten geworden, bei jedem Anlaß angerufen wird. Bei Erneuerung des Dreibundes klagt der Soleil, das Blatt des Herzogs von Orleans: „Das Wichtigste der heutigen Lage ist, daß allgemein die Politik einzig auf die Erhaltung des Status quo gerichtet ist. Es scheint, daß in der Welt nicht mehr genug mannhafte Kraft vorhanden, um einen Schritt vorwärts zu wagen, die Lösung der großen Welt-Aufgaben

zu versuchen. Man müht sich ab auf demselben Fleck, hält sich in seiner Umwallung, beobachtet, aber rührt sich nicht. Der Status quo verkörpert genau den heutigen Geisteszustand. Diese Lage kommt von der Niederlage, die wir 1870 erlitten. Nichts kann besser beweisen, wie sehr ein mächtiges Frankreich dem europäischen Gleichgewicht nothwendig, zu welcher Rolle wir in der Welt berufen sind. Vom Tage an, wo wir nicht mehr die Macht besaßen, unsern Willen durchzusetzen, aufzuzwingen, da unser Ansehen als Großmacht gelitten, gleicht Europa einer Uhr, deren Pendel nicht mehr schwingt; seither zauderte Europa, stand schließlich stille. All sein Ehrgeiz besteht jetzt in der Erhaltung des Status quo. Diese Nothwendigkeit eines starken, gefürchteten Frankreich ist so augenscheinlich, daß sie selbst den Voreingenommensten sich aufdrängt. Aus diesem Grund hegen wir die unerschütterliche Hoffnung einer nationalen Erhebung, denn diese ist nothwendig für die Entwickelung der Verhältnisse Europas. Aber die jetzige Regierung ist unfähig, uns diese Vormacht wieder zu verschaffen".

Hienach besteht das europäische Gleichgewicht darin, daß Frankreich so mächtig sei, seinen Willen gegen alle Uebrigen durchzusetzen. Um diese Uebermacht Frankreichs wieder herzustellen, muß die Republik durch die Monarchie ersetzt werden, natürlich mittelst Gewalt, Staatsstreich. Denn die Ereignisse haben es bewiesen, anders ist solches nicht möglich. Nach innen wie nach außen ist demnach das Programm der Monarchisten und Nationalisten nicht friedlich. Daß Europa sich nach der französischen Vorherrschaft zurücksehnt, ist bisher nicht sehr zu bemerken gewesen. Europa scheint vielmehr sehr zufrieden mit dem dreißigjährigen Frieden, während dessen es in jeder Hinsicht große Fortschritte gemacht hat.

Wie gewöhnlich, so schrieben sich auch diesmal beide Lager den Sieg bei den Wahlen zu. Dies kann nicht sehr auffallen, da, wie wir gesehen, die meisten Bewerber auch für die Katholiken ein gutes Wort hatten. Dazu waren 171 Neulinge gewählt, welche noch keine Proben ihrer Gesinnungen in der Kammer abgelegt hatten. Auch wurde seither berechnet, auf die Gegner der Regierung seien 4'196,060, auf deren Anhänger 3'762,718 Stimmen gefallen. In Paris haben die

Gegner der Regierung, sowohl betreffs der Stimmen- und Abgeordnetenzahl das Uebergewicht. Sonst ist zu bemerken, daß während zwei Socialisten im Ministerium saßen, die Socialisten 13 Sitze bei den Wahlen verloren. Gerade mehrere der heftigsten Kirchenfeinde, wie Allemane, Viviani, Zevaes, Flaissières, sind durchgefallen. Die Action libérale, auf welche wir einige Hoffnung setzen wollen, trotzdem ihr Haupt (Piou) unterlegen, zählt 78 Mitglieder.

Ein besonderes Kennzeichen der Lage ist jedenfalls, daß die Zahl der gewählten Offiziere von 9 auf 27 gestiegen ist. Mehrere derselben, darunter tüchtige höhere Offiziere, hatten ihren Abschied genommen, um sich wählen lassen zu können. Alle sind Gegner der Regierung, des Kriegsministers André, des Präsidenten Loubet und auch der Verfassung. Daß sich so viele tüchtige, zukunftreiche Offiziere auf die Politik werfen, meist indem sie zugleich ihre der Regierung feindliche Stellung durch öffentliche Schreiben kundgaben, ist jedenfalls ein Beweis, daß Unzufriedenheit und Spaltung im Heere herrschen. Das Nationalistenthum hat dort jedenfalls die Oberhand, was der Regierung doch einige Besorgnisse einflößen dürfte. Die zur Schau getragene radikale Gesinnung des Kriegsministers André kann den Offizieren nicht sehr behagen. Auch hat derselbe mehrfach Maßnahmen getroffen, welche nicht den Ueberlieferungen entsprechen. Alle aufrichtigen Beobachter stimmen jedoch darin überein, daß die Haupt- und Grundursache des Mißbehagens in dem nun dreißig Jahre dauernden Frieden besteht. Die lange Friedenszeit verurtheilt die Offiziere zur Unthätigkeit, der Aufruck stockt, was gerade in Frankreich bedenklich ist. Es sind viel zu viele Offiziere ohne Vermögen im Heere, welche schnell aufrücken müssen, um zu einer annehmbaren Lebensstellung, Anrecht auf leidlichen Ruhesold zu gelangen. Diese Offiziere müssen ganz besonders den Krieg wünschen, dem alle zustimmen, um die Scharte von 1870 auszuwetzen. Deshalb neigen die Offiziere zu den Nationalisten und Monarchisten, welche immer von der Nothwendigkeit reden, Frankreich wiederum die erste Stelle in der Welt zu verschaffen. Die innere Frage ist auch mit der auswärtigen Frage verwachsen, eine geht nicht ohne die andere. Es ist wahrlich

egsgefahr vorhanden, aber man sieht doch, wohin die
hließlich treiben müssen. Die Politiker zählen darauf,
zum Zweibund herüberzuziehen, während Oesterreich
auch von außen geschürte Verhetzung der Nationali=
achmatt gesetzt werden soll.

nach den Wahlen die durch die Nationalisten gewählten
neten zum ersten Male sich versammelten, forderte
den Ehrenpräsidenten Coppée auf, der Versammlung
leiben, da viele Mitglieder der Patrie française durch
Klerikalismus herausgefordert würden. Nachdem sie
t und Geld derselben erbettelt, beginnen die Nationalisten
ie Katholiken auszuschalten und vor die Thür zu setzen.
holiken haben denn auch richtig wiederum die ersten
mmsten Hiebe erhalten müssen.

s Anfang Juni Waldeck=Rousseau nachfolgende Mini=
Combes sagte in seiner Botschaft an die Kammern
i): „Eine vom Land verurtheilte Bündelei hatte Alles
, um während der letzten Jahre den nationalen Charakter
res zu verderben und es von seiner einzigen, edlen
abzuwenden. Wir werden mit größter Entschlossenheit
Versuche bekämpfen, das Heer von der Politik fern=
. . Bösen Einflüsterungen nachgebend, wollte ein Theil
lichkeit (Rufe links: Alle! Alle!) die Sache der Kirche
jenigen der religiösen Gemeinschaften verschmelzen;
dem Geist der Verfassung ist die Geistlichkeit in den
pf eingetreten, was zu unstatthaften Uebergriffen führt.
llen untersuchen, ob die der Regierung zustehenden Be=
dergleichen verhindern können. Das Vereinsgesetz ist
uli) eingeführt. Die Regierung wird dafür sorgen, daß
ner Bestimmungen ein todter Buchstabe bleibe."

13. Juni, bei einer Interpellation über die allgemeine
es Ministeriums, sagte Combes: „Die Regierung kann
n Willen des Landes gemäß, den Kampf gegen die
che Reaktion und den Klerikalismus fortführen, bis die
der Republik entwaffnet sind. Es bedurfte der Ent=
heit des Ministeriums Waldeck=Rousseau und der Festigkeit
gsministers André, um der Insubordination im Heer
zu setzen, die cäsaristische Gefahr abzuwenden. Die An=

stimmungen wird man diese Mehrheit, welche festgeschlossen ist wie ein Felsen und sich nicht abbröckeln läßt, im Schach halten. Die Abbröckelung dieser Mehrheit ist das gemeinsame Ziel aller Vertheidiger der Gemeinschaften, sie würde den sofortigen Zusammenbruch der republikanischen Partei nach sich ziehen. Es ist die erste That, welcher bald viele andere Thaten folgen werden." Dröhnender Beifall erscholl, die Kammer sprach mit 333 gegen 206 Stimmen dem Ministerium ihr volles Vertrauen aus. Eine solche Mehrheit hatte bisher noch kein Ministerium unter der dritten Republik erreicht. Mehrere radikale und socialistische Nationalisten stimmten mit der Mehrheit, kehrten also ihre Waffen gegen die eigenen Bundesgenossen!

Der Jubel der Radikalen, Radikalsocialisten und Socialisten kannte keine Grenzen mehr. Ihre Blätter preisen den bis dahin mißtrauisch angesehenen Combes, daß er alle Republikaner durch die Feindschaft gegen den Klerikalismus vereint, zu einem festen Block zusammengeschiedet habe. Nun ist die Richtung der Politik dieses Ministeriums und wohl auch der Kammer festgelegt.

Am 8. Juli wurden die Präfekten aufgefordert, den Ordensniederlassungen, welche die Anerkennung nicht nachgesucht, anheimzustellen, sich freiwillig binnen acht Tagen aufzulösen, die Mitglieder in ihre Mutterhäuser zurückkehren zu lassen, widrigenfalls werde gewaltsame Schließung erfolgen. Doch kann nachher das Mutterhaus einkommen für die Gestattung einer neuen Niederlassung. Offenbar will die Regierung den Folgen ihrer Maßnahmen vorbeugen helfen. Es handelt sich um 2600 bis 2700 freie Schulen, deren Leitung die Stifter Ordensleuten übertragen hatten. Da diese Schulen sich nicht als selbständige Ordensniederlassungen betrachten konnten, hatten sie die Anerkennung nicht nachgesucht. Sie zählen 6–7000 Lehrkräfte und 160–170,000 Schüler. Da für die Lehrkräfte meist kein Ersatz zu finden, sieht also die Regierung die Wiederbesetzung dieser Schulen mit Ordensleuten vor. Als am 10. der Abgeordnete Aynard eine Interpellation anmeldete und deren sofortige Erörterung beantragte, erhoben sich Socialisten und Radikale wüthend dagegen. Es kam zu einem furchtbaren Handgemenge, als der Nationalist Auffray den Ministerpräsidenten anschrie:

à bas le ministre proscripteur. Um so toller wurde Combes angejubelt, als Triumphator gepriesen. Die Raserei gegen den Klerikalismus ist nun einmal der Punkt, in welcher die ganze Mehrheit mit blinder Wuth einmüthig zusammensteht. Der Haß gegen die Kirche ist die Haupttriebfeder der Linken. Mit einem Schlag gegen die Kirche hat das Ministerium jedesmal die Mehrheit in der Hand.

Nur aus zwei Ursachen können die Kirchenfeinde nicht zum Aeußersten gehen. Die vollständige Austreibung aller Ordensleute würde dem Staat wohl 200 Millionen Mehrausgaben für Schul-, Waisen-, Kranken-, Greisen- und sonstige wohlthätige, gemeinnützige Anstalten auferlegen. Jaurès mahnte sehr dringend in der Kammer, Vorsorge zu treffen, um einem Zusammenbruch vorzubeugen. Der Staat ist außer Stande, solche Last auf sich zu nehmen. Um den Ueberschuß der beiden letzten Jahre zu decken, muß er 1200 Mill. Anleihen aufnehmen. Während dessen gehen aber die Einnahmen zurück, anstatt daß sie steigen. Alle Ausgaben steigen dabei immerfort.

Die zweite Ursache besteht darin, daß die Heiligkeit des Eigenthums der einzige Satz ist, an dem alle Franzosen festhalten. Die Liegenschaften der nicht anerkannten Orden gehören aber rechtlich und gesetzlich Einzelpersonen oder Besitzgesellschaften. Diese zu enteignen, wäre eine schwere Verletzung des Eigenthums, deren Folgewirkungen jegliches Eigenthum geschädigt haben müßten. Die Gerichte haben denn auch bis jetzt den Besitz der Orden gewahrt. Trotzdem werden die Katholiken hart betroffen. Sie haben wiederum allein die Zeche für alle Gegenparteien zu bezahlen.

Seit Vorstehendes geschrieben, hat das letzte Rundschreiben des Ministerpräsidenten Combes, das die unnachsichtliche Schließung fast aller Congregationsschulen verfügt, eine veränderte Lage geschaffen. Dieses brutale Vorgehen des Kabinets hat eine tiefe Erregung in Frankreich hervorgerufen. Die Cardinäle Richard und Perraud richteten energische Protestschreiben an den Präsidenten Loubet, ihrem Beispiele schlossen sich andere Bischöfe an und trugen die Bewegung in die Provinzen hinaus, die in großen Protestversammlungen in Städten und Communen ihren Widerhall findet. Vielleicht hat das ungesetzliche und tyrannische Vorgehen der Regierung doch die Wirkung, daß die französischen Katholiken endlich sich aufraffen und zu einem entschlossenen Widerstand mit klarem politischem Programm sich zusammenschließen. Wir möchten es gerne hoffen.

XX.

Die „Gerechtigkeit" von Eduard Eggert.

Eine Artistin erschießt den Räuber ihrer Ehre und wird zum Tode verurtheilt, und zwar mit Unrecht — das ist in wenig Worten die Fabel eines Dramas, das viermal über die Bretter der Stuttgarter Hofbühne ging und Aufsehen erregte. Da wir die Dichtungen des Verfassers, Eduard Eggert, wiederholt hier[1]) besprachen, mag es gestattet sein, auch auf dieses neue Stück näher einzugehen. Wir müssen hier weiter ausholen, um den Boden zu zeichnen, auf dem es erwachsen ist.

Fiat justitia — pereat mundus sagt ein alter Spruch. Wer hat nicht schon den Widerstreit zwischen materiellem und formellem Rechte empfunden? Wie mancher Schurke weiß das Gesetz zu umgehen und steht tadellos da, während ein armer Teufel von der blinden Göttin Gerechtigkeit in harte Fesseln geschlagen wird. Wer weiß, wie viel die Erziehung oder Nichterziehung, die Lebensumstände, die Schicksale auf den Menschen einwirken, der wird vorsichtiger in der Abwägung der Schuld. Wen der Beruf dazu zwingt, mit den Gefangenen täglich zu verkehren, der wird leicht darüber erstaunen, wie es möglich war, daß Menschen, die so viel guten Willen und Verstand zeigen, in die schwersten Verbrechen hinein geriethen. Und wenn er weiter darüber nachforscht, wie es möglich ist, wird er auf allerlei Ursachen und Umstände, eine Verkettung von Bedingungen stoßen, die dem Willen fast keinen Raum zu lassen und die Schuld aufzuheben scheinen.

Bei der Verurtheilung von Verbrechern haben die Richter selten Gelegenheit und Zeit genug, sich in das Innenleben des Menschen zu versenken, sie kennen sein Vorleben und seinen Charakter nur ungenügend. Mancher Verbrecher ist zu un=

1) Bd. 111, 848 ff., (Lyrisches und das Epos „der Bauernjörg")
Bd. 115, 756 ff. („Der letzte Prophet").

geschickt, mancher zu stolz, sein Innenleben aufzudecken. Viel besser gelingt es Gefängnißvorständen, hier einen Einblick zu gewinnen, naturgemäß wird er manche Strafe als zu hart empfinden, wiewohl auch er das Opfer von Täuschungen werden kann. Die Gefangenen selbst wälzen ja gerne die Schuld von sich ab auf ihre Eltern, auf ihre Erzieher, auf ihre Herren, auf ihre Gatten. Da gibt es Erbfehler, Erziehungsfehler, Gesellschaftsfehler aller Art, die leicht zu Gebot stehen.

Aus diesem Ideenkreis heraus ist das Drama Eggert's zu verstehen, der Vorstand einer Männerstrafanstalt ist. Er hat hier aus seinem Berufskreise mit vollen Händen geschöpft, und in dem Zuchthausdirektor Holtzendorff gleichsam sein ideales Vorbild gezeichnet. Holtzendorff, der den Namen des bekannten Begründers der neuen Strafrechtstheorien trägt, ist der Anwalt der Menschlichkeit und des idealen Rechtes, während die Richter, näherhin Staatsanwalt und Justizminister, nur das starre, schroffe, formelle Recht im Auge haben und dabei ungerecht und unmenschlich werden.

Ihr Opfer ist Miß Wanda, eine Cirkuskünstlerin. Als Findling kam sie in den Cirkus, in zweifelhafte Verhältnisse, aber ihre edle Natur hat sie durch alle Fährlichkeiten bewahrt. Selbst den Sohn eines Justizministers wußte sie zu fesseln. Diese Liebe ist keine rein sinnliche. Um den Bund des Lebens mit ihm zu schließen, will sie dem Cirkus entsagen. Noch ruht ein dunkler Punkt auf ihrer Vergangenheit, den sie auszuwischen sich müht, denn sie ist eigentlich unschuldig. Als hilflose Fremde kam sie in eine Stadt und gerieth in die Hände eines Mannes, der sich später als Staatsanwalt entpuppte. Seinen Schutz hatte er ihr angeboten, aber er raubte ihr die Ehre in doppelter Hinsicht, verführte sie und wußte den Verdacht eines Diebstahls auf sie zu lenken, um sie als feile Person erscheinen zu lassen. Derselbe war es dann, der als Staatsanwalt sie wegen des Diebstahls anklagte und verdammte — ein wahres Scheusal, ein Schurke, wie man ihn sich kaum als möglich denken kann. In einer dramatisch sehr wirksamen Scene treten Wanda und jener Staatsanwalt, der inzwischen Ministerialrath geworden war, einander gegenüber; er trägt den bezeichnenden Namen „Streber“. Sie verlangt von ihm

die Wiederherstellung ihrer Ehre, leidenschaftlich andrängend, stürmisch fordernd. Kalt begegnet Streber ihren Aufwallungen; mit eiserner Stirn leugnet er erst, entzieht sich dann mit mephistophelischer Ironie ihren erstaunten Fragen und Ausrufungen. Die Rücksicht auf die Carriere, also der Ehrgeiz bestimmt und durchdringt ihn allein und macht ihn stumpf gegen alle Anmuthungen der Menschlichkeit. Dumpfe Verzweiflung erfaßt sie, sie ist zu allem fähig. Und wirklich, sie erschießt ihn unmittelbar darauf, da er eben im Abgeordnetenhaus eine glänzende Rede für Beibehaltung der Todesstrafe hält.

Wie ist nun diese Tödtung zu beurtheilen? Ein Mord im eigentlich strengen Sinne, mit Absicht und Ueberlegung ausgeführt, liegt wenigstens für die, die die Verhältnisse kennen, nicht vor; es ist vielmehr eine That der Selbsthilfe, unwillkürlicher Rache, erträumter Nothwehr, ein Verbrechen aus Ehre, ebenso zu beurtheilen wie ein Duellmord. Die schwierige Frage, wie diese That zu beurtheilen sei, wird im Stück Eggert's freilich nicht weiter verfolgt. Ohne Zwischenglieder erfahren wir im folgenden Akt, daß Wanda zum Tode verurtheilt ist, und müssen also annehmen, daß eine überlegte, vorsätzliche Tödtung angenommen wurde, müssen also voraussetzen, daß die Richter über den wahren Thatbestand im Dunkeln blieben. Es handelt sich nur noch um die Begnadigung, um die sich Holtzendorff und die Tochter des Justizministers im Bunde bemühen. Die stärksten Saiten werden hier aufgezogen. Die Ministerstochter, die ohne ihr Wissen mit ihrem Bruder in der Beurtheilung Wanda's zusammentrifft, schwärmt ihrem Vater etwas von dem Zukunftsrechte, dem Zukunftsstaate vor, wo nur Menschlichkeit und wahres Recht herrschen soll. Mit Recht weist sie der Vater als Schwärmerin zurück, nur wirkt diese Zurechtweisung nicht recht überzeugend, da der Minister selbst nur eine zweite Auflage „Strebers“ ist. Auch er ist ein Streber, der um seiner Stellung willen alle Rücksichten der Menschlichkeit vergißt. Wie ihn nämlich Holtzendorff aufklärt, ist er der natürliche Vater der Wanda. Nicht blos das traurige Loos Wanda's hat er auf dem Gewissen, sondern auch das lebenslängliche Zuchthaus ihres Großvaters, der die entehrte Tochter erdrosselte, eben die Mutter Wanda's!

Zu den dramatisch wirksamsten Scenen gehört das Zusammentreffen des Großvaters und der Enkelin in demselben Zuchthaus, ohne daß sie sich kennen. Sehr lebenswahr und psychologisch fein beobachtet ist der zwanzigjährige Züchtling in weißem Zwilch: das niederdrückende Bewußtsein und die langjährige Haft hat ihn zum religiösen Schwärmer gemacht, der seinen Jammer in salbungsvolle Sprüche kleidet. Sein Auftreten wirkt ungemein ergreifend, die Ergriffenheit wird aber zum höchsten Punkte gesteigert durch Wanda in einer erschütternden Todesangstscene, die sich in der Unterredung mit Holtzendorff zu einer glänzenden Rechtfertigung der Idee der christlichen Gerechtigkeit auflöst. Die ernste Stimmung wird in ganz Shakespeare'scher Weise durch humoristische Einschiebsel unterbrochen, die aber den Eindruck nicht stören. Da ist der gestrenge Gefängnißaufseher mit seiner derben Gutmüthigkeit, eine köstliche Figur, da sind die aufdringlichen Journalisten, die sogar mit Photographen kommen! Gut gezeichnet ist das neugierige Publikum, dem die Hinrichtung einen Spaß bereiten soll. Noch im letzten Augenblick kommt die Begnadigung, erwirkt durch die Ministerstochter. Allein es war zu spät, der Ministerssohn hatte sich als Arzt Zutritt verschafft und suchte Wanda und sich mittelst eines Seiles zu retten, aber die Beiden stürzten ab und blieben todt.

Es ließe sich an dem Gange der Dinge Vieles bekriteln, wie es auch geschehen ist: manche fanden den Stoff zu modern, andere zu viel Unwahrscheinlichkeiten, andere zuviel zusammengedrängt, statt einer zwei Fabeln ausgesponnen. Von allen diesen Ausstellungen sehen wir hier ab, freuen wir uns am Gelungenen und an den Schönheiten des Stückes! Eines bleibt sicher der Hauptruhm Eggert's, daß er — erhaben über die modernen Dichter — die christliche Idee nicht verleugnet hat. Die zu Tode geängstigte Wanda weist Holtzendorff hin auf den ewigen Richter, die jenseitige Vergeltung, die ausgleicht, was die schwachen Menschen verbrochen, auf die göttliche Gerechtigkeit, die himmelhoch steht über der menschlichen Gerechtigkeit. Solche Worte hört man selten oder gar nie von der modernen Bühne.

Der Richterstand kommt nicht gut weg in dem Stücke und es ist nur zu begreiflich, daß von dieser Seite eine starke Gegenströmung einsetzte. Wenn freilich die Richter und Juristen, wie sie in diesem Stücke auftreten, die Regel wären, dann stünde es schlimm. Aber es handelt sich doch nur um Ausnahmen, und gerade diese Ausnahmen sind geeignet, auch den Richterstand zur Selbstbesinnung zu mahnen, wie man sie auch anderen Ständen von der Bühne aus nahelegt. G. G.

XXI.

Der Selbstmord in seinen Beziehungen zu Confession und Stadtbevölkerung im Königreiche Bayern.

Von den vielen statistisch faßbaren Differenzirungsmomenten, in die sich ein Selbstmord zergliedern läßt, gebührt der Combination von Selbstmord und Confession eine nicht zu unterschätzende Beachtung. Das Einzelereigniß, zerlegt in die verschiedenen individuellen Angaben theils persönlicher, theils sachlicher Art bietet für den Statistiker keinerlei Anhaltspunkt. Das Massenereigniß in fortlaufender Verzeichnung der Einzelfälle erst setzt ihn in den Stand, durch zahlenmäßig belegte Resultate, Regelmäßigkeiten, Eigenartigkeiten als Ausdruck der Massensammlung von Thatsachen festzustellen. Bringt man daher den Selbstmord als sociale Massenerscheinung in Verbindung mit individuellen Eigenschaften der Selbstmörder, z. B. dem Alter, der Religion, so ist die Zuverlässigkeit der Ergebnisse bei direkter Inbeziehungsetzung von Selbstmord und Differenzirungsmoment um so höher, je größer die Masse der Beobachtungen und je länger die beobachtete Zeitstrecke ist. Bei der Gegenüberstellung von Selbstmord und Religion ist nun der wünschenswertheste Aufschluß, nämlich das Verhältniß zwischen der Confession der Selbstmörder und der Gesammtbevölkerung ihres Religionsbekenntnisses, nur in wenigen Fällen ermöglicht. Für die Analyse der Confessions-

zugehörigkeit der Selbstmörder fehlt das Massenmaterial. Selbst Preußen, dessen Angaben über den Selbstmord im Uebrigen mit beispielloser Sorgfalt ausgeführt sind, übergeht seit dem Ende der Siebzigerjahre die Mittheilungen, welcher Confession der Selbstmörder angehört.[1]) Nur Bayern, Württemberg und Baden gestatten auf Grund ihres Materials auch in dieser nicht unwichtigen Frage eine nähere Untersuchung.

Die Confessionsfeststellung und ihre Aufnahme in die Nachweise über die persönlichen und sonstigen Verhältnisse der Selbstmörder ist einmal schon aus Gründen statistischer Vollkommenheit der Erfragung, als ein Glied der verschiedenen Ermittlungspunkte principiell zu verlangen. Sodann ist es im Interesse der Wissenschaft gelegen, einen statistischen Unterbau für einen Einblick in die gegenseitige Gestaltung der Betheiligungsquote der einzelnen Confessionen am Selbstmorde zu besitzen. Die Unerläßlichkeit der Nachfrage nach der Religionszugehörigkeit ist demnach eine Forderung der Wissenschaft, die auch über diesen moralstatistisch so bedeutsamen Punkt Klarheit haben will.

Die bisherige Methode zur Ermittlung der Selbstmordbetheiligung der zwei hauptsächlich in Betracht kommenden Religionen des Katholicismus und Protestantismus bestand in der Vergleichung von durchgehends katholischen mit durchgehends protestantischen Gebieten in Bezug auf ihre Selbstmordfrequenz. Als Ergebniß dieser Methode stellt sich z. B. heraus, daß auf je 100,000 Einwohner in den Jahren 1881—1890 und 1891—1898 Selbstmorde kommen:[2])

in Sachsen	35,3	bezw. 30,9	in Spanien	2,4	bezw.	2,0
in Dänemark	25,5	„ 24,3	in Irland	2,3	„	2,9.

1) Dr. E. Rehfisch, Der Selbstmord. Berlin 1893. S. 141.

2) Nach Georg v. Mayr im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 2. Aufl. S. 712. Bd. VI.

Der große Abstand der beiden ausschließlich protestantischen und rein katholischen Länder stellt den Einfluß des Katholicismus in das günstigste Licht. Allein auch der Vergleich von territorial nicht so verschiedenartigen Gebieten, wie diese Länder es sind, von Provinzen ein und desselben Landes sichert den katholischen Landestheilen im Hinblick auf benachbarte protestantische Gebiete den Vorrang einer bedeutend geringeren Selbstmordneigung. Nach Krose S. J. [1]) belief sich die absolute Zahl der Selbstmorde in den rein katholischen Kantonen der Schweiz (Luzern 14, Uri 0, Schwyz 2, Obwalden 1, Nidwalden 1, Zug 1, Appenzell J. Rh. 1, Tessin 14, Wallis 8) im Durchschnitt der Jahre 1895/1896 zusammengenommen auf 42 bei einer Bevölkerung von 498,000 Seelen; in den rein protestantischen Kantonen (Zürich 114, Waadt 113, Schaffhausen 9, Appenzell A. Rh. 14) auf 250 bei einer Bevölkerung von 740,000 Seelen. Das gibt, auf je 100,000 Einwohner berechnet, für die rein katholischen Kantone 8,43, für die protestantischen 33,8 Selbstmorde. In Preußen kamen in den Jahren 1892—96 in den drei rein katholischen Regierungsbezirken (Aachen, Münster und Oppeln) 5,4 bezw. 7,0 u. 8,4 Selbstmorde auf je 100,000 Einwohner; dagegen stieg die Ziffer in den rein protestantischen bis auf 32,9 (Potsdam), 33,5 (Magdeburg) und 39,4 (Liegnitz).

Nach dieser Umschau nach dem Selbstmordverhältniß verschiedener Länder und Landestheile bezüglich der vorherrschenden Confession unterziehen wir nun die Gestaltung der Betheiligung am Selbstmorde im Königreiche Bayern einer Betrachtung. In Bayern findet sich unter den Spezialisirungsangaben der persönlichen Verhältnisse der Selbst-

---

1) H. A. Krose S. J. Der Einfluß der Confession auf die Sittlichkeit. Freiburg i. B. 1900, S. 81. Ein erweiterter Abdruck aus den Histor.-polit. Blättern; speciell Bd. 124, S. 233 ff.

mörder die Ausscheidung nach Confessionszugehörigkeit, so daß wir also nicht auf den Vergleich von vorwiegend protestantischen mit vorwiegend katholischen Kreisen allein angewiesen sind. Die Möglichkeit der Inbeziehungsetzung der Anzahl Selbstmörder einer bestimmten Confession zur Gesammtbevölkerung dieser Confession nicht nur im Königreich Bayern im Ganzen, sondern auch noch in detailgeographischer Ausdehnung auf die acht Kreise des Königreichs gewährt den erwünschten statistischen Aufschluß über die Selbstmordhäufigkeit nach confessioneller Schichtung von Selbstmördern, die unter sonst gleichen socialen und lokalen Verhältnissen ein verschieden hohes Contingent zur Selbstmordmasse des einzelnen Kreises, wie des ganzen Landes stellen.[1]) Die Inbeziehungsetzung wurde der statistisch genaueren Vergleichbarkeit halber durch ein Verhältniß zu je 100,000 Religionsangehörigen der betreffenden Religion bewerkstelligt, ein Verfahren, gegen das Rehfisch[2]) Einspruch erheben zu müssen glaubt. Er will wohl „das Verhältniß der Anzahl der Selbstmörder der einen Confession zur Gesammtziffer der dieser Confession Angehörigen" gelten lassen, „nicht aber die Beziehung der Selbstmörder auf 100,000 derselben Confession". Er begründet das mit den merkwürdigen Resultaten, die eine Inbeziehungsetzung zu 100,000 Juden bei einer Gesammtsumme von nur 13,000 Juden z. B. in Württemberg im Jahre 1885, von denen nur 3 Selbstmord begingen, zeitigen würde. Wir haben gleichfalls in dem Gefühle der Unwissenschaftlichkeit dieses Verfahrens für einige bayerische Kreise die Berechnung für die jüdischen Selbstmörder fallen gelassen. Es ist aber kein Grund einzusehen, warum nicht für die Katholiken und Protestanten dieses Verfahren an-

---

1) Das Zahlenmaterial für die Tabellen I u. II ist zusammengestellt aus den Jahrgängen des „Generalberichtes über die Sanitätsverwaltung im Königreich Bayern".

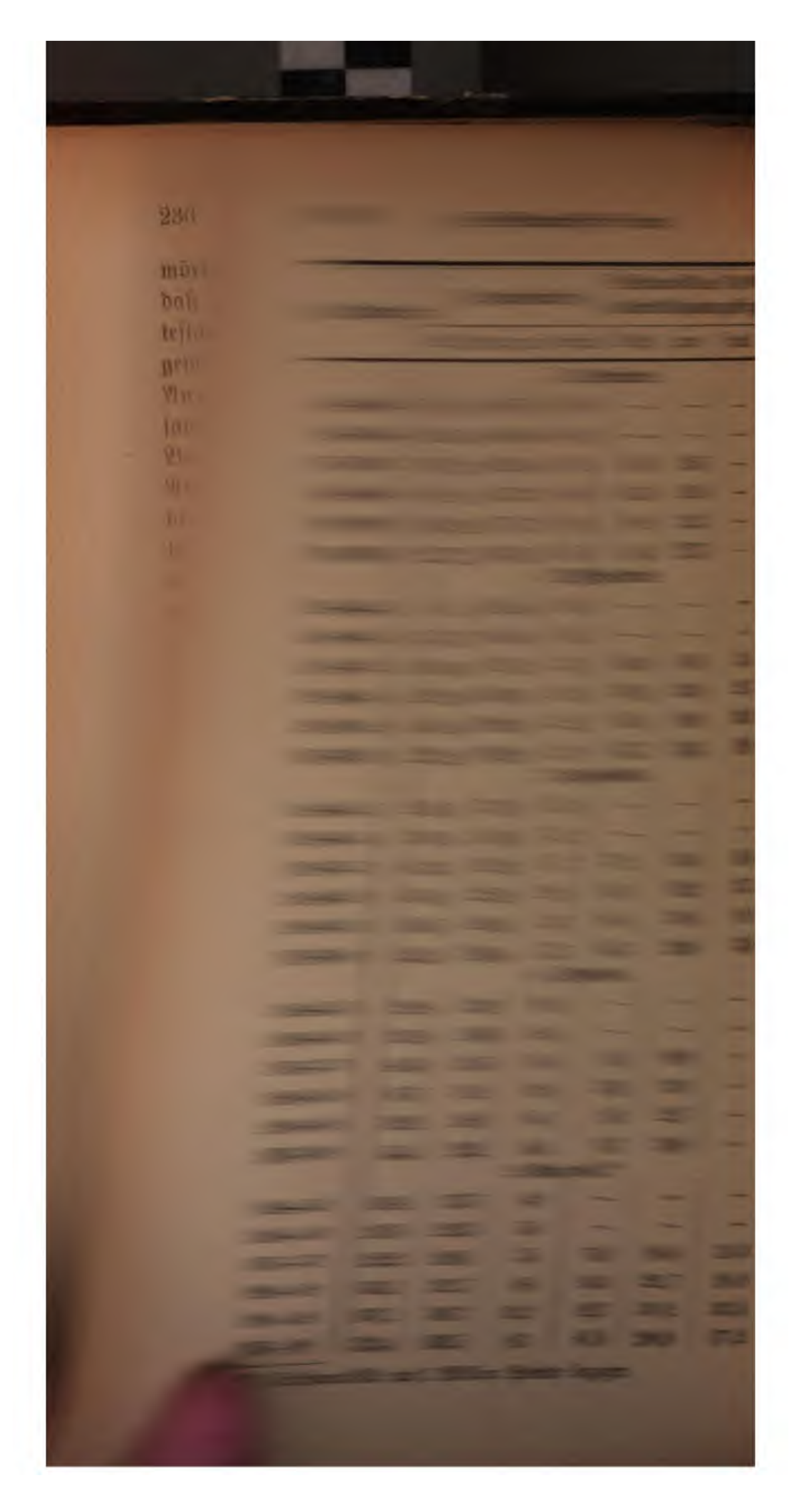
2) Rehfisch l. c. S. 147 u. 148.

gewendet und dadurch die gegenseitige Unterschiedlichkeit ersichtlicher gemacht werden soll.

Tabelle I.

Selbstmorde im Königreich Bayern 1844—1899.

In den Jahren	Jahresdurchschnitt			Selbstmordfälle auf 100,000 lebende Religionsangehörige		
	kath.	prot.	israel.	kath.	prot.	israel.
			1. Oberbayern.			
1844-59	44,0	5,0	0,2	—	—	—
1860-69	59,0	10,0	0,7	—	—	—
1870—79	75,5	12,5	0,7	9,0	42,0	34,0
1880—89	110,5	17,4	1,2	11,5	31,6	30,0
1890—99	120,0	19,1	3,3	11,0	28,9	42,0
1870—99	102,0	16,3	1,7	10,5	34,1	35,3
			2. Niederbayern.			
1844—59	14,0	0,7	0,05	—	—	—
1860—69	20,5	1,0	0,1	—	—	—
1870—79	20,5	1,3	0,0	3,7	32,5	—
1880-89	33,5	0,9	0,2	5,0	27,5	—
1890—99	36,5	0,5	0,0	5,4	10,0	—
1870—99	30,2	0,9	0,07	4,7	23,3	—
			3. Pfalz.			
1844—59	14,8	27,0	0,8	—	—	—
1860—69	16,2	34,3	1,2	—	—	—
1870—79	24,5	50,9	1,3	9,5	15,0	17,5
1880—89	32,0	72,8	1,4	10,4	18,0	12,3
1890—99	33,5	79,0	1,8	10,6	19,0	21,2
1870—99	30,0	67,7	1,5	10,2	17,3	17,0
			4. Oberpfalz.			
1844—59	14,5	3,0	0,04	—	—	—
1860—69	17,4	4,0	0,1	—	—	—
1870—79	16,1	4,5	0,0	3,5	11,6	—
1880—89	20,3	6,4	0,2	4,0	13,2	—
1890—99	22,9	7,9	0,3	4,8	17,0	—
1870—99	19,8	6,2	0,17	4,1	13,9	—



Die Tabelle I veranschaulicht einerseits in absoluten
n die Betheiligungsziffer der drei Confessionen an der
stmordfrequenz überhaupt, anderseits die specielle Selbst-
häufigkeit der einzelnen Confessionen in dem Maße
Betheiligung am Selbstmorde, verglichen mit je
00 der gesammten Bevölkerung eines bestimmten
bensbekenntnisses. In den Kreisen, die sogenannte
oder vorwiegende Confessionsbezirke bilden, überwiegt
gemäß die Zahl der dieser Confession zugehörigen
stmörder. So weist Oberbayern mit der Zahl 102,0
urchschnitt der 3 Jahrzehnte 1870—1899 die meisten
stmorde katholischer Confessionalität auf, ihm folgen
aben mit 54,4, Unterfranken mit 42,6, Niederbayern
0,2, Oberpfalz mit 19,8. Die Kreise mit vorwiegend
stantischer Bevölkerung stellen Mittelfranken mit 99,9
stmorden an die Spitze, ihm reiht sich an Oberfranken
0,5 und die Pfalz mit 67,7. Die Reihenfolge der
hen Selbstmörder, die ob ihrer geringen Anzahl an
h für die Zwecke der Vergleichung der einzelnen Con-
nen einbüßen, läßt trotzdem ein Zusammenfallen mit
stärker belasteten protestantischen Kreisen erkennen.
lfranken eröffnet auch hier den Reigen mit 1,9, dem
bayern und Unterfranken mit je 1,7 sich zugesellen;
lgt die Pfalz mit 1,5, Oberfranken mit 0,7, Schwaben
,6, dann Oberpfalz mit 0,1 und Niederbayern mit 0,07.
das gesammte Königreich überwiegen in den beiden
Perioden 1844—59 und 1860—69 die absoluten
stmordfälle unter den Protestanten die der Katholiken,
end für die Periode 1870-99 die Katholiken mit 51,00 %,
rotestanten mit 47,72 % und die Juden mit 1,28 %
er Gesammtzahl der vorgekommenen Selbstmordfälle
il haben.

Die absoluten Zahlen an sich betrachtet lassen wohl
erkennen, daß in Anbetracht der ansehnlichen Un-
heit der Gesammtzahl der Protestanten zur Gesammt-

In den Jahren	Jahres[illegible]	
	kath.	prot[illegible]
1844—59	14,0	[illegible]
1860—69	12,6	[illegible]
1870—79	19,0	[illegible]
1880—89	26,3	[illegible]
1890—99	23,0	[illegible]
1870—99	22,7	[illegible]
1844—59	7,4	[illegible]
1860—69	15,7	[illegible]
1870—79	18,1	[illegible]
1880—89	25,8	[illegible]
1890—99	24,5	[illegible]
1870—99	22,8	[illegible]
1844—59	29,3	[illegible]
1860—69	33,6	[illegible]
1870—79	34,2	[illegible]
1880—89	45,0	[illegible]
1890—99	48,5	[illegible]
1870—99	42,6	[illegible]
1844—59	[illegible]	[illegible]
1860—69	[illegible]	[illegible]
1870—79	[illegible]	[illegible]
1880—89	[illegible]	[illegible]
1890—99	[illegible]	[illegible]
1870—99	[illegible]	[illegible]
1844—59	[illegible]	[illegible]
1860—69	[illegible]	[illegible]
1870—79	[illegible]	[illegible]
1880—[illegible]	[illegible]	[illegible]
1890[illegible]	[illegible]	[illegible]
1870[illegible]	[illegible]	[illegible]

...vote in vorwaltend katholischen Provinzen.
...ige Wahrnehmung hat bereits der General-
...ie Sanitätsverwaltung im Königreich Bayern
...re 1857/68 hervorgehoben. Es heißt dort:
...lich auf 1 Million katholischer Einwohner in
...upt 55 katholische Selbstmörder kommen, be-
...uf eine gleiche Zahl Katholiken in Mittel-
...agegen in Niederbayern nur 31 Selbstmorde.
...nnach, als ob dem Selbstmorde eine gewisse
... und Ansteckungsfähigkeit zukomme." Diese
...inem gewissen Zögern ausgesprochene Be-
... im Laufe der folgenden Jahresperioden ihre
...Bestätigung gefunden. Während in Nieder-
...,7, in der Oberpfalz nur 4,1 Selbstmorde auf
...tholiken treffen, schnellt deren Betheiligungsziffer
...nken während der gleichen Zeitstrecke 1870—99
...on 15,7 empor. Der Abstand der katholischen
...erzahl von der protestantischen ist ein minimaler,
...end sonst eine zwei- und dreifache Mehrheit bei
...überstellung von Katholiken und Protestanten sich
...ellt an der vollkommenen Gleichheit in Mittelfranken
...Viertel bei der Zahl der Katholiken. Wenn Nieder-
...und die Oberpfalz die niedrigste Selbstmörderzahl
...n, Mittelfranken dagegen ebenso constant die höchste,
... neben dem Einfluß der Religion, der zweifelsohne
...bstmordhöhe mitbestimmt, vor allem auch ein Er-
...sgrund in dem vorwiegend ländlichen Charakter ohne
...te Industrie der beiden Kreise mit wenig Selbst-
... liegen, während der ausgesprochene städtische Typus
...rankens mit hochentwickelter Industrie der Selbst-
...igung eher Gelegenheit verschafft, zumal da nach-
...nermaßen Städte einen üppigeren Nährboden für
...mordvorkommnisse erzeugen. Diese Anschwellung der
...mordziffer bei den Katholiken läßt sich auch in anderen
...ionell stark gemischten Kreisen in der Pfalz (17,3 und

10,2), sowie in Oberfranken (21,7 und 9,4) deutlich nachweisen. Die in Tabelle I angeführten Zahlenreihen lassen diese vorgängigen Beobachtungen betreffs des Verhaltens von Katholiken und Protestanten und Juden dem Selbstmorde gegenüber in ihrer gegenseitigen Ausgestaltung bis über ein halbes Jahrhundert hinauf zurückverfolgen. Die Ergebnisse sind nicht von heute; der nahezu gesetzmäßige Parallelismus, mit dem die einzelnen Confessionen im ganzen Königreich sowohl, als in den einzelnen Kreisen das einmal in gegebener Höhe angeschlagene Verhältniß ihrer Betheiligung am Selbstmord weiterspinnen, deutet darauf hin, daß die Gründe für diese langfristig beobachteten Unterschiede unter den Confessionen nur zum geringfügigsten Theil in etwa verschiedenartig territorialen, wirthschaftlichen, gesellschaftlichen Verhältnissen, im agrarischen oder industriellen Charakter — dies noch am ehesten — eines Gebietstheiles gesucht werden dürfen, sondern daß in der Religion ein wenn nicht ganz allein maßgebender, so doch sehr schwer in's Gewicht fallender Faktor angenommen werden muß. Die Gegensätze treten besonders grell hervor, wenn wir es noch unternehmen, das Verhalten der drei Religionen, und das Verhalten der Katholiken und Protestanten ohne die Juden durch Procentzahlen zum Ausdruck zu bringen. In der Zusammenzugsperiode 1870–99 entfallen von 100 Selbstmorden auf je 100,000

in	Katholiken	Protest.	Juden	Katholiken	Protest.
Oberbayern . .	13,14	42,67	44,17	23,54	76,46
Niederbayern .	—	—	—	16,78	83,25
Pfalz	22,92	38,87	38,21	37,09	62,91
Oberpfalz . .	—	—	—	22,78	77,22
Oberfranken . .	—	—	—	30,22	69,78
Mittelfranken .	28,13	36,38	35,49	43,61	56,39
Unterfranken .	19,34	48,49	32,16	28,52	71,48
Schwaben . .	—	—	—	31,80	68,19
im Königreich	18,63	44,71	36,66	29,46	70,54

Diese Zahlenübersicht eröffnet den deutlichsten Einblick in die Gestaltung der Selbstmordbetheiligung der drei Religionen, und mit Ausschaltung der Juden, die ob ihrer geringfügigen absoluten Zahl einer genaueren Analyse nicht zugänglich sind, auch in das Gegenseitigkeitsverhältniß von Katholiken und Protestanten. Der Selbstmord ist demnach bei den Protestanten fast um das Dreifache (2½) häufiger als bei den Katholiken, und bei jenen auch noch etwas häufiger als bei den Nichtchristen. Von der Gesammtsumme von Selbstmorden, die Katholiken und Protestanten erzeugen, fallen den Protestanten 70,54 % anheim, während die Katholiken nur mit 29,46 % belastet sind. Für alle Kreise ergibt sich das mehr oder minder stärkere Ueberwiegen der Protestanten in ihren Procentbeiträgen zur Gesammt-Selbstmordziffer, so ebenso für das Königreich die bedeutsame Thatsache der günstigeren Stellung der Katholiken in dieser für die Beurtheilung des sittlichen Zustandes einer Bevölkerung immerhin wichtigen und beachtenswerthen Selbstmordstatistik.

Eine zwar untergeordnete, aber doch bedeutsame Beachtung verdient auch die Frage nach der Selbstmordvertheilung der Confessionen auf Stadt- und Landbezirke. Die Tabelle II klärt uns darüber auf, daß hier eine Verschiedenheit in der Weise besteht, daß von 100 Selbstmorden in der Stadt die Protestanten und Juden eine geringfügig höhere Antheilnahme zeigen als die Katholiken (49,0 und 2,6 gegen 48,4); während dagegen auf dem Lande die Zahl der jüdischen Selbstmörder im Vergleich zur Stadt erheblich sinkt (0,9 gegen 2,6 in der Stadt), und sich die Zahl der Katholiken, die auf dem Lande Selbstmord begehen, im Hinblick zur glaubensgleichen Stadtbevölkerung nicht unerheblich steigert (53,0 gegen 48,4). Bei den Protestanten kommt ebenfalls wie bei den Juden ein Ueberwiegen der Selbstmordhäufigkeit in der Stadtbevölkerung zum Ausdruck. Diese Verschiedenheit ist wohl hauptsächlich darin begründet,

daß die Protestanten und Israeliten, insbesondere die letzteren, relativ häufiger in den Städten leben, als die Katholiken.

Tabelle II.

Selbstmordvertheilung auf Stadt- und Landbezirke.

In den Jahren	Von 100 Selbstmorden in der Stadt treffen auf die			Von 100 Selbstmorden auf dem Lande treffen auf die		
	Kath.	Prot.	Israel.	Kath.	Prot.	Israel.
1880—84	50,3	47,4	2,3	54,5	44,6	0,9
1885—89	44,8	52,7	2,5	52,5	46,5	1,0
1890—94	47,9	48,6	3,5	52,4	46,5	1,1
1895—99	50,5	47,3	2,2	52,6	46,6	0,8
1880—99	48,4	49,0	2,6	53,0	46,1	0,9

Im weiteren Verlaufe soll der Selbstmord in den bayerischen Städten einer Betrachtung unterzogen werden, und zwar zunächst losgelöst von den bisherigen Ergebnissen des verschiedenen Verhaltens der einzelnen Religionen zum Selbstmord und ihrer Vertheilung auf Stadt und Land.

Die Städte stellen ein sehr stattliches Contingent zur Selbstmordziffer. In den Städten finden nach Rehfisch[1]) durchschnittlich zwei- bis dreimal so viel Selbstmorde statt als auf dem platten Lande. Die Annahme von einer allgemeinen zunehmenden Vermehrung der Selbstmorde in den Städten als den Ansammlungspunkten größerer Menschenmassen ist ziemlich verbreitet. Dies ist eine irrthümliche Meinung. Zunächst widerspricht die vielfach betonte allgemein starke Zunahme des Selbstmordes überhaupt der Wirklichkeit, sie ist sodann auch nicht zutreffend für die Stadtbevölkerung im Besonderen. So ist seit dem Jahre 1894 nach Ausweis der Reichsmedicinalstatistik für die Städte mit mehr als 15000 Einwohnern die Selbstmordziffer dieser Städte entsprechend der allgemeinen Abnahme der Selbstmordhäufigkeit

1) Rehfisch l. c. S. 143.

... unbedeutend gefallen. Für 1884/93 ...stmordziffer dieser Städte auf 262. Vom ... in welchem die fragliche Selbstmordziffer ... ist sie in den vier folgenden Jahren in ...250, 260, 254 und 237 gefallen.[1]

...chung der Selbstmordfrequenz in den bayer- ...gibt, wie aus der (S. 247) beigefügten Tab. III ... allgemein wahrzunehmende Erscheinung des ... einer Reihe von Städten läßt sich sogar ... Tendenz des Selbstmordes constatiren. Der ... fortwährend um sich greifenden Selbstmord- ...cht vielfach auf der Außerachtlassung der An- ...denz der Stadtbevölkerung. Wenn man die ...zahlen betrachtet, so ist es erklärlich, daß sie, ... von mannigfachen Schwankungserscheinungen ... in kleineren Städten, wo sie begreiflicherweise ... Zufälligkeiten beeinflußt sind, von Periode zu ...n geringfügiges Anwachsen erkennen lassen. Erst ...ziehungsetzung der Selbstmorde zur Gesammt- ...ung einer Stadt gewährt auch hier in den Relativ- ...einen Rückschluß zur Beantwortung auf die Frage ... Zu- oder Abnahme der Selbstmordlust einer Stadt. ...ursbezügliche Verhältnißberechnung ergibt als Resultat, ... während der 15jährigen Periode von 1886—1900 mit ...nahme nur weniger bayerischer Städte im Vergleich ... den Durchschnittsperioden 1886—88, bis 1892—94 in ... letzten zwei Durchschnittsperioden 1895—1900 Stillstand ... in den meisten Städten Abnahme im Selbstmorde ein- ...eten ist. Die Frage nach der Veränderung der Selbst- ...rdziffer im Zusammenhang mit steigender Bevölkerungs- ...mehrung ist von ziemlicher Bedeutung. Ist verstärkter ...völkerungszusammenfluß in den Städten der Selbstmord- ...gung günstig oder auf die Bewegung der Selbsttödtung ...flußlos? Das bayerische Zahlenmaterial weist auf diese

1) Georg v. Mayr l. c. S. 713.

Frage die Belanglosigkeit des Städtewachsthums nach. So hatte München i. J. 1888 eine mittlere Jahresbevölkerung von 278,000 und auf 10000 Einwohner . . . 2,16 Selbstmordfälle, Nürnberg 123,545 Einwohner und 2,85
„ Augsburg 68,000 „ „ 1,94
„ Würzburg 57,000 „ „ 2,18
Selbstmordfälle. Diese Ziffern waren i. J. 1895 zu einer Bevölkerungszahl bei München von 400,000 und einer Selbstmordziffer von 1,78,
bei Nürnberg von 160,964 und 1,97,
bei Augsburg „ 81,000 und 1,93,
bei Würzburg „ 68,074 und 1,89 und
bei Fürth „ 50,000 und 1,72 geworden.
Unter Zugrundelegung der letzten Volkszählungsergebnisse vom 1. December 1900 hatte das Verhältniß von Bevölkerungszunahme und Selbstmordfällen auf 10,000 Einwohner bei München in den Zahlen 499,959 und 1,69,
bei Nürnberg „ „ „ 261,022 und 1,60,
bei Augsburg „ „ „ 89,109 und 1,09,
bei Würzburg „ „ „ 75,497 und 2,46,
bei Fürth „ „ „ 54,142 und 2,03
seinen Ausdruck gefunden. In den drei größten Städten ist also sogar mit der Bevölkerungsvergrößerung Abnahme, in Würzburg und Fürth dagegen eine mäßige Zunahme der Selbstmorde erkennbar. Auch in allen übrigen Städten, die ausnahmslos einen mehr oder minder starken Bevölkerungszuwachs aufweisen, ist das Verhältniß in der Mehrzahl der Fälle charakterisirt durch die Tendenz der Abminderung der Selbstmordfälle auf 10,000 Einwohner; in einigen Städten ist das Verhältniß constant geblieben, eine direkte Zunahme weisen nur Zweibrücken, Hof, Fürth und Würzburg auf. Der eventuell vermuthete Zusammenhang zwischen dem Wachsthum der Einwohner in den Städten und dem Selbstmord im Sinne der Begünstigung ist demnach in den bayerischen Städten nicht vorhanden.

Städte	1886—88	1889—91	1892—94	1895—97	1898—1900	1886—1900			
	Selbstmordfälle auf 10000 Einwohner pro Jahr					Selbstmordfälle im ganzen	Selbstmordfälle auf 10000 Einwohner pro Jahr	Katholiken	Protestanten und Juden
Aschaffenburg	2,93	1,47	2,68	1,90	1,84	47	2,16	12 880	2 930
Augsburg . .	1,94	0,97	1,76	1,93	1,09	182	1,54	57 159	24 547
Bamberg . . .	1,59	1,76	1,95	1,71	1,67	96	1,74	32 197	6 721
Ingolstadt . .	2,84	1,70	2,08	1,47	1,50	53	1,92	17 753	2 894
Kempten . . .	3,24	1,27	1,48	1,92	1,06	43	1,79	13 258	3 740
Landshut . . .	—	0,70	1,76	0,97	0,46	23	0,97	19 339	1 206
München . . .	2,16	1,42	2,11	1,78	1,69	1012	1,83	340 403	64 645
Passau	1,51	0,79	0,60	0,38	0,74	20	0,80	16 416	1 017
Regensburg .	—	0,59	0,88	1,36	1,18	48	1,00	34 844	6 568
Würzburg . .	2,18	1,85	1,82	1,89	2,46	198	2,04	52 802	13 308
Bayreuth . . .	3,11	1,90	2,48	2,29	2,58	95	2,47	4 642	22 904
Erlangen . . .	2,94	2,09	3,03	2,23	2,90	75	2,64	5 377	14 948
Fürth	—	1,69	2,85	1,72	2,03	116	2,12	9 489	37 123
Hof	—	1,77	3,58	2,19	2,44	81	2,49	2 476	25 022
Kaiserslautern	2,44	1,35	2,07	1,47	2,00	108	1,87	21 096	38 127
Ludwigshafen	—	1,80	2,90	2,51	1,56	106	2,19	31 716	37 699
Nürnberg . . .	2,85	2,43	2,83	1,97	1,60	545	2,34	39 140	118 509
Schweinfurt .	3,69	2,67	3,74	2,46	2,83	61	3,07	4 513	8 963
Zweibrücken .	1,88	2,08	2,68	3,06	3,40	47	2,62	11 141	24 922

*) Aus der „Zeitschrift des K. Bayer. statist. Bureau" zusammengestellt.

Bei Berücksichtigung des Durchschnittsergebnisses der 15jährigen Periode ist weiterhin ein auffallendes Moment bemerkbar hinsichtlich des nicht unerheblichen Unterschiedes der Selbstmordfälle auf 10000 Einwohner in einzelnen, mit einander in Vergleich gezogenen Städten. Die Selbstmordhäufigkeit ist da eine größere, dort eine geringere, in Anbetracht der 15jährigen Beobachtung jedenfalls keine zufällige Erscheinung. So steht Schweinfurt mit seinen 15,295 Einwohnern als die selbstmordreichste Stadt mit 3,07 auf 10000 Einwohner an der Spitze, dann reiht sich an Erlangen (2,64), Zweibrücken (2,62), es folgen Hof (2,49), Bayreuth (2,47), Nürnberg (2,34), Ludwigshafen (2,19), Aschaffenburg (2,16), Fürth (2,12) und Würzburg (2,04). Alle übrigen Städte haben weniger als 2 Selbstmordfälle auf 10000 ihrer Bewohner, einige sogar weniger als einen Selbstmordfall (nach der Volkszählung vom 1. December 1900).

Worin liegen nun die Bedingungen dieser ansehnlichen Ungleichheit in der Selbstmordhäufigkeit unter den einzelnen Städten? Man könnte versucht sein, bei der Mehrheit dieser selbstmordreicheren Städte ihren überwiegend industriellen Typus als Erklärungsgrund heranzuziehen. Eine hinreichende Erklärung würde aber dadurch nicht geschaffen sein. Wenn wir bedenken, daß die an der Spitze marschirenden Städte fast rein, theils vorwiegend protestantische Städte sind und wenn wir im Hinblick auf unsere vorgängigen Betrachtungen das Verhältniß der Selbstmordziffer von Katholiken und Protestanten und Juden in's Auge fassen, so bleibt kein anderer Ausweg mehr übrig, als dem confessionellen Moment den am schwersten in die Wagschale fallenden Einfluß auf die Selbstmordhöhe der bayerischen Städte zuzuerkennen. Die Selbstmordfälle in den Städten sind allerdings auf die Gesammtzahl ihrer Einwohner ohne Ausschaltung nach Confessionszugehörigkeit bezogen. Eine unbedingte Beweiskraft für die Behauptung der confessionellen Färbung als

Ursache der verschiedenen Höhe der Selbstmordcurve in den bayerischen Städten kommt daher diesen Zahlen nicht in vollem Umfange zu. Niemand wird jedoch angesichts der laut sprechenden Zahlen die Einwirkung der jeweiligen Confession auf die erhöhte oder verminderte Selbstmordhäufigkeit bei Seite schieben können. Man wird ja wohl noch anderen einflußreichen Momenten einen Platz einräumen müssen, dem confessionellen Moment aber den unbestreitbaren Vorrang anzuweisen, diese Versuchung liegt nahe, und die Begründung mit dem Faktor Religion ist nach den im Obigen gemachten Erfahrungen mit der verhältnißmäßigen Betheiligung von Katholiken, Protestanten und Juden auch wissenschaftlich nicht ungerechtfertigt.

Auffallende Extreme bilden, wie oben die beiden Kreise Niederbayern und Mittelfranken, hier z. B. Bamberg und Bayreuth, die eine Bevölkerung (am 1. Dec. 1900) von 41 820 bezw. 29 384 aufweisen und trotzdem eine gleich große Anzahl von Selbstmorden während der 15jährigen Periode 96 bezw. 95 zu verzeichnen haben; oder Landshut und Erlangen mit 21 736 bezw. 22 953 Einwohnern und 23 bezw. 75 Selbstmorden; oder Passau und Schweinfurt mit 17 988 bezw. 15 295 Einwohnern und 20 bezw. 61 Selbstmorden in der genannten Periode von 1886—1900. Von den Städten mit katholischem Charakter (ersichtlich aus der beigefügten beiderseitigen Einwohnerzahl) haben nur Aschaffenburg und Würzburg mehr als 2 Selbstmörder auf 10 000 ihrer Einwohner zu verzeichnen, während die protestantischen Städte durchgehends mit einer einzigen Ausnahme sich über dieser Linie bewegen.

Auf Grund unserer tabellarischen Nachweisungen über den Selbstmord in seinen Beziehungen zu Confession und Stadtbevölkerung können wir in Zusammenfassung der Ergebnisse einer so langen Beobachtungsperiode, deren Zahlenreihen eine so regelmäßige Wiederkehr einer bestimmten Höhe der einmal gegebenen Selbstmordquote eines Kreises oder

einer Stadt verrathen, als Hauptresultat aussprechen, daß die Angehörigen der katholischen Religion im Königreich Bayern im Vergleich zu den ein gleiches Gebiet bewohnenden und unter gleichen socialen Lebensbedingungen sich bethätigenden Angehörigen der protestantischen und jüdischen Religion der Selbstmordgefahr in ganz erheblich geringerem Maße ausgesetzt sind. Von den Bekennern der protestantischen und jüdischen Confession überragt der Protestant auch noch hinsichtlich der Selbstmordfrequenz den Israeliten. Als ergänzende Bestätigung oder umgekehrt als in Anwendung gebrachte Folgerung der für den katholischen Bevölkerungstheil überaus günstig lautenden Resultate tritt noch hinzu die Selbstmordziffer in den bayerischen Städten, deren verschiedene Höhe durch die Uebertragung der gefundenen Resultate der Selbstmordabstufung bei den Katholiken, Protestanten und Juden eine nahezu vollkommen sichere Erklärung findet.

Wohl widerspruchslos darf daher der Schluß gezogen werden, dem Wesen der katholischen Religion und ihren Bekennern in Ausübung ihrer Lehre und Anwendung ihrer Mittel einen unbestreitbaren Einfluß auf die geringe Betheiligung am Selbstmorde in Bayern und eine stärkere Gefeitheit gegen die krankhafte Selbstmordneigung zuzuschreiben. Masaryk [1]) erklärt diese Beeinflussung aus den verschiedenen Grundanschauungen der katholischen und protestantischen Religion heraus mit den Worten: „Der Protestantismus entwickelt den Charakter jedes Einzelnen, indem er den Menschen in jeder Hinsicht selbständig macht; er gibt Jedem die wahre Freiheit, macht Jeden unabhängig und verbindet doch Alle zu einem schönen Ganzen. Aber diese Freiheit führt auch leicht zu religiösen Zweifeln. Der unfertige Charakter entbehrt — bei den Protestanten im Gegensatz zu den Katholiken — die kräftige geistige Führung der Kirche. Der Unglückliche findet schwerer Trost, weil er

1) Citirt bei A. von Oettingen, M[illegible] 3. Aufl. S. 761.

der menschlich-priesterlichen Mittlerschaft entbehren muß. Der gläubige Protestant ist wahrhaft glücklich und zufrieden; der falsche, unfertige Protestant ist dagegen nicht glücklich und sich selbst und seinen Zweifeln überlassen; ohne ethischen Führer, ohne kirchlichen Zwang vermag er für seine Seele die gewünschte Ruhe nicht leicht zu finden. Daher ist der bestehende Protestantismus der Selbstmordneigung günstiger. Weder ein guter Katholik, noch ein guter Protestant wird an seinem Leben verzweifeln; nur der schlechte Katholik, der schlechte Protestant (es sei denn, daß physische Gründe, wie beim Irrsinn, ihn unzurechnungsfähig machen). Aber eher verzweifelt der schlechte Protestant als der schlechte Katholik, weil jener seine Haltlosigkeit leichter inne wird." Für den allerorts erwiesenen günstigen Vorsprung der Katholiken im Sinne der Minderbetheiligung am Selbstmorde ist, wie wir gezeigt haben, Bayern ein neuer Beweis. In Uebereinstimmung mit einer großen Reihe anderer katholischer Länder darf daher der Religion als einem maßgebenden Faktor der gebührende Einfluß zugestanden werden, wenngleich das katholische Frankreich eine Ausnahmestellung einnimmt. Auf die Gründe, die dort maßgebender Natur sind, hat schon Krose l. c. S. 83 hingewiesen. Hier sei noch einer Mittheilung Oettingen's [1]) gedacht, die gleichzeitig Prophezeiung genannt werden darf. „Man braucht in Frankreich nur consequent fortzumachen im Sinne des Paul Bert'schen Regimes, daß ‚die Religion allüberall der Sittlichkeit störend in den Weg trete', und man wird in wenigen Jahren erleben, wie die von der Religion emancipirte Volksschule eine selbstmörderische Generation großzuziehen geeignet ist." Also auch Frankreich, das früher ebenso günstig sich verhielt, wie die anderen katholischen Länder — es hatte 1836–1852 auf 100,000 Einwohner 8,32 Selbstmorde, 1855–1870: 12,3, 1891—1893 bereits 22,5 —, ist nicht im Stande, die ausschlaggebende Bedeutung des Confessions-

1) v. Oettingen l. c. S. 748.

momentes abzuschwächen. Was Masaryk nur andeutungsweise „menschlich-priesterliche Mittlerschaft“ nennt, und wovon G. v. Mayr [1]) in unumwundenem Eingeständniß sagt, „daß der Protestant die ihm auferlegte strengere Selbstprüfung schwerer bestehe als der Katholik, und daß ihm insbesondere die durch die Ohrenbeichte gebotene Erleichterung fehle“: das vielgeschmähte Beichtinstitut dürfte das nächstliegende Repressivmittel beim Katholiken sein, wenn er dem Selbstmorde seltener anheimfällt und für's Leben eine größere Ruhe und hoffnungsfreudigere Zuversicht behält. Oder mit anderen Worten, was Hilty [2]) in seinem „Glück“ so treffend bemerkt: „Der Katholicismus scheint heutzutage diese Fröhlichkeit (im festen Glauben an eine sittliche Weltordnung) vielfach vor dem Protestantismus voraus zu haben. Es liegt dies wesentlich in der festeren, dem Zweifel weniger zugänglichen Ueberzeugung von einer göttlichen Weltordnung.“

Angelangt am Schlusse unserer Untersuchung mit ihren interessanten Ergebnissen für das Königreich Bayern in seiner harmonischen Uebereinstimmung mit den Selbstmordverhältnissen anderer katholischer Länder, macht sich ein lebhaftes Bedürfniß nach Vergleichung anderweitigen Materials in anderen deutschen Staaten auf gleicher Basis wie unsere Untersuchung geltend. Für Preußen ist diese Möglichkeit leider ausgeschlossen und die Nachweisungen auch über das Differenzirungsmoment der Religion beim Selbstmorde wären gerade bei dem confessionellen Mischcharakter Preußens dringend erwünscht. Ob nicht für Württemberg und Baden das amtliche Material nach diesem Gesichtspunkte hin durchsucht worden ist, ist dem Verfasser nicht bekannt geworden. Die Bekanntmachung dieses Materials und die Stofferweiterung wäre dem Zwecke einer genauen Erkenntniß der Combination von Selbstmord und Religion nur dienlich.

Bamberg. Dr. Hans Rost.

---

1) v. Mayr l. c. S. 715.

2) Prof. Dr. C. Hilty, Glück 1. Theil 1901. S. 199.

XXII.

Die Gesellschaft und der Kampf um's Dasein.

Die Zeiten gehen schnell und mit ihnen wechseln Sitten und Anschauungen in eiligem Fluge. Die Ideale der Väter und Vorväter erblassen rasch und die alten Götter werden als Götzen geringgeschätzt, verachtet, weggeworfen, verspottet. Wie weit liegen die Zeiten hinter uns, wo man von Humanität, Völkerfrühling und Weltbürgerthum träumte. Wir zweifeln an der Freiheit, am Fortschritt, an der vollen Entfaltung der Menschheit, wie sie die Freiheit verspricht. Der Liberalismus gehört bereits zu den überwundenen Gesichtspunkten. Wir sind zu realistisch geworden, die traurige nackte Wirklichkeit, die Nacktheit mit ihrer Häßlichkeit, nicht mit ihrer Schönheit hat uns entzaubert, erschreckt, die rohe Wirklichkeit versteinert das Herz. Ob man will oder nicht, man unterliegt dem Einflusse des herrschenden Naturalismus und Pessimismus, und nur mit Mühe rettet man etwas von dem alten Idealismus in Mitte einer ganz naturalistischen Geistesströmung. Einer Geistesströmung, die bedingt ist durch naturwissenschaftliche Forschungen und socialdemokratische Bestrebungen!

Der Kampf um's Dasein ist die Losung geworden, die Losung für das Leben und die Losung für das Denken, die Formel, mit der man die socialen Probleme, die Räthsel des Lebens, die Räthsel der Geschichte zu lösen versucht. Und diese Formel stammt aus der Naturwissenschaft, aus

der Entwicklungslehre. Sie erscheint als die wichtigste und fruchtbarste Entdeckung auf diesem Gebiete und läßt alle anderen Formeln hinter sich, mit denen sich der Sprachschatz in neuerer Zeit bereichert hat. Wohl hören wir auch von Vererbung, Abänderung, Anpassung, Auslese im übertragenen Sinne, man spricht von mechanischer und organischer Entwicklung, dem Organismus des Staates und der Gesellschaft. Die Gesellschaft oder der Staat erscheint uns als eine Fortsetzung, als ein Ueberbau über dem Naturreich, und so überträgt man bewußt und unbewußt Begriffe, Formeln, Regeln und Gesetze von einem auf's andere.

I.

Je nach dem Standpunkt betrachtete man den Staat als Mechanismus, als große Maschine, oder als Organismus, als einen lebendigen Körper von verwickeltem Baue, und verfolgte die Ideen bis in jede Einzelnheit. So hatte Ihering in seinem großen Werke „Zweck im Recht" Recht und Staat als einen großen Mechanismus dargestellt, als eine Zwangsmaschine, in der die Gesammtheit den Egoismus der Einzelnen bricht und sogar in ihren Dienst zu zwingen weiß. Trotzdem der Titel auf eine Teleologie hinweist, vollzieht sich doch im Werk alles mechanisch. Denn die eigentliche Seele der Teleologie, der Ausblick auf ein höheres vollkommenes Dasein geht ihm vollständig ab und es handelt sich nur um die brutale Selbsterhaltung, um eine nothdürftige Schlichtung des Widerstreits der Interessen. Eben diese Milderung des Kampfes um's Dasein ist das Recht; das Recht geht nur so weit, daß eine Gesellschaft bestehen kann; im Rechte erhält sich die Gesammtheit, es ist die Selbsterhaltung der Gesellschaft gegenüber der Willkür des Einzelnen. Etwas höher führt die Sitte, sie beseitigt nicht blos den Kampf, sondern auch das Anstößige und Häßliche und vermenschlicht den Kampf. Im Sinne Ihering's geht der Gesellschaftsmechanismus nicht weiter als bis zur

nothwendigsten Einschränkung des Einzelnen. Ganz anders bei der socialistischen Auffassung: hier wird der Einzelne erdrückt, der Einzelne wirkt nur als ein Rädchen mit an der großen Maschine. Das Bild der Maschine muß dem Arbeiter besonders beliebt und geläufig sein, da er es täglich vor Augen sieht. Wie die Maschine durch ihre Wucht alles aufsaugt, um dann um so stärkere Wirkungen hervorzurufen, so soll es auch in der Gesellschaft gehen. Die großen Betriebe saugen die kleinen auf, die großen Kreise verschlingen die kleinen, bis es zuletzt dem größten Kreise, dem Staate, gelingt, den extensivsten mit dem intensivsten Betriebe zu verbinden.

Bei einem Mechanismus sind die einzelnen Theile und Glieder unselbständig und dienen einem Zwecke, der außerhalb des Ganzen liegt; etwas besser liegt die Sache beim Organismus, wo der Zweck innerhalb des Ganzen liegt, wo die Theile und Glieder einem inneren Zwecke dienen; aber Mittel sind auch hier die einzelnen Theile und Glieder, keine Selbstzwecke, das Ganze dient nicht dem Wohle des Einzelnen, sondern der Einzelne hat seinen Zweck nur im Dienste des Ganzen, geht in ihm auf. Deßhalb ist eine Vergleichung des Staates mit einem Organismus um kein Haar besser, als mit einem Mechanismus; sie schmeichelt vielmehr dem Staate noch mehr und rechtfertigt noch glänzender die Staatsgewalt, wie ja der Vergleich auch am beliebtesten ist bei Staatsmännern oder staatsfreundlichen Gelehrten. Den bedeutendsten Versuch, diesen Vergleich auszuspinnen, hat Schäffle in dem großen Werke: „Bau und Leben des socialen Körpers" unternommen. Für jedes einzelne Glied des thierischen Körpers, für jede Eigenart der Nerven und Muskeln wird hier ein Gegenstück im Staatsleben aufgezeigt und in's Einzelne geschildert, und der Einzelne damit getröstet, daß er wenigstens ein Atom darstellt, ein Stück einer Zelle ausmacht und als Glied einer Familie das Daseinsrecht hat; denn die Zellen, die

letzten Theile des Körpers, sind schon verwickelte Produkte, Familien, und die Zellengewebe größere Verbände. Trotz der löblichen Absicht des Verfassers mündet der Vergleich in den bedenklichsten Folgen aus und zerstört die Selbständigkeit des individuellen Lebens, während der Staat zum alles verschlingenden Moloch auswächst. Die antike Anschauung, daß der Staat der Mensch im Großen sei, daß jeder Staat das volle menschliche Leben begründe, im vollkommenen glücklichen Leben seinen Inhalt habe, an dem Jeder nur theilnehme, soweit er am Staatsleben selbst Theil nimmt, lebt hier wieder auf. Hier ist das Ganze vor den Theilen, das Ganze das Erste und sind ihm die Theile untergeordnet, wie bei Aristoteles.

Zu ganz anderen Ergebnissen kommt Herbert Spencer, der ebenfalls Gesellschaft und Organismus vergleicht. Nach ihm ist der Staat der schlechteste Organisator, die Freiheit ist ein viel höheres Gut, sie ist viel erfolgreicher und fruchtbarer als der Staatszwang. Daher empfiehlt er für die Staatsaufgabe freie Verbände, wie sie ja zum Theil in England bestehen. Spencer stimmt viel mehr mit Ihering überein als mit Schäffle. So kann man von verschiedenen Voraussetzungen zu den gleichen Ergebnissen und von den gleichen Voraussetzungen zu den verschiedensten Ergebnissen gelangen, wenn man mit naturwissenschaftlichen Formeln arbeitet. Die gleiche Beobachtung wird sich uns aufdrängen, wenn wir die Vererbungen und Auslese in Betracht ziehen. Natur und Gesellschaft, Naturreich und Geisterreich sind eben ganz verschiedene Gebiete, verschiedenen Gesetzen unterworfen.

Der Mißerfolg, den man in den Formeln Mechanismus und Organismus hatte, trug viel dazu bei, diese Vergleiche etwas zurückzudrängen; das vielgestaltige Leben widersprach diesen Schablonen, es zeigte sich viel zu verwickelt, als daß es sich so auf eine einheitliche Spitze bringen ließe. Die scheinbare Einfachheit erklärte nichts

und der Zusammenfassung widerstrebte der reiche Stoff der Wirklichkeit. Namentlich außer Acht blieb dabei die Freiheit der Einzelnen, viel mehr Licht versprachen andere Formeln: der Kampf um's Dasein, die Auslese, die Anpassung: solche Formeln drängen sich selbst auf im Zeitalter der Concurrenz, des freien Wettbewerbs, der Gewerbefreiheit, im Zeitalter der Interessen- und Klassenkämpfe, im Zeitalter des Nationalitätenhaders. Für all diese verschiedenen Kämpfe suchte man nach Vergleichen in der Naturwissenschaft, nach Formeln und Gesetzen, kam aber dabei wieder auf die verschiedensten Ergebnisse.

II.

Daß in der Menschenwelt wie in der Thierwelt der Kampf um's Dasein herrsche, ist unverkennbar und unleugbar, Kampf um die Futterplätze, um den Trog, derb gesprochen, Kampf ums Brot, Kampf um Erfolge und die Ehre. Wie in der Thierwelt vermehren sich die Menschen viel rascher als ihre Unterhaltsmittel, die Menschen müssen auf neue Wege sinnen, sich diese zu verschaffen, ihren Mehrbedarf durch künstliche Mittel zu decken. In Folge dessen können sie enger zusammenwohnen als die Thiere und brauchen sich nicht umzubringen. Viel lohnender als Tödtung ist Ausnützung, Bezwingung und Beherrschung des Nächsten, dieses bildet einen zweiten Unterschied gegenüber der Thierwelt, bedeutet aber noch keine eigentliche Milderung des Kampfes. Eine wirkliche Milderung bringt erst Recht und Sitte.

Wenn man von diesem Gesichtspunkte ausgeht, kommt man leicht dazu, das Recht als eine willkürliche Schöpfung der Gesellschaft zu betrachten, als etwas rein Positives, Conventionelles. Nun gibt aber in einer Gesellschaft immer ein größerer oder kleinerer Theil den Ausschlag, irgend eine Klasse herrscht und so kommt man dazu, das Recht als ein bloßes Machtgebilde zu betrachten. Schon von diesem Gesichtspunkte aus muß man den Gedanken verwerfen, daß das

Recht eine rein positive Schöpfung sei und daher genügt es nicht mit Michael Hainisch in der Schrift „Kampf ums Dasein und die Socialpolitik“[1]) sich in dem Wirrwar der Meinungen auf den unbestimmten Begriff der Gesellschaft zurückzuziehen. Es ist ein bloßer Machtspruch, wenn Hainisch erklärt: „die Gesetzgebung ist aber sowenig einseitig das Werkzeug der Klassenpolitik, wie der Staat einseitig nur Klassenstaat ist. Denn so lange es Klassenherrschaft gibt, hat die herrschende Klasse stets neben ihren eigenen ein gutes Stück collektiver Interessen vertreten“. Das sind schlimme Aussichten, eine ungenügende Gewähr gegen Mißbrauch, dem auch sogenannte Gesammtheiten leicht verfallen, ja sogar leichter als Vielherrscher und Einherrscher. Es gibt nichts Gewaltthätigeres, Rücksichtsloseres, Gewissenloseres als Majoritäten. Wenn Hainisch sagt, das sittliche Empfinden des Einzelnen sei ein unzureichender Regulator der Gesellschaft, so muß man ihm leider erwidern, daß Gesammtheiten, Mehrheiten noch viel schlimmere Regulatoren sind. Ohne gewisse Richtpunkte, ohne feste Schranken und klare Wege irrt das Urtheil Einzelner und das Urtheil von Massen haltlos und blind umher. Solche Schranken, Richtpunkte, Wege bietet das Naturrecht, über welches uns eine Schrift Cathreins: „Recht, Naturrecht und positives Recht, eine kritische Untersuchung der Grundbegriffe der Rechtsordnung“, treffend belehrt, die in diesen Blättern schon besprochen wurde. Daher wird man hier nicht erwarten, daß die Vorzüge der Schrift nochmals ins Licht gestellt werden. Mit dem Grundgedanken muß sich jeder Katholik, jeder Christ einverstanden erklären, daß es nämlich ein Naturrecht gibt; ja man kann auch ganz wohl dem Verfasser beistimmen, wenn er als Grundforderung jeden Rechtes hinstellt: Jedem das Seine. Aber hier scheiden sich schon die Wege. Eine wirkliche Definition enthält diese Forderung nicht, denn was

1) Leipzig und Wien, Deutike.

heißt das: das Seine? Hinter diesem Wort birgt sich ein gewaltiger Inhalt, ein unabsehbarer Hintergrund mit dunklen und hellen Ausblicken. Es genügt nicht, hinzuweisen auf das was physisch mit einem zusammenhängt, zu einem gehört, was physisch causal oder auch „moralisch" das Meinige ist, erst der Zweck ergänzt diese äußerliche, formelle Bestimmung. Begrenzt, bestimmt, getragen wird das Meinige durch das Dasein, seine Bedürfnisse und Zwecke. Von dem Berufe, von der Bestimmung, von dem Zwecke des menschlichen Daseins ging v. Hertling mit Recht aus und erklärte das Naturrecht näher als den Anspruch, die Forderung des Einzelnen an die Gesellschaft auf das, was ihm zur Erreichung seines Zieles nothwendig ist. Allerdings ist auch damit noch nicht alle Unklarheit, Mißdeutung beseitigt, denn das, was für dieses Ziel nothwendig ist, steht nicht ein für allemal fest. Darüber wechselte im Verlauf der Geschichte die Ansicht. Es läßt sich nicht ein für allemal feststellen, wieweit das Privateigenthum, wie weit das Gemeineigenthum gehen soll, ob das Recht auf eine Familie Naturrecht sei, das jeder fordern könne, ob ein Mensch ein Naturrecht auf Arbeit habe. Und dann wie schwankend sind die Ansichten über die Grenzen der Freiheit, der Denk- und Gewissens- und Redefreiheit u. s. f.

Ohne deßhalb an dem Naturrecht zweifeln und es aufgeben zu wollen, kann man ganz gut zugestehen, daß alles mit Ausnahme der letzten Principien am Recht positiv, historisch sei. Einer der scheinbar klarsten und einfachsten Grundsätze des Naturrechts ist die Forderung, im Verkehr, im Tausche jedem das Seine zu geben, und so stellt auch Cathrein die ausgleichende, commutative Gerechtigkeit als eine Grundform hin. Allein gerade hier entsteht die größte Schwierigkeit. Nirgends wird leichter und häufiger die Gerechtigkeit verletzt als in diesem Ausgleiche; eine Verletzung ist beinahe nothwendig und gerade um so nothwendiger, je weniger eine höhere Gerechtigkeit schützt. Schon unter

der Herrschaft des positiven Rechtes überfordert einen den andern so gut er kann, wie viel mehr im Naturzustande, wo der Kampf aller gegen alle schrankenlos waltet! Daher möchte ich viel eher mit Schmoller die ausgleichende Gerechtigkeit der austheilenden, distributiven unterordnen, als mit Cathrein die letztere zu einer Erweiterung der ersteren erklären. Die Gründe hiefür wurden in diesen Blättern (124 B., 500) ausführlich dargelegt und mag hierauf verwiesen werden. Diese und andere Gründe werden immer abhalten, dem Naturrecht eine allzuweite Ausdehnung zu geben.

Auf der anderen Seite sind freilich auch nicht die Bedenken zu unterschätzen, die dem Rechtspositivismus im Wege stehen. Eine reinliche Lösung und Scheidung der Frage ist überhaupt nicht möglich, da das Recht selbst etwas Widerspruchsvolles an sich hat, Vernunft und Unvernunft, Seinsollendes und Veraltetes in bunter Mischung enthält. Das Recht, das sich gegen Gewalt, gegen Willkür kehrt, hat selbst Gewaltcharakter an sich, ist etwas Gewillkürtes. Es soll die Interessen ausgleichen, nach allen Seiten die Ansprüche abwägen, dient aber selbst nur zu häufig einseitigen Interessen und wird als Waffe von den herrschenden Ständen benützt. Das Recht wird zum Vorrecht und zwar um so mehr, je weniger es sich den wechselnden Bedingungen anpaßt; je rascher es aber wechselt, desto stärker klaffen die Lücken.

Grupp.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

XXIII.

Die „Superiorität" des Protestantismus.

(Schluß.)

102. Doch wie ist es mit dem Protestantismus eines Kant, eines Lessing, Goethe, Schiller bestellt?

Ich leugne rund heraus, sagt Lagarde,[1] daß Lessing, Goethe, Herder, Kant, Winckelmann vom protestantischen Systeme und der protestantischen Kirche irgend wesentlich beeinflußt sind, und verschärfe das Gewicht dieser Leugnung noch dadurch, daß ich mich ausdrücklich der amtlichen Stellung Herder's zu erinnern erkläre.[2])

Lessing zeigte die Unhaltbarkeit des protestantischen Schriftprincips auf und sprach von dem Lutherthum mit der größten Verachtung. „Ich begehre keinen freien Willen, sagte er, ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte den mehr viehischen als menschlichen Irrthum und die Gotteslästerung, daß kein freier Wille sei."[3])

Was Goethe gelegentlich über katholische Dinge schrieb, bemerkt Alexander Baumgartner,[4]) wie über die sieben

---

1) P. de Lagarde, Deutsche Schriften, S. 18.

2) Vgl Der Protestant. 1901. S. 494; Deutsche Rundschau 1901. 108. 478.

3) Vgl. Alzog, a. a. O. 2, 163.

4) Baumgartner, Der Alte von Weimar. Freiburg 1886. S. 280.

Sakramente, über Philipp Neri, über Kirchen und katholische Kunst in Italien, über die mittelalterliche Kunst am Rhein und Main, über das Gnadenbild zu Einsiedeln, über katholische Gebräuche bei Mignon's Tod, über das Rochusfest, die Krippendarstellung und die gothische Kapelle in den Wahlverwandtschaften, vor allem aber die katholischen Elemente der Gretchenscenen im Faust und die Schlußscene dieser seiner größten Dichtung, war nicht nur in duldsamem, sondern geradezu gemüthlichem Ton gehalten. Durch irgend eine feine Ironie oder freisinnige Wendung wahrte er sich seinen ungläubigen freien Standpunkt, aber die katholische Kunst und den damit zusammenhängenden Cultus behandelte er schonend, oft fast liebevoll. Denn die schöne Erscheinung gefiel ihm. Er stand eben hierdurch im scharfen Gegensatz zu den gläubigen Protestanten, welche sich vor der Marienverehrung, der Heiligenverehrung und der Bilderverehrung noch immer standhaft entsetzen zu müssen glaubten. In katholischen Kreisen nahm man ihn deshalb freundlich auf, bewunderte ihn als Dichter, entschuldigte ihn als Menschen, und der Chorherr Zauper schrieb noch zu dessen Lebzeiten Schriften zu seinem Lob und seiner Vertheidigung. Er wurde vielfach als ein Mann betrachtet, der durch seine freisinnigen, genialen Anschauungen dem Katholicismus näher stände, als die gläubigen Protestanten.

Auch Schiller war von dem glühenden Katholikenhaß frei, der jeden echten und rechten Jünger Luther's, jeden „rechtgläubigen" und „freisinnigen" Prediger, jeden richtigen Protestanten erfüllt. Das beweisen die Worte, die er den Mortimer zu Maria Stuart sprechen läßt:

> Ich zählte zwanzig Jahre, Königin,
> In strengen Pflichten war ich aufgewachsen,
> In finsterm Haß des Papstthums aufgesäugt,
> Als mich die unbezwingliche Begierde
> Hinaustrieb auf das feste Land. Ich ließ

Der Puritaner dumpfe Predigtstuben,
Die Heimat hinter mir, in schnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das gepriesene
Italien mit heißem Wunsche suchend.

Es war die Zeit des großen Kirchenfestes,
Von Pilgerschaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wand'rung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich. — Mich selbst
Ergriff der Strom der glaubensvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Roms —

Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenstieg, des Colosseums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeist
In seine heit're Wunderwelt mich schloß!
Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,
Allein das körperlose Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich ins Innere nun
Der Kirchen trat, und die Musik der Himmel
Herunterstieg, und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste und Höchste gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte,
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heil'ge Mutter, die herabgestiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen.

Die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, der Fels und die Burg des echten Lutherthumes, das Wort, wie Luther selbst emphatisch es nannte, lesen wir,[1]) ist bei den großen Dichtern des vorigen Jahr-

1) Wird Deutschland wieder katholisch werden? S. 120.

hunderts nicht zu finden. Viele von ihnen, vor allen Schiller, sind erfüllt mit den Vorurtheilen, welche die einseitige geschichtliche Tradition im Protestantismus geschaffen hatte; nur von Luther ist er dem Wesen nach viel weiter entfernt, als von der Grundanschauung der katholischen Kirche.

103. Wahrlich, Professor v. Soden dürfte so Unrecht nicht haben, wenn er sagt, die religiöse Gleichgiltigkeit und Unwissenheit sei unglaublich und zu beklagen. [1]

Nur in kleinen Kreisen unseres Volkes, gesteht Pastor Funcke, [2] ist der Glaube an die Wahrheiten des Christenthums noch Bestandtheil der gesammten Lebensführung, noch Triebkraft des Lebens. Große Massen des Volkes sind der Kirche innerlich entfremdet und begnügen sich, Kirche und Pastoren nur noch bei freudigen oder bei traurigen Anlässen als eine Art Decoration zu verwenden. Unzählige Menschen, die den Namen Christ tragen, führen ein schändliches Leben und spotten über Lehren und Wahrheiten des Christenthums, weil sie den tiefen geistigen Gehalt dieser Lehren nie zu erfassen vermochten. Wir haben thatsächlich ein Heidenthum in unserer Mitte, welches im Allgemeinen schlimmer ist als das sogenannte Heidenthum nichtchristlicher Völker. Unser modernes Heidenthum durchsetzt unsere ganze Cultur, es durchsetzt unsere Staatsgesetze, es macht sich breit im politischen und socialen Leben, es durchgeistigt unser Schriftthum, unsere Wissenschaft und Kunst.

104. Wir sehen jetzt mit Schmerz, heißt es in der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung, [3] daß viele Gläubige und Ungläubige der Kirche das Maß der Achtung versagen, das die religiöse Gemeinschaft eines Volkes haben muß.

---

1) Vgl. Der Reichsbote vom 17. November 1899.
2) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 16. Januar 1901.
3) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 13. November 1899.

um zu wirken. Manche ungesunde Richtung in dem Gemeinschaftsleben wie in dem Evangelisationsbetrieb ist dadurch entstanden, daß man in diesen Kreisen auf die Laxheit in Lehre und Wandel, auf den Mangel an Zucht und Ernst hinweist, an denen die Kirche leidet. Die presbyteriale und synodale Verfassung hat auch das kirchliche und christliche Leben des evangelischen Volkes nicht gehoben. Wir sind keine Volkskirche mehr. Das ist das Ergebniß unserer kirchlichen Zustände. Wir müssen erst wieder eine Volkskirche werden, d. h. eine Kirche, die nicht blos mit ihren Institutionen, sondern mit ihrem Einfluß das Volk umfaßt.[1])

Wir glauben auch nicht, wird jetzt geklagt,[2]) daß das herrschende Staatskirchenthum mit seinem unpopulären Bureaukratismus und seiner akademischen Steifheit je wieder das Volksherz gewinnen kann. Da müßte eine freie Volkskirche einsetzen, in der die Pulse des Volksherzens schlagen könnten. Leider ist daran jetzt weniger als je zu denken. Bureaukratismus und Byzantinismus sind die herrschenden Mächte. Und die Einigkeit des Sinnes fehlt ebenso wie die Einigkeit des Glaubens.

Also in den niederen Klassen sieht es nicht viel besser aus als in den höheren Ständen. Das bezeugen uns noch eine paar weitere Stimmen.

Der Atheismus, sagt Pfarrer Julius Werner,[3]) tritt selbstbewußter auf denn je. Uns umgibt ein modernes Heidenthum. Das aber ist nicht, wie das Heidenthum der Naturvölker, unbearbeitetes Ackerland; das moderne Heidenthum bedeutet geistigen Wüstensand, Unland, wo eine schlimme Fluth die Ackerkrume hinweggeschwemmt hat. Neue Naturmenschen kann man religiös cultiviren, aber geistig-

---

1) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 1. Mai 1900.
2) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 8. August 1901.
3) Der Reichsbote vom 29. December 1899.

hunderts
Schiller,
seitige
hatte;
entfernt,
Kirche.

103.
nicht
Unwiss

Funde,
thums
noch
der
und

… und exotische Kultus-
… Man hält einen für
… musikalisch.

… schreibt Fr. X. Kraus,[2]) zeigen
… englischen und amerikanischen
… eine erschreckende Zu-
… Verwilderung, welche in dem-
… bedenklichen Agglomerationen
… wie London, Berlin,
… sind der Religion vielfach
… an dem kirchlichen Leben nur
… in Berlin soll die Zahl der
… Personen nur mehr
… wissenschaftlichen Kreisen konnte
… der letzten dreißig Jahre dem
… Nutzen bringen.

… vom 4. Februar 1901.

Das Ringen nach einer völlig confessionslosen Volksbildung, der Kampf um einen neuen, von jeder positiven Religionsform losgelösten „Humanitätsstaat“, wird aus der Schweiz berichtet,[1]) bildet gegenwärtig in der Schweiz mehr oder weniger den Mittelpunkt alles Strebens unserer Extrem-Radikalen.[2])

Der Protestantismus, wird behauptet,[3]) ist in keinem Lande der Welt innerlich so erschüttert, wie gerade in Deutschland; das ist jetzt noch weit schlimmer als in der rationalistischen Aera zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Wir sehen dabei noch ganz ab von den Fortschritten der Ritschlschen Theologie. Die Hauptsache hat der atheistische Naturalismus gethan, der in der Masse des protestantischen Volkes so große Verwüstungen angerichtet hat, daß sie nur dem Namen nach noch christlich ist. Viele meinen irrthümlich, daß das nur in den Großstädten so sei; wer z. B. das pommersche Landvolk kennt, wird sagen müssen, daß es dort vielfach kaum besser ist, und doch gilt das Pommerland als feste Burg der Orthodoxie. In religiöser Beziehung ist Pommerland längst abgebrannt.

Daß unter der Bevölkerung von Berlin und London crasser Aberglaube herrscht, ist natürlich; denn wo der Unglaube sich satt gegessen hat, setzt sich der Aberglaube zu Tisch.[4]) Von der Wahrheit, sagt der Apostel,[5]) werden sie

---

1) Kölnische Volkszeitung vom 29. September 1901.

2) Eine bürgerliche Gesellschaft ohne Religion, sagt Villari, ist bis jetzt unbekannt; noch niemand hat die Kunst gefunden, ein Volk ohne Religion moralisch zu erziehen. Die Religion existirt im Herzen der Gesellschaft, das ist das Faktum, welches niemand leugnen kann. Allgemeine Zeitung vom 1. Februar 1899.

3) Kölnische Volkszeitung vom 8. März 1901.

4) Abergläubisches von der Themse, s. Kölnische Volkszeitung vom 13. September 1901.

5) 1 Tim. 4, 4.

das Gehör abwenden, zu den Märchen aber werden sie sich hinwenden.

105. Die schlimmen Wirkungen, welche eine fälschlich so genannte Wissenschaft anrichtet, erwecken auch in uns den lebhaften Wunsch, es möchte die Zahl der Katholiken, die den gelehrten Berufen sich zuwenden, viel größer werden, als sie zur Zeit ist. Um die Verwirklichung dieses Wunsches herbeizuführen, möchten wir die gemachten Vorschläge noch um einen vermehren: man sorge auch dafür, daß junge Leute in niedere Stellungen gelangen; ihre Kinder werden dann mit ihrer Unterstützung sich zu höheren emporschwingen.

106. Nachdem wir die traurigen inneren Zustände des Protestantismus dargelegt haben, wollen wir sein Verhältniß zur katholischen Kirche etwas genauer betrachten.

Bei der katholischen Kirche besteht trotz der Unduldsamkeit gegen die Lehren der Andersgläubigen, die sie für Irrlehren hält und halten muß, dennoch die größte Duldsamkeit und Liebe gegen die Personen der Andersgläubigen; hingegen bei den Protestanten eine große Duldsamkeit gegen alle möglichen Lehren und Bekenntnisse, vielleicht sogar gegen den Katholilismus, aber oft die größte Unduldsamkeit gegen die Personen, sobald jemand es wagen will, von der Irrlehre sich loszusagen und der erkannten Wahrheit der katholischen Kirche sich anzuschließen.[1])

Der Kampf gegen Rom, wird behauptet, ist das Lebenselement des Protestantismus.[2])

Es ist thatsächlich auf einzelnen Versammlungen sowohl des Gustav Adolf-Vereins wie des Evangelischen Bundes, lautet ein protestantisches Geständniß,[3]) manches direkt beleidigende Wort gegen die katholische Kirche im Allgemeinen

1) Stimmen aus Maria-Laach. 1899. 57, 435.
2) Kölnische Volkszeitung vom 28. September 1901.
3) Der Reichsbote vom 1. Oktober 1899.

und einzelne specielle Einrichtungen derselben gefallen, das besser unterblieben wäre und dem Ruf der protestantischen Toleranz nicht förderlich gewesen ist. Man ist auf den Katholikenversammlungen so klug, solche Beleidigungen gegenüber unseren protestantischen Einrichtungen strikte zu vermeiden, und zwar muß man das nicht nur von dem Neisser Katholikentag (1899) anerkennen, sondern auch von den früheren.

Der offenbare Zweck der Gründung des Gustav Adolf-Vereins, wird gesagt,[1]) war, alle verschiedenartigsten Denkarten innerhalb des Protestantismus einzig auf Grund des Gegensatzes zur katholischen Kirche zur gemeinsamen Aktion zu vereinigen. Daß es um einen Kampfverein sich handeln sollte, zeigte die Wahl des Patrons, und daß er ein Kampfverein geworden, haben die Hetzereien in erschreckendem Maße erkennen lassen, die auf seinen Versammlungen laut wurden.[2])

Ich für meinen Theil, erklärte Generalsuperintendent Wilhelm Baur (Koblenz), kann doch in unseren Tagen keinen ausgeprägteren Typus des Antichristlichen erkennen, als in dem vatikanischen Papstthum.[3])

---

1) Kölnische Volkszeitung vom 25. September 1900.

2) Auf der 54. Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins in Köln erklärte Oberconsistorialrath Braun (Stuttgart): der Gustav Adolf-Verein verletze nicht; seine Mitglieder seien nicht so beschränkt, daß sie blind seien für die Geistesschöpfungen des Mittelalters; wir bewundern, wir lernen von dem, was der Katholicismus Herrliches hervorgebracht hat; es findet unsere Sympathie. Daneben erfreuen wir uns der Fortschritte, welch die Reformation uns gebracht; wir anerkennen mit Freude die Herrlichkeit, welche der Protestantismus mit der Freiheit des Glaubens und Gewissens gebracht hat. Kölnische Volkszeitung vom 3. Oktober 1901. — Ueber die „Freiheit des Glaubens und Gewissens“ innerhalb des Protestantismus urtheilen Schrempf, Steudel, Gmelin, Finckh, Württemberger, wesentlich anders als Braun.

3) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 25. Februar 1901.

Im Evangelischen Bundesboten, dem Vereinsorgan des Evangelischen Bundes in Baden, ist zu lesen: Man stimmt, wie andere Leute schon längst sagen, die römische Curie, die bischöflichen Curien und die römischen Pfarrhöfe viel geneigter und regierungsfreundlicher, wenn man sie mit der Knute und dem Polizeistock behandelt, statt mit Zuckerbrot und Liebkosungen.[1])

Alle Katholiken müssen in Schweden die lutherische Staatskirchensteuer entrichten; für den eigenen Cult erhalten sie nichts aus öffentlichen Mitteln.[2])

Die Unduldsamkeit, mit welcher die Katholiken in Sachsen, Mecklenburg, Braunschweig und in der Schweiz behandelt werden, wird auch von protestantischer Seite mißbilligt.[3])

Bischof Haffner sagt in seinen Randzeichnungen zu Janssen's Geschichte: „So fürchterlich ist die Entfremdung, welche die protestantische Literatur von der katholischen abschließt, daß in jener kaum ein Werk gebraucht, geschweige denn anerkannt wird, welches auf unserer Seite erwachsen ist".[4])

Uns Katholiken, lesen wir,[5]) hat Robert König in seiner Deutschen Literaturgeschichte durch seine überaus stark gefärbte protestantische Brille betrachtet und unsere bedeutendsten Größen mit ein paar Zeilen abgethan, während er seine eigenen Glaubens- und Parteigenossen, mochten sie auch noch so unbedeutend sein, des Weiten und Breiten hervorhebt.

Sogar das Kirchenlied dient an vielen Orten dazu, den Haß, dem es entsprungen ist, in anderen zu entzünden.

---

1) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 6. Juni 1900.

2) Germania vom 24. November 1899.

3) Vgl. Kölnische Zeitung vom 27. Dezember 1899; Kölnische Volkszeitung vom 29. Sept. 1901; Germania vom 2. Okt. 1901.

4) Kölnische Volkszeitung vom 19. Juli 1899.

5) Germania vom 11. April 1900.

So enthält das Gesangbuch für die evangelisch-lutherische Kirche in Bayern, dessen Königshaus katholisch ist, „Kern- und Sternlieder", in welchen die folgenden Verse sich finden:

Sie wüthen fast und fahren her
Und wollen sich hoch vermessen;
Zu würgen steht all ihr Begehr,
Gott ist bei ihn'n vergessen.
Wie Meereswellen hochher gehn,
Nach Leib und Leben sie uns stehn,
Des wird sich Gott erbarmen.

Der alt böse Feind
Mit Ernst ers jetzt meint;
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist;
Auf Erd ist nicht seins gleichen.

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein Dank dazu haben;
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie habens kein Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben.

107. Ursache und Wirkung dieses furchtbaren Hasses ist Unkenntniß katholischen Glaubens und Lebens.

Zu einer gerechten Würdigung des Katholicismus, sagt Schulze,[1]) gehört zuerst Kenntniß desselben, aber an ihr fehlt es gerade den lautesten Eiferern nicht selten am meisten. „Wer von uns", schreibt ein lutherischer Geistlicher, „hat wohl die Dekrete des Tridentinums, des Römischen Katechismus, irgend eine gute Darstellung des katholischen

1) F. W. Schulze, Ueber romanisirende Tendenzen. Berlin 1870. S. 324 f.

Dogmas, nur einige der wahrhaft bedeutenden wissenschaftlichen Werke der neueren katholischen Theologie studiert? Wer hat sich je nur einigermaßen mit katholischer Liturgie, mit dem Römischen Missale und Breviarium beschäftigt?“ Also selbst das nicht einmal! Aber eben deßhalb, weil selbst in den Kreisen evangelischer Theologen ein eingehendes Studium des katholischen Dogmas noch immer selten und eine vorurtheilsfreie, durch anerzogene Antipathie nicht bestimmte Betrachtung katholischer Cultusformen und kirchlicher Sitten noch seltener ist, gehen alte unbegründete Vorurtheile wie eine Erbkrankheit weiter von Geschlecht zu Geschlecht, und man glaubt es nicht, was Döllinger sagt und was wirklich nicht unbegründet ist, daß nämlich „vier Fünftheile der herkömmlichen protestantischen Polemik gegen die katholische Kirche auf Mißverständnissen, Logomachien, willkürlichen Entstellungen beruhen oder sich auf persönliche, also zufällige Dinge beziehen, welche da, wo es sich nur noch um Principien und Dogmen handeln kann, völlig bedeutungslos sind“.[1])

Ein paar Proben crasser Unwissenheit seien hier mitgetheilt.

Das Märchen von der lateinischen Predigt im Mittelalter, wird gesagt,[2]) findet trotz seinem offenbaren Widersinn noch immer Wiederholung. Im Mittelalter ist natürlich ebenso wie heute in der Landessprache gepredigt worden und zwar im 13. Jahrhundert häufig unter fleißiger Benutzung der Bibel.

Eduard von Hartmann wiederholt immer wieder, was noch kein einziger katholischer Gelehrter behauptet hat: „Das Moralprincip der kirchlichen Autorität erklärt nur Eines

1) Vgl. Historisch-politische Blätter. 1900. 126, 431.

2) Literarisches Centralblatt. 1899. S. 1703.

für sittlich oder unsittlich: den Gehorsam oder den Ungehorsam gegen die Kirche" [1])

In dem Evangelischen Gemeindeboten aus Köln, dessen Redakteur Pastor Schneller in Köln ist, steht zu lesen: Die Bibel, das Neue Testament, also die Schriften, welche die Apostel des Heilandes gerade für ihre Gemeinden geschrieben haben, sind einem Katholiken zu lesen verboten.[2])

In einem protestantischen Blättchen lesen wir: „Joseph Mayer, der Darsteller des Christus in Oberammergau, hat vom Papste, wie L. E. Morant im Nineteenth Century erwähnt, nicht nur für alle seine eigenen Sünden in Vergangenheit und Zukunft, sondern auch für die seiner Kinder Ablaß erhalten".[3]) Wir wollten gerne den Lärm hören, der sich erhöbe, wenn ein katholisches Blatt nur den tausendsten Theil von einem derartigen Blödsinn brächte. Unsere Leser würden uns übrigens nicht glauben, daß so etwas gedruckt werde, wenn wir das Blättchen nicht mit Namen nennen. Es heißt: Chronik der christlichen Welt; als verantwortlicher Herausgeber zeichnet Pfarrer Erich Förster in Frankfurt a. M.[4])

Leute, die solchen Unsinn glauben, halten sich natürlich für hochgebildet und berechtigt, auf die Katholiken mit Mitleid oder Verachtung herabzusehen. Es wäre ihnen leicht, die Wahrheit zu erfahren, wenn sie wollten: aber non intratur in veritatem nisi per caritatem.

108. Zum Schlusse unserer Darlegungen wollen wir übrigens ausdrücklich bemerken, daß wir weder alles tadeln, was von Protestanten geschieht, noch alles loben,

---

1) Der Katholik. 1899. 2, 180.

2) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 14. Oktober 1900.

3) Mit Recht nennt Palmieri die Behauptung Dante's, Bonifaz VIII. habe Guido di Montefeltro zum voraus Absolution von künftigen Sünden versprochen, eine goffa menzogna und eine grossa corbelleria. Stimmen aus Maria-Laach. 1901. 60, 81.

4) Vgl. Germania vom 8. Februar 1901.

was von Katholiken gethan wird; wir haben das Persönliche von dem Sachlichen zu scheiden und dürfen die Gesammtheit für die Fehler Einzelner nicht verantwortlich machen. Aber ungerechte Angriffe zurückweisen, das werden uns am allerwenigsten jene Protestanten verargen, die mit ihren katholischen Mitbürgern in Eintracht und Friede leben wollen, die mit einer Art von Heimweh die religiöse Spaltung beklagen und nach Wiedervereinigung sich sehnen.

Wer faßt in unserer kalten Gegenwart den Werth lebendigen Glaubens an die Einheit der Kirche, wie sie Schweden in seiner letzten katholischen Periode von Birgitta überkam! Wer ahnt das Glück, das unserem Volke zufiele, schreibt der Prediger der lutherischen Staatskirche Schwedens, G. Bergström,[1]) wenn noch einmal alle Christen in Christus eins würden![2])

Wir können als Katholiken die Hoffnung auf die eine Kirche, welche auch die von uns getrennten christlichen Brüder wieder umfängt, nicht aufgeben, aber wir sind nicht minder fest überzeugt davon, daß sich im heutigen deutschen Protestantismus wenig Elemente finden, die nach dieser Richtung hin in Rechnung zu ziehen wären. Der moderne Protestantismus mit seiner rücksichtslosen Bibelkritik, seinen leeren Kirchen, überhaupt seiner Isolirtheit im Volksleben, auf das er nach Stöcker's Zugeständniß fast gar keinen Einfluß mehr hat, steht vor dem Zusammenbruch, und erst nachher könnten sich neue Keime besserer Erkenntniß zeigen, denn auf die Dauer kann das Menschenherz niemals der Religion ent-

---

1) Literarisches Centralblatt. 1899. S. 1156.

2) Les discordes d'Église sont décourageantes pour l'intelligence et la bonté humaines: elles portent témoignage de notre inaptitude à découvrir la vérité sur notre destinée; et elles corrompent en haine contre nos frères notre amour de Dieu. Travailler à l'unité religieuse c'est travailler à la paix. Etienne Lamy. Revue des Deux Mondes. 1899. 155, 337.

wehren, und wird auch stets einer „Kirche" zustreben, die diesen Namen durch Geschlossenheit, Autoritätsbewußtsein und Einfluß auf das geistige Leben verdient.[1])

109. Den protestantischen Theologen, welche uns Katholiken, ob aus oder ohne Ueberlegung und Ueberzeugung, lassen wir dahingestellt, Rückständigkeit vorwerfen, legen wir nahe, etwas nachzudenken über das Wort eines russischen Theologen: „Eine Kirche, die irren kann, ist nicht werth, daß sie existirt".[2]) Von den vielen protestantischen „Kirchen" wird keine behaupten, daß sie unfehlbar ist,[3]) und doch wird eine jeden von ihnen verlangen, daß ihre Angehörigen sich ihrer Leitung überlassen — und diesem Verlangen wird noch in unseren Tagen Folge geleistet. Rm.

---

1) Kölnische Volkszeitung vom 20. April 1900.

2) Al. v. Maltzew, Die Sacramente der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes. Berlin 1898 S. CXVI. Vergl. P. de Lagarde, Deutsche Schriften S. 45.

3) Wer will entscheiden, wo die Wahrheit ist? Wir nehmen sie nicht in Anspruch: erklärte Kirchenrath Pank auf der Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins in Köln. Kölnische Zeitung vom 3. Oktober 1901.

XXIV.

Hexenwahn und Hexenverfolgung.

Zwei Worte, die eine ganze Welt menschlichen Jammers in sich schließen, die in Wahrheit ein Meer von Blut und Thränen geschaffen, so daß die bloße Namensnennung den Kundigen schon erschaudern machen könnte. Einer menschlichen Feder dürfte es schwer werden, all die Körperqualen und Seelenpeinen wahrheitsgemäß zu schildern, welche diese bedauerliche Verirrung durch die Jahrhunderte, da sie die Menschheit gefangen hielt, geschaffen hat, eine Verirrung, die wohl mit Recht eine der „entwürdigendsten Verfolgungen“ genannt werden darf, „welche sich die Culturmenschheit je auferlegt hat“. Hat sich ja doch der grausige Wahn auf alle Verhältnisse des menschlichen Lebens gelegt: die religiösen, familiären, socialen, rechtlichen und politischen, kurz alle Verhältnisse des damaligen Lebens hat er in den Bann seines unheilvollen Einflusses gezogen. Es ist darum leicht verständlich, wenn sich die Forschung, und vor allem in neuerer Zeit, immer wieder dieser eigenartigen Erscheinung zugewandt und versucht hat, das unheimliche Dunkel immer mehr zu erhellen. Wir beabsichtigen jedoch entfernt nicht, auf Grund all dieser verschiedenen, bis in die neueste Zeit fortgesetzten Forschungen ein Bild der beklagenswerthen Verirrung und ihrer entsetzlichen Folgen zu zeichnen, wohl

aber möchten wir über einige der interessantesten Arbeiten aus neuester Zeit referiren, deren Verfasser[1]) sich die schwierige Aufgabe gestellt hat, Antwort zu geben auf die viel ventilirte Frage: woher stammt der grausige Wahn, d. h wo ist die eigentliche Schuld der verhängnißvollen Entwicklung zu suchen, was kann oder muß als letzte Ursache derselben angesehen werden? Fußend auf vorangehenden Forschungen, sie zusammenfassend und zugleich ergänzend verfolgt Verfasser den Hexenwahn und dessen gewaltsame Verfolgung von seinen Anfängen bis zum Höhepunkt der Entwicklung, durch eingehende Untersuchung die einzelnen Faktoren aufzeigend, welche auf die so geartete Entwicklung von maßgebendem Einfluß gewesen sein könnten. Damit will er die Lücke ausfüllen, welche die Forschung bisher gelassen, d. h. er will klarstellen, wie die gräßliche Verfolgung „entstehen konnte, was sie ermöglicht und veranlaßt hat und wer ihr Träger gewesen ist“ (S. 4). Wir wollen versuchen, den Gang dieser Untersuchung in Kürze zu skizziren, um daran dann einige abweichende und rektificirende Notizen anzufügen.

In einem einleitenden Kapitel wird zunächst dargethan, daß der Zauber- und Hexenwahn „auf's engste zusammenhänge mit dem religiösen Glauben“, daß er daher „unter religionsgeschichtlichem Gesichtspunkt betrachtet werden müsse“. Sodann wird der Begriff Hexe erörtert, wie ihn zur Zeit der großen Verfolgung theologische Wissenschaft und juristische Praxis darstellen. Dieser Begriff zeigt sich als Sammelbegriff verschiedener Vorstellungen, wie sie zu verschiedenen Zeiten in griechisch-römischen, jüdisch-orientalischen und keltisch-germanischen religiösen

1) Hansen Joseph (Archivdirektor in Köln), Zauberwahn, Inquisition und Hexenproceß im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung. München-Leipzig 1900. 538 S. Derselbe: Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwesens und der Hexenverfolgung im Mittelalter. Bonn 1901. 703 S.

Anschauungen sich vorfanden; es sind die Vorstellungen schädigender Zauberei (des Maleficiums), nachtfahrender Gespenster, der Verwandlung der Menschen in verschiedene Thiere und schließlich der Teufelsbuhlschaft. Die allmähliche Verschmelzung der einzelnen Elemente mit dem Begriff der Häresie und die Verfolgung der letzteren durch die Inquisition bildete die eigentliche Grundlage der epidemischen Hexenverfolgung. Das ist der Haupt- und Grundgedanke des ganzen Buches, der dann in eingehender Untersuchung und Begründung erhärtet werden soll. Zu diesem Zweck theilt Verfasser den ganzen Stoff in drei Perioden ab. In der ersten (400–1230) wird der Zauberwahn, dessen Beurtheilung und Bestrafung seitens der christlichen Kirche bis zur wissenschaftlichen Ausbildung des Zaubereibegriffs durch die Scholastik behandelt; zugleich wird auch das weltliche Strafgesetz betreffs zauberischer Handlungen und dessen allmähliche Ausgestaltung in Betracht gezogen. Die zweite Periode (1230—1430) schildert sodann, wie die volksthümlichen Anschauungen über Zauberwesen nach und nach durch die theologischen Kreise weitergebildet und wissenschaftlich zu begründen versucht wurden. Dadurch wurden die einzelnen Elemente des Zauberwahns mit der eigentlichen Ketzerei in Beziehung und schließlich in vollständige Verbindung gebracht, wodurch sie von selbst der Verfolgung durch die Inquisition und deren Proceßverfahren, namentlich auch der verhängnißvollen Folter verfielen. Schließlich werden dann noch die von 1230—1430 historisch nachweisbaren Zauberprocesse vor dem inquisitorischen, bischöflichen und weltlichen Forum besprochen mit Rücksicht auf oben angegebenen Entwicklungsproceß. Damit war die Grundlage für die großen Hexenverfolgungen geschaffen, wie sie im 15. Jahrhundert ihren Anfang nahmen und drei Jahrhunderte hindurch die abendländische Christenheit gefangen hielten; dieser Darstellung ist die dritte Periode (1430—1540) gewidmet.

Die quellenmäßige Grundlage, vielfach aber auch zugleich die sachliche Ergänzung zu obiger historischen Ausführung bietet das zweite umfassendere Werk: „Quellen und Untersuchungen". Hier haben wir erstmals eine ziemlich erschöpfende Quellensammlung zur Geschichte des Hexenwahns. Dieselbe bietet in einer ersten Rubrik päpstliche Erlasse über das Zauber- und

Hexenwesen von 1258—1526, d. h. von Papst Alexander IV. bis Clemens VII., im Ganzen 46 Nummern. Die zweite Abtheilung gibt die wichtigsten literarischen Denkmäler zur Geschichte des Hexenwahns von 1270—1540 in chronologischer Reihenfolge, im Ganzen 76 Nummern von S. 38—359. Vorausgeschickt ist dieser Abtheilung der sog. Canon episcopi, angeblich auf dem Concil von Ancyra aufgestellt, mit dem er aber nichts zu thun hat; erstmals erwähnt wird er in Reginos von Prüm Libri de synodalibus causis et disciplinis ecclesiasticis, ed. Wasserschleben 1840, geht aber wahrscheinlich auf ein karolingisches Kapitular zurück. Dann folgen noch Auszüge aus einem deutschen Pönitential aus dem 10. Jahrhundert, aufgenommen in Burkarts von Worms Decretum lib. 19. Die einzelnen Nummern sind sehr verschieden an Umfang und auch an Werth; manchmal findet sich bloße Erwähnung einer Abhandlung oder einer verloren gegangenen, beziehungsweise noch nicht aufgefundenen Schrift, manchmal sind größere oder kleinere Auszüge aufgenommen, theilweise ganze Traktate. Jede Nummer wird eingeführt durch genau orientirende, auf dem heutigen Stand der Forschung beruhende Angaben über Fundort und Verfasser, wie auch durch die nothwendigen Sach- und Personalerläuterungen. Da die einzelnen Documente meist nur in seltenen oder schwer zugänglichen Werken sich finden, vielfach nach Handschriften neu collationirt und textkritisch verbessert worden, manchmal sogar erstmals edirt sind, so ergibt sich der große Werth dieser Sammlung von selbst. Die dritte Rubrik handelt über den malleus maleficarum und seine Verfasser: über Bedeutung des Wortes malleus, über Vorbild und Quellen der Schrift, Zeit der Abfassung und Veröffentlichung derselben, sowie über Person und Thätigkeit der Verfasser Heinrich Institoris und Jakob Sprenger. Ueber die Stellung des malleus zur älteren und jüngeren Literatur wird im ersten Werk S. 475 bis 500 gehandelt, wo ausgeführt wird, daß er die schulmäßig ausgebildete Ansicht über den Hexenwahn in ihrem vollen Umfang übernommen und codificirt hat. Seine Bedeutung für die folgende Zeit wird dahin zusammengefaßt, daß er im Hexenwesen oder besser Hexenwahn das maleficium in den Vordergrund geschoben und damit dasselbe in den Kreis der weltlichen Jurisdiktion

hineinzuspielen versucht habe, und daß er drittens das Hexentreiben hauptsächlich auf das weibliche Geschlecht zugespitzt habe. Letzterer Punkt wird sodann noch näher ausgeführt im fünften Abschnitt S. 416—444, auf Grund der sich allmählich ausbildenden theologischen Anschauung des späteren Mittelalters über Jungfräulichkeit, Ehe, Geschlechtsverkehr u. s. w. Wir wollen bei dieser nicht sonderlich ansprechenden Materie nicht länger verweilen, das aber glauben wir gleich hier bemerken zu sollen: des Verfassers Anschauung, wornach die im späteren Mittelalter sich allmählich bildende ungünstige Einschätzung des Frauengeschlechtes, die letzterem dann so überaus verhängnißvoll geworden ist, einseitig auf den Schuldconto der Theologie, beziehungsweise der Kirchenlehre zu schreiben wäre, ist unrichtig und auch ungerecht. Ungefähr mit gleichem Rechte könnte man den Culturfortschritt unserer Tage einseitig dafür verantwortlich machen, daß heute in deutschen Landen das sittliche Ideal des Geschlechtslebens vielfach so ziemlich das entgegengesetzte ist von jenem, wie es Tacitus bei unseren der Cultur noch nicht sonderlich befreundeten Vorfahren schildert. Er schreibt nämlich Germania cap. 19: „Paucissima in tam numerosa gente adulteria; quorum poena praesens et maritis permissa. . . . Publicatae enim pudicitiae nulla venia; non forma, non aetate, non opibus maritum invenerit; nemo enim illic vitia ridet, nec corrumpere et corrumpi saeculum vocatur." Daß der Abstand von diesen hochstehenden sittlichen Grundsätzen heute ein so großer ist, daran ist die Culturentwicklung gewiß nicht schuldlos, ihr aber alle Schuld aufzubürden, wäre ungerecht. Ebenso wollen wir bei Entwicklung des Hexenwahns den theologischen oder eigentlich richtiger gesagt den religiösen Einfluß als mitwirkenden Faktor keineswes negiren oder ihn auch nur gering werthen; gewiß, auch er hat seine Stellung in der allgemeinen Geistesströmung der Zeit. Andererseits ist aber ebenso unbestreitbar, daß auch die theologischen Anschauungen ihrerseits von der Zeitströmung nicht unbeeinflußt bleiben. Bei Geistesströmungen oder Verirrungen lassen sich die einzelnen wirkenden Faktoren nicht so leicht und einfach ausscheiden, wie etwa die Bestandtheile chemischer Verbindungen. Es hat gewiß nicht blos wissenschaftliches, sondern ebenso religiöses und cul-

turelles Interesse, den allmählichen Entwicklungsgang zu verfolgen vom Taciteischen: „inesse (feminis) sanctum aliquid et providum" bis zu der abstoßenden Strigavorstellung des 15. Jahrhunderts. Daß aber solche Entwicklung nicht nur literarisch-theologisch beeinflußt war, sollte nicht erst eines Beweises bedürfen.

Der vierte Abschnitt handelt von der Vauderie im 15. Jahrhundert (S. 408—415) und sucht darzuthun, wie zuerst in den Gegenden des heutigen Schweizerkantons Wallis und in Savoyen der complicirte Begriff des Hexenwahns mit der Ketzerei (secta Waldensium) verbunden erscheint, sowohl in der Volksanschauung wie bei den Inquisitoren. Auch hiefür wäre nach dem Verfasser die Theologie wieder maßgebend gewesen. S. 40 heißt es nämlich: „Die Veranlassung zu diesen Uebertragungen hat wohl ursprünglich die durch die theologische Autorität seit dem 13. Jahrhundert der Volksphantasie tief eingegrabene Vorstellung der von den Ketzern, von Katharern wie von Waldensern gefeierten Sabbate mit obligater Unzucht gegeben". Auch diese Ansicht ist theils schief, theils unrichtig. Richtig ist, daß sich seit dem 13. Jahrhundert mit dem Begriff der „Ketzerei" gerne jener der Unzucht verband. Dies hing einmal mit einer bei religiösen Verfolgungen vielfach sich zeigenden Thatsache zusammen, daß nämlich den in die Verborgenheit gedrängten religiösen Culten Unzucht vorgeworfen wird. Hievon waren bekanntlich auch die ersten Christen nicht ausgenommen. Dieser, man möchte fast sagen psychologische Grundsatz zeigt sich nun auch bei den mittelalterlichen Häresien. Hiebei dürfte sodann der Sprachgebrauch auch noch eine Rolle gespielt haben. Man nannte nämlich nach alt- und neutestamentlichem Vorgang den Abfall vom orthodoxen Glauben adulteratio, adulterare doctrinam. Was lag nun näher als diese Bezeichnung adulterare in wortwörtlichem Sinne zu verstehen? Bei der Vermischung von Hexenwahn und Ketzerei, wie er sich zufällig zuerst rücksichtlich der Waldenser historisch nachweisen läßt, dürfte aber das tertium comparationis nicht die Unzucht, sondern das „im Verborgenen handeln" gebildet haben und diese Vermischung nicht von der theologischen Autorität, sondern von der Volksanschauung

ausgegangen sein. Dies gibt Verfasser S. 409 eigentlich selbst zu.

Ein sechster und letzter Abschnitt (S. 445—613) gibt eine übersichtliche, aber keine vollständige Sammlung von Hexenprocessen von 1240 (richtiger 1335) bis 1540 und zwar eingetheilt in solche vor der kirchlichen Inquisition (73 Nummern) und in solche vor dem weltlichen Forum (262 Nummern). Letztere Abtheilung beginnt aber erst mit dem Jahre 1400, als eigentliche Hexenprocesse sogar erst mit 1428. Die erste Nummer erster Abtheilung datirt vom Jahre 1245, handelt aber von keiner Hexe, sondern offensichtlich von einer sogen. Kurpfuscherin. Andere Nummern beziehen sich auf einfachen Aberglauben, so handelt z. B. Nr. 3 vom Jahre 1321 von abergläubischen Anschauungen betreffs der Todten, wie sie sich vom Heidenthum ins Christenthum vererbt haben und wie sie bereits im bekannten indiculus superstitionum et paganiarum als superstitio „super defunctos" christlicherseits bekämpft werden. Nun ist der Hexenwahn freilich aus dem Aberglauben herausgewachsen und nur durch ihn möglich geworden, allein nach dem heute üblichen Begriff von Hexe geht es nicht an, ihn mit Aberglauben kurzweg zusammenzuwerfen, sonst ist für ersteren eine historische Abgrenzung nicht mehr möglich. Zum Schluß (Abschnitt VII. S. 614—670) wird noch eine eingehende sprachliche und historische Untersuchung über das Wort Hexe von Joh. Franck angefügt.

Damit haben wir die zwei wichtigen und interessanten Werke ihrem wesentlichen Inhalt nach skizzirt und wir möchten hieran außer den bereits oben gemachten Bemerkungen noch einige weitere anfügen. Zunächst müssen wir es als auffallend bezeichnen, wenn Verfasser, da wo er nicht unverständlich durchblicken läßt, daß noch heute in der katholischen Kirche an den Hexenwahn anklingende Anschauungen sich finden, sich stets auf moraltheologische Werke stützt, die gerade in diesen Punkten zu sehr nach mittelalterlicher Methodik verfahren. Wir müssen hier der Ansicht entgegentreten, als ob die Anschauungen eines oder zweier katholischer Moralisten

sofort als Anschauungen der katholischen Kirche kurzweg gewerthet werden dürften. Dem gegenüber verweisen wir auf andere wahrhaftig auch beachtenswerthe katholische Theologen, die sich gerade über vorwürfige Frage sehr vorsichtig und theologisch exakt äußern; wir meinen die als Bischöfe verstorbenen Moraltheologen Linsenmann und Simar. Ersterer sagt z. B. in seiner Moraltheologie (Freiburg 1878) S. 358 folgendes: „Es ist nicht im Widerspruch mit dem theologischen Glauben, wenn wir Leichtgläubigkeit auf diesem Gebiete für Sünde und für Förderung des Aberglaubens halten, dagegen die vorurtheilsfreie, vernünftige Abweisung alles dessen fordern, was sich als dämonische Manifestation präsentirt. Wer dem Teufel traut und glaubt, der ist betrogen. Der Glaube an das Hexenwesen ist selbst viel mehr Satanswerk, als alle Schauerdinge, welche die Hexen verrichtet haben sollen. Mit dem Aufhören des Hexenglaubens hört die Hexerei von selbst auf. Sollte aber im Ernst die Meinung bestehen, daß Teufelsfurcht eine Vorstufe der Gottesfurcht sei, so muß hiegegen im Namen der christlichen Moral protestirt werden. Wer wahrhaft Gott fürchtet, der braucht den Teufel nicht zu fürchten." Das ist doch auch eine und gewiß auch eine beachtenswerthe Stimme aus der katholischen Kirche. Daß sie dem Verfasser bei seiner anerkennenswerthen großen Belesenheit auch in der katholischen Literatur entgangen sein sollte, können wir kaum annehmen.

Was sodann die Benutzung, Werthung und Interpretation der Quellen anlangt, so kann man sich des Eindruckes kaum erwehren, daß nicht immer und überall strikte Objektivität waltet. Das gilt z. B. vor allem bei einzelnen päpstlichen Schreiben, die da und dort gewissermaßen als Leitmotive für die Ausbildung des Wahns gefaßt werden, während sie richtig besehen selbst beinflußt sind durch die Berichterstatter an die päpstliche Curie. Wenn wir auch wünschen möchten, daß diese Berichterstattungen einsichtiger, sachlicher und ob-

jektiver erfolgt wären, als es vielfach der Fall ist, so ist es doch nicht gerecht, die Päpste kurzweg verantwortlich zu machen für Ansichten, die in ihren Erlassen ausgesprochen, und dieselben als von ihnen veranlaßt darzuthun, während sie ihnen thatsächlich, um modern zu sprechen, von anderen suggerirt worden sind. Nach solcher Suggestion wäre nun vor allem zu forschen und diese Forschung ist vielfach nicht einmal schwierig. Wir erinnern z. B. nur an die Erlasse Gregors IX. gegen die Ketzer am Rhein, die nichts anderes sind, als die wörtliche Wiederholung der Berichte Konrads von Marburg. Aehnliches gilt bei den päpstlichen Erlassen gegen die Stedinger und in dutzend anderen Fällen, namentlich auch bei vielen Schreiben betreffs des Hexenwahns. Eine weitere durchaus unzulässige Quelleninterpretation ist darin gelegen, daß aus kirchlichen Verboten und Strafansätzen gegen zauberische Handlungen ohne weiteres auf den Glauben an die Thatsächlichkeit und Wirksamkeit solcher Handlungen seitens der Kirche und ihrer Organe geschlossen wird, so z. B. S. 43, 46, 61 u. s. w. Ein solcher Schluß ist aber durchaus unrichtig und nach allen Regeln gesunder Kritik auch unzulässig. Wie man in der ältesten Zeit und noch weit ins Mittelalter hinein über Zauberei und Hexenwahn dachte, läßt sich unschwer aus zahlreichen diesbezüglichen kirchlichen und weltlichen Bestimmungen erschließen. Nicht der Wahn als thatsächliches Reat, wie etwa bei einem Mord oder Diebstahl, will bestraft werden, sondern der Schaden, welcher dem religiös-sittlichen Leben daraus erwächst. Anders lauten dann freilich die Quellen des späteren Mittelalters, hier ist obiger Schluß gerechtfertigt, aber auch hier darf er sich nicht auf die einfache Thatsache der Bestrafung stützen, sondern ergibt sich aus der Fassung des Wortlautes. Wie die Interpretation, so ist auch die Verwerthung von Quellenschriften kritisch nicht immer einwandfrei. So ist z. B. die S. 167 verwerthete fabelreiche vita Basilii von Amphilochius apokryph und in viel spätere Zeit zu verlegen. Ebenso ist

die S. 483 verwerthete Stelle über die Frauen nicht dem hl. Chrysostomus zuzuschreiben, sondern stammt aus einem apokryphen arianischen Werk u. s. w.

Wie schon oben angedeutet wurde, findet Verfasser den allein maßgebenden Grund für die letztigliche Ausgestaltung des so gearteten Hexenwahns in der kirchlichen Theologie, beziehungsweise in ihren Hauptvertretern, in der Scholastik. In dieser Einseitigkeit gefaßt, ist die Lösung ganz gewiß unrichtig. Weit entfernt, die scholastische Theologie von aller Schuld freisprechen zu wollen, geben wir ohne weiteres zu, daß sie einen großen Theil der Schuld trägt und zwar in positiver wie negativer Hinsicht. Von der wissenschaftlichen Theologie möchte man gewiß in erster Linie einen hemmenden Einfluß auf die Entwicklung solch religiösen Wahns erwarten; eine klärende Auffassung und Darlegung, wie wir sie z. B. bereits im dritten christlichen Jahrhundert bei dem gelehrten Verfasser der Philosophumena (bis IV. cp. 28 ff. magici) angebahnt finden. Statt dessen läßt sich nicht in Abrede stellen, daß durch die scholastische Auffassung und Begründung der einschlägigen Fragen der Wahn positiv gefördert wurde. Unzutreffend und ungerecht ist es nun aber, einzig diese unbestreitbare fördernde Thätigkeit der scholastischen Theologie im Auge zu behalten und sie als den einzigen Schuldigen hinzustellen, oder gar noch durchblicken zu lassen, als ob dies im Wesen der Theologie als solcher gelegen wäre. Nichts wäre unrichtiger als eine solche Anschauung, gerade das Gegentheil ist richtig. Eine richtige Anwendung der christlichen Glaubenssätze hätte auch hier den Weg zur wahren Erkenntniß führen müssen, allein auch die Entwicklung der theologischen Wissenschaft steht jeweils unter dem Einfluß des Zeitgeistes; eine Thatsache, deren Erweis nicht allzuschwer sein dürfte. Aufgabe geschichtlicher Forschung ist es nun, genau darzuthun, inwieferne und inwieweit dieser Zeitgeist, oder richtiger welche Faktoren desselben auch die Theologie jener Zeit beeinflußt und inwieweit

diese dann wieder rückwärts ihrerseits auf den Zeitgeist eingewirkt hat. Mit einem Wort, zuerst muß Soll und Haben genau ausgeschieden werden, dann erst wird sich die Stellung, welche die Theologie in dem bedauerlichen Drama eingenommen, richtig darthun und werthen lassen. In dieser Hinsicht hat schon Linsenmann einen richtigen Gedanken angedeutet, wenn er a. a. O. S. 359 schreibt: „Es ist Aufgabe der Culturgeschichte, die Zusammenhänge des Hexenglaubens mit den Ueberbleibseln des altheidnischen Götterglaubens und Cultus nachzuweisen; für die Erklärung des epidemischen Auftretens des Hexenwahns werden aber wohl noch andere Momente beigezogen werden müssen, welche auf den physischen und geistigen Organismus ganzer Klassen der menschlichen Gesellschaft eingewirkt haben u. s. w."

Um schließlich noch einen Punkt zu berühren, so ist die Verbindung von Häresie und Zauberei beziehungsweise Hexerei nicht erst das Ergebniß mittelalterlicher Anschauung, sondern datirt in die allererste christliche Zeit zurück. Von Anfang an wurde Zauberei dem Götzendienst gleichgeachtet und darnach behandelt. Nach Nr. 15 der canones Hippolyti wurden „Zauberer, Sterndeuter, Wahrsager, Traumdeuter, Gaukler, Amulettenverfertiger, Tag- und Stundenwähler" von der Taufe ferngehalten, beziehungsweise aus dem Verband der Kirche ausgeschlossen. Ja kirchlicherseits wurden die Häretiker geradezu beschuldigt, daß sie durch ihre Zauberkünste den christlichen Namen bei den Heiden in Verruf bringen (Euseb. hist. eccl. IV, 11) und die Wunderthaten der wahren Jünger Christi durch solche Gaukeleien nachzuahmen suchen (Iren. adv. haer. IV, 32). Als Prototyp solcher Thätigkeit galt von Anfang an Simon Magus.

Damit wollen wir abbrechen. Sollen wir zum Schluß unser Urtheil zusammenfassen, so anerkennen wir gern und rückhaltlos die wissenschaftliche Bedeutung und den großen Werth der beiden besprochenen Werke bezüglich der Ent-

wicklung des Hexenwahns, leider können dieselben von einer gewissen Tendenz nicht ganz freigesprochen werden. Verschiedentlich tritt die Absicht unverkennbar zu Tage, für die bedauerliche Entwicklung der Verirrung die Kirche, bezw. die Inquisition und die scholastische Theologie ausschließlich verantwortlich zu machen in etwas einseitiger Verwerthung der Quellen. Dabei verkennen wir durchaus nicht, daß es einem heutigen noch so objektiv urtheilenden Historiker manchmal recht schwer wird, beim Durchlesen der oft recht abstoßenden, dabei noch religiös sein wollenden Ausführungen der damaligen Theologen und Ketzerrichter das Gleichgewicht zu bewahren. Allein der Historiker darf sich trotzdem nicht einseitig von seinem Gefühl beeinflussen lassen, sondern muß alle Faktoren in gleicher Weise berücksichtigen, die zur Ausgestaltung solch bedauerlicher Geistesverirrung, wie es der Hexenwahn ist, mitgewirkt haben. Erst dann wird man eine wirkliche Geschichte dieser eigenartigen Culturerscheinung haben und zu einer haltbaren und gerechten Beurtheilung des Ganzen gelangen können.

Prof. Knöpfler.

XXV.

Die „Missionäre für Nichtkatholiken" in den Vereinigten Staaten.

Die seit zwei Jahren in Oesterreich und nun auch in Deutschland tobende wüste Hetze „Los von Rom", geschürt von dem sogenannten Evangelischen Bunde — der übrigens selbst nach dem Geständnisse gläubiger und redlich denkender Protestanten mit dem Evangelium außer dem Namen nicht das Geringste gemein hat —, ist in der letzten Zeit in ein Stadium getreten, daß es nöthig wurde, endlich auch einmal katholischerseits aus der Reserve herauszutreten. Das vom katholischen Preßvereine in Bayern jüngst herausgegebene Flugblatt „Treu zu Rom" hat, wie die Debatten in der bayerischen Kammer und die Polemiken in der Presse beweisen, eingeschlagen. Bei dieser Gelegenheit glaubt man nun seitens der protestantischen Hetzer, um die Existenz der vor zwei Jahren gegründeten „Evangelisations"-Gesellschaft zu rechtfertigen, auf die „Missionäre für Nichtkatholiken" in den Vereinigten Staaten, die sich zum Ziele gesetzt habe, die Protestanten zum Katholicismus zu bekehren, hinweisen zu sollen. Wer jedoch die Thätigkeit der sogenannten „Evangelisationsgesellschaft" in Deutschland etwas näher verfolgt hat und noch verfolgt, und dann zwischen beiden Vereinigungen einen Vergleich zieht, der muß, wenn er sich nur noch das geringste Gerechtigkeitsgefühl und etwas Vorurtheilslosigkeit bewahrt hat, ein-

gestehen, daß zwischen beiden Organisationen ein ganz gewaltiger Unterschied besteht.

Da die Vereinigung der „Missionäre für Nichtkatholiken" in den Vereinigten Staaten, deren Organisation und Methode, den meisten deutschen Katholiken vielfach noch unbekannt sein dürfte, wird es gerade jetzt Vielen angenehm sein, dieselbe auf Grund eines offiziellen Dokumentes, „The Winchester Convention" (120 West. 60. street New-York) näher kennen zu lernen.

Im Oktober des verflossenen Jahres hielten die Missionäre für Nichtkatholiken zu Winchester ihren ersten Generalcongreß ab. Rev. M. Sulivan verbreitete sich bei dieser Gelegenheit über die Arbeiten der Missionäre in den ersten acht Jahren des Bestandes des Werkes. „Das Unternehmen hat, wie Redner ausführte, heute eine systematische, permanente Gestalt angenommen. Im September 1895 durch ein Breve Leo's XIII. an den damaligen apostolischen Delegaten Cardinal Satolli approbirt, wendeten die amerikanischen Bischöfe dem Unternehmen seither ihre wärmsten Sympathien zu. In mehr als 30 Diöcesen wurden während dieser acht Jahre Missionen für Nichtkatholiken gegeben, und in mehr als einem Dutzend von Bisthümern haben durchwegs eine große Zahl der eigenen Diöcesanpriester sich ausschließlich dieser Art von Missionirung gewidmet. Zahlreiche Pfarrer gaben in ihren Pfarreien Missionen für Nichtkatholiken. Eine Vereinigung katholischer Missionäre im Staate New-York ließ sich gesetzlich als juristische Person anerkennen, um sich die für ihr Werk nothwendigen finanziellen Hilfsquellen zu sichern. Dieselbe versorgt die Missionen der armen südlichen und westlichen Diöcesen mit den nöthigen Mitteln, um ihnen eine möglichst ausgedehnte Propaganda zu ermöglichen. Sie hat als juristische Person das Recht, Schenkungen und Legate anzunehmen, Grund und Eigenthum zu besitzen, beziehungsweise zu erwerben, und die Summen, die ihnen katholischer Eifer zur Ver-

fügung stellt, nach Bedürfniß zu vertheilen. Direktor der Vereinigung ist der Erzbischof von Philadelphia, Monsignor Ryan, mit welchem sich der erst vor Kurzem verstorbene Oberhirte von New-York, Mons. Corrigan, in die Verwaltung theilte. Die Revue ‚The Missionary‘ ist das offizielle Organ der Bewegung. In den Seminarien und Noviziaten der verschiedenen religiösen Orden und Congregationen wird der künftige Klerus schon jetzt mit diesem Zweige des Apostolates vertraut gemacht, so daß man mit Recht auf die Lebensfähigkeit des Werkes hoffen darf. Leo XIII. hat dieser Art von Missionen namentlich in seinem Schreiben an Cardinal Gibbons und die übrigen amerikanischen Bischöfe, vom 15. April laufenden Jahres, hohes Lob ertheilt und die Methode des Werkes vollauf gebilligt. „Diese Institution,“ schloß der greise Papst, „ist eine ausgezeichnete, und wir wissen, daß sie bereits zahlreiche Früchte hervorgebracht hat.“

Dem Paulisten P. Eliott gelang es, die nöthigen Mittel zusammenzubringen, um in Washington, in unmittelbarer Nähe der katholischen Universität, ein Seminar zu gründen, wo die jungen Theologiestudirenden und Scholastiker der verschiedenen Orden und Congregationen die für diese Missionen nöthige Specialbildung erhalten.

Neben der „Union der katholischen Missionare von New-York“ arbeiten also in mehr als 12 Diöcesen eigene, von den Bischöfen eingeführte Diöcesanmissionäre, die noch verstärkt werden durch die Paulisten, Dominikaner und Passionisten, an dem erhabenen Werke der Bekehrung der Nichtkatholiken. Das wäre in allgemeinen Umrissen die äußere Organisation des Werkes.

Doch wozu, wird man fragen, diese Missionen für Nichtkatholiken? Genügen die Missionen für Katholiken nicht, wo doch, wie die Erfahrung lehrt, jede derselben in den Vereinigten Staaten stets eine Anzahl Conversionen von Protestanten aufzuweisen hat? Ein Paulist beantwortet den

Einwurf auf Grund der Statistik[1]) folgendermaßen (es handelt sich nur um von ihm selbst gegebene Missionen): „Ich hatte, sagt er, in 42 Missionen für Katholiken 109 Conversionen von Protestanten, dagegen in 17 Missionen für Nichtkatholiken 645 Conversionen.“ Der gewaltige Unterschied ist jedoch leicht erklärlich; der Zweck der Missionen für Katholiken ist doch in allererster Linie ohne Zweifel die Wiederbelebung des Glaubens, die Erweckung des Gewissens und die Zurückführung zu einem christlichen Leben. Die Nichtkatholiken dagegen müssen vor allem erst die katholische Kirche, ihre Lehre, ihre Constitution kennen lernen; die zahlreichen Vorurtheile derselben müssen zerstört werden. „Ist der Dissident einmal wankend, führte Rev. Sulivan aus, dann wünscht und sehnt er sich nach specieller Aufklärung. Während der Katholik in diesem Falle dieselbe zu den Füßen des Priesters im Beichtstuhle sucht, sucht der Dissident die Lösung seiner Zweifel eben bei dem Conferenzredner.“

Die Art und Weise nun, wie eine solche Mission, die in der Regel einen vollen Monat dauert, vor sich geht, schilderte Rev. Sulivan auf dem erwähnten Congresse folgendermaßen: „Während der ersten 15 Tage finden 15 dogmatische Conferenzen, die je eine Stunde währen, statt. Auf besonderes Verlangen erhalten jene, welche eine specielle Aufklärung über gewisse Punkte wünschen, fünf halbstündige Privatinstruktionen. Neunzehn Abende sind zur Lösung von Einwürfen, die in dem „Question-Box“ niedergelegt werden, bestimmt. Während der beiden letzten Wochen erhalten die nach Wahrheit Suchenden in vier verschiedenen Klassen täglich je dreieinhalb Stunden Spezialunterricht.

Der Mission selbst geht außerdem eine Vertheilung von apologetischen Schriften entweder voraus, oder sie findet

1) Some Statistics of conversions, in der Revue „The Missionary“ (New-York, 120 West, 60. street) Januar 1902, S. 108.

während derselben statt. Es sind dies in erster Linie die Broschüren „Clearing the Way“ (Klärung des Weges) von dem Passionisten P. Sutton, und „Plain facts for fair minds“ (Einfache Thatsachen für gerechte Seelen) von dem Paulisten P. Searle, von denen erstere bereits in einer Höhe von 55,000, letztere in einer solchen von 426,000 Exemplaren Verbreitung gefunden haben.

Außer diesen beiden Broschüren, von denen namentlich die letztere verdiente, auch in andere Sprachen übersetzt zu werden, werden eine Menge kleiner Flugschriften mit 4, 6, 8 bis höchstens 10 Seiten unter den verschiedensten Ueberschriften, wie: „Wer hat die katholische Kirche gestiftet?“ „Die weltliche Herrschaft des Papstes“ „Was denkt ihr über Maria? Wessen Mutter war sie?“ „Was ist die katholische Kirche?“ (von P. Doyle), sowie ein kleiner, vom Erzbischofe Corrigan approbirter Katechismus 2c. nach Tausenden vertheilt.

Ein flüchtiger Blick auf die Liste der Materien, die in diesen Broschüren, welche in Folge ihres unglaublich billigen Preises in ungeheurer Zahl Verbreitung finden, behandelt werden, zeigt, daß der katholische „Missionär für Nichtkatholiken“ sich nicht etwa nur auf einen Theil des katholischen Unterrichts beschränkt; „er spielt, wie sich jüngst der zur Zeit in Rom weilende Bischof O'Gorman von Sioux-Falls dem römischen Vertreter des Pariser „Univers“ gegenüber ausdrückte, mit vollen Karten auf dem Tische“. Wollte er sich wirklich nur auf ein „Minimum“ der katholischen Dogmen beschränken, so würde ihn der „Question-Box“ gar bald in die Enge treiben. Eine Ausrede wäre absolut zwecklos, und der katholische Missionär würde den Charakter des Amerikaners tief verletzen, und gleichzeitig jeden Erfolg in Frage stellen. In diesen „Question-Box“ legen die Nichtkatholiken jene „Fragen“, die sie gegen die katholische Religion einnehmen, nieder und verschaffen dadurch dem katholischen Missionär Kenntniß von den hauptsächlichsten intellektuellen Hindernissen, die zwischen ihren Zuhörern und

der katholischen Wahrheit sich aufthürmen. Was in diesen „Fragen“ besonders auffällt, ist der Umstand, daß es sich fast durchwegs um wirkliche „Fragen“, nicht um bloße Einwürfe handelt. Hauptsächlich erscheinen in jenen „Fragen“ das Problem der Vorherbestimmung, die Verpflichtung zum Sündenbekenntnisse, Proben der wirklichen Gegenwart Christi in den hl. Gestalten, die Macht des Priesters, Sünden nachzulassen 2c., worüber die Zweifelnden oder Voreingenommenen Aufklärung verlangen. Der Ton, den sie in diesen Fragen anstimmen, ist ein durchwegs ehrerbietiger, respektvoller: „Please explain etc. — My chief difficulty is. — What is the teaching of the catholic church?“ (Wollen Sie mir das erklären — meine größte Schwierigkeit ist, daß ... — Welches ist die Lehre der katholischen Kirche?) So zahlreich nun auch diese „Fragen“ sind, so ist ihr Cyklus dennoch nothwendigerweise ein begrenzter. P. Elliot sagte in seinem Berichte über den Question-Box auf dem Congresse in Winchester: „Ich habe mehrere tausend von Fragen, die aus allen Theilen der Vereinigten Staaten an mich gelangten, katalogisirt, und habe im Ganzen 780 verschiedene Fragen, von denen ca. 300 sehr häufig und etwa 100 in jeder Mission vorkommen, herausgefunden“.[1]) Diese Missionen für Nichtkatholiken sind, wie im Vorhergehenden dargelegt, ohne Zweifel sehr fruchtbar und zu eigenartig, als daß sie mit jenen für Katholiken selbst vermengt werden dürften. Daher geben die „Missionäre für Nichtkatholiken“ auch gewöhnlich vorher am gleichen Orte solche für Katholiken. P. Elliot schilderte die Vortheile dieser Methode, die von sämmtlichen Missionären als richtig anerkannt wurde, auf dem Congresse in Winchester wie folgt:

„Die katholische Mission bereitet die Umgebung vor, verschafft dem Missionär Einblick in die Verhältnisse, und

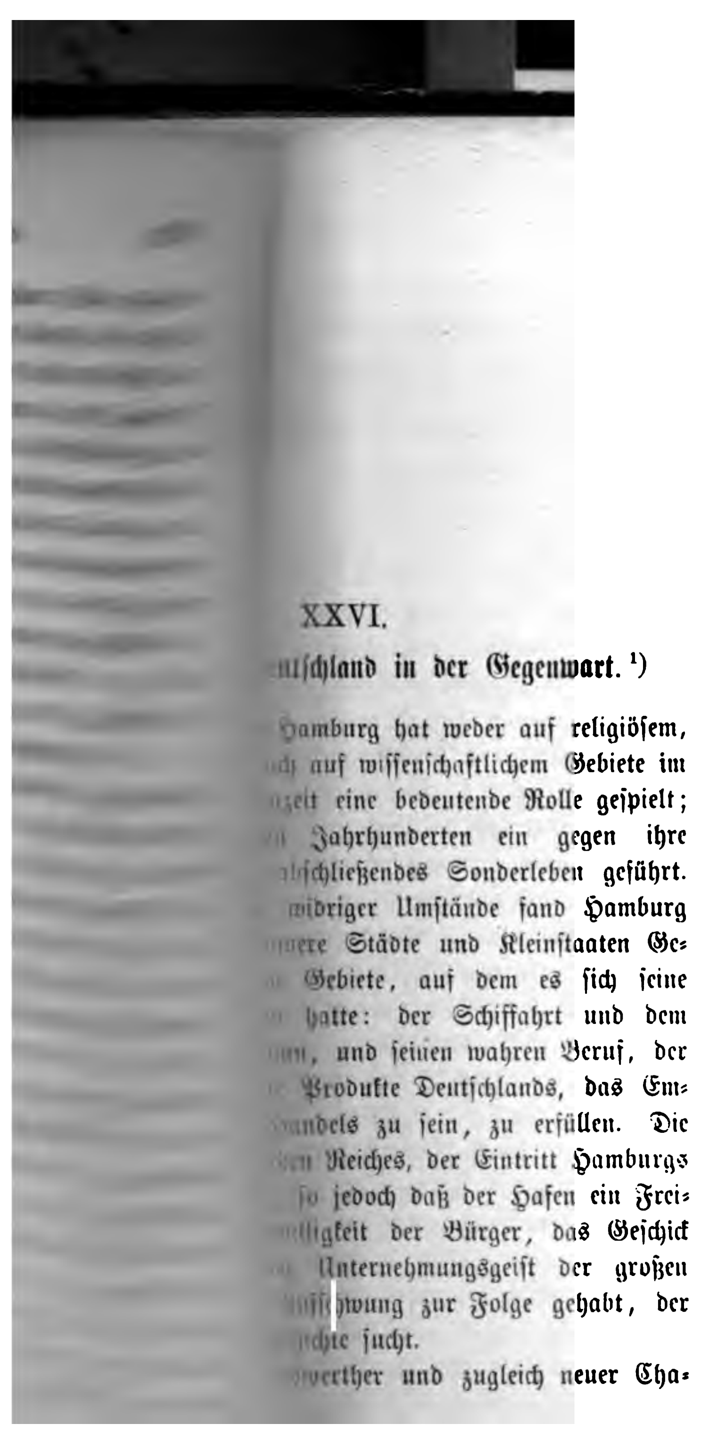
---

1) „The Winchester convention“, S. 95 (Office of The Missionary, New-York.)

während derselben statt. Es sind die
Broschüren „Clearing the Way“
von dem Passionisten P. Sutton,
fair minds“ (Einfache Thatsachen für
dem Paulisten P. Searle, von denen
Höhe von 55,000, letztere in einer solchen
plaren Verbreitung gefunden haben.

Außer diesen beiden Broschüren,
die letztere verdiente, auch in andere
werden, werden eine Menge kleiner
8 bis höchstens 10 Seiten unter den
schriften, wie: „Wer hat die katholisch
„Die weltliche Herrschaft des Papstes“
Maria? Wessen Mutter war sie?“
Kirche?“ (von P. Doyle), sowie ein kleine
Corrigan approbirter Katechismus ꝛc. nach

Ein flüchtiger Blick auf die Liste der
diesen Broschüren, welche in Folge ihres
Preises in ungeheurer Zahl Verbreitung
werden, zeigt, daß der katholische „Missionär für
sich nicht etwa nur auf einen Theil des
richts beschränkt; „er spielt, wie sich
in Rom weilende Bischof O'Gorman von
römischen Vertreter des Pariser „Univers“
drückte, mit vollen Karten auf dem
er sich wirklich nur auf ein „Minimum“
Dogmen beschränken, so würde ihn der „Que
bald in die Enge treiben. Eine Ausrede
zwecklos, und der katholische Missionär würde
des Amerikaners tief verletzen, und gleichzeitig
in Frage stellen. In diesen „Question-
Nichtkatholiken jene „Fragen“, die sie gegen
Religion einnehmen, nieder und verschaffen
katholischen Missionär Kenntniß von den
intellektuellen Hindernissen, die zwischen ihren



XXVI.

…utſchland in der Gegenwart.[1]

…Hamburg hat weder auf religiöſem,
…ch auf wiſſenſchaftlichem Gebiete im
…zeit eine bedeutende Rolle geſpielt;
… Jahrhunderten ein gegen ihre
…bſchließendes Sonderleben geführt.
… widriger Umſtände fand Hamburg
…ere Städte und Kleinſtaaten Ge-
… Gebiete, auf dem es ſich ſeine
… hatte: der Schiffahrt und dem
…, und ſeinen wahren Beruf, der
… Produkte Deutſchlands, das Em-
…andels zu ſein, zu erfüllen. Die
…en Reiches, der Eintritt Hamburgs
… ſo jedoch daß der Hafen ein Frei-
…illigkeit der Bürger, das Geſchick
… Unternehmungsgeiſt der großen
…ſſchwung zur Folge gehabt, der
…chte ſucht.
…werther und zugleich neuer Cha-

…Iambourg et l'Allemagne Contem-
…902. XX. 324 p.

rakter Hamburgs offenbart sich uns, sagt Rousiers, auf den wir uns in diesem Aufsatz häufig beziehen werden: Hamburg ist eine wirklich deutsche, nicht länger eine Hansestadt. Heute beruht der Wohlstand Hamburgs zum großen Theil auf der Verwerthung der Produkte des großen Hinterlandes. Von Basel bis Krakau und von diesen beiden Punkten bis Hamburg erstreckt sich eine ungeheure, ein Dreieck bildende Fläche, welche ihren Ueberschuß in diesen Hafen schickt und dafür die nöthigen Rohstoffe und Waaren eintauscht. Die Zuckersäcke, die man in Hamburg abladet, kommen aus den Zuckersiedereien Schlesiens und Sachsens, die mit Branntwein gefüllten Fässer aus den Branntweinbrennereien von Brandenburg, Pommern, Schlesien, die Eisenwaaren und Maschinen aus den Rheinlanden und Westfalen. Das Garn, die Baumwolle kommen aus Süddeutschland, und die Salze, die in der letzten Zeit ein großer Industriezweig geworden sind, kommen aus Staßfurt. Ganz Deutschland scheint keinen andern Wunsch zu hegen, als Hamburg zum Haupthafen Deutschlands zu machen.“ (De Rousiers Pref. XIII-IV.)

Deutschland besitzt keinen Ueberfluß an guten Häfen, die Nord- und Ostsee liegen nicht wie das mittelländische Meer im Mittelpunkt, das Klima des Nordens ist rauh, die Häfen sind nicht eisfrei und müssen einige Monate jedes Jahr durch Eisbrecher zugänglich gemacht werden; gleichwohl haben sie das vor den englischen Häfen voraus, daß sie den Mittelpunkt der nordischen Reiche bilden und zu Stapelplätzen gleichsam geschaffen sind. England hätte nie und nimmer den nordischen Handel an sich reißen können, wenn Kaiser und Territorialfürsten ernstlich darauf bedacht gewesen wären, die Hansestädte im Kampfe gegen ihre Rivalen zu unterstützen, wenn sie eingesehen hätten, daß die Seeherrschaft für das ganze Deutschland eine Quelle des Segens und Wohlstandes sein würde. Was die früheren

Generationen versäumt, das hat die heutige nachgeholt und sich dabei von dem richtigen Grundsatz leiten lassen, daß die wahre Stärke in der Concentration beruht, daß es verlorene Liebesmühe ist, den Niedergang von Handel oder Fabrikstädten durch künstliche Mittel verhindern zu wollen. Lübeck, Kiel, Stettin, ja selbst Bremen sind in den letzten Jahren zurückgegangen; Kaufleute, Fabrikanten schicken die Waaren, die sie ausführen wollen, mit Vorliebe nach Hamburg, denn Hamburg besitzt in seinen Dampfschiffsgesellschaften, seinen zahlreichen Eisenbahnen und Kanälen die besten Verkehrswege. Die Frachtgüter werden zum billigsten Preis und möglichst schnell an ihren Bestimmungsort befördert. Die Wasserwege sind bekanntlich weit wohlfeiler als die Eisenbahnen und eignen sich vortrefflich für schwere Güter, bei denen es auf Geschwindigkeit weniger ankommt. Nun besitzt Hamburg außer der See, an der Elbe, an dem Elbe-Oder-Kanal, an dem Dortmund-Ems-Kanal, dem Wilhelms-Kanal ausgezeichnete Wasserwege. Seitdem der Lauf der Elbe auf gemeinsame Kosten der angrenzenden Staaten Preußen, Sachsen, Oesterreich regulirt, sein Bett vertieft worden ist, werden nicht nur aus Preußen und Sachsen, sondern auch aus Böhmen Zucker, Glaswaaren, rohe Häute, Getreide nach Hamburg eingeführt. Sollte der längst geplante Kanal, der die Elbe mit der Donau zu verbinden bestimmt ist, zu Stande kommen, dann würden die österreichischen Weine und manche andere Produkte, welche in dem Orient noch keinen genügenden Absatz finden, auf dem kürzesten und billigsten Weg nach dem Norden ausgeführt werden.

Vor seinem Eintritt in den Zollverein sah sich Hamburg auf den Verkehr mit England angewiesen. England lieferte die Schiffe für den hamburgischen Handel, England schickte seine ungeheuren mit Kohlen beladenen Dampfschiffe nach der Hansestadt, aus England kamen Maschinen, Eisenwaaren, Textilien. Die englische Einfuhr nach Hamburg belief sich

auf 74, die deutsche nur auf 26 Procent; jetzt hat sich das Verhältniß geradezu umgekehrt. Die englische Einfuhr ist auf 26 Procent herabgesunken, und obgleich die Kohlenbesitzer von Newcastle verzweifelte Anstrengungen machen, ihr Monopol Westfalen gegenüber zu behaupten, so ist es ihnen doch nicht gelungen. Für die Schiffe, die in die See stechen, ist es vortheilhafter, die Kohlen direkt von den englischen Schiffen in den Kielraum zu verladen, für die sich stetig mehrenden Fabriken Hamburgs ist die westfälische Kohle wohlfeiler, weil eine Umladung nicht nothwendig ist. Je mehr nun Deutschland sich unabhängig von England macht und alle englischen Waaren selber herstellt, desto mehr wird die Einfuhr aus Deutschland zu-, die aus England abnehmen. Es liegt im Interesse Hamburgs, das eine internationale Handelsstadt ist, deutsche Waaren zu vertreiben, da es aus Deutschland so große Vortheile zieht. London, Liverpool sind gerade so wie Marseille, Havre die natürlichen Rivalen Hamburgs, dieses ist bestrebt, den Transithandel in seine Hände zu bekommen, und die Rohstoffe, Getreide, Petroleum, Kaffee direkt an Deutschland, Oesterreich &c. zu vertheilen. Zu diesem Zwecke hat die Stadt zahlreiche Gesellschaften gegründet, die über große Kapitalien, zahlreiche treffliche Schiffe und eine gut gedrillte Seemannschaft verfügen. Wir nennen hier nur die hauptsächlichsten.

Die bei weitem größte Gesellschaft ist die Hamburg-Amerikanische Paketfahrtgesellschaft, oder kürzer ausgedrückt, Hamburg-Amerika Linie, gegründet 1847, die ein Betriebskapital von 80 Millionen Mark besitzt, mit anderen Linien Contrakte abgeschlossen und einen regelmäßigen Verkehr mit fast allen Theilen der Welt unterhält. Sie konnte trotz der großen Summen, die sie auf den Ankauf und die Reparatur von Schiffen verwendet hat, eine Dividende von 10 Prozent bezahlen (cf. Lair, L'Impérialisme allemand. pag. 188).

Die Hamburg-Südamerikanische Gesellschaft verkehrt mit Brasilien und Argentinien, der Kosmos treibt Handel an den Küsten des Stillen Meeres, die Woermann-Gesellschaft mit der Ostküste Afrikas, ebenso die deutsche Ostafrika-Linie. Die Levante-Linie unterhält den Verkehr mit Konstantinopel, Smyrna, dem schwarzen Meer, und endlich die Australische Linie mit Australien.

Als Freihafen besitzt Hamburg mit seinen 14 Becken, seiner Oberfläche von 137 Hektaren, seinen 7 Kilometer langen Quais, seinen Eisenbahnlinien, die einen Umfang von 143 Kilometern haben, eine wunderbare Anziehungskraft. Zollbeamte, welche das Ein- und Ausladen verhindern, die Eigenthümer belästigen, gibt es nicht, man kann nach Belieben ein- und abfahren, für das schnelle Ein- und Ausladen finden sich die allerneuesten und besten Maschinen, es herrscht im Hafen die größte Ordnung und Regelmäßigkeit. Die großen Waarenlager bieten eine reiche Auswahl, die Schiffe, welche die Fracht versenden, stehen stets bereit, die Stadt Hamburg und das Deutsche Reich haben das Menschenmögliche für die Erleichterung und schnelle Beförderung des Verkehrs gethan, dabei die Preise so niedrig gestellt, daß die Kaufleute an den ihnen zunächst liegenden Häfen vorbeigehen und ihre Waaren durch die Hamburger Linien befördern. Nicht nur die kleineren Häfen haben gewaltige Einbuße erlitten, auch Bremen führt nicht länger in demselben Maße wie früher den amerikanischen Tabak und den Reis ein und muß sehen, daß Hamburg an seine Stelle tritt, ebenso, daß die Auswanderer sich von Hamburg aus nach Amerika einschiffen. Früher waren die Frachtpreise von Hamburg nach den Vereinigten Staaten höher als die von Bremen, in der letzten Zeit sind sie fast gleich. So werden Frachtgüter, die früher über Bremen gingen, nach Hamburg dirigirt, besonders solche Waaren, die schnell befördert werden müssen. Da die Wasser-

wege nach Bremen nicht so gut sind, muß vielfach die Eisenbahn benützt werden, die alles vertheuert.

Muß man dem Gemeinsinn und der Opferwilligkeit der Hamburger alle Anerkennung zollen, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß manche der Gesellschaften, welche anfangs ihren Zweck, neue Märkte für den deutschen Handel zu eröffnen, erfüllten, unter den gegenwärtigen Umständen sich amalgamiren oder wenigstens gegenseitige Vereinbarungen treffen müßten. Wie der Präsident der Hamburg Amerika Linie, de Rousiers, versicherte, könnten die Dampfschiffsgesellschaften 50 Millionen Mark ersparen, wenn sie die Abfahrt ihrer Schiffe vereinbarten: dieses gilt besonders für die Schiffe, die Passagiere führen. Man hat sich offenbar durch die in England herrschende Sucht, einander Konkurrenz zu machen, irreführen lassen.

Es ist leicht begreiflich, daß Hamburg in den dreizehn Jahren, seit seinem Eintritt in den Zollverein, nicht darandenken konnte, neben dem Handel auch die Industrie zu befördern Der Hafen- und der Strombau, die Regulirung der Elbe, die Vermehrung der Handelsflotte, die Erweiterung und Verbesserung des Hafens, die Errichtung von Waarenlagern verschlangen solche Summen, daß vorerst an eine Errichtung von Fabriken nicht zu denken war. Man begann zuerst mit den Arbeiten, die unbedingt nothwendig waren, und baute große Häuser für Sortirung des Kaffees, den man von Hamburg nach allen Richtungen versendet, dann Fabriken für das Mischen und Verschneiden der Weine, die aus den Weingegenden Europas nach Hamburg geschickt wurden Anstatt fabrizirte, mit Alkohol versetzte Weine zu beziehen, sah man darauf, den reinen Artikel zu erhalten und denselben dem Geschmack der Kunden anzupassen. Da der Coak ein sehr gesuchter Artikel ist, wurden große Fabriken behufs Bereitung desselben errichtet. Erst später, als die westfälische Kohle Hamburg zugänglich wurde, richtete man

Eisenwerke, Gußstahlfabriken ein, die rasch zunahmen. In der letzten Krise, die freilich noch nicht ganz überwunden ist, hat Hamburg weit weniger gelitten, als andere Städte. Einmal sind die Kaufleute und Fabrikanten weit solider, als in den neuen Städten, die wie Pilze aus der Erde geschossen sind, dann ist das Emporium des deutschen Handels nicht auf einen einzelnen Industriezweig angewiesen, endlich hat der Handel die Concurrenz anderer Hafenstädte nicht zu fürchten. Hat die Zahl der Schiffe, die Fabrikate und Rohstoffe ein- und ausführen, auch abgenommen, so ist doch der Tonnengehalt gewachsen. Wie weit, wird man sich fragen, hat die arbeitende Klasse aus den materiellen Fortschritten der zweitgrößten Stadt Deutschlands Vortheil gezogen? Haben die Hamburger Kapitalisten dem übrigen Deutschland als Muster vorgeleuchtet und die Kluft, die Arm und Reich trennt, überbrückt? Die Antwort hierauf ist nicht leicht. De Rousiers (S. 315) ist der Ansicht, daß „der Deutsche in dem amerikanischen Milieu weit besser gedeiht und vorwärts kommt, als in dem deutschen. In den Vereinigten Staaten sind alle die günstigen Umstände vorhanden für Verwendung seiner Talente und Förderung seiner Interessen, dagegen sind alle die veralteten Beschränkungen und die künstlichen Stützen, z. B. Bevormundungen und das patriarchale System weggefallen".

Ueber die deutschen Arbeitgeber wird folgendes Urtheil gefällt:

„Deutschland besitzt eine reiche Bourgeoisie, aber sie ist auf einem niedrigen socialen Niveau geblieben. Dies gilt besonders von den industriellen und commerziellen Centren, die jüngeren Ursprungs sind. Der Eindruck, den ein Handelsmann von Magdeburg oder Berlin macht, ist der eines intelligenten, arbeitsamen, zugänglichen Mannes; man ist ihm dankbar für seine Liebenswürdigkeit, er weckt selten die wärmeren Gefühle der Zuneigung. Sehr oft habe ich in England, Schottland,

den Vereinigten Staaten, geschweige Frankreich, bei Männern, die dieselbe Stellung einnahmen, dieselben praktischen Zwecke verfolgten, Spuren von höheren uneigennützigen Bestrebungen gefunden, die einen höheren Grad der Humanität voraussetzen. Mancher vielbeschäftigte ‚businessman‘ verbirgt unter einem kalten Aeußeren die Fähigkeit, sich rühren und sich begeistern zu lassen, für irgend welche hochherzige Idee, besonders für alle Fragen, die mit der intellektuellen und moralischen Bildung des Volkes, mit der allgemeinen Wohlfahrt zusammenhängen. Dieser Fabrikant ist ein Mensch und ein Bürger, und weiß, daß egoistische Berechnung nicht alle Fragen löst . . . Küche, Kleider, Kinder nehmen die Frauen der Bourgeoisie ganz in Anspruch, nur in Städten wie Hamburg, nur bei der Aristokratie findet man die Sympathie mit den Armen“ (S. 317).

Den tieferen Grund für diese Apathie und diesen Egoismus findet de Rousier in dem Mangel an Religiosität.

„Die Kreise der Männer der Wissenschaft und der Arbeitgeber, die geistige und industrielle Elite sind in der Regel gleichgiltig gegen die Religion. Auch die Katholiken haben an socialer Wirksamkeit verloren (?), was sie an politischer gewonnen haben, sie haben in die Bahnen der Regierung eingelenkt. Die Regierung hat die sociale Rolle, welche die Religion spielen könnte, herabgedrückt. Letztere ist für die meisten Deutschen nicht länger die Urheberin der wahren Liebe, welche dem Herzen der Gläubigen die wahre Nächstenliebe einflößte. Es fehlt das glühende Verlangen der Amerikaner und Engländer, zur materiellen, intellektuellen und socialen Förderung der Uebrigen beizutragen, die Welt besser, glücklicher und sonniger zu machen (to make the world better, happier and brighter“ cf. 317—19).

Obgleich wir recht gut wissen, daß man in Deutschland auf charitativem Gebiete große Fortschritte macht und das Beispiel der Nachbarnationen nachzuahmen bestrebt ist, so wollten wir doch die Bemerkungen de Rousiers unverkürzt wiedergeben. Es bleibt hier immerhin viel zu thun übrig, der

deutsche Charakter ist zu streng und zu schneidig. Die Reichen finden die Hungerlöhne, die sie auszahlen, ganz in Ordnung, weil die Arbeiter trotz der ungenügenden und schlechten Nahrung, die sie genießen, gesund und kräftig scheinen. Der Arbeiter, der Tag für Tag nur Kaffee und Brod, Kaffee und Kartoffeln genießt, wird allmählig ausgenützt und kann die nöthige Arbeit nicht verrichten. Er ist die Maschine, die mit Hochdruck arbeitet, deren Feuerung aber ungenügend ist. Von Arbeitern in den Fabriken verlangen, daß sie nur einmal in der Woche Fleisch haben und schwere Arbeit verrichten, ist ein Akt der Grausamkeit. 20 Mark Wochenlohn ist offenbar zu gering. Es würde unseren Fabrikanten durchaus nicht schaden, ihr Gewissen zu erforschen und sich die Frage zu stellen, ob man mit so geringem Lohn ein menschenwürdiges Leben führen kann, ob es nicht viel besser sei, den Lohn der Arbeiter aufzubessern, als große Summen für unnöthige Zwecke zu verwenden. Nun sind nach Rousiers die Hamburger liebevoller und wohlwollender als die meisten ihrer Landsleute, gleichwohl sind sie von dem Ideal der wahren Nächstenliebe weit entfernt. Die Arbeiterwohnungen lassen noch viel zu wünschen übrig. Der Lohn der Arbeiter ist zu gering, der Preis der Lebensmittel ist seit dem Beitritt Hamburgs zum Zollverein gewaltig gestiegen, manche Arbeiter haben entweder keine genügende Beschäftigung, oder reiben ihre Kräfte infolge von Ueberanstrengung auf. Vielleicht die beklagenswerthesten von allen sind die Arbeiter in den Schiffswerften, die „Schauerleute", für die noch viel zu thun übrig bleibt.

Das Genossenschaftswesen ist schon darum, weil es weit jüngeren Ursprunges ist, nicht so ausgebildet wie in England, es fehlt die Schulung, es fehlt die reiche Erfahrung, vor allem aber die strenge Consequenz und Beharrlichkeit der englischen Gewerkvereine, welche die Lockungen derer zurückweisen, welche sich zwischen Arbeiter und ihre Führer ein-

schieben und eine vermittelnde Rolle spielen wollen, es fehlt vor allem infolge der geringen Beiträge der Genossen am nervus rerum, dem Geld, weßwegen der Streik der Hafenarbeiter von 1896 mit einem so kläglichen Fiasko endigte. Ein anderes Hinderniß ist die Socialdemokratie, die durch ihre Feindseligkeit gegen alle positive Religion, durch ihre grundstürzenden Ideen von Abschaffung des Lohnes, des persönlichen Eigenthums den Gewerkvereinen den größten Abbruch gethan hat.

Die meisten Hamburger Arbeiter sind in den Werften beschäftigt. Man unterscheidet folgende Klassen: Schauerleute, die sich mit Ein- und Ausladen, Aufstauen der Waaren beschäftigen, diese werden, je nachdem sie Kohlen, Getreide abladen, Kohlen- oder Getreidearbeiter genannt; sie sind verschieden von den Quaiarbeitern, welche die am Quai liegenden Waaren auf Wagen laden, und von den Speicherarbeitern, welche dieselben in den Magazinen aufstauen. Die Waaren werden entweder auf den Eisenbahnen, die den Quai entlang gebaut sind, versendet, oder durch die Ewerführer auf den Wasserwegen der Stadt an ihren Bestimmungsort gebracht. Außer diesen kommen noch in Betracht die Schiffsmaler, die Kesselreiniger, die Schiffsreiniger, die Maschinisten, endlich die Binnenschiffer. Da den Schiffseigenthümern viel darauf ankam, die Schiffsfracht möglichst schnell ab- und einzuladen, stellten sie bisweilen so viele Schauerleute an, daß dieselben oft nur von einer halben bis 2–3 Stunden beschäftigt waren. Gemäß einer Verordnung der Obrigkeit müssen die Arbeiter wenigstens für einen halben Tag angestellt werden und erhalten so 2½ Mk. Ein anderer Uebelstand war, daß sich am Quai keine Hallen fanden, in denen sich die Arbeitsuchenden gegen Kälte oder Regen hätten schützen können, daß sie deshalb in's Wirthshaus gingen und vom Wirth, der ihnen geborgt hatte, abhängig wurden. Die Stadt hat seitdem Lokale bauen lassen und läßt daselbst Kaffee, Thee

ausschenken, hat die Auszahlung des Lohnes in Schenken verboten und somit manchen Uebelständen gesteuert; aber die Herstellung besserer Wohnungen für die Hafenarbeiter, welche der Stadtrath beantragt hat, ist an dem Widerstand der Bürgerschaft gescheitert.

Wie in Deutschland überhaupt, so herrscht auch in Hamburg das sogenannte patriarchalische System. Die Mittelklassen und die Reichen spielen sich als Wohlthäter aus, lassen die Empfänger es fühlen, daß sie aus reiner Güte Almosen reichen, daß sie gewisse Arten von Huldigungen und Anerkennung verlangen. Je bälder dieser verletzende Dünkel verschwindet, je klarer die Empfänger erkennen, daß der Geber sich im Geben glücklich fühlt, das Geben als seine christliche Pflicht betrachtet, desto mehr werden sich die Klassen näher treten. De Rousiers Behauptung, daß wir Deutsche hierin hinter andern Nationen zurückstehen, ist sicherlich nicht aus der Luft gegriffen. Die christliche Charitas ist jedenfalls das beste Kampfmittel gegen den Socialismus, der in Deutschland immer größere Fortschritte macht. A.

XXVII.

Einige verschollene Vertheidiger der katholischen Kirche in Schottland.[1]

Nach dem Vorgange des emsigen und erfolgreichen Forschers Dr. Nikolaus Paulus in München, dem so mancher unter der Macht der Vorurtheile, der Entstellung der Gegner, aber auch der Vernachlässigung der eigenen Glaubensgenossen begrabene katholische Kämpe aus dem Zeitalter der Glaubensspaltung seine Wiedererweckung zu verdanken hat, sucht man auch im fernen Schottland, der ultima Thule, den Vertretern des alten Glaubens aus der wild aufgeregten Epoche der großen kirchlichen Empörung wieder gerecht zu werden. Allerdings ist der leitende Zweck auf beiden Seiten in hohem Grade verschieden. Den deutschen Gelehrten bewegen religiöse Interessen bei der Uebernahme und Ausführung seiner hier einschlagenden Arbeiten. Aus diesem Grunde ist er stets darauf bedacht, die betreffenden Schriftsteller nach ihrer Bedeutung für die wissenschaftliche Theologie und die praktischen Bedürfnisse der Religion zu schildern. Damit wollen wir aber nicht der Hoffnung entsagen, aus der nämlichen gelehrten Hand auch eines Tages mit einem Corpus reformatorum catholicorum

---

1) The Scottish Text Society. Catholic Tractates of the sixteenth Century 1573—1600. Selections edited with Introduction and Glossary by Thomas Graves Law, L. L. D. Edinburgh. W. Blackwood, 1901. 8°. LXIII, 308 pag.

beschenkt zu werden. Diese Leistung würde sich als krönender Abschluß so vieler verdienstlicher Einzelforschungen darstellen.

In Schottland auf der andern Seite treten rein geschichtliche, literarische, sprachwissenschaftliche Interessen in den Vordergrund. Wenn die religiöse Neuerung in Schottland ein fremdländisches Gepräge an sich trug, dann ragen die Vertheidiger der alten Kirche als echte Patrioten hervor. Wie sie für den alten Glauben eintraten, so war es auch die heimatliche Sprache, die sie mit Vorliebe benutzten und in welcher sie ihre Gedanken niederlegten Als Denkmäler der altschottischen Sprache, in ihrem Gegensatze zum Idiom des die Unabhängigkeit der nordischen Heimat stets bedrohenden Königreiches England kamen die von Law herausgegebenen Controversschriften vorwiegend in Betracht. Damit verlieren sie indeß ihre Bedeutung für die schottische Kirchengeschichte, sowie für die Geschichte der Apologetik durchaus nicht und dürften deshalb hierorts eine kurze Erwähnung beanspruchen.

Die Herausgabe der hier vorliegenden sieben Controversschriften hat der Leiter der Signet Library in der schottischen Hauptstadt, Dr. Law, trefflich besorgt. In der Vorrede bemerkt er: „Als die schottische Volkssprache unter der Macht der herrschenden kirchlichen Partei nach 1560 allmählich dem Einflusse der englischen Sprache, und zwar vorwiegend durch die Einwirkung der englischen Bibel, unterlag, da behaupteten die Vertreter des alten Glaubens im Gebrauche der Sprache eine gewisse conservative Richtung und erachteten als Ehrensache, die Muttersprache hochzuhalten. So brandmarkte John Hamilton in köstlicher Weise seine Gegner als dreifache Verräther, weil sie nach südlicher Weise redeten, ein blos negatives Bekenntniß aufstellten und dieses aus Verachtung gegen die Muttersprache in London dem Druck übergeben hätten“ (p. VII). Uebrigens beleuchtet der Herausgeber diese Controversschriften nicht blos vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte. Der Natur der Sache gemäß schildert er sie auch in religiöser Beziehung, wobei wir die Bemerkung nicht unterdrücken wollen, daß wir uns mit manchen seiner Behauptungen durchaus nicht einverstanden erklären können. Das wollen wir dem gelehrten

Verfasser indeß bereitwillig einräumen, daß das Schicksal der alten Kirche eine andere, glücklichere Wendung genommen hätte, wenn die Vorsteher der Kirche in der entscheidenden Periode 1550 bis 1560 jenen Eifer für Gottes Sache entfaltet hätten, den die Priester seit 1580 bekundet haben. Der Zweck des Unternehmens gestattete dem Herausgeber keine vollständigen Abdrücke, es kam nur darauf an, bedeutende Auszüge vorzulegen, die geeignet schienen, einen Schluß auf das Ganze zu ermöglichen.

Die sieben vorgelegten Schriften vertheilen sich auf einen Zeitraum von 27 Jahren und tragen die Titel: 1. Tyrie's Widerlegung eines Briefes von Knox (1573); 2. Hay's Fragen an die schottischen Prediger (1580); 3. Hamilton's Abhandlung über die wirkliche Gegenwart Christi im Altarssakrament (1581); 4. Hamilton's orthodoxe Schlußfolgerungen (1581); 5. Nicol Burne's Disputation (1581); 6. Adam King's Canisius (1588); 7. Hamilton's leichte Abhandlung über die Norm zur Unterscheidung der wahren Kirche (1600). Dann folgt die in der Barberini-Bibliothek zu Rom von mir wieder entdeckte und in meiner Geschichte der katholischen Kirche in Schottland (II, 19) auszüglich mitgetheilte Widerlegung des calvinischen Katechismus des John Craig bei Law ausführlich. Im Anhang erscheinen des Jesuiten Patrick Anderson „Begründung der katholischen und römischen Religion“ (1621) und des Würzburger Benediktinermönches Alexander Baillie „Wahrer Bericht über den unheiligen Ursprung des schottisch-calvinischen Evangeliums“ (Würzburg 1621). Die reichen geschichtlichen Anmerkungen, die Register und das vorzügliche Glossar der altschottischen Sprache, welche an die niedersächsischen Dialekte stark erinnert, verpflichten den Leser zu lebhaftem Dank an den Herausgeber.

Was die Person und den Stand der Verfasser betrifft, so gehörten Tyrie, Hay und Anderson der Gesellschaft Jesu an, Hamilton war bei der Abfassung der beiden ersten Abhandlungen Student der Theologie und Regens der Philosophie im königlichen Colleg Navarra in Paris, auf dem Titel der letzten Abhandlung nennt er sich Doktor der Theologie. Burne lehrte

Philosophie im St. Leonard-Colleg in St. Andrews in Schottland. Adam King trug Philosophie und Mathematik in Paris vor. A. Baillie lebte in Würzburg und widmete seine Schrift dem Schottenabte William Ogilbie daselbst, der auch zugleich „Verwalter der berühmten Abtei Schwartzach" war, am 13. Jan. 1628. Die sechs ersten Schriften sind in Paris, Hamilton's letzte Arbeit ist in Löwen, Baillie's Abhandlung in Würzburg gedruckt. Sämmtliche Verfasser waren geborne Katholiken, mit Ausnahme von John Hamilton und Nicol Burne, welche vom schottischen Calvinismus zur alten Kirche zurückkehrten. Was lebendige und kraftvolle Darstellung und innige Vertrautheit mit der gegnerischen Auffassung und Entstellung des Katholicismus betrifft, so gebührt ihnen der Vorrang. Die bei Hamilton und Burne erscheinende Widmung an König Jakob VI., der von Buchanan im Calvinismus tief befestigt worden und demselben ungeachtet zeitweiliger Bevorzugung seines katholischen Verwandten Esmé Stuart auch zeitlebens treu blieb, bildet einen neuen Beweis für die Thatsache, daß die schottischen Katholiken auch damals an den Glauben sich anklammerten, der Sohn der hohen Dulderin Maria Stuart werde doch eines Tages zur Kirche seiner Mutter zurückkehren.

Prüft man den Inhalt, soweit er in diesen Auszügen vorliegt, so stellen sich die 166 Fragen des „Johne Hay ane Clerk of the Societie of Jesus" an die protestantischen Prediger als eine sehr achtunggebietende Leistung dar, welche namentlich die Lehre von den Quellen des Glaubens und die Ecclesiastik kurz und scharf darlegt. Die Fragen 99 bis 119, welche regelmäßig mit den Worten anheben: Is nocht your maister Caluin blasphemons, zeigen, daß namentlich die calvinische Form des Protestantismus bekämpft wird. Der alten Kirche hatte man leichtfertige Beförderung zu den Weihen vorgeworfen. In Frage 7 wirft Hay den Neugläubigen vor: „Weshalb habt Ihr beim ersten Auftreten Euerer Lehre in Schottland, und heute noch Schneider, Gerber und andere Handwerker, die nur in ihrem Fach unterrichtet waren, als Prediger zugelassen?" (37). Den breitesten Raum nimmt die Disputation zwischen Burne und den Predigern vom Jahre

1581 ein. Aus ihr wünschen wir hervorzuheben die Bedeutung, welche dem Papst für die Schlichtung von Fragen und Streitigkeiten über den Glauben beigelegt wird (147). Die Probe aus Adam King's schottischer Uebertragung des Canisius-Katechismus ist auffallend kurz, was sich daraus erklärt, daß Law den von King beigegebenen Kalender zum Abdruck bringt. Im Anhang zum Canisius, 211—216, erscheint ein Beichtspiegel in schottischer Sprache.

Eine besondere Erwähnung verdient der Würzburger Benediktiner Alexander Baillie. Geboren in Schottland, zu Rom im schottischen Colleg gebildet, schrieb er 1628 in der fränkischen Bischofsstadt das genannte Werk. Im Jahre 1636 wurde er Schottenabt in Erfurt, und 1646 Schottenabt in Regensburg, wo er am 7. April 1657 verschied. Law hat die Widmung an Abt Ogilbie, ferner das siebente, achte und neunte Kapitel des Buches zum Abdruck gebracht. Aus eigener Anschauung schildert der Verfasser in anschaulicher Darstellung die schrecklichen Wirkungen des neuen Evangeliums in der grausigen Zerstörung der Kirchen, der Verhärtung der Neugläubigen und der „übrigen schädlichen Früchte des calvinischen Evangeliums". Ein Hauch der Tragik lagert über dieser lehrreichen Schilderung. Den ganzen lehrreichen Band wollen wir auch den deutschen Theologen dringend empfehlen.

Aachen. Alfons Bellesheim.

XXVIII.

England unter Protektor Somerset.[1])

Ehrenrettungen haben immer etwas Mißliches. Ein Man wie der Protektor Somerset, der von beiden Parteien, Katholiken und Protestanten, verurtheilt wurde, kann nicht so unschuldig sein, wie Pollard ihn darstellt. Man hat wohl behauptet, das von Heinrich VIII. eingeführte Kirchenregiment hätte sich nicht aufrecht halten lassen, und Somerset habe weise gehandelt, daß er die protestantische Lehre an die Stelle der katholischen gesetzt und behufs der religiösen Gleichförmigkeit den katholischen Gottesdienst unterdrückt habe. Faktisch war die Mehrheit des Volkes mit dem von Heinrich VIII. geschaffenen modus vivendi zufrieden, faktisch brachen die Erhebungen des Westens und die allgemeine Unzufriedenheit erst nach Einführung des Calvinismus aus, und wenn, wie Pollard geltend macht, die Mehrheit das Recht hatte, der Minderheit ihre Religion aufzudrängen, dann mußte alles beim Alten bleiben. Somerset war weniger verfolgungssüchtig als sein Nachfolger, der Herzog von Northumberland, aber daß er der Prinzessin Mary den Besuch der Messe untersagte, Bischof Gardiner in's Gefängniß werfen, Bonner maßregeln ließ, beweist jedenfalls, daß er von Fanatismus nicht frei war. Wie weit er sich von Furcht bestimmen ließ und von dem Streben, es mit keiner Partei ganz zu verderben, soll hier

---

1) England under Protector Somerset. an Essay by A. F. Pollard. XII, 362 p. London, Kegan Paul, 1900.

nicht untersucht werden, jedenfalls suchte er auf beiden Schultern Wasser zu tragen und seine Rivalen in den Schatten zu stellen durch seine kaum aufrichtige Theilnahme an dem Loos der armen Bevölkerung, welche infolge der Bedrückung durch den Adel, der sich die Güter der Klöster angeeignet hatte, Abstellung der Mißbräuche verlangte.

So sehr wir die Tendenz des Buches tadeln müssen, so bereitwillig anerkennen wir die Berichtigung mancher irrigen Angaben seiner Vorgänger. Somerset suchte die Freilassung des Bischofs Gardiner zu erlangen, dieser bezeigte später seine Dankbarkeit durch die Fürsorge für die Kinder Somerset's. Leach hat den Herzog von Northumberland fälschlich als den Gründer vieler Mittelschulen bezeichnet, dagegen die Verdienste Somerset's unterschätzt. Von einer persönlichen Gereiztheit gegen seinen Bruder findet sich nach Pollard keine Spur, er war weder an der Abfassung der Anklageartikel, noch an dem Prozeß selbst betheiligt. Freilich gab er durch sein schwankendes Betragen seinen Gegnern Anlaß, ihn selbst zu verderben.

Unter den gelungenen Partien erwähnen wir das Kapitel über die sociale Unzufriedenheit, den Fall des Protektors, die Reaktion. Es hätte darauf hingewiesen werden müssen, daß aus der Schule Heinrichs eben nur eine Reihe von selbstsüchtigen, gewissenlosen Intriganten hervorgehen konnte, die, nachdem die mächtige Hand, die sie niedergehalten hatte, verschwunden war, die Methoden ihres früheren Meisters fortführten und das Volk zu ihrem eigenen Vortheil ausbeuteten. Daß Somerset selbst durch seine maßlose Habsucht mit dem bösen Beispiel voranging, gibt selbst Pollard zu. Die meisterhafte Recension Gairdner's im English Historical Review ist eine nothwendige Ergänzung und Correktive dieser Schrift.

XXIX.

Skizzen aus dem Peloponnes.

3. Mykenä und die mykenische Cultur.

Der 13. April gehörte der Burg von Mykenä. Der Bahnzug brachte uns nach Phiktia, die Station selbst nennt sich mit dem imposanten Namen „Mykenai". Der Inachos, den die Linie zweimal überschreitet, führte trotz der überraschenden Breite seines Bettes kein Wasser. Von der Station aus ging unser Weg dem Dorfe Charvati zu, einem echten Albanesennest. Bezeichnenderweise hörte ich hier aus dem Munde eines etwa zwölfjährigen Mädchens zum ersten und letzten Male das anheimelnde Wort „Bakschisch", ein wenig willkommenes Mahnzeichen an den „Frevel fremder Knechte". Auf dem Heimwege hatte ich hier auch mein erstes Abenteuer mit den berüchtigten griechischen Dorfhunden. Im Suchen nach Vasenscherben (hier ist ja jede derselben interessant) war ich etwas zurückgeblieben. Plötzlich stürzte eine Meute von fünf, sechs dieser Bestien auf mich zu. Mein Glück war es, daß ich mit der Art ihrer Begrüßung nicht unbekannt war. Etliche wohlgezielte Steinwürfe, eine Kunst, in der man es auch unter deutschem Himmel als Junge zu etlicher Meisterschaft bringen kann, und siehe, welche überraschende Wirkung. Das Wehgeheul des ersten getroffenen brachte schnell die Angriffsbewegung der ganzen Sippe zum Stillstand. So viele Veränderungen auch über Griechenland

weggingen, die Hunde haben getreu ihre Unart gerettet; man lese nur in der Odyssee (14, 35 ff.), allwo „der göttliche Sauhirt heftig mit scheltendem Rufe zerscheuchet die Hund auseinander, Häufige Steine entsendend". Uebrigens sind die Hunde zum Theil schöne stattliche Thiere, erinnernd an die Molosser der Alten, wie man schon treffend bemerkt hat; und unnöthig sind sie auch nicht. Denn die Wölfe sind im Peloponnes heute noch eine wahre Landplage.

Die Spuren der alten Hochstraße nach dem Heraion überschreitend gelangen wir zum „Schatzhaus des Atreus". Dieses „Schatzhaus" war nichts anderes, als das Grab eines heroischen Königs; daran zweifelt niemand mehr, seitdem man in anderen, verwandten Bauten die Leichen gefunden hat. Ein 35 m langer, 6 m breiter Gang (Dromos) führt zwischen zwei sauber gearbeiteten Mauern zum Portal des Grabgewölbes. Welch ein Thürsturz! Zwei gewaltige Steinblöcke nebeneinander, die sich über die Oeffnung legen, wovon der innere 9 m lang, 5 m tief und 1 m hoch ist, was das Riesengewicht von ca. 122,000 kg gibt. Traun, kein übler Prolog zu dem, was unser wartet. Das müssen keine schlechten Baumeister gewesen sein, welche dieses Werkstück ohne die modernen Mittel hier in diese Höhe brachten; der Eingang hat nämlich eine Höhe von 5,4 Metern. Die Kuppel des Grabes, in die wir nun treten, ist nichts anderes, als ein ins Gigantische gesteigerter, spitz zulaufender Bienenkorb: Der untere Durchmesser desselben beträgt 14½ Meter bei etwa gleicher Höhe, also das nämliche Verhältniß, das wir beim Pantheon wiederfinden. Das Gewölbe setzt sich zusammen aus 73 Steinringen, von denen der eine stets über den anderen vorkragt. Die Ecken wurden dann mit überraschender Kunstfertigkeit abgeschliffen, so daß eine vollständig glatte, feingefugte Fläche entstand. Zusammenstürzen konnte diese Kuppel niemals, da ja bei der kreisrunden Anlage des Baues die Außenseite der einzelnen Steine größere Breite haben mußte als die innere, ein Hereinrutschen der einzelnen

Ringe infolge dieser Keilform der Bausteine also unmöglich ist. Es wäre somit des vertikalen Drucks wegen weder eine Ueberdeckung nach oben, noch weniger die Ueberschüttung mit Erde nothwendig gewesen, um den Bau zu halten. Letztere konnte nur wegen des horizontalen Schubes nicht entbehrt werden. Der Eindruck, den dieser so einfach gedachte Kuppelbau macht, ist überraschend großartig. Ich muß sagen, daß bei Erwägung aller Umstände die Kuppel des Pantheons keine größere Wirkung übt, ungeachtet aller Verschiedenheit der Dimensionen. Wie wunderbar akustisch dieser Raum ist! Dörpfelds Worte klingen Silbe für Silbe in getreuem Echo von dem Schlußstein wieder. Denkt man die Verzierung wieder hergestellt (goldene Sterne auf blauem Grund — die Kuppel sollte das Himmelsgewölbe nachbilden), so wird man nicht bestreiten können, daß solch ein Grabgewölbe wohl würdig war als Ruhestätte eines mächtigen „Hirten der Völker“. Ich mußte hier an diesem Atreusgrab denken an die Sagrestia nuova von San Lorenzo in Florenz, eine Parallele voller Contraste und doch tiefer Eindrücke.

Das Grab selber allerdings darf man nicht in dieser Kuppel suchen. Dasselbe lag vielmehr eingeschnitten in den Felsen hinter diesem Rundbau. Rechts nämlich vom Eingang der Kuppel und mit dem Dromos einen rechten Winkel bildend führt ein Gang zur eigentlichen Grabkammer. Jetzt ist dieselbe zwar verkommen, hat aber einst, wie die Spuren (Löcher für Metallverzierungen und reiche Ornamentirung des Steins) beweisen und wie auch nach dem großen Kuppelgrab von Orchomenos zu vermuthen ist, den kostbarsten Theil des Ganzen gebildet. Hier in dieser Nebenkammer also ruhte der Leichnam, der Kuppelbau selbst aber hat wohl als Raum für die Todtenfeiern gedient.

Der Weiterweg führt über und an Dutzenden von antiken Resten hin: Festungsmauer der Unterstadt, Gebändereste, Gräber (ca. 70 derselben in Mykenä ausgegraben), weitere Kuppelgräber (besonders das „Grab der Klytämnestra“, auch

weggingen, die Hunde ha
lese nur in der Odyssee
Sauhirt heftig mit schel
auseinander. Häufige
die Hunde zum Theil sch
die Molosser der Alten,
und unnöthig sind sie a
Peloponnes heute noch

Die Spuren der
überschreitend gelangen
Dieses „Schatzhaus“ w
eines heroischen Königs;
man in anderen, verw
hat. Ein 35 m langer
zwischen zwei sauber g
Grabgewölbes. Welch
Steinblöcke nebeneinande
wovon der innere 9 m
was das Riesengewicht
kein übler Prolog zu den
keine schlechten Baumeiste
stück ohne die modernen
der Eingang hat nämlich
Kuppel des Grabes, in die
als ein ins Gigantische gest
korb: Der untere Durchmesse
bei etwa gleicher Höhe, also
wir beim Pantheon wiederfind
zusammen aus 73 Steinringen,
über den anderen vorkragt. Di
überraschender Kunstfertigkeit abges
ständig glatte, feingefugte Fläche ent
konnte diese Kuppel niemals, da ja bei
des Baues die Außenseite der einzelnen
haben mußte als die innere, ein Hereinru

vor den Palasteingang Agamemnons. Welches Leben fluthete einst hier aus und ein! Blasse Reflexe der Wirklichkeit sind es ja nur, welche durch das Dunkel der Jahrtausende zu uns dringen, und doch wessen Auge hängt nicht wie gebannt an dieser altersgrauen Ruine, die in lapidarer Kürze unendlich viel uns sagt! Dieses Thor ist, um von allem anderen zu schweigen, eine überwältigende Wahrheitsprobe für Homer. Wenn wir von Homer keine Zeile hätten, so müßten wir angesichts dieses Denkmals eine Zeit uns erdenken mit herrschgewaltigen Anakten sammt Roß und Reisigen in Menge, die wohl im Stande waren, zu Fehde und Fürstenstreit mit Macht sich zu erheben.

Höchst einfach und eben darum so großartig ist der Aufbau dieses Riesenportals. Es bedurfte dazu nichts, als dreier Steinkolosse. Zwei erheben sich als Stützen (3,25 m), darüber liegt ein Sturz von 5 m Länge und $2^1/_2$ m Tiefe. Die Thüröffnung verjüngt sich nach oben, ein beachtenswerther Kunstgriff, weil dadurch die Thüre stets von selbst sich schloß (untere Breite 3,13, obere 2,9 m). Ueber diesem Durchlaß ist ein dreieckiger Hohlraum ausgespart, dessen Seiten den gewaltigen Druck von der Thüröffnung ab und auf die Stützen werfen. Dieses höchst einfache Auskunftsmittel läßt sich drunten am Atreusgrab und am Grab der Klytämnestra, ebenso aber in den ägyptischen Pyramiden beobachten. Jene dreieckige Oeffnung wurde nun in der wirkungsvollsten Weise durch das Löwenrelief geschlossen. Wenige Skulpturstücke in Europa werden an Alter und Werth ihm gleichen. In der Mitte des Feldes ragt eine Säule mit Basis empor und findet ihren Abschluß in einem eigenartigen Kapitäl und merkwürdigem Gebälk. An dieser Säule erheben sich die beiden Löwen, zwar ganz heraldisch stilisirt, aber doch in gewisser Weise naturwahr gehalten. Die Hintertatzen ruhen scheinbar auf dem Thürsturz, die Vordertatzen auf dem Säulensockel, die Köpfe, offenbar nur angestückt und jetzt verloren, flankirten das Kapitäl — gewiß

eine vortreffliche Ausnützung des verfügbaren Raumes! Welches ist die Bedeutung dieses Werkes? Man hat in ihm das Wappen des mykenischen Herrscherhauses erblicken wollen. Heute betrachten die Gelehrten gemeiniglich diese Löwen als Hüter des Palastes, der durch die seltsame Säule symbolisirt wäre.

Ehe wir durch das Thor treten, werfen wir noch einen Blick auf die links und rechts anstehende Befestigung. Zur Linken erhebt sich die titanische Burgmauer, welche, eine einzige an jähem Steilabsturz gelegene Stelle ausgenommen, den ganzen Burgfelsen umgürtet in gleicher Massigkeit der Werkstücke, wie in Tiryns. Rechts aber wird das Löwenthor gehütet von einer gewaltigen, im rechten Winkel vortretenden Bastion, so daß auch hier, wie in Tiryns, die unbeschildete Seite des Angreifers bedroht war.

Unter den Löwen durch tritt man in den Thorraum. Derselbe hat eine Breite von 3,5 m und ebensoviel Länge. Am Ein- und Ausgang war er wohl verschlossen, die Bohlenlöcher sind noch sichtbar. Nachdem wir nun das Thor hinter uns haben, stehen wir auf jenem Platz, der in der Geschichte menschlichen Forschungseifers und erfolgreichen Finderglücks einerseits, anderseits menschlicher Unzulänglichkeit und dilettirender Fehlgriffe neben Troja stets genannt werden wird, auf dem Platz der mykenischen Ausgrabungen Schliemanns 1876/77. Wir schreiten an einer Reihe rechts liegender Fundamentmauern achtlos vorüber und erblicken nun auf der rechten Seite ein annäherndes Rondell, das gebildet wird von einem Doppelring aufrechtstehender Steinfliesen. Was will dieser Kreis? Eine Masse von Fragen erregt er. Schliemann wollte gar eine Wasserleitung daraus machen. Am wahrscheinlichsten ist die Hypothese, daß wir hier einen mit einem *θριγκός* (Umfriedigung) umgebenen heiligen Bezirk vor uns haben, der dem Todtencult diente. Thatsächlich fanden sich die berühmten Schachtgräber Schliemanns, deren unerwarteter Goldreichthum heute in sechs Schränken die

größte Zierde des athenischen Nationalmuseums bildet, hier in diesem Raume. Schwierigkeiten fehlen allerdings nicht, denn die Gräber sind durchaus nicht gleich in dem Kreisrund vertheilt, sie liegen vielmehr bloß in dem Segment gegen den Burgabhang hin; über eines derselben, das zuletzt ausgegrabene, geht der θριγκός sogar weg. Um jene so einleuchtende Annahme zu halten, wird man also vermuthen müssen, daß diese Umfriedigung erst zu einer Zeit angelegt wurde, wo die genaue Lage der Gräber bereits in Vergessenheit war. Daraus ergäbe sich wieder eine interessante Perspektive auf die Länge der Jahrhunderte, durch welche dieses Herrengeschlecht hier thronte. Doch davon etliche Andeutungen später.

Jüngere und ältere Theile müssen wir ja ohnehin scheiden. Denn ist es nicht an sich schon überraschend, Gräber innerhalb des Burgraumes zu haben? Was liegt somit näher als die Vermuthung, daß auch diese eben durchschrittene Mauer sammt Thor nicht zum ältesten Theil der Burg zu rechnen ist? Dem ist auch wirklich so. Den ältesten Sitz der mykenischen Fürsten erreichen wir erst, wenn wir von dem Plateau dieser Gräber weiter ansteigen zu dem höchsten, recht steilen Gipfel. Eine noch feststellbare schöne Treppe aus Hausteinen führte einstens empor. Hier oben also auf verhältnißmäßig sehr engem Raume war die erste Siedelung und im langen Laufe von Jahrhunderten entstand allmählig, in immer weitere Peripherien greifend, jener zweite und dritte Mauerring, die wir beide durchschritten haben. Den Grundriß dieses ältesten Palastes zu zeichnen, versage ich mir. Die Grabungen sind noch nicht systematisch vollendet, leider; auch ist das Wirrsal zu groß, eine grauenvolle Zerstörung muß hier gewüthet haben, in welcher sogar der Kalk der Mauern zu Terrakotta brannte. Ueberdies lassen alle bisherigen Spuren vermuthen, daß die mykenische Anlage mit der tirynthischen aufs engste verwandt war. Insoferne ist also Tirys für ein Archäologenherz ein lohnenderer Platz.

Doch erscheinen mir immerhin erwähnenswerth die Resultate der Grabungen, welche ein Jahrzehnt nach Schliemann der Grieche Tsuntas im Auftrag der griechischen archäologischen Gesellschaft vorgenommen hat. Um meine obigen Bemerkungen zu erhärten, setze ich das kurze Referat Dörpfelds (Athenische Mittheilungen 1886 S. 330 f.) hieher. „Sowohl auf der Spitze des Burgbergs, als auch an seinen Abhängen hat Tsuntas Hausmauern gefunden, welche in ihrem Material und ihrer Technik mit den Wänden des Palastes von Tiryns vollkommen übereinstimmen. Man sieht dieselben theils aus Kalkstein, theils aus Breccia hergestellten Thürschwellen, dieselben aus großen Steinen gebildeten Parastaden mit ihren runden oder viereckigen Löchern zur Befestigung der Holzpfosten, dieselben aus Estrich hergestellten Fußböden mit den Feuerstellen in der Mitte der Zimmer und schließlich auch denselben Wandverputz mit ähnlichen Malereien. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß Herr Tsuntas den alten Königspalast gefunden hat".

Als ich aber droben stand auf dem höchsten Punkte dieses Trümmerfeldes, da lag wieder mit einem Male die lebende Welt mit ihrer Schönheit vor mir, und schöner kann sie vor 3—4000 Jahren auch nicht gewesen sein: die weite, gesegnete Ebene unten am Inachos und Xerias, Argos mit seiner plastisch hervortretenden Burg, der blaue Golf, die Berge rings, alle ernst und scharf geschnitten, wie griechische Statuen. Auf diesem Hintergrund steigen aus dem Halbdunkel der Sage markante Gestalten empor, die Persiden und Pelopiden und besonders Atreus' frevelbelastetes Geschlecht, welches herrschte über das „goldreiche" Mykenä. Inmitten dieser Trümmerwelt brauchts wenig Phantasie, um den Weheschrei des vom eigenen Weib gemordeten Agamemnon und den wimmernden Hilferuf der buhlerischen Klytämnestra zu hören, um die heldenmüthige Elektra und ihre andersgeartete Schwester Chrysothemis einherwandeln zu sehen. Und dann die Namen jener, welche diesem Geschlecht erst die

Unsterblichkeit gaben, eines Aeschylus, Sophokles und Euripides. Auch sie entzogen sich dem Bann dieser sagenhaften Welt und dem Zauber dieser Heroenburg nicht.

Es wäre jetzt die rechte Gelegenheit zum Schlusse. Aber wie wäre es möglich, hier im Herzen des alten Argos zu wandern, ohne sich Rechenschaft zu geben über jene bedeutungsvolle culturgeschichtliche Frage, welche, wenngleich archäologisch, doch die weitesten Kreise interessirt. Genug Beweis dessen war mir mancher Freundeskreis, wo die Frage, um die es sich hier dreht, recht warm, ja hitzig besprochen wurde, die Frage nach dem Ursprung der mykenischen Cultur.

In der Erforschung des griechischen Alterthums hat sich seit einiger Zeit der Gesichtskreis wesentlich erweitert. Während man bis vor wenigen Jahrzehnten die eigentliche griechische Geschichte mit dem 8. oder 7. Jahrhundert zu beginnen gewohnt war, verfolgen wir dieselbe jetzt bis weit hinauf ins zweite vorchristliche Jahrtausend und zwar nicht mehr an der Hand von Mythen, sondern auf Grund eines reichen Quellenmaterials. Die Steine haben zu reden begonnen. Die überraschenden Resultate der zahlreichen Grabungen seit Schliemann haben eine Fülle von Aufklärung über Punkte verbreitet, von denen man bisher nur ahnungsweise redete. Die Kolossalbauten von Tiryns, Mykenä, Troja, Kreta, die Gräber des Inachosthals, von Spata, Menidi, Orchomenos, Melos, ihr reicher Inhalt von verschiedenstem Geräthe, die Vasenschätze, welche allerorts gehoben wurden, die Erzeugnisse einer staunenswerthen Kunstthätigkeit im vollen Sinne des Wortes — all das stellt ein urkundliches Material dar, dessen Sichtung zwar noch lange nicht vollendet ist und das dennoch heute schon unerwartete Ausblicke eröffnet. Dazu kommt noch ein anderes. Diese Funde werden durch Aegyptologie, Assyriologie, indogermanische Alterthumskunde ergänzt und illustrirt, und hier sind es nicht Fundgegenstände der genannten Art, sondern zum Theil auch eine reiche Literatur,

die hier einschlägt. So ist es kein Wunder, daß die neuere Forschung mit einer gewissen Vorliebe sich auf die mykenische Cultur geworfen hat.

Diese Cultur, welche etwa den Zeitraum vom 15. bis 10. Jahrhundert umfaßte, läßt sich durch folgende Striche skizziren. Vor allem ist sie keine lokale Cultur, wie das unzutreffende, aber gangbare Beiwort „mykenisch" schließen lassen möchte. Wir finden sie vielmehr rundum an den Gestaden des ägäischen Meeres, in der Argolis, Lakonien, Attika, Böotien, Thessalien, an der Küste der Troas und auf den Inseln bis Kreta und Rhodos, soweit sie erforscht sind. Man hat sie darum treffender die „ägäische" Cultur genannt. Ihre Träger waren machtvolle Herrschergeschlechter. Die Anakten saßen in festen, von gigantischen Steinwällen umgürteten Burgen, in deren Schutz ein untergebenes Volk siedelte, das aber allem nach an den Segnungen dieser Cultur keinen innigeren Antheil nahm. Diese Burgen waren ausgestattet mit allem für jene Zeit möglichen Luxus, sie waren Centren eines lebhaften, weitausgreifenden Handelsverkehrs und eines überraschend reichen Kunstbetriebs, Sammelstätten von Eitelgold in Hülle und Fülle.

Ist diese Cultur nun eine griechische, sind diese Bauwerke hellenische, sind diese Kunsterzeugnisse die ersten Aeußerungen des erwachenden, klassischen Genius? Oder stehen wir hier vor überraschenden Fernwirkungen jener uralten orientalischen Hochculturen, ist es mesopotamische, ägyptische, phönikische Kunst, die uns in Tiryns und Mykenä Staunen abzwingt, oder waren diese „Mykenäer" zuletzt gar nichts anderes als „karische Söldner und kriegerische Beutemacher" (U. Köhler)?

Lassen wir diese Karerhypothese gleich abgethan sein; sie ist es ja auch (Reisch, myk. Frage S. 106 ff). Die Cardinalfrage scheint mir zu sein, ob das griechische Element schon um die Mitte des 2. Jahrtausends im Archipelagus so verbreitet war, daß man ihm eine so großartige Cultur

zuschreiben könnte. Wenn man mit Köhler die Hellenisirung der Inseln nur als Folge der dorischen Wanderung betrachtet, so wird man freilich auf den griechischen Charakter dieser Epoche verzichten müssen. Aber es dürfte schwer halten, dies zu beweisen. Nur 2 Instanzen seien hervorgehoben. Ohnefalsch-Richter hat erwiesen, daß Kypern vom Peloponnes aus schon in vordorischer Zeit durch Hellenen colonisirt wurde. Hieraus ergeben sich die weittragendsten Consequenzen. Man bedenke, um von anderem zu schweigen, die Entfernung dieser Insel von Hellas, ihre Lage an der äußersten Peripherie der griechischen Interessen, und man wird ohne weiteres geneigt sein, für die Zustände auf der ägäischen Inselwelt inhaltsreiche Einräumungen zu machen. Man braucht deswegen noch gar nicht zu behaupten, daß die Cykladen und Sporaden schon hellenisch waren. Thukydides mit seinem Bericht über die karische Bevölkerung derselben muß deswegen noch nicht im Unrecht sein. Worin liegt denn das Wesentliche der griechischen Colonisation? Haben wir nicht heute die schönste Illustration dazu? Was treibt denn heute den Griechen in die Ferne? Nicht Uebervölkerung. Das neue Griechenland könnte noch Hunderttausende von Bewohnern ernähren und beschäftigen Und doch ziehen seine Söhne hinaus und besiedeln in Massen die Küsten des ägäischen Meeres. Nicht Uebervölkerung, sondern angeborener Handelsgeist ist dabei der treibende Faktor. So, denke ich, ists in alten Tagen auch gewesen. Wohl mögen fremde Stämme, sogar in compakten Beständen, das Binnenland gehalten haben, aber die Griechen besetzten die entscheidenden Plätze und waren Träger der Cultur.

Auf einen zweiten Punkt wollte ich mit Unterdrückung mancher anderer hinweisen. Wie ein rocher de bronze, eine unleugbare Thatsache, steht vor uns das homerische Dichtwerk, eine Thatsache, die mir gerade in diesem Zusammenhang nicht genügend betont zu werden scheint. Welch gewaltigen Zeitraum allmählicher Entwicklung setzt

ein solch vollendetes Meisterwerk voraus! Auch Homer wird von sich gelten lassen, daß er „nicht von der altberühmten Eiche, noch vom Felsstein“ stamme, sondern seine Ahnen hatte. Wir wissen von jenen Lehr- und Wanderjahren des griechischen Heldensanges nichts, aber je mehr Ilias und Odyssee durch die moderne Kritik zergliedert werden, desto interessanter gestaltet sich der Einblick. Es sind daraus Anhaltspunkte für eine längst blühende, epische Dichtung gewonnen worden. Man denke nur an jene „conventionellen“ Verse, an jene festgegliederte Hierarchie von Epitheta, man beachte die Feinheit der dort geschilderten Lebensart, die geselligen und staatlichen Verhältnisse, den Zustand der Kunst, in der Homer gar wohl zwischen Hellenischem und dem Orient unterscheidet, weiter die Ausgestaltung der religiösen Vorstellungen, endlich übersehe man nicht den innigen Zusammenhang zwischen homerischer und mykenischer Welt trotz aller Unterschiede — der Schluß aus alldem ist ein naheliegender. Ein Volksthum dieser Art kann nicht von gestern sein.

Griechen waren also da. Was hindert nun, sie als Träger der mykenischen Cultur zu betrachten? Ich glaube auch für diese Zeit schon an eine relative Selbständigkeit des hellenischen Wesens. An eine relative; denn daß technische Fertigkeiten, Maschinen, Construktionsmittel und -weisen, ja sogar eine Reihe höherer Elemente aus dem fortgeschrittenen Osten entlehnt wurden, wer will das leugnen? Das sind Anregungen und Inspirationen, aber daraus entsteht noch lange keine Kunst. Die Griechen wären im Gegentheil etwas ganz anderes gewesen, als Griechen, wenn sie aus den Culturerrungenschaften des Orients keinen Nutzen gezogen hätten.

Ein einheitliches Volksganze muß doch wohl Erzeuger und Träger einer so einheitlichen Cultur gewesen sein, wie die mykenische sie darstellt. Welches Volk sollte dies sein, wenn nicht die Griechen? Etwa die Aegypter? Wer A.

Wiedemanns Studie „Die ältesten Beziehungen zwischen Aegypten und Griechenland“ gelesen hat, wird kaum mehr ägyptische Einflüsse in größerem Umfang annehmen wollen. Seit Petrie's Funden in Kahun hat die neuere Forschung vielmehr die gegentheilige Richtung eingeschlagen und deckt in immer steigender Zahl Beeinflussungen auf, welche Aegypten durch die Mykenäer erlitten hat. F. von Bissing, auf dessen Aufsatz „Stierfang auf einem ägyptischen Holzgefäß“ (Athen. Mittheilungen 1898, S. 242—266) ich verweise, legt dar, daß schon unter der 18. und 19. Dynastie der mykenische Import nach dem Nilthal ziemlich bedeutend war, und spricht den Gedanken aus, daß die mykenische Kunst bei der Ausschmückung des Serails Amenophis III. und IV. betheiligt war. Wie dem sein mag, uns genüge Wiedemanns bedeutsames Ergebniß, daß „eine unmittelbare Einwirkung der ägyptischen Cultur auf die griechische vor dem 7. vorchristlichen Jahrhundert sich nicht nachweisen läßt“.

Eine „unmittelbare“ Einwirkung! Also bliebe immer noch eine mittelbare möglich. Und durch wen anders könnte diese bewerkstelligt sein, als durch die Phönikier? Phönikien ist ja für das 2. Jahrtausend das Mädchen für alles, was man nicht erklären kann. Ein wahres Gefühl der Erleichterung ist es, daß dieses Phönikierthum nachgerade sich auf den Altentheil hat zurückziehen müssen. An was allem mußten diese Krämer früher nicht schuldig sein? Heute ist man hierin sehr behutsam geworden. Ja, es fehlt nicht am gegentheiligen Extrem. So will Beloch den phönikischen Einfluß im ägäischen Meer ganz beseitigt wissen. Das ist gewiß zu weitgehend. Aber von jenem traditionellen allbeherrschenden phönikischen Wesen, von phönikischen Siedelungen und Emporien an den Küsten des ägäischen Meeres zwischen den Jahren 1300 und 1000 kann man heute nicht mehr reden. Wenn diese Meinung zuträfe, müßte man doch phönikische Gräber finden, und solche gibt es nicht. Was Wolters von Grabanlagen auf Kephallenia (Athenische Mit-

theilungen 1894, S. 486), was Köhler von solchen auf Kythera berichtet (Probleme der griechischen Vorzeit S. 9), ist einerseits zu singulär, anderseits zu problematisch, als daß sich damit etwas anfangen ließe. Griechenlands Boden ist außerdem an den in Betracht kommenden Punkten so gründlich erforscht, daß man hier ruhig ein abschließendes Urtheil fällen kann. In historisch erreichbarer Zeit hat das Phönikierthum an den Küsten des ägäischen Meeres niemals jene überlieferte Rolle gespielt. Aeußerstenfalls war sein Einfluß sehr frühe durch die „Mykenäer“ gebrochen (vgl. E. Meyer, Gesch. des Alterthums, I[1], 312, 336; Schuchhardt, Ausgrabungen Schliemanns, S. 359). Zu allem hin muß selbst Helbig, der Hauptverfechter jenes Orientalismus, constatiren (sur la question mycénienne: Mém. de l'Acad. des Inscript. et belles lettres XXXV), daß wir die phönikische Kunst vor der Mitte des 7. Jahrhunderts gar nicht kennen. Wie soll man da aber weiter operiren? Viel Gerede verursachen jene Kftiu der ägyptischen Denkmäler, hinter denen man so gerne die Phönikier vermuthet und die allerdings nach jenen Monumenten eine wichtige Rolle gespielt haben müssen. Es ist aber, gelinde gesagt, unsicher, ob sie die Phönikier sind. M. Müller („Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern“) sieht in ihnen ein kleinasiatisches Volk; sie sollen eine der mykenischen eng verwandte Cultur gehabt haben, woraus aber für die Priorität der einen oder anderen noch nichts folgt.

Ein dritter Culturstrom, der assyrisch-babylonische, soll seine Wellen über Griechenland geworfen haben. Aber die Sache hat ihre schweren Bedenken. Die Assyrier erreichten die Küsten des Mittelmeeres erst zu einer Zeit, als die griechische Kunst ihre entscheidenden Anfangsstadien längst hinter sich hatte (Wiedemann, a. a. O. S. 5). Selbst Assyriens Beziehungen zu den kleinasiatischen Joniern waren, wie Schrader betont, überraschend späte. Diese Beziehungen sogar zugegeben, bleibt immer noch die sehr auffällige

Thatsache, daß z. B. die Palastbauten von Tiryns alle bisher bekannt gewordenen Grundrisse assyrischer Königpaläste weit übertreffen (Schliemann, Tiryns LIX).

Somit versagen zuletzt alle Mittel fremder Art und es bleibt nichts übrig, als daß wir diese mykenische Cultur, wie oben betont, für eine relativ selbständige und nationale ansehen. Eine wesentlich semitische oder orientalische ist sie jedenfalls nicht; dieses Ergebniß möchte ich als erwiesen betrachten (s. Milchhöfer, Anfänge der Kunst in Griechenland 1883). Eine Mischung verschiedener Elemente, ägyptischer, mesopotamischer, karischer, phrygischer u. s. w., mag sie sein, aber wer anders als ein alle überragender Geist mit ausgeprägtem Selbstbewußtsein kann der Ordner gewesen sein? Eine Mischung, die aber eine schöne Zahl von Theilen enthält, die von keiner Richtung aus, weder von Ost, noch von West, erklärt werden können, eben weil sie original sind. Ist es nicht überraschend, daß selbst die Verfechter des Orientalismus eben die argolische Ebene als Centrum in dieser Cultur anerkennen müssen? Hier saßen diese Herren nahe bei einander und hier haben sie ihre glänzendsten Werke geschaffen, die Herrscher von Mykenä, Tiryns, Midea, Argos, Nauplia. Warum hat man denn noch nirgends ein Kuppelgrab gefunden, als auf griechischem Boden? Woher kommen denn jene echt griechischen Elemente, auf die wir in unseren Schilderungen so oft hinweisen konnten? Woher so viele Bestandtheile, die man sonst nirgends findet? Ist es sodann nicht überraschend, daß wir an Ort und Stelle eine Entwicklung dieser Cultur verfolgen können, eine gewiß unverständliche Thatsache bei einem reinen Einfuhrgewächs. Man beachte die Fortschritte der Mauertechnik in Mykenä vom rein kyklopischen zum annähernden Quaderbau. Welche Entwicklung liegt zwischen dem Kuppelgrab von Menidi mit seinen einfachen Bruchsteinen bis zur Marmorkuppel des Grabes von Orchomenos. Wie entfaltet sich vor unseren Augen die Vasenmalerei nach Technik und Gegenständen!

Jenes echt mykenische Rankenornament in seiner Ausbildung bis zur Spirale ist heute als eine ureigene Erfindung der Mykenäer erwiesen, so daß wir diese „die unmittelbaren Vorläufer der hellenischen Kunst der hellenisch-historischen Zeit" nennen müssen (s. Riegl, Stilfragen S. 113 ff.). Auch sonst lassen sich Zusammenhänge zwischen mykenischer und hellenischer Cultur über die dorische Wanderung weg darthun. Vom Fortleben des mykenischen Thorbaues und der Anlage des Megaron war schon die Rede. Aber echt mykenische Motive sind es auch, die im sogen. melischen, rhodischen, protokorinthischen und Dipylonstil nachwirken (Pallat, ein Vasenfund aus Aegina: Athen. Mittheil. 1897, S. 314 f.; Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen S. 156 f., 359; s. auch Reisch, Myken. Frage S. 118).

Doch hiemit genug des Details. Meine Leser werden wenigstens die Ansicht gewonnen haben, daß die Frage nach der Selbständigkeit der mykenischen Cultur immer noch diskutabel ist; viele dürften sich mit mir auf's neue darüber freuen, daß es jenem übermächtigen Orientalismus, jenem so unterwürfig verehrten Aegyptertum, dem verschlammenden Geschiebe des Zweiströmelandes, dem vielgewandten phönikischen Mäklerthum eben doch nicht gelungen ist, jeden Ansatz eines selbständigen, fremden Wesens und Strebens zu erdrücken. Mehr und mehr treten in den Gesichtskreis nationale, indogermanische Zusammenhänge an den Ufern des ägäischen Meeres, Zusammenhänge, die man bisher übersah. Curtius mit dem ihm eigenen weitschauenden Blick hat recht gesehen, da er seinerzeit die Worte niederschrieb: „So viel einzelne Keime europäischer Cultur auch im Morgenland nachgewiesen sind oder noch nachgewiesen werden mögen, so wird uns doch in immer klareren Zügen das heroische Zeitalter als eine in sich eigenartige Welt entgegentreten In keinem Punkte erscheint Hellas als ein Anhang östlicher Länder, als ein Ablagerungsplatz einer fertig überlieferten Cultur" (Griech. Gesch. I, 701).

Haec hactenus. Der freundwillige Leser aber möge sich für diese philologische Entgleisung in der nächsten Skizze an Arkadiens Höhenluft entschädigen.

Riedlingen, 12. VIII. 1902. B. Krieg.

XXX.

Die Gesellschaft und der Kampf um's Dasein.

III.

In neuester Zeit hat man die Abhängigkeit des Rechts und der Politik von den herrschenden Ständen im Wechsel der Wirthschaftsverhältnisse verfolgt und dargestellt. Zunächst geschah dies von Seite der Wirthschaftshistoriker, dann aber besonders kräftig und ausschließlich von Seiten der materialistischen Geschichtsschreiber. Nichts ist verkehrter als eine einseitige Abhängigkeit des Rechtes von der Wirthschaft behaupten zu wollen, es ist so verkehrt wie die materialistische Weltauffassung überhaupt, die den Geist nicht kennt. Ist das Recht auch abhängig von den Wirthschaftsmächten, so ist es doch nicht blos Ausdruck der Wirthschaftsverhältnisse und wird nicht absolut und ausschließlich durch dieselben bestimmt; neben ihnen üben andere Verhältnisse ihre Wirkung aus, das menschliche Gerechtigkeitsgefühl, das Naturrecht, sittliche und religiöse Beweggründe. Mag auch ein vollkommener Ausgleich der Interessen ausgeschlossen sein und mag auch ein Interesse überwiegen, ganz unterliegen kann doch nicht das andere Interesse und wird sich immer wieder geltend machen.

So gut wie der Mensch aus Seele und Leib besteht, hat auch das Recht eine doppelte Richtung, zwei Seiten, und wurzelt nach der einen Seite in den ewigen Principien

Doch erscheinen mir immerhin erwähnenswerth die Resultate der Grabungen, welche ein Jahrzehnt nach Schliemann der Grieche Tsuntas im Auftrag der griechischen archäologischen Gesellschaft vorgenommen hat. Um meine obigen Bemerkungen zu erhärten, setze ich das kurze Referat Dörpfelds (Athenische Mittheilungen 1886 S. 330 f.) hieher. „Sowohl auf der Spitze des Burgbergs, als auch an seinen Abhängen hat Tsuntas Hausmauern gefunden, welche in ihrem Material und ihrer Technik mit den Wänden des Palastes von Tiryns vollkommen übereinstimmen. Man sieht dieselben theils aus Kalkstein, theils aus Breccia hergestellten Thürschwellen, dieselben aus großen Steinen gebildeten Parastaden mit ihren runden oder viereckigen Löchern zur Befestigung der Holzpfosten, dieselben aus Estrich hergestellten Fußböden mit den Feuerstellen in der Mitte der Zimmer und schließlich auch denselben Wandverputz mit ähnlichen Malereien. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß Herr Tsuntas den alten Königspalast gefunden hat“.

Als ich aber droben stand auf dem höchsten Punkte dieses Trümmerfeldes, da lag wieder mit einem Male die lebende Welt mit ihrer Schönheit vor mir, und schöner kann sie vor 3—4000 Jahren auch nicht gewesen sein: die weite, gesegnete Ebene unten am Inachos und Xerias, Argos mit seiner plastisch hervortretenden Burg, der blaue Golf, die Berge rings, alle ernst und scharf geschnitten, wie griechische Statuen. Auf diesem Hintergrund steigen aus dem Halbdunkel der Sage markante Gestalten empor, die Perseiden und Pelopiden und besonders Atreus' frevelbelastetes Geschlecht, welches herrschte über das „goldreiche“ Mykenä. Inmitten dieser Trümmerwelt brauchts wenig Phantasie, um den Weheschrei des vom eigenen Weib gemordeten Agamemnon und den wimmernden Hilferuf der buhlerischen Klytämnestra zu hören, um die heldenmüthige Elektra und ihre andersgeartete Schwester Chrysothemis einherwandeln zu sehen. Und dann die Namen jener, welche diesem Geschlecht erst die

Unsterblichkeit gaben, eines Aeschylus, Sophokles und Euripides. Auch sie entzogen sich dem Bann dieser sagenhaften Welt und dem Zauber dieser Heroenburg nicht.

Es wäre jetzt die rechte Gelegenheit zum Schlusse. Aber wie wäre es möglich, hier im Herzen des alten Argos zu wandern, ohne sich Rechenschaft zu geben über jene bedeutungsvolle culturgeschichtliche Frage, welche, wenngleich archäologisch, doch die weitesten Kreise interessirt. Genug Beweis dessen war mir mancher Freundeskreis, wo die Frage, um die es sich hier dreht, recht warm, ja hitzig besprochen wurde, die Frage nach dem Ursprung der mykenischen Cultur.

In der Erforschung des griechischen Alterthums hat sich seit einiger Zeit der Gesichtskreis wesentlich erweitert. Während man bis vor wenigen Jahrzehnten die eigentliche griechische Geschichte mit dem 8. oder 7. Jahrhundert zu beginnen gewohnt war, verfolgen wir dieselbe jetzt bis weit hinauf ins zweite vorchristliche Jahrtausend und zwar nicht mehr an der Hand von Mythen, sondern auf Grund eines reichen Quellenmaterials. Die Steine haben zu reden begonnen. Die überraschenden Resultate der zahlreichen Grabungen seit Schliemann haben eine Fülle von Aufklärung über Punkte verbreitet, von denen man bisher nur ahnungsweise redete Die Kolossalbauten von Tiryns, Mykenä, Troja, Kreta, die Gräber des Inachosthals, von Spata, Menidi, Orchomenos, Melos, ihr reicher Inhalt von verschiedenstem Geräthe, die Vasenschätze, welche allerorts gehoben wurden, die Erzeugnisse einer staunenswerthen Kunstthätigkeit im vollen Sinne des Wortes — all das stellt ein urkundliches Material dar, dessen Sichtung zwar noch lange nicht vollendet ist und das dennoch heute schon unerwartete Ausblicke eröffnet. Dazu kommt noch ein anderes. Diese Funde werden durch Aegyptologie, Assyriologie, indogermanische Alterthumskunde ergänzt und illustrirt, und hier sind es nicht Fundgegenstände der genannten Art, sondern zum Theil auch eine reiche Literatur,

die hier einschlägt. So ist es kein Wunder, daß die neuere Forschung mit einer gewissen Vorliebe sich auf die mykenische Cultur geworfen hat.

Diese Cultur, welche etwa den Zeitraum vom 15. bis 10. Jahrhundert umfaßte, läßt sich durch folgende Striche skizziren. Vor allem ist sie keine lokale Cultur, wie das unzutreffende, aber gangbare Beiwort „mykenisch“ schließen lassen möchte. Wir finden sie vielmehr rundum an den Gestaden des ägäischen Meeres, in der Argolis, Lakonien, Attika, Böotien, Thessalien, an der Küste der Troas und auf den Inseln bis Kreta und Rhodos, soweit sie erforscht sind. Man hat sie darum treffender die „ägäische“ Cultur genannt. Ihre Träger waren machtvolle Herrschergeschlechter. Die Anakten saßen in festen, von gigantischen Steinwällen umgürteten Burgen, in deren Schutz ein untergebenes Volk siedelte, das aber allem nach an den Segnungen dieser Cultur keinen innigeren Antheil nahm. Diese Burgen waren ausgestattet mit allem für jene Zeit möglichen Luxus, sie waren Centren eines lebhaften, weitausgreifenden Handelsverkehrs und eines überraschend reichen Kunstbetriebs, Sammelstätten von Eitelgold in Hülle und Fülle.

Ist diese Cultur nun eine griechische, sind diese Bauwerke hellenische, sind diese Kunsterzeugnisse die ersten Aeußerungen des erwachenden, klassischen Genius? Oder stehen wir hier vor überraschenden Fernwirkungen jener uralten orientalischen Hochculturen, ist es mesopotamische, ägyptische, phönikische Kunst, die uns in Tiryns und Mykenä Staunen abzwingt, oder waren diese „Mykenäer“ zuletzt gar nichts anderes als „karische Söldner und kriegerische Beutemacher“ (U. Köhler)?

Lassen wir diese Karerhypothese gleich abgethan sein; sie ist es ja auch (Reisch, myk. Frage S. 106 ff). Die Cardinalfrage scheint mir zu sein, ob das griechische Element schon um die Mitte des 2. Jahrtausends im Archipelagus so verbreitet war, daß man ihm eine so großartige Cultur

zuschreiben könnte. Wenn man mit Köhler die Hellenisirung der Inseln nur als Folge der dorischen Wanderung betrachtet, so wird man freilich auf den griechischen Charakter dieser Epoche verzichten müssen. Aber es dürfte schwer halten, dies zu beweisen. Nur 2 Instanzen seien hervorgehoben. Ohnefalsch-Richter hat erwiesen, daß Kypern vom Peloponnes aus schon in vordorischer Zeit durch Hellenen colonisirt wurde. Hieraus ergeben sich die weittragendsten Consequenzen. Man bedenke, um von anderem zu schweigen, die Entfernung dieser Insel von Hellas, ihre Lage an der äußersten Peripherie der griechischen Interessen, und man wird ohne weiteres geneigt sein, für die Zustände auf der ägäischen Inselwelt inhaltsreiche Einräumungen zu machen. Man braucht deswegen noch gar nicht zu behaupten, daß die Cykladen und Sporaden schon hellenisch waren. Thukydides mit seinem Bericht über die karische Bevölkerung derselben muß deswegen noch nicht im Unrecht sein. Worin liegt denn das Wesentliche der griechischen Colonisation? Haben wir nicht heute die schönste Illustration dazu? Was treibt denn heute den Griechen in die Ferne? Nicht Uebervölkerung. Das neue Griechenland könnte noch Hunderttausende von Bewohnern ernähren und beschäftigen Und doch ziehen seine Söhne hinaus und besiedeln in Massen die Küsten des ägäischen Meeres. Nicht Uebervölkerung, sondern angeborener Handelsgeist ist dabei der treibende Faktor. So, denke ich, ists in alten Tagen auch gewesen. Wohl mögen fremde Stämme, sogar in compakten Beständen, das Binnenland gehalten haben, aber die Griechen besetzten die entscheidenden Plätze und waren Träger der Cultur.

Auf einen zweiten Punkt wollte ich mit Unterdrückung mancher anderer hinweisen. Wie ein rocher de bronze, eine unleugbare Thatsache, steht vor uns das homerische Dichtwerk, eine Thatsache, die mir gerade in diesem Zusammenhang nicht genügend betont zu werden scheint. Welch gewaltigen Zeitraum allmählicher Entwicklung setzt

ein solch vollendetes Meisterwerk voraus! Auch Homer wird von sich gelten lassen, daß er „nicht von der altberühmten Eiche, noch vom Felsstein“ stamme, sondern seine Ahnen hatte. Wir wissen von jenen Lehr- und Wanderjahren des griechischen Heldensanges nichts, aber je mehr Ilias und Odyssee durch die moderne Kritik zergliedert werden, desto interessanter gestaltet sich der Einblick. Es sind daraus Anhaltspunkte für eine längst blühende, epische Dichtung gewonnen worden. Man denke nur an jene „conventionellen“ Verse, an jene festgegliederte Hierarchie von Epitheta, man beachte die Feinheit der dort geschilderten Lebensart, die geselligen und staatlichen Verhältnisse, den Zustand der Kunst, in der Homer gar wohl zwischen Hellenischem und dem Orient unterscheidet, weiter die Ausgestaltung der religiösen Vorstellungen, endlich übersehe man nicht den innigen Zusammenhang zwischen homerischer und mykenischer Welt trotz aller Unterschiede — der Schluß aus alldem ist ein naheliegender. Ein Volksthum dieser Art kann nicht von gestern sein.

Griechen waren also da. Was hindert nun, sie als Träger der mykenischen Cultur zu betrachten? Ich glaube auch für diese Zeit schon an eine relative Selbständigkeit des hellenischen Wesens. An eine relative; denn daß technische Fertigkeiten, Maschinen, Construktionsmittel und -weisen, ja sogar eine Reihe höherer Elemente aus dem fortgeschrittenen Osten entlehnt wurden, wer will das leugnen? Das sind Anregungen und Inspirationen, aber daraus entsteht noch lange keine Kunst. Die Griechen wären im Gegentheil etwas ganz anderes gewesen, als Griechen, wenn sie aus den Culturerrungenschaften des Orients keinen Nutzen gezogen hätten.

Ein einheitliches Volksganze muß doch wohl Erzeuger und Träger einer so einheitlichen Cultur gewesen sein, wie die mykenische sie darstellt. Welches Volk sollte dies sein, wenn nicht die Griechen? Etwa die Aegypter? Wer A.

Wiedemanns Studie „Die ältesten Beziehungen zwischen Aegypten und Griechenland“ gelesen hat, wird kaum mehr ägyptische Einflüsse in größerem Umfang annehmen wollen. Seit Petrie's Funden in Kahun hat die neuere Forschung vielmehr die gegentheilige Richtung eingeschlagen und deckt in immer steigender Zahl Beeinflussungen auf, welche Aegypten durch die Mykenäer erlitten hat. F. von Bissing, auf dessen Aufsatz „Stierfang auf einem ägyptischen Holzgefäß“ (Athen. Mittheilungen 1898, S. 242—266) ich verweise, legt dar, daß schon unter der 18. und 19. Dynastie der mykenische Import nach dem Nilthal ziemlich bedeutend war, und spricht den Gedanken aus, daß die mykenische Kunst bei der Ausschmückung des Serails Amenophis III. und IV. betheiligt war. Wie dem sein mag, uns genüge Wiedemanns bedeutsames Ergebniß, daß „eine unmittelbare Einwirkung der ägyptischen Cultur auf die griechische vor dem 7. vorchristlichen Jahrhundert sich nicht nachweisen läßt“.

Eine „unmittelbare“ Einwirkung! Also bliebe immer noch eine mittelbare möglich. Und durch wen anders könnte diese bewerkstelligt sein, als durch die Phönikier? Phönikien ist ja für das 2. Jahrtausend das Mädchen für alles, was man nicht erklären kann. Ein wahres Gefühl der Erleichterung ist es, daß dieses Phönikierthum nachgerade sich auf den Altentheil hat zurückziehen müssen. An was allem mußten diese Krämer früher nicht schuldig sein? Heute ist man hierin sehr behutsam geworden. Ja, es fehlt nicht am gegentheiligen Extrem. So will Beloch den phönikischen Einfluß im ägäischen Meer ganz beseitigt wissen. Das ist gewiß zu weitgehend. Aber von jenem traditionellen allbeherrschenden phönikischen Wesen, von phönikischen Siedelungen und Emporien an den Küsten des ägäischen Meeres zwischen den Jahren 1300 und 1000 kann man heute nicht mehr reden. Wenn diese Meinung zuträfe, müßte man doch phönikische Gräber finden, und solche gibt es nicht. Was Wolters von Grabanlagen auf Kephallenia (Athenische Mit-

theilungen 1894, S. 486), was Köhler von solchen auf Kythera berichtet (Probleme der griechischen Vorzeit S. 9), ist einerseits zu singulär, anderseits zu problematisch, als daß sich damit etwas anfangen ließe. Griechenlands Boden ist außerdem an den in Betracht kommenden Punkten so gründlich erforscht, daß man hier ruhig ein abschließendes Urtheil fällen kann. In historisch erreichbarer Zeit hat das Phönikierthum an den Küsten des ägäischen Meeres niemals jene überlieferte Rolle gespielt. Aeußerstenfalls war sein Einfluß sehr frühe durch die „Mykenäer" gebrochen (vgl. E. Meyer, Gesch. des Alterthums, I[1], 312, 336; Schuchhardt, Ausgrabungen Schliemanns, S. 359). Zu allem hin muß selbst Helbig, der Hauptverfechter jenes Orientalismus, constatiren (sur la question mycénienne: Mém. de l'Acad. des Inscript. et belles lettres XXXV), daß wir die phönikische Kunst vor der Mitte des 7. Jahrhunderts gar nicht kennen. Wie soll man da aber weiter operiren? Viel Gerede verursachen jene Kftiu der ägyptischen Denkmäler, hinter denen man so gerne die Phönikier vermuthet und die allerdings nach jenen Monumenten eine wichtige Rolle gespielt haben müssen. Es ist aber, gelinde gesagt, unsicher, ob sie die Phönikier sind. M. Müller („Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern") sieht in ihnen ein kleinasiatisches Volk; sie sollen eine der mykenischen eng verwandte Cultur gehabt haben, woraus aber für die Priorität der einen oder anderen noch nichts folgt.

Ein dritter Culturstrom, der assyrisch-babylonische, soll seine Wellen über Griechenland geworfen haben. Aber die Sache hat ihre schweren Bedenken. Die Assyrier erreichten die Küsten des Mittelmeeres erst zu einer Zeit, als die griechische Kunst ihre entscheidenden Anfangsstadien längst hinter sich hatte (Wiedemann, a. a. O. S. 5). Selbst Assyriens Beziehungen zu den kleinasiatischen Joniern waren, wie Schrader betont, überraschend späte. Diese Beziehungen sogar zugegeben, bleibt immer noch die sehr auffällige

Thatsache, daß z. B. die Palastbauten von Tiryns alle bisher bekannt gewordenen Grundrisse assyrischer Königpaläste weit übertreffen (Schliemann, Tiryns LIX).

Somit versagen zuletzt alle Mittel fremder Art und es bleibt nichts übrig, als daß wir diese mykenische Cultur, wie oben betont, für eine relativ selbständige und nationale ansehen. Eine wesentlich semitische oder orientalische ist sie jedenfalls nicht; dieses Ergebniß möchte ich als erwiesen betrachten (s. Milchhöfer, Anfänge der Kunst in Griechenland 1883). Eine Mischung verschiedener Elemente, ägyptischer, mesopotamischer, karischer, phrygischer u. s. w., mag sie sein, aber wer anders als ein alle überragender Geist mit ausgeprägtem Selbstbewußtsein kann der Ordner gewesen sein? Eine Mischung, die aber eine schöne Zahl von Theilen enthält, die von keiner Richtung aus, weder von Ost, noch von West, erklärt werden können, eben weil sie original sind. Ist es nicht überraschend, daß selbst die Verfechter des Orientalismus eben die argolische Ebene als Centrum in dieser Cultur anerkennen müssen? Hier saßen diese Herren nahe bei einander und hier haben sie ihre glänzendsten Werke geschaffen, die Herrscher von Mykenä, Tiryns, Midea, Argos, Nauplia. Warum hat man denn noch nirgends ein Kuppelgrab gefunden, als auf griechischem Boden? Woher kommen denn jene echt griechischen Elemente, auf die wir in unseren Schilderungen so oft hinweisen konnten? Woher so viele Bestandtheile, die man sonst nirgends findet? Ist es sodann nicht überraschend, daß wir an Ort und Stelle eine Entwicklung dieser Cultur verfolgen können, eine gewiß unverständliche Thatsache bei einem reinen Einfuhrgewächs. Man beachte die Fortschritte der Mauertechnik in Mykenä vom rein kyklopischen zum annähernden Quaderbau. Welche Entwicklung liegt zwischen dem Kuppelgrab von Menidi mit seinen einfachen Bruchsteinen bis zur Marmorkuppel des Grabes von Orchomenos. Wie entfaltet sich vor unseren Augen die Vasenmaleri nach Technik und Gegenständen!

[illegible] Rankenornament in seiner Ausbildung [illegible] eine [illegible] Erfindung der [illegible] die unmittelbaren [illegible] Kunst der hellenistisch-bäuerischen [illegible] Riegl, Stilfragen S. 113 ff.) [illegible] Zusammenhänge zwischen mykenischer [illegible] über die dorische Wanderung weg [illegible] des mykenischen Thorbaues und [illegible] war schon die Rede. Aber echt [illegible] die im sogen. melischen, [illegible] und Dipylonstil nachwirken [illegible] Aegina: Athen. Mittheil. 1897, [illegible] Schuchhardts Ausgrabungen S. 156 f., [illegible] Frage S. 118).

[illegible] Meine Leser werden [illegible] daß die Frage nach [illegible] Cultur immer noch [illegible] aufs neue darüber [illegible] Orientalismus, jenem [illegible] dem verschlammenden [illegible] vielgewandten phöni[illegible] gelangen ist, jeden [illegible] Wesens und Strebens [illegible] den Gesichtskreis [illegible] an den Ufern [illegible] die man bisher [illegible] durchschauenden Blick [illegible] Worte niederschrieb: [illegible] Cultur auch im [illegible] nachgewiesen [illegible] Zügen [illegible] Welt [illegible] Hellas als ein [illegible] einer [illegible]

[illegible] möge [illegible] Skizze [illegible] ankündigen.

[illegible] 12 VIII. [illegible] — B. Krieg.

XXX.

Die Gesellschaft und der Kampf um's Dasein.

III.

In neuester Zeit hat man die Abhängigkeit des Rechts und der Politik von den herrschenden Ständen im Wechsel der Wirthschaftsverhältnisse verfolgt und dargestellt. Zunächst geschah dies von Seite der Wirthschaftshistoriker, dann aber besonders kräftig und ausschließlich von Seiten der materialistischen Geschichtsschreiber. Nichts ist verkehrter als eine einseitige Abhängigkeit des Rechtes von der Wirthschaft behaupten zu wollen, es ist so verkehrt wie die materialistische Weltauffassung überhaupt, die den Geist nicht kennt. Ist das Recht auch abhängig von den Wirthschaftsmächten, so ist es doch nicht blos Ausdruck der Wirthschaftsverhältnisse und wird nicht absolut und ausschließlich durch dieselben bestimmt; neben ihnen üben andere Verhältnisse ihre Wirkung aus, das menschliche Gerechtigkeitsgefühl, das Naturrecht, sittliche und religiöse Beweggründe. Mag auch ein vollkommener Ausgleich der Interessen ausgeschlossen sein und mag auch ein Interesse überwiegen, ganz unterliegen kann doch nicht das andere Interesse und wird sich immer wieder geltend machen.

So gut wie der Mensch aus Seele und Leib besteht, hat auch das Recht eine doppelte Richtung, zwei Seiten, und wurzelt nach der einen Seite in den ewigen Principien

der Gerechtigkeit, im Naturrecht, nach der andern Seite richtet und gestaltet es sich gemäß den wechselnden Lebensbedingungen und Wirthschaftsverhältnissen. Wenn man die Gesellschaft oder den Staat mit einem Organismus verglich, so muß auch das Recht, das die Beziehungen zwischen den einzelnen Theilen regelt, Lebensnormen, Lebensregeln schafft, etwas organisches, nichts mechanisches sein und darf nicht bloß kausal, sondern muß teleologisch gefaßt werden. Das Teleologische am Recht, die Richtung nach dem Zweck, der Zweckgedanke tritt so deutlich und klar an ihm hervor, daß man bis auf die neueste Zeit einseitig diese Richtung beachtete, und es viele Anstrengungen, nahezu einer vollständigen Umdrehung und Verrenkung bedurfte, damit man auf der andern Seite aufmerksam wurde. Heutzutage beherrscht nun der verkehrte Gesichtspunkt die Forschung, und seine Entdeckung verblendete die Forscher so stark, daß sie das Primäre ganz übersehen.

Einer der einseitigsten Vertreter der materialistischen Geschichtsauffassung ist der Italiener Achille Loria, Professor in Padua, dessen Buch: „Die wirthschaftlichen Grundlagen der bestehenden Gesellschaftsordnung“ großes Aufsehen erregte. Trotz seiner Einseitigkeit bot es doch manche Anregung und ließ Manches in neuem Lichte erscheinen,[1] es stellte doch den ersten systematischen Versuch dar, die ganze Rechtsgeschichte unter dem neuen Gesichtspunkte zu betrachten. Neuestens erschien nun von ihm in deutscher Uebersetzung bei Fischer in Jena ein kurzer Abriß der „Sociologie“, richtiger eigentlich eine Geschichte der Sociologie. Ziemlich zutreffend unterscheidet er drei Perioden: die Sociologie auf psychologischer Grundlage bei Comte, die Sociologie auf biologischer Grundlage bei Spencer und Schäffle, endlich auf wirthschaftlicher Grundlage, wie sie eben Loria selbst am entschiedensten vertritt. Dem Positivisten Comte macht er den

1) Vgl. meine Ausführungen Allgem. Zeitung 1898, Beil. 12.

erklärlichen, wenn auch auffallenden Vorwurf, er habe einseitig das intellektuelle psychologische Moment berücksichtigt und die gesammte Gesellschaftsgeschichte unter die religiöse Beleuchtung gerückt, und stellt ihm seine materialistische Auffassung entgegen. Nun sollte man denken, daß die biologische organische Auffassung, wie sie etwa Schäffle vertritt, dem Verfasser als eine richtige Synthese erscheinen würde, wo geistige und materielle Momente gleichmäßige Berücksichtigung fänden. Allein dem ist nicht so, vielmehr genügen ihm die lächerlichen Folgen und gesuchten Ausdeutungen, zu denen eine genauere Gleichstellung der Gesellschaft mit dem Körper in der That führt, um die ganze Theorie abzulehnen.[1]) Natürlich erscheint schließlich die wirthschaftliche materialistische Auffassung als die siegreiche, obwohl sie gerade auf dem Felde, das sich Loria am Schlusse als Uebungs- und Probegebiet aussucht, nämlich auf dem Gebiete der Familie, sich arge Blößen gibt. Loria sucht nämlich die verschiedenen Formen der Urfamilie, das Mutterrecht, die Exogamie, die Polyandrie und das Patriarchat wirthschaftlich zu erklären, was ihm sehr ungenügend gelingt.

IV.

Innerhalb der richtigen, oben genügend gekennzeichneten Grenzen darf man wohl von einer Abhängigkeit des Rechtes von den Wirthschaftsverhältnissen sprechen, einer Abhängigkeit, die wir in diesen Blättern schon an einigen Beispielen aufzeigten (s. Bd. 123, 256). Eine solche Abhängigkeit versteht sich von selbst, wenn man sich daran erinnert, daß in der Politik immer gewisse Interessengruppen den Ausschlag geben und daß sich auch die kräftigsten Herrscher diesem Einflusse

1) Ein Professor der Sorbonne, erzählt Loria, definirt „den Klerus als ein verfettetes Nervengewebe“; — „Phrasen, die für alle die lächerlich sind, die die dürren Gestalten unserer Priester haben beobachten können“ (39).

nicht entziehen können. Zu allen Zeiten mußten sie sich auf gewisse Parteien stützen. Sogar die römischen Kaiser haben sich bald auf den Senat, bald auf das Heer gestützt, haben zwischen beiden balancirt oder lavirt, wie man sagen will. Ebenso spielten im Mittelalter die Fürsten bald die Kirche gegen den Adel, bald den Adel gegen die Kirche, dann wieder die Städte gegen den Adel und umgekehrt aus, mußten also immer auf gewisse Stände sich stützen, die dann auch Einfluß auf die Gesetzgebung gewannen.

Seit dem Ausgang des Mittelalters, seit dem Beginn der Geldwirthschaft sind es die Städte, die die Entwicklung in ihrem Sinne beeinflußten.

Trotz vielfacher Gegensätze bildeten die Städte den Grundherrschaften ähnliche Gebilde, Staatsglieder, Landstände, und waren neben den Grundherren in den Landtagen vertreten. Eine wirkliche Volksvertretung stellten die Landtage in England sowenig als in den kleineren und größeren Landesherrschaften Deutschlands dar. Denn die ganze große arbeitende Bevölkerung, die Bauernschaft, kam nicht zum Wort, sondern war nur indirekt vertreten durch die Herren und Städte, deren Hintersassen sie waren. Dies zeigt sich am schlagendsten in der Besteuerung, dem eigentlichen Zwecke der Landtage. Gelang es den führenden Ständen nicht, ihre Steuerfreiheit zu retten, so hatten sie es doch immer in der Hand, die bewilligten Steuern abzuwälzen, wozu ihnen eben das im Mittelalter herrschende Princip der Selbstbesteuerung Gelegenheit bot. Diesem Princip, an dem auch die Städte und Corporationen Theil hatten, entsprach es, daß sie die Steuern repartirten. War das ausgeschlossen, wie bei dem Zehnten, Fünfzehnten, Zwanzigsten, die namentlich in England hoch hinaufreichten, und in Deutschland im gemeinen Pfennig und in Frankreich sehr spät im Königszehnten Vaubans ein Nachbild fanden, so stellte immerhin die rohe Art der Einschätzung die großen

Besitzer ungemein viel günstiger, da sie nicht die reine Rente traf.[1])

Am längsten und leichtesten entging das mobile Kapital der Besteuerung, obwohl auch hier die Versuche in England sehr weit zurückreichen. Keinen richtigen Ersatz boten die Verbrauchssteuern, Accise und Gewerbsteuern, da jene doch in erster Linie das niedere Volk trafen, letztere aber auf die Abnehmer abgewälzt werden konnten, indem die Zölle die Concurrenz fernhielten.[2])

In den Zöllen trafen die sich sonst widerstreitenden Interessen der Grundherren und Städte zusammen und die Städte waren sogar einverstanden mit den hohen Kornzöllen, sofern ihrer Wollindustrie zulieb die Wollausfuhr gehemmt war. Im Uebrigen prallten die Interessen der Grundherren und Städte öfters aufeinander und immer wieder erhob sich der Ruf nach stärkerer Heranziehung des mobilen Kapitals, der während der napoleonischen Kriege nicht nur zu Erbschafts- und Luxussteuern, sondern auch zu einem Versuche mit einer progressiven Einkommensteuer führte, Steuern, die man nach dem Aufhören der Noth wieder fallen ließ.[3])

---

1) Roscher, Nationalökonomie IV, § 39, S. 172.

2) Schon der Ansatz war ein geringerer: im 16. Jahrhundert $13^1/_3$ % des Ertrages, dagegen 20 % vom Bodenertrag, im Jahre 1545 dort $4^1/_6$, hier $8^1/_3$ %; bei beweglichem Besitze wurden neben dem Geld Waaren und Haushaltungssachen abgeschätzt. Vocke, Gesch. der britischen Besteuerung 32; Gneist, Englisches Verwaltungsrecht 2, 624; Wagner, Finanzwissenschaft 3, 167.

3) Schon im Jahre 1535 begegnet uns die erste Spur einer Progression. Die Besteuerung begann bei 5 Pfund im Jahr Einnahmen von Höfen, Pachtungen, Grundzinsen, Jahrgeldern. Ein Einkommen von 5 Pfd. bis 100 Pfd. wurde mit $2^1/_2$ %, d. h. 6 Pfg. auf das Pfund belegt. Einkünfte von 100 bis 400 Pfd. mußten $3^1/_3$ und noch höhere Einkünfte sogar $15^2/_3$ % bezahlen. Rogers, Geschichte der englischen Arbeit, S. 242.

Im selben Maße, als die Geldwirthschaft sich ausdehnte, trat das eigenthümliche Ständeprincip in den Hintergrund und kam der Repräsentativgedanke mehr zur Geltung, denn viel weniger als der Grundbesitz können sich die Geldmächte selbst vertreten, und viel weniger als an Grundbesitz läßt sich an eine gewisse Geldsumme eine Landtags- oder Reichstagsstimme knüpfen. Zu dieser Idee verstieg sich doch niemand, trotz des großen Einflusses, den sich Kapitalisten an Höfen wohl zu verschaffen wußten. Dem Kapital eine öffentliche Stellung zu verschaffen, mit politischen Rechten zu versehen, verbot schon die große Beweglichkeit desselben; wie es sich den Staatspflichten gerne entzog, konnte es den vollen Anspruch auf Staatsrechte nicht ausüben, und so konnte sich keine Kapitalherrschaft im gleichen Sinne entwickeln, wie eine Grundherrschaft als Staat im Staate, es konnte sich nicht einmal in Gestalt eines Reichsstandes, einer Kaste verschanzen.

Deßhalb darf man aber den Einfluß des Kapitals nicht unterschätzen, wenn es sich auch nicht in so geschlossener, ausgesprochener, bewußter Gestalt vordrängt, wie einst der Grundbesitz. Bei den neueren Majoritätsherrschaften, zumal wenn sie auf der Grundlage von Censuswahlen beruhen, denen sich auch Könige nicht entziehen können, müssen immer gewisse Interessengruppen den Ausschlag geben, mögen sie sich auch mit politischen Begriffen des Liberalismus und Conservatismus decken.

Im Verlaufe der Neuzeit wuchs das Bewußtsein der städtischen Bevölkerung, sie fühlte sich als Volk schlechtweg, stellte sich als dritten Stand, als Bürgerthum, Bourgeoisie, den beiden ersten Ständen gegenüber und zerbrach den alten Ständestand. Ihrem Siege folgten Neuordnungen, constitutionelle Einrichtungen mit vielen Freiheiten, die man wohl als den Ausdruck der Staatsvernunft, allseitiger Gerechtigkeit ausgab und dem alten Privilegienstaate entgegensetzte. Bis in die neueste Zeit hinein herrschte diese Anschauung vor und spielte sich der Liberalismus als den Hort

wahrer Gerechtigkeit und Freiheit auf, während die Conservativen als Vertreter des längst überwundenen Ständestaates dem Mißtrauen verfielen. Aber nicht lange dauerte der Sieg, die Neuordnung offenbarte viel früher ihre Lücken und Blößen, ihre Schwächen und Einseitigkeiten, als es der Ständestaat gethan. Und so konnte es der Geschichtsforschung nicht schwer fallen, die neue Staatsordnung, den Constitutionalismus ebenso als Ausdruck der neuen Wirthschaftsmächte, der Geldmächte hinzustellen, wie den Feudalismus mit seiner Gebundenheit als den Ausdruck einer vorherrschenden agrarischen Wirthschaft. Vollständig lückenlos konnte sich diese Gleichstellung freilich nicht vollziehen, man kann ihr viele Einwürfe entgegenstellen, aber daß mindestens viel Wahres daran liege, wird man nicht bestreiten können. Der Wahrheitsmomente sind in diesen Blättern[1]) schon so viele dargestellt worden, daß es genügen kann, auf einige kurz hinzuweisen.

Die ganze neuere Gesetzgebung hat ein zärtliches Interesse an den Tag gelegt für die Interessen des Handels, der Handelsfreiheit und hat alle, auch die nützlichsten Formen der Gebundenheit zerschlagen, Heimstätten und Höferecht, Verschuldungsgrenze und Leihrente, auf gewerblichem Gebiete die Zünfte mit ihren Prüfungen und ihrer Berufsgliederung. So wohlthätig die Ablösung wirkte, so hatte sie doch nur die Wirkung, daß die Bauern aus der Scylla in die Charybdis, aus der Feudalhörigkeit in die Kapitalhörigkeit geriethen. Der Verkehr mit den herrschaftlichen Rentämtern brachte den Bauern lange nicht die Mühsal, wie der Verkehr mit den neuen Geldmächten, mit Viehhändlern, Kornhändlern, Geldhändlern.

Die Landwirthschaft wurde wirthschaftlich und rechtlich in den Kapitalismus hineingezerrt und der Grund und Boden mobilisirt. Das Werthvollste und die Substanz des

---

1) Band 112, 81; Bd. 113, 545; Bd. 115, 361, 436; Bd. 116, 269.

Bodens wird durch das Hypothekenwesen dem Kapitalisten überwiesen und in Form der Pfandbriefe Gegenstand des Geldmarktes. Der nominelle Eigenthümer ist nur Verwalter und während der Kapitalist das Sicherste in Händen hat, ist dieser allen Schwankungen der Produktenpreise und allen Schwierigkeiten und Lasten der Produktion unterworfen. Das moderne Zinsdarlehen ist so wenig wie die Annuität für den Landmann geeignet, da die fest bestimmten Zins- und Abzahlungstermine, welche ihre höchste Spitze in den Wechselterminen erreichen, den Landmann meistens unvorbereitet treffen und die Zinse und Amortisationsquoten zu hoch sind. Mehr als 3 % erträgt die Landwirthschaft nicht, statt dessen muß sie selbst noch mehr Zins als die Industrie zahlen, da die Kapitalisten das ganze Risico, das sie in landwirthschaftlichen Geschäften tragen, sehr hoch anschlagen. Gerade das Unberechenbare in der landwirthschaftlichen Lage, die Schwankungen der Preise, bildet einen Anreiz für Wucherer, welche die augenblickliche Nothlage des Landwirthes ausnützen und ihn zu unvortheilhaften An- und Verkäufen, zu Zuwartzinsen oder gar zu Wechseln nöthigen. Die moderne Hypothekenordnung gibt dem Gläubiger eine leichte Handhabe, Zwangsversteigerungen zu veranlassen und den Bauern von Haus und Hof zu vertreiben. Wenn in letzter Zeit die Zwangsversteigerungen etwas seltener wurden, so ist daran hauptsächlich der Umstand schuld, daß die Preise zu nieder sind und der Uebergang von dem einen Besitz auf den andern dem Kapitalisten nicht vortheilhaft ist.

Auch ganz abgesehen davon kommen die Fortschritte der Zeit, namentlich das riesig gesteigerte Verkehrswesen und die Technik dem Kapital zu gut, und zwar in einem Grade, daß die Großbetriebe in den großen Städten alles aufsaugen, daß dem Handwerk und der Landwirthschaft nahezu der Untergang droht und sich das Land immer mehr entvölkert. Die Großstädte saugen ebenso alle finanziellen wie intellektuellen und physischen Kräfte des Landes auf.

Dorthin strömt die beste Kraft ab, um oft bald im Strudel und Schlunde eines rastlos ausnützenden Mechanismus sich zu verbrauchen. Dorthin drängt alles, Talent, leibliche und geistige Begabung, Schönheit und Genie, Muth, Geist und Witz. Aus dem Lande entflieht mehr und mehr nicht nur die literarische und technische Arbeit, sondern auch Geselligkeit und Kunst.

Diese letztere Bemerkung, die ich schon einmal in diesen Blättern machte, drängt es mich zu wiederholen, da, wenn ich Fremden unsere bescheidenen Sammlungen zeige, ich immer wieder den Ausruf hören muß: „Schade, daß diese Sachen sich nicht in München befinden!“ Nein, gottlob, daß dort nicht alles aufgestapelt ist, wo man von der Menge der Kunstschätze nicht zum Genusse des einzelnen gelangen kann!

Das allerekelhafteste und widerwärtigste Schauspiel, das die Großstädte bieten, besteht aber darin, daß sie nie genug haben können und, nicht zufrieden mit Sammlungen und Anstalten aller Art, auch nach der Großindustrie krankhaft streben. Wenn nicht um die ganze Stadt herum ein Kranz von Rauchschlöten sich legt, meint man, sie bleibe zurück, obwohl sie sich dadurch selbst die Lebensbedingungen erschwert. Und da jammert man über die ungesunden Wohnungen und schreit nach Staatshilfe! Nein! je eher desto besser sollte der Staat in umgekehrter Richtung einschreiten und die Industrie aus großen Städten verbannen. Wenn je, so wäre hier eine stärkere Decentralisation angezeigt, sie läge ebenso sehr im Interesse des ganzen Landes wie der Arbeiterschaft. Es bedürfte dazu gar keiner Ausnahmegesetze, der Staat brauchte blos an Industrien, die sich in oder um große Städte aufthun, größere Anforderungen zu stellen, namentlich in Hinsicht der Arbeiterwohnungen, und von selbst würde die Lust den Fabrikanten vergehen, mit ihrem Ruß und Rauch die Großstadt zu beglücken.

Aus den genannten Gründen vermag ich mich auch gar nicht zu begeistern für die socialen Maßregeln, die man für die großen Städte empfiehlt und zum Theil durchsetzt. Schon jetzt leben die Massen in großen Städten billiger und genießen jedenfalls mehr Vergnügen als auf dem Lande, und gerade darin liegt ein Ansporn für Viele, in die Stadt zu ziehen. In den Kasernen der großen Städte — und man häuft ja mit Vorliebe in den großen Städten die Soldaten an — lernt der junge Dorfbursche die Reize des Stadtlebens kennen. Wenn er nach ein paar Jahren zurückkommt, wundert man sich wohl, wie anstellig und geweckt er geworden. „Aber der Kerl ist leider selbst dieser Meinung und außerdem meint er noch, daß er zu gut für das Dorf oder den Hofesacker sei und eben geschaffen für das Leben in der Stadt, wo man etwas ganz Besonderes werden und besonders angenehm leben könne. Es zieht ihn zur Stadt, wo er das Gold und das Bier hat fließen sehen; was soll ihm der dürftige Sold als Ackerknecht und das dünne Dorfbier! Und war er erst ein paar Jahre in der Stadt, in dem bunten Treiben der industriellen Ameisenhaufen, dann ist er moralisch und oft auch körperlich kaum mehr fähig, zu dem einförmigen Landleben zurückzukehren“ [1]) Was von dem Burschen gilt, das gilt auch von dem Mädchen: kaum war es ein oder ein paar Jahre in städtischem Dienste, so kommt es, in der neuesten Mode gekleidet, als feines Stadtfräulein zum Besuche nach Hause und erregt den Neid ihrer Gespielinen. Für immer kehrt sie ebensowenig wieder, wie der junge Mann, der Arbeiter geworden, sie können es auf dem Lande nicht mehr aushalten. Es soll aber damit nicht gesagt werden, daß es immer nur Genußsucht, Scheu vor harter Arbeit ist, was die Leute in die Stadt treibt, sonst müßten wir den ländlichen Nothstand leugnen. Viele treiben wirkliche Noth und unhaltbare Zustände fort, und

1) Grenzboten 1900, IV, 258.

für die Landflucht in den ostelbischen Gebieten mögen diese Gründe sogar vorwiegen, da die Rücksichtslosigkeit der Großgrundbesitzer den Landarbeitern das Leben verleidet.[1]) Allgemein aber, auch für süddeutsche und westdeutsche Verhältnisse, mag man wohl zugeben, daß das Leben auf dem Lande gegen früher zu reizlos geworden ist. Man soll den Leuten auch ein bischen Vergnügen gönnen, das Mittelalter war hierin viel weitherziger als die Neuzeit. Mit dem ewigen Schelten und Verbieten erreicht man nur, daß das Land immer mehr entvölkert wird. Wenn der Bauernbursche nicht mehr tanzen darf, zieht er in die Stadt und läuft den Tingeltangel und Ballsälen nach. Das ist die Kehrseite der Medaille, die man wohl auch beachten darf.

Aber die Hauptsache wird doch immer bleiben, auf dem Lande bessere allgemeine Verhältnisse zu schaffen, der Bauernnoth entgegen zu wirken, Bauernfürsorge, Bauernschutz zu treiben, nicht nur Arbeiterschutz. Mit vollem Recht hat man darauf hingewiesen, daß, wenn es mit der Landwirthschaft noch weiter abwärts gehe, die Landflucht viel mehr zunehme, und daß die Arbeiter eben dadurch sich selbst gegenseitig den Rang ablaufen und schädigen. Mit vollem Recht sagt der Bodenreformer Damaschke: „Jedes Volk hat nur einen Bauernstand. Man kann aus Landarbeitern Fabrikarbeiter machen. Aber man kann nicht umgekehrt aus den Städten heraus eine neue Landbevölkerung schaffen.“

Umsoweniger kann ich dem nämlichen Schriftsteller beistimmen, wenn er die städtische Wohnungsreform als die dringendste Aufgabe der Gegenwart bezeichnet. In der Schrift „Bodenreform“, die als zweiter Band der Culturprobleme der Gegenwart bei J. Räde in Berlin erschien, ruft er nämlich aus: „Möchten sich die städtische Wohnungsnoth

1) Mit dieser Beschränkung kann ich den Ausführungen der Grenzboten 1901, II, 551, zustimmen, nur wird hier zu sehr verallgemeinert.

jene vielen edlen und tüchtigen Menschen klar machen, die da glauben, ihre Schuldigkeit zu thun, wenn sie ihr Geld und ihre Kraft in Vereinen zur Hebung der Sittlichkeit oder der Mäßigkeit oder der Ethik oder Kunst bei den Massen verwenden. So lange Hunderttausende in einer Stadt nicht die elementarsten Vorbedingungen für all das haben können, was zu einem gesunden und sittlichen Leben gehört, so lange wird jede Reform auf anderem Gebiete eine Kräftezersplitterung sein, die nicht viel mehr werth ist, als das planlose Almosengeben an Einzelne" (41). Zum mindesten liegt hier eine große Uebertreibung vor, eine Uebertreibung, die sich aber leicht aus den falschen principiellen Anschauungen Damaschke's erklärt: als Bodenreformer überschätzt nämlich Damaschke das Glück des Bodenbesitzers und sieht nicht die Last, die in ihm liegt, wovon noch die Rede sein wird.

Grupp.

XXXI.

Generaloberst von Loë.

Die Wogen der öffentlichen Meinung, welche durch die Kaiserrede in Aachen und besonders durch die Reden des Generaloberst von Loë in Bonn aufgewühlt worden sind, haben sich verlaufen. Ruhe ist wieder eingetreten und in unserer überaus raschlebigen und in vieler Beziehung so vergeßlichen Zeit kommt man auf die hochbedeutsamen Reden nicht mehr zurück. Allerdings hat jene Presse, welche im Dienste der modernen, der naturalistischen Weltanschauung steht, allen Grund, die Reden todtzuschweigen; hätten sich

eselben in einer anderen Richtung bewegt, dann würde die genannte „gesinnungstüchtige“ Presse nicht müde werden, mit ihnen oder mit Citaten aus denselben fortgesetzt Parade zu machen. Die Reden und all die Aeußerungen, die sie zur Folge hatten, sind so wichtig für die Zeitgeschichte und auch für spätere Zeit, daß es am Platze ist, wenn auch die Historisch-politischen Blätter sich damit beschäftigen, jetzt, nachdem Windstille eingetreten ist.

Zunächst das Geschichtliche. Am 13. Juni und den folgenden Tagen dieses Jahres feierte das Königshusarenregiment sein fünfzigjähriges Garnisonsjubiläum in Bonn Der Generaloberst von Loë, Commandeur des Regimentes, ergriff bei dieser Feier zweimal das Wort, das erste Mal bei dem Gartenfest am 14. Juni, und das zweite Mal bei dem Frühtrunk, den der Verein ehemaliger Königshusaren am 15. Juni veranstaltete. Er sprach bei letzterer Veranstaltung von dem guten Geiste, der in der Armee herrsche, von der Liebe zum Könige, zur Armee und zum Vaterland, und fuhr dann fort:

„Ich habe die Liebe zum König, zur Armee und zum Vaterland genannt, ich hätte noch vorher nennen sollen die Liebe zur Religion. Darin kommt uns keine andere Armee nach, in der Pflege der christlichen Gesinnung, und zwar deshalb nicht, weil unser Herrscher, unser König und Kaiser, in dieser Gesinnung der Armee und der Nation vorangeht. Das ist eines der großen Verdienste der Hohenzollern, und das ist eine der festesten Stützen ihres Thrones. Als ich zweimal von Sr. Majestät dem Kaiser zur Beglückwünschung des hl. Vaters entsandt wurde, da hat der hl. Vater sich mit größter Anerkennung über die christliche Gesinnung der deutschen Soldaten ausgesprochen. Ich habe ihm darauf erwidert: Eure Heiligkeit werden gestatten, daß ich, wenn ich nach Hause komme, diese Ihre Worte meinen Kameraden mittheile, und ich kann Eurer Heiligkeit versichern, — ich, der ich Befehlshaber im Kriege gewesen bin —, daß die Soldaten auch im Kriege ihre religiöse Gesinnung bewahrt haben. Das ist ein Vorzug,

um den uns die Franzosen, während wir in ihrem Lande waren, auf das äußerste beneidet haben. Ihr wißt es, alte Husaren! (Bravo!) Ich habe hinzugefügt, und der hl. Vater hat es mit großer Befriedigung aufgenommen: ohne Ansehung der Confession. Ich habe gesagt, am 18. August, wo das 8. Armeekorps, das ja zum größten Theil aus Katholiken besteht, so große Verluste gehabt hat, da haben wir am anderen Tage unsere Todten begraben und haben sie in die Gräber gelegt auch ohne Ansehung der Confession, und wir haben alle die Hoffnung, daß, wenn die Soldaten, die für ihr Vaterland, für die Fahne gefallen sind, vor dem Throne Gottes erscheinen, daß dann unser Herrgott sie auch dort ohne Ansehung der Confession behandeln wird. Und der hl. Vater hat mit großem Wohlgefallen diese Worte aufgenommen. Das ist etwas, was mir besondere Freude gemacht hat, und deshalb habe ich mir vorgenommen, dies bei meiner Heimkehr zu wiederholen. Ich habe es mehrmals gethan, und thue es heute wiederum."

Am 19. Juni statteten der Kaiser, die Kaiserin und der Kronprinz der Stadt Aachen ihren Besuch ab, mit mächtiger Begeisterung begrüßt von der Bevölkerung der reichgeschmückten und in jeder Beziehung interessanten alten Kaiserstadt. Nach Besichtigung des Kaiserdenkmals langte das Kaiserpaar, von einem glänzenden Gefolge begleitet, an Karls des Großen Münster an. Eigene Gefühle und Gedanken mochten es gewesen sein, die den romantisch veranlagten Herrscher bewegten, als er die Schwelle des Domes betrat, den Carolus Magnus erbaut und der die sterblichen Ueberreste des gewaltigen Mannes birgt, vor dem sich der Erdkreis beugte.

Prälat Dr. Bellesheim begrüßte im Münster die Majestäten mit einer von warmen religiösen und patriotischen Gefühlen durchwehten Ansprache, die auf den Kaiser sichtlich tiefen Eindruck machte. In dem altehrwürdigen Rathhaus, das so manchen Herrscher geschaut, hielt der Kaiser die hochbedeutsame, gleichsam programmatische Rede.

Es ist bekannt, daß der Kaiser manchmal extemporirt,

aber seine Aufsehen erregende Rede in Aachen war wohl überlegt, was daraus hervorgehen mag, daß nach dem Wunsche des Kaisers das Stiftskapitel und die Stadtgeistlichkeit der Feier im Rathhause beiwohnen sollten. Nach der Ansprache des Oberbürgermeisters Veltmann ergriff der Kaiser das Wort und sprach im Namen der Kaiserin und in seinem eigenen Namen von ganzem Herzen tiefbewegt seinen Dank aus für den außerordentlich patriotischen und begeisterten Empfang, den alle Kreise der Stadt Aachen ihm bereitet haben. Es sei ihm ein Herzensbedürfniß gewesen, Aachen zu besuchen, und er danke dem Oberbürgermeister, daß er ihm durch die Einladung dazu Gelegenheit geboten habe. Wer sollte auf so historischem Boden nicht mächtig erfaßt werden, wo die Vergangenheit zu uns spricht. Aachen ist die Wiege des deutschen Kaiserthums. Hier hat Karl der Große sein Reich aufgerichtet, von dessen Glanz die Stadt einen Wiederschein erhalten hat. Der Kaiser gab dann einen geschichtlichen Rückblick, seine Worte gingen aber zu einem großen Theile verloren, da die Böllerschüsse dieselben übertönten. In seinen weiteren Ausführungen kennzeichnete der Kaiser die Ursachen des Verfalles des römischen Kaiserreiches. Jetzt sei ein anderes Kaiserreich erstanden, welches das deutsche Volk auf dem Schlachtfelde sich errungen habe, dem die Unterthanen mit Begeisterung anhängen. Seitdem das Deutsche Reich bestehe, herrsche Friede in Europa. Seine Stärke suche das Reich nach außen, um im Innern uneingeschränkt zu bleiben. Die Aufrechterhaltung und Verbreitung unserer Ideale ist dasjenige, was erstrebt werden muß. Man möge aber nicht vergessen, daß die Grundlage die Gottesfurcht sein müsse. Der Kaiser sprach hier, wo alle Confessionen versammelt seien, die Erwartung aus, daß alle, ob Geistliche, ob Laien, ihm helfen, die Religion aufrecht zu erhalten. Die Religion zu kräftigen, die sittlichen Anschauungen zu heben, sei ein Streben, an dem sich Alle betheiligen müßten. Der Kaiser fuhr dann fort:

Neben mir steht der katholische General von Loë, ein treuer Diener Gottes und des Königs. Ich habe ihn nach Rom geschickt, um dem hl. Vater meine Glückwünsche und meine Jubiläumsgeschenke darzubringen. In einer vertraulichen Unterredung konnte er mit dem hl. Vater über die Verhältnisse der deutschen Länder sprechen. Daraufhin gab der hl. Vater folgende Antwort: Ich bin glücklich, Ihnen sagen zu können, daß ich immer die Frömmigkeit der Deutschen hochgeschätzt habe und insbesondere das religiöse Gefühl der deutschen Armee. Aber heute kann ich Ihnen noch mehr sagen und Sie werden es Ihrem Kaiser wieder sagen: das Land in Europa, wo noch Moral, Ordnung und Disciplin herrschen, wo die Autorität geachtet wird und die Kirche mit Achtung umgeben ist, wo der Katholik frei und ohne belästigt zu werden, seinen Glauben üben kann, dieses Land ist Deutschland und das danke ich dem deutschen Kaiser. — Der Kaiser erklärte dann, daß die beiden Confessionen, die sich in Deutschland theilen, ein und dasselbe große Ziel verfolgen müssen: zu erhalten und zu befestigen die Furcht Gottes und die Achtung vor seinem Gesetz. Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, ist verloren. Dann folgte das Gelöbniß des Kaisers: Mein Gelöbniß ist, das ganze Deutsche Reich, die ganze Nation, meine Armee, hier vertreten durch den Generalstab, mich selbst und mein Haus unter das Kreuz des Heilandes zu stellen. Ich will mich unter den Schutz desjenigen stellen, von dem der große Apostel Petrus gesagt hat: Es gibt kein anderes Heil und kein anderer Name ist den Menschen gegeben, um selig zu werden. Ich will leben und arbeiten unter der Aegide desjenigen, der von sich sagen konnte: Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte werden nicht vergehen.

Hier müssen wir den geschichtlichen Gang unterbrechen. Die kaiserlichen Worte waren kaum gesprochen, da waren sie alsbald auch gefälscht, und wie Luther seinerzeit das Wort sola bei dem Worte fides in der heiligen Schrift eingeschoben hat, so wurde auch die kaiserliche Rede verbreitet mit der Einschiebung des Wortes „allein“, als ob der Papst resp. der Kaiser gesagt hätte, in Deutschland allein

sei die Kirche geachtet, hier allein könne der Katholik frei und ohne Belästigung seinen Glauben üben.

Es lag Tendenz in der Einschiebung. Daß der Generaloberst Loë beim Husarenfest und daß der Kaiser in Aachen überhaupt das Urtheil des Papstes über Deutschland erwähnt haben, wurde sowohl von protestantischer als auch von liberaler Seite schmerzlich empfunden. Das war nach ihrer Meinung zu viel Ehre für den Papst und eine Anerkennung der päpstlichen Machtstellung. Diesen Leuten, die das Papstthum und damit den Papst hassen, jeden Papst, auch den friedliebendsten, wäre es am entsprechendsten, wenn der Papst als non existens betrachtet würde, wenn er dem Kaiser und der Regierung Hekuba wäre, oder wenn man den Papst nur feindselig behandeln würde. Daß der Kaiser und einer seiner höchsten und geachtetsten Militärs dem Urtheil des Papstes besonderes Gewicht beimaßen, das verletzte die culturkämpferischen Herren auf's schmerzlichste. Es gibt Leute in Deutschland, denen die Geographie mit den Grenzen Deutschlands aufhört und die ganz vergessen, daß ein Regent, auf dessen Stimme über zweihundert Millionen Menschen hören, doch nicht übersehen werden kann, daß der Papst eine sich unwillkürlich geltend machende Qualität besitzt, was zwar Vielen lästig sein mag, aber an der Qualität nichts zu ändern vermag. Der Papst besitzt zwar weder Halm noch Ar, verfügt über kein Heer und keine Marine, aber die Imponderabilien sind gemeinhin stärker als die Ponderabilien. Man sollte solche Hinterwäldlergesinnung, als ob das Papstthum, diese großartigste Institution der Weltgeschichte, übersehen oder nebensächlich behandelt werden könnte, nicht für möglich halten. Haß und Neid schwächen die geistige Sehkraft und machen den geistigen Horizont ungemein eng.

Außerordentlich peinlich war den Anhängern der modernen Weltanschauung das schöne Glaubensbekenntniß, die Betonung der Religion des Kreuzes, d. h. der positiven, ge-

offenbarten Religion, und das ergreifende Gelöbniß des Kaisers. Aber man schluckte den Aerger darüber hinunter, man schwieg aus Rücksicht auf die Person des Redners und gab diesen Theil der Rede wieder ohne jede Bemerkung.

Nur das Organ der Frondeure konnte es nicht über's Herz bringen; die Hamburger Nachrichten bekamen angesichts des kaiserlichen Gelöbnisses sogar Verfassungsschmerzen, als ob — eine recht kindische Auffassung — der Kaiser gewaltsam alle Deutschen unter das Kreuz führen wolle; das Blatt fragt, wie sich wohl die Juden unter dem Kreuz ausnehmen würden. Das Bismarckblatt hat hier in geradezu lächerlicher Weise seinem Herzen Luft gemacht, ganz unwürdig eines so bedeutenden Blattes.

Beobachtete man dem Gelöbniß des Kaisers gegenüber das praeterire cum silentio, so war man um so mehr bestrebt, der päpstlichen Anerkennung deutschkirchlicher Verhältnisse eine Deutung, eine Wendung zu geben, daß einerseits das eigene verletzte Empfinden eine Entschädigung und einen Trost fand, und daß man anderseits den Papst gegen die Katholiken und gegen das Centrum ausspielen konnte, daher die Interpolation des Wortes „allein" oder „einzig".

Auf das so zugestutzte Urtheil stürzte sich nun die antikirchliche Presse vom angesehensten Organ bis zum letzten Winkelblättchen. Jetzt war der Papst wie zu Septennatszeiten einmal wieder „der heilige Vater". Das Centrum war durch den Papst desavouirt. Seht, so hieß es, der hl. Vater ist mit der Lage der katholischen Kirche in Deutschland vollständig zufrieden, und trotzdem klagt das Centrum über Bedrückung der katholischen Kirche, über Zurücksetzung und Imparität. Das Centrum ist der Störefried und päpstlicher als der Papst. Im Geiste sah man schon den Centrumsthurm wanken, denn das Centrum lebte ja „von der Fiktion der Bedrückung der Katholiken in Deutschland", und diese Fiktion war durch die Worte des Papstes zerstört. Die Magdeburger Zeitung erblickte in der

Anerkennung des Papstes ein Hinderniß für die Regierung, den Forderungen des Klerikalismus entgegen zu kommen. Selbst der socialdemokratische Vorwärts wurde auf einmal päpstlich und zieh das Centrum der Auflehnung gegen die päpstliche Autorität, indem er geschmackvoll beifügt: „Es ist ein Verdienst des Papstes, daß er diesen Centrumsschwindel einmal entlarvt und offen die Wahrheit ausgesprochen hat. Das überwiegend protestantische Deutschland ist in der That das Land, wo die katholische Kirche und ihre politische Organisation regiert, und zwar weniger angefochten herrscht, als in katholischen Ländern."

Man sieht, der Vorwärts hat die anerkennenden Worte des Papstes schon gesteigert, die katholische Kirche und ihre politische Organisation regieren in Deutschland!

Die Katholiken und die Centrumspresse waren anfänglich verblüfft, sprachen aber sofort ihren Zweifel aus, ob der heil. Vater den kirchlichen Verhältnissen Deutschlands so uneingeschränktes Lob gespendet habe. Sie gedachten der noch bestehenden Culturkampfsreste, der aufgehobenen katholischen Abtheilung im preußischen Ministerium, des Jesuitengesetzes, der Bevormundung bei Ordensniederlassungen und verschiedener anderer wohlbegründeter Beschwerden. Was Alldeutschland betrifft, so konnte der Papst unmöglich seine volle Befriedigung ausgesprochen haben; in Sachsen, Braunschweig und Mecklenburg bestehen doch noch zur Stunde die drückendsten und rückständigsten Gesetze gegen die Katholiken. Man sagte sich, dem Papste stand die traurige Lage der katholischen Kirche in Frankreich, Spanien und auch in Italien vor Augen, und der hl. Vater konnte nur gemeint haben, daß die katholische Kirche in Deutschland besser daran sei, als in diesen Ländern. Thatsächlich ist dies ja auch der Fall. Wenn man sieht, wie in Frankreich die Kirche immer mehr eingeschnürt, wie sie Schritt für Schritt aus dem öffentlichen Leben und Wirken zurückgedrängt, in welch ungerechter, herzloser und brutaler Weise die Con-

greganistenschulen aufgehoben und wehrlose Ordensfrauen in ihre Mutterhäuser abgeschoben werden, dann wahrlich muß man gestehen, die katholische Kirche in Preußen und anderen deutschen Staaten ist verhältnißmäßig gut daran, und in diesem Sinne haben die Worte des Papstes volle Giltigkeit. Die Anerkennung des Papstes konnte also nur eine relative sein, so meinte gleich die Köln. Volkszeitung. Trotzdem ging die Hetze gegen das Centrum lustig weiter.

Doch die Lügen haben kurze Beine.

Am 29. Juni feierten Katholiken von Bonn in der Beethovenhalle unter dem Ehrenvorsitze des Generaloberst von Loë das 25jährige Regierungsjubiläum des hl. Vaters. Bei dieser Gelegenheit hielt der Herr Generaloberst eine längere von warmer Anerkennung der Person des heil. Vaters getragene Rede, der wir für unsere Zwecke Folgendes entnehmen:

Die Antwort des Kaisers auf die Ansprachen des Stiftspropstes und des Oberbürgermeisters hat seinen Besuch in Aachen zu einem weltgeschichtlichen Ereigniß gestempelt. In seinen Worten offenbart sich die hohe Auffassung von seiner Stellung an der Spitze der mächtigen Nation, welche ihm zujubelt, sein fester Wille, nach dem Vorbilde seiner Vorfahren das Heil seines Hauses, die Stärke seines Reiches in der Aufrechterhaltung des christlichen Bekenntnisses zu finden, seine Gerechtigkeit gegenüber seinen Unterthanen jeder Confession, denen er die freie Ausübung ihrer Glaubensvorschriften gewährleistet, zuletzt seine Befriedigung über die guten Beziehungen zum hl. Vater, welcher durch den Jubiläumsgesandten dem Kaiser seine gute Meinung von der Frömmigkeit der Deutschen, zumal der deutschen Soldaten, seine Freude über die staatliche Ordnung in Deutschland, speciell über die Glaubensfreiheit der Katholiken aussprechen ließ. Die Begeisterung über die mächtigen Worte des Kaisers hat alle Kreise der Nation ergriffen. Dagegen verschwinden die kleinliche Kritik, die ängstlichen Bedenken, mit welchen engherzige confessionelle Polemik an der herrlichen Kaiserrede zu nörgeln versucht. Da wurde einerseits an der

zuverlässigen Wiedergabe der päpstlichen Aeußerungen gezweifelt, für welche es doch keine andere Bürgschaft als das Gedächtniß des Generals von Loë gebe, anderseits die Besorgniß ausgesprochen, der Kaiser könne sich zu weit mit dem Papste ein lassen und sich von seinem festen, protestantischen Standpunkte etwas vergeben haben. Endlich ist versucht worden, die Erklärung des Papstes zu einer Waffe im politisch-confessionellen Kampfe zu benutzen. Mögen sie sich beruhigen, die Zweifler, Nörgler und Streiter. Alle diese Bedenken und Gefahren existiren nur in der Einbildungskraft der Kritiker.

Daß der hl. Vater die Persönlichkeit des Kaisers, seine Gerechtigkeit gegen seine katholischen Unterthanen, die geordneten staatlichen und kirchlichen Verhältnisse in Preußen rückhaltlos lobend anerkannt hat, dafür bürgt Sr. Majestät die Berichterstattung seines Gesandten während zweimaliger Sendung und das Soldatenwort seines Generals. Damit werde ich mich bescheiden. Daß ich damit nicht habe aussprechen wollen, der Papst fände nun alles nach seiner Ansicht für die Katholiken in Deutschland gut bestellt und er sei infolge dessen nicht mehr berechtigt, irgend einen Wunsch auszusprechen, das bedarf wohl kaum der Erwähnung. Der Vatikan hat auch in Deutschland noch eine Anzahl von Wünschen, die ich Sr. Majestät pflichtgemäß berichtet habe. Es bleibt die Aufgabe der deutschen Regierung, sie zu prüfen und zu überlegen, inwieweit sich ihre Erfüllung mit den Staatsinteressen verträgt. Jedenfalls ist das freundliche Verhältniß zwischen Kaiser und Papst, wie es heute besteht, ein nützlicher Faktor für die sachgemäße Erledigung dieser Fragen. Hoffen wir, daß das Verhältniß in so günstiger Weise bestehen bleibt.

Es bleibt mir noch übrig, einen Zweifel zu erledigen, welchen die Kritiker entgegengesetzter Parteistellung ganz ungerechtfertigter Weise in der Kaiserrede gefunden haben. Es handelt sich um die Frage, ob nach den Aeußerungen des Kaisers in Aachen der Papst seine Anerkennung der Glaubensfreiheit für die Katholiken durch den Zusatz des Wortes „allein" nur auf Deutschland beschränkt habe. Der Zusatz würde, wenn er vom Kaiser wirklich citirt worden wäre, im Munde des Papstes einen Vorwurf gegen alle übrigen euro-

päischen Staaten bedeuten, welchen ich vom hl. Vater nicht vernommen habe. Ich muß aber auch gleichzeitig erklären, daß ich, der ich in Aachen während der Rede Sr. Majestät am nächsten stand, das Wort „allein“ von Sr. Majestät nicht gehört habe. Dieses Wort findet sich auch nicht in der offiziösen Wiedergabe der Kaiserrede. Ich bin also berechtigt anzunehmen, daß weder mein Gehör noch mein Gedächtniß mich im Stiche gelassen hat, wenn ich behaupte, daß der Kaiser dieses Wort nicht gesprochen hat.

Uebrigens ist der Zeitungsstreit, ob der Kaiser das Wort „allein“ in seiner Rede gebraucht hat oder nicht, vollkommen müßig. Die Thatsache ist unbestreitbar, daß Preußen in Bezug auf die Glaubensfreiheit seiner Bewohner fast allen Staaten voransteht. Daß dieser Vorzug ganz besonders im Vergleiche mit dem katholischen Frankreich gilt, ist weltkundig und wird auch im Vatikan bereitwillig anerkannt. Welchen Eindruck die Aachener Rede auf die religiös gesinnten Franzosen gemacht hat, ist mir in den letzten Tagen aus zuverlässiger Quelle bekannt geworden. Die gläubigen Franzosen bewundern rückhaltlos die Kaiserrede in Aachen, allerdings nicht ohne ernste Betrachtungen über die Maßregeln anzustellen, welche ihre eigene Regierung auf dem religiösen Gebiete, namentlich auch in der Armee, ergreift. Ich bin nicht im Stande, aus der Ferne mir ein Urtheil über das Verfahren des französischen Oberkommandos zu bilden. Sollte dasselbe geeignet sein, die Einigkeit in dem ehrenwerthen französischen Offizierscorps zu schädigen, das Vertrauen in die militärische Unparteilichkeit der Commandobehörden zu mindern, so würde ich dies im Hinblick auf die Tüchtigkeit einer Armee bedauern, deren glänzende Tapferkeit, deren große militärische Eigenschaften ich auf manchem Schlachtfelde bewundert habe. Wir Deutsche haben keine Veranlassung, die gesunde militärische Entwickelung der französischen Armee, welche General Gallifet als Kriegsminister bewunderungswürdig gefördert hat, zu fürchten. Im Gegentheil jeder Soldat ohne Unterschied der Nationalität müßte sich freuen, einen ruhmbedeckten, kriegserfahrenen General an der Spitze dieser großen Armee zu sehen, welcher als Erziehungsprincip die Disciplin über die Politik stellte. Ich weiß,

daß mein Kaiser, welcher für uns das Vorbild soldatischer, ritterlicher Denkungsart ist, meine Anschauungsweise billigt und deßhalb spreche ich sie hier aus.

Zu diesem Seitenblick auf französische Zustände, namentlich auf religiösem Gebiete, hat mich die Erinnerung an mehrfache Unterredungen mit dem Cardinal Rampolla während meines Aufenthaltes in Rom geführt. Der Cardinal, der mein Interesse für die französische Armee vollkommen theilt, hat keinen Anstoß genommen, mir einzugestehen, daß dank der Weisheit und Gerechtigkeit unserer Regierung, speziell Sr. Majestät des Kaisers, unsere kirchlichen Zustände hoch über den französischen stehen. Uebrigens hat es mir in Rom zu besonderer Befriedigung gereicht, mit diesem hochbefähigten, einsichtsvollen, billig denkenden Staatsmanne in vielen Punkten soweit übereinzustimmen, als die mannigfache Verschiedenheit unseres politischen Standpunktes nur irgendwie zuließ. Mit Freuden habe ich bestätigt gefunden, daß der Cardinal sich in der Verehrung für Se. Majestät den Kaiser, in der Werthschätzung dessen Freundschaft für die Person Leos XIII., in der Anerkennung der kaiserlichen Gerechtigkeit für die deutschen Katholiken im vollen Einklange mit dem hl. Vater befindet. Wenn selbstverständlich in unseren häufigen, eingehenden, von gegenseitigem Vertrauen getragenen Unterredungen hier und da principiell unlösbare Ansichtsverschiedenheiten zu Tage traten, so muß ich dankbar anerkennen, daß der Cardinalstaatssekretär auch in diesen Fällen ein taktvolles Verständniß für die Verschiedenheit meines Standpunktes zeigte. Das trat in besonders anerkennenswerther Weise in einem Falle hervor, welcher bis jetzt oft die Veranlassung zu peinlichen Mißverständnissen geboten hat. Als ich dem Cardinal am Schlusse meiner Mission in loyaler Weise meinen Entschluß erklärte, unter Wahrung der Rücksichten auf den Vatikan auch die Rücksichten gegen den König von Italien, den unerschütterlich treuen Bundesgenossen meines Kaisers, zu erfüllen, da zeigte Se. Eminenz bei sehr begreiflicher eigener Zurückhaltung und unter voller Wahrung der Würde des Vatikans sein Verständniß für meine Pflicht in so taktvoller Weise, daß ich nach meiner Rückkehr aus Süditalien nach Rom meine Ehrfurcht dem königlichen Hofe mit

dem Bewußtsein bezeugen konnte, die Rücksichten gegen den Vatikan, bei welchem ich nicht mehr beglaubigt war, nicht verletzt zu haben.

Diese Rede des Herrn Generaloberst schlug wie eine Bombe im kirchenfeindlichen Lager ein, Schrecken und Sprachlosigkeit verursachend. Es wäre doch so schön gewesen, im Bunde mit dem friedenliebenden Papste gegen das friedenstörende Centrum zu kämpfen und die Erklärung des Papstes als eine Waffe im politisch-confessionellen Kampfe zu benützen. Nun war all dem der Boden entzogen und der Flunkerei und Krebserei mit der päpstlichen Anerkennung ein jähes Ende gemacht! Wie traurig! gestern noch himmelhochjauchzend — heute bis zum Tode betrübt! gestern noch auf stolzen Rossen — heute durch die Brust geschossen!

Mit soldatischem Freimuth, klipp und klar hat der Herr Generaloberst erklärt, daß sich die Worte des Papstes auf „die geordneten staatlichen und kirchlichen Verhältnisse in Preußen" beziehen, daß Preußen in Bezug auf die Glaubensfreiheit seiner Bewohner fast allen Staaten voranstehe. Bezüglich Deutschlands, erklärte der General, habe er nicht ausdrücken wollen, der Papst fände nun Alles nach seiner Ansicht für die Katholiken in Deutschland gut bestellt. „Der Vatikan habe auch in Deutschland noch eine Anzahl von Wünschen, die ich Sr. Majestät pflichtgemäß berichtet habe. Es bleibt die Aufgabe der deutschen Regierung, sie zu prüfen und zu überlegen, inwieweit sich ihre Erfüllung mit den Staatsinteressen verträgt". Das von der katholischen Presse sofort beanstandete Wörtchen „allein" hat Generaloberst von Loë nicht vom Kaiser gehört und der Papst hat es nicht gesprochen. Eigens hat der General noch erwähnt, daß der Vergleich des Papstes sich auf Frankreich bezog und zwar auf die Maßregeln, welche die französische Regierung auf dem religiösen Gebiete, namentlich auch in der Armee ergreift.

Nach und nach kamen einzelne Verlautbarungen in der katholikenfeindlichen Presse, nachdem die Hurrastimmung so urplötzlich weggenommen war.

Gut zog sich das protestantische Pastorenblatt, der Reichsbote, aus der Schlinge. Das Blatt, das nie der katholischen Kirche gerecht werden kann, brachte einen Artikel über die in hohen und höchsten Kreisen herrschende Redseligkeit. Der Artikel enthält manchen guten Gedanken, aber der Ton macht die Musik. Hätten die viel besprochenen Reden einen katholikenfeindlichen, culturkämpferischen Timbre gehabt, der Reichsbote hätte sie als Leistungen begrüßt, auch wenn sie noch viel länger gewesen wären.

Die Kölnische Zeitung knüpfte an die ersten Mittheilungen über die Rede des Generalobersten noch die geschmackvolle Bemerkung: „Man durfte erwarten, daß der Abgesandte des Kaisers den Herren (von der Centrumspresse) in die Parade fahren werde und man hat sich in dieser Erwartung nicht getäuscht". Das heißt sich doch die Ohren zuhalten.

Die Vossische Zeitung war ehrlicher und einsichtiger gewesen, wenn sie meinte, die Rede des Herrn Generalobersten in Bonn habe wie ein warmer thauiger Regen die Herbstfelder des Centrums getränkt, und wenn sie ferner zugesteht:

Er (v. Loë) hat den Versuch, „die Erklärung des Papstes zu einer Waffe im politisch-confessionellen Kampfe zu benutzen," vereitelt, und das ist ein Verdienst, das ihm nach der Ansicht der Centrumspresse nicht hoch genug angerechnet werden kann. Doch dieses Verdienst ist das einzige nicht, das er sich erworben hat: er hat den Bonner Katholiken mitgetheilt, daß der Vatikan eine Reihe von Wünschen betreffs Deutschlands hege, und daß er diese Wünsche dem Kaiser unterbreitet habe.

Mit verblüffender Unverfrorenheit meinte die Rheinisch-westfälische Zeitung, der Generaloberst habe in Bonn „in der schärfsten Form aufrecht erhalten", daß der Papst zu-

gegeben habe, die Katholiken hätten im Deutschen Reiche keinen Anlaß und kein Recht zum Klagen. Man vergleiche doch damit den entsprechenden Passus der Loë'schen Rede. Der Generaloberst von Loë, der einzige Zeuge und der berufenste Beurtheiler der päpstlichen Aeußerungen, tritt selbst den culturkämpferischen Ausbeutungsversuchen entgegen. Seine Mittheilung, daß der hl. Vater „eine Anzahl von Wünschen" für die weitere Verbesserung der kirchenpolitischen Verhältnisse in unserem Vaterlande nicht bloß im Herzen hege, sondern sogar bei dieser Gelegenheit ausgesprochen und dem Kaiser übermittelt hat, bricht allen Versuchen, die päpstlichen Worte gegen das Centrum auszuspielen, die Spitze ab. Das Centrum kann stolz darauf sein, schreibt die Germania, daß es durch seine feste und zugleich kluge Haltung wesentlich dazu mitgewirkt hat, den verhältnißmäßig guten Zustand in Deutschland zu erreichen und es muß sich angefeuert fühlen, in der erfolgreichen Weise *weiter zu arbeiten, um auch die Befriedigung der noch schwebenden Wünsche des heiligen Stuhles und des katholischen Volkes zu erreichen*. Einer solchen Arbeit, einer Arbeit im Interesse eines *wahren und vollen kirchenpolitischen Friedens* gibt die Mittheilung des Generalobersten von Loë freien Raum, wenn sie es auch *zunächst der Regierung* als deren Aufgabe überweist, „zu prüfen und zu überlegen", inwieweit sich die Erfüllung der weiteren Wünsche des Papstes mit den Staatsinteressen vertrage. Selbstverständlich kommt aber dabei *weiterhin* auch die *Gesetzgebung* in Betracht, so weit diese nicht *schon jetzt* wie mit dem wiederholten Beschlusse auf Aufhebung des *Jesuitengesetzes* und mit dem angenommenen *Toleranzantrage* der Regierung concrete Wünsche unterbreitet hat.

Die culturkämpferische Nationalzeitung meinte, auch nach der Bonner Rede des Generalobersten von Loë, es müsse jetzt „von katholischer Seite im Verhältniß zum Staat sozusagen ein thatsächlicher Beharrungszustand anerkannt

werden, natürlich nicht für alle Zeit, aber für die Gegenwart und die nächste Zukunft, so weit man mit dieser im Staatsleben zu rechnen vermag". Wenn ein Blatt vom Schlage der Nationalzeitung den jetzigen Zustand als einen Beharrungszustand ansehen möchte, so ist das ein Beweis dafür, daß er eben für die Katholiken kein Beharrungszustand sein kann. Ein solcher Zustand ist aus den Worten des Generalobersten nicht herauszufinden, auch können die Katholiken mit dem gegenwärtigen Zustand nicht zufrieden sein. Als „Beharrungszustand" könnte gelten der Zustand vor dem Culturkampf. Vom Beginn der Revision der Maigesetze an hat das Centrum unentwegt daran festgehalten, daß der „Status quo ante", der gesetzliche Zustand vor dem Beginne des Culturkampfes, wieder hergestellt werden müsse. Erst, wenn das geschehen ist und wenn auch die aufgehobenen Artikel der preußischen Verfassung wieder in Kraft gesetzt und respektirt werden, erst dann kann von einem Beharrungszustand die Rede sein, mit dem die katholische Kirche sich zufrieden geben kann.

Zwar sind ja bei der Regierung gerade keine ausgesprochenen Culturkampfsgelüste bemerkbar, aber um so mächtiger regen sich diese Gelüste in gewissen protestantischen Pastorenkreisen. Haben wir nicht im Evangelischen Bunde, in der Gesellschaft zur Evangelisation Deutschlands und in der „Los von Rom-Bewegung" Culturkampfvereine? Wer bürgt dafür, daß die Regierung den wiederholten Anzapfungen dieser Vereine auf die Dauer widersteht. Man geht wohl auch nicht fehl, wenn man annimmt, daß die gegenwärtig im Musterstaate Baden grassirende, künstlich ins Leben gerufene Protestbewegung gegen Zulassung von Männerorden in Scene gesetzt wurde, um auf Preußen-Deutschland einzuwirken. Es besteht ja doch vorerst wenig Aussicht, daß die badische Regierung sich soweit von dem abgehausten Liberalismus emancipirt, daß sie den Muth hat, Niederlassungen von Männerorden zu genehmigen.

Das Centrum hat daher allen Grund auf der Hut zu sein und von seinen gerechten Forderungen nicht abzulassen, und wir Katholiken müssen es uns abgewöhnen, es als eine Gnade und Huld zu betrachten, wenn man uns eine Forderung erfüllt. Wir verlangen doch nur unser Recht.

Andere liberale Blätter rieben sich in schlecht verhehltem Aerger an dem Generaloberst, weil er es gewagt hat, sich tadelnd über die französische Regierung zu äußern und den Cardinal Rampolla als einen „hochbefähigten, einsichtsvollen, billig denkenden Staatsmann" anzuerkennen.

Wir rechnen es dem Herrn Generaloberst hoch an, daß er den Schmerz des hl. Vaters über den Culturkampf in Frankreich in seiner Rede beim Papstjubiläum zum Ausdruck gebracht hat. Für deutsche Culturkampfsseelen war ja dies recht empfindlich, aber es zeugte auch von staatsmännischer Einsicht. Je mehr in Frankreich die Leidenschaften durch eine waschechte Freimaurerregierung aufgewühlt werden, desto größer wird die Gefahr, daß man zuletzt eine Ableitung dieser Leidenschaften im Kampfe gegen das Ausland sucht und dieses Ausland ist für die Franzosen nur Deutschland. Solange die Franzosen im Alltagsfahrgeleise sich bewegen, bedrohen sie den Frieden nicht. Wir Deutsche fürchten die Franzosen nicht, eine Friedensstörung aber muß Jeder beklagen. Wenn der deutsche Liberalismus den französischen Culturkämpfern zujubelt, so offenbarte er damit eben seine innerste Natur, aber im Interesse des deutschen Vaterlandes liegt das gewiß nicht.

Der Cardinalstaatssekretär ist bei dem deutschen Liberalismus sehr übel angeschrieben. Man sagt ihm Vorliebe für Frankreich, Intriguen gegen den Dreibund und weiß Gott was nach. Den Haß, den man gegen das Papstthum hat, bringt man kleinlicher Weise im Hasse gegen den päpstlichen Staatssekretär zum Ausdrucke. Es ist darum sehr verständlich, wenn das Urtheil des Generaloberst sehr verschnupft hatte.

Die Rede des kaiserlichen Abgesandten wurde von der Centrumspresse einmüthig mit großer Befriedigung aufgenommen. Zeichnete sie doch die Verhältnisse, wie sie sind. Der Tadel, den der Herr Generaloberst ausgesprochen, berührte das Centrum, die Centrumspresse und die Katholiken nicht. An den „elenden confessionellen Zänkereien“ tragen die Katholiken keine Schuld. Es dauerte wahrlich lange genug, bis sie sich zur Wehre setzten gegen die maßlosen Hetzereien, Verdächtigungen und Verleumdungen. Die Katholiken standen und stehen immer auf dem Standpunkte, daß jeder vor seiner Thüre kehre und andere in Ruhe lasse. An den Katholiken wird es nie fehlen, wenn es gilt den confessionellen Frieden zu wahren. Aber man muthe ihnen nicht zu, den Stock zu küssen, mit dem sie geschlagen werden.

Würden alle Deutsche, die noch an den Gekreuzigten als den Gottmenschen glauben und in Gott allein das Heil und die Rettung sehen, der kaiserlichen Aufforderung entsprechen und aus ganzer Seele mitarbeiten, daß die Furcht Gottes und die Achtung vor seinem Gesetze erhalten bleiben und befestigt werden, zu confessionellen Hetzereien bliebe weder Zeit noch Raum übrig.

Wiesbaden im August. Dr. L.

XXXII.
Neues aus der Reichenauer Malerschule.

Der Begriff „Reichenauer Kunst" ist verhältnißmäßig sehr jungen Datums. Vor dem Jahre 1880 wird man ihn vergebens in kunstgeschichtlichen Handbüchern suchen. Seine Einführung in die Literatur, veranlaßt und bis in unsere Tage stets von neuem begründet durch eine Anzahl Funde der interessantesten Denkmäler, bedeutet die Einfügung eines neuen Gliedes in dem Entwicklungsgang der mittelalterlichen Kunst; sie bedeutet die Aufdeckung eines organischen Zusammenhanges zwischen der alten römisch-christlichen Kunst und der einheimisch mittelalterlichen. Auf der Reichenau haben wir die beiden Epochen, die eine in ihrem Absterben, die andere im frischen, wenn auch vielfach noch unbehilflichen Aufstreben vor uns. Von einer hervorragenden künstlerischen Thätigkeit, welche die Reichenauer Mönche selbst bis auf die benachbarten klösterlichen Niederlassungen ausdehnten, waren wir durch zeitgenössische Mittheilungen hinreichend gut unterrichtet, schon lange bevor in der Oberzelle die ersten Reste davon zu Tage traten und seit etwa 30 Jahren die kunstgeschichtliche Forschung in hervorragender Weise beschäftigten. 1880 erfolgte die vollständige Aufdeckung dieser Fresken in der Georgskirche zu Oberzell und durch F. X. Kraus eine gute Veröffentlichung. Die kunstgeschichtliche Bedeutung

dieser Bilder wird in scharfer Weise hervorgehoben, ihre Unabhängigkeit gegenüber byzantinischen Einflüssen, sowie ihr Zurückgreifen auf die altchristlich-römische Periode betont worden. Man hatte somit hier in der Süstwestecke Deutschlands den Beweis gefunden, daß auch in der Malerei der karolingisch-ottonischen Zeit eine Art Renaissance wahrzunehmen ist, ähnlich derjenigen in der Wissenschaft und Architektur. Die Richtigkeit dieser Thesen konnte, wenn sich auch gleich von Anfang an hervorragende Forscher wie A. Springer für sie aussprachen, immerhin angezweifelt werden, solange die Forschung sich auf ein einziges monumentales Werk beschränken mußte. Als bedeutungsvolle Zeugen wurden von Kraus aber schon in seinen ersten Untersuchungen die Reichenauer Miniaturhandschriften aus dieser Zeit, namentlich der reichhaltige Egbertcodex, namhaft gemacht, und inzwischen erfuhr der Bestand an Monumenten der alten klösterlichen Kunstschule überraschende Bereicherung und Ergänzung: 1892 wurden in der kleinen St. Michaelskirche zu Burgfelden[1]) eine Anzahl Wandbilder blosgelegt, welche stilkritisch nach der Reichenau weisen, aber um mehr denn ein halbes Jahrhundert jünger sind als die Bilder von Oberzell. Das wichtigste der Burgfeldener Bilder, das jüngste Gericht darstellend, zeigt bereits eine deutlich wahrnehmbare Weiterentwicklung über seine noch in der Art der alten Maiestas Domini-Darstellungen gehaltenes Pendant in der Georgskirche auf der Reichenau. Das Jahr 1899 förderte weiterhin Wandgemälde zu Tage in der St. Silvesterkapelle in dem kleinen Zinken Goldbach bei Ueberlingen, und das folgende Jahr, dank den Untersuchungen zweier Professoren von Freiburg, Prof. Künstle und Prof. Beyerle, solche in der St. Peter- und Paulskirche zu

---

1) Vergl. Histor.-polit. Blätter: „Der Gemäldefund von Burgfelden" (von Paul Keppler). Bd. 119, 496—513.

Nieder-Reichenau. Ueber die beiden letzten Funde möge im Nachfolgenden berichtet werden im Anschlusse an zwei jüngst erschienene Publikationen.

Rein materiell betrachtet sind die zuerst gefundenen Bilder in der St. Georgskirche die bedeutendsten und reichhaltigsten, wie sie auch selbst wieder die ältesten Proben der Reichenauer Schule sind. Wenn auch nicht die große Ausdehnung der uns leider nicht mehr erhaltenen Freskencyklen von St. Gallen und Petershausen erreichend, übertreffen diese Gemälde doch an Vielseitigkeit und charakteristischem Ausdruck des Inhaltes die Burgfeldener, und diese wieder selbst diejenigen von Goldbach und Unterzell. Alle zusammengenommen aber, geben sie ein hinreichend gutes und anschauliches Bild von der Eigenart, mit der, und von den Einflüssen, unter denen beim Eintritt ins zweite Jahrtausend die Mönche der Reichenau einheimische Kunst bethätigten.

Die Bilder von St. Peter und Paul zu Reichenau-Niederzell haben durch die beiden Entdecker Künstle und Beyerle eine Franz Xaver Kraus zum 60. Geburtstage gewidmete Veröffentlichung und kunstgeschichtliche Würdigung erfahren;[1]) die aufs vornehmste ausgestattete Publikation bringt uns auf zwei trefflich gelungenen Farbendrucktafeln eine Reproduktion des Hauptbildes, einen kleineren Theil noch außerdem auf einer Lichtdrucktafel, in 20 Textabbildungen endlich architektonische Einzelheiten des Gotteshauses, andere darin noch gefundene mittelalterliche Bildreste und Vergleichungsmaterial zur Beurtheilung der Bilder. Die fast allein unsere Aufmerksamkeit beanspruchende Darstellung in der Niederzeller Kirche ist ein mächtiges, die ganze Chor-

1) Dr. Karl Künstle und Dr. Konrad Beyerle, Die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Reichenau Niederzell und ihre neuentdeckten Wandgemälde. Eine Festschrift mit Unterstützung der Großh. Bad. Regierung herausgegeben. Freiburg, Herder. 1901.

tribüne ausfüllendes Gruppenbild, das oben den auf dem Regenbogen inmitten der Mandorla thronenden Herrn mit dem aufgeschlagenen Buch, umgeben von den Evangelisten-Symbolen, von Petrus und Paulus in betender Haltung und weiterhin von zwei Cherubim auf beflügelten Rädern zeigt. Durch eine horizontale Doppelzone davon getrennt, erscheinen darunter die Apostel auf Thronen und mit Büchern ausgestattet und unter ihnen 12 Propheten, stehend und durch Spitzhüte und Schriftrollen charakterisirt; Apostel wie Propheten sind in je einer Arkadenreihe untergebracht; der seitliche Abschluß der Bildfläche ist durch das auch in Oberzell verwendete Mäandermotiv herbeigeführt. Als eigentliche Fresken dürfen die Bilder nicht bezeichnet werden; welche Maltechnik aber näherhin zur Anwendung kam, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr feststellen. Die Farbenscala beschränkt sich auf 5 fast ausschließlich einfach und unvermischt gebrauchte Farbentöne, hellblau, grün, goldgelb, roth und schwarz, sodaß die Figuren sehr flach und unmodellirt erscheinen. An zahlreichen Stellen läßt sich noch das Vorhandensein von plastischem Schmuck aus Metall oder Glasfluß nachweisen. Die Ausführung zeigt uns durchweg die Hand eines sicher und gewandt arbeitenden Künstlers, der namentlich in dem thronenden Herrn eine Figur von majestätischer Würde, in den vier Evangelistensymbolen geschickt gezeichnete Gestalten, und in der Apostel- und Prophetenreihe Typen von lebendiger und gut charakterisirter Individualität geschaffen hat.

Die Anklänge an die bisher bekannten Monumente aus der Reichenauer Schule springen schon bei flüchtiger Betrachtung in die Augen; um aber näherhin das Verhältniß zu Burgfelden und Oberzell präcisiren zu können, sehen sich die beiden Herausgeber genöthigt, eingehendere Untersuchungen anzustellen. Daraus haben sich zunächst wichtige Feststellungen für die Baugeschichte des kleinen Gotteshauses von Niederzell ergeben. In ihrem heutigen Zustande repräsentirt sich die

Kirche als dreischiffige Säulenbasilika mit einem auffallend langen, absidal geschlossenen und von den Fortsetzungen der Seitenschiffe flankirten Presbyterium. Diese Nebenchöre sind gegen die Seitenschiffe wie gegen das Presbyterium durch Mauern abgeschlossen und tragen über ihrem absidalen Abschluß zwei organisch eingegliederte Thürme. Die Eigenthümlichkeiten des Osttheiles bestimmten Adler, der am eingehendsten bisher unsere Kirche behandelt hat, diesen Theil als den ursprünglichen, der Wende vom 8. zum 9. Jahrhundert angehörigen Bau Eginos, als eine karolingische basilicula anzunehmen, an die im 12. Jahrhundert der jetzige, das eigentliche Schiff darstellende Westtheil angebaut wurde. Dagegen wird nun überzeugend dargethan, daß die Kirche in ihrer heutigen Gestalt als einheitliches Ganze entstanden ist und daß diese Entstehungszeit nicht das Zeitalter Karls des Großen, sondern die Mitte, oder zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts sein kann. Die Gründe, die gegen Adler ins Feld geführt werden, sind durchweg stichhaltig; sie beruhen auf einer gründlichen bautechnischen Untersuchung; nicht so gesichert scheint mir aber die Datirung des Baues. Die Verweise auf die Lokalgeschichte sind doch zu unbestimmt und die stilkritischen Gesichtspunkte (Nachwirken von Motiven aus der karolingisch-ottonischen Zeit und erstes Aufkommen specifisch romanischer) lassen doch einen zu weiten Spielraum.

Die Frage nach der kunstgeschichtlichen Stellung unseres Bildes hat eine zusammenhängende Betrachtung des Absidalschmuckes angeregt. Ich weiß nicht, ob es nöthig war, auf die ältesten Typen in den römischen und ravennatischen Kirchen zurückzugreifen, wie ich auch Bedenken tragen möchte, die im Anschluß an Zimmermann gegebene Classificirung der Absidalbilder in altchristliche vom 4.—9. Jahrhundert, ravennatische, frühmittelalterliche, römische des 12. und 13. Jahrhunderts, byzantinische und deutsche für durchweg richtig zu halten. Die charakteristischen Merkmale, die den einzelnen Typen gegeben werden, gehen doch zu oft ineinander

über oder aber sind von ganz anderen Gesichtspunkten als von den stilbildenden Motiven einer bestimmten Schule bedingt. Das Sujet der Maiestas Domini mit den Evangelisten-Symbolen, oft noch mit Engeln oder den Kirchenpatronen blieb fast 8 Jahrhunderte lang das Lieblingsthema für die Abside, bis es sich allmählich von der ursprünglichen Bedeutung des segnenden oder lehrenden Heilandes in diejenige des richtenden umwandelte und so erst eine dem mittelalterlichen Geiste mehr zusagende Behandlung gestattete. Es wird von den Verfassern unserer Studie mit Recht angedeutet, daß dieses Motiv allmählich an das Kirchenportal transferirt wurde und, fügen wir gleich bei, in der Umsetzung in Stein die Wandlungen vollständiger durchmachte, als das Absidalbild, das ja in der gothischen Kunst schließlich in Wegfall kam. Als eine charakteristische Zuthat unseres Künstlers müssen wir die Beifügung der Cherubim betrachten, in ähnlicher Darstellung, wie sie in Braunschweig und in Halberstadt in einer bedeutend späteren Zeit uns begegnen. Noch früher begegnet es uns in einer Miniatur der Rabulashandschrift, die man meines Erachtens als spätere Zuthat, wie Stuhlfauth gewollt hat, ebensowenig betrachten darf, als das bekannte Kreuzigungsbild der gleichen Handschrift. Der Künstler von Reichenau-Niederzell stand bei der Beifügung dieser Cherubim offenbar unter dem Einfluß einer entsprechenden Darstellung in einer Miniaturhandschrift. Auf die vorgeschlagene Aehnlichkeit mit der Maiestas Domini-Scene in S. Angelo in Formis darf man doch wohl allzu sehr Gewicht nicht legen; denn die übereinstimmenden Punkte sind doch zu belanglos und der abweichenden Merkmale sind doch zu viele. In S. Angelo tritt uns noch der alte Typus mit der jugendlichen Christusgestalt, ein Ceremonialbild voll ernster Majestät und Feierlichkeit entgegen, die Niederzeller Darstellung nähert hingegen sich schon mehr der mittelalterlichen Form, ganz besonders durch die Beifügung der Apostel- und Prophetenreihe, in denen schon die erste Ankündigung

des Weltgerichtsmotives anklingt durch die Anbringung der Zwölfe, welche auf den Thronen der 12 Stämme Israels sitzen, um diese zu richten. Die Art und Weise, wie sich die zwei Reihen von Vertretern der alten und neuen Heilsepoche gegenüberstehen, wie sie genau nach den von Sicardus und Durandus[1]) gegebenen Anweisungen zum Unterschied von einander charakterisirt sind, ist auf die große literarisch-culturgeschichtliche Bewegung zurückzuführen, welche von der gegensätzlichen Citirung von Aposteln und Propheten in dem pseudo-augustinischen Sermo contra Judaeos, Paganos et Arianos ausgeht und ihre volle Entwickelung schließlich findet in den geistlichen Schauspielen des Mittelalters. Auch auf unserem Bilde sind die beiden Gruppen in der Haltung des gegenseitigen Gespräches und lebhafter Demonstrirung trotz aller „statuarischen Ruhe“, so daß man unwillkürlich an die berühmte Apostel- und Prophetengruppe an der Chorschranke des Bamberger Domes erinnert wird. Trügen die Schriftrollen der Propheten noch ihre Legenden, so ließen sich interessante Vergleiche mit dem angezogenen Sermo bezw. dessen Weiterbildung anstellen.[2]) Stilistisch glauben die Verfasser unser Bild dem gleichen Meister, der auch in Burgfelden thätig war, zuschreiben, ja als eine „Vorstufe des Burgfelder Cyklus“ betrachten zu dürfen; in nahe Verwandtschaft wird es auch zu dem Gerichtsbild in Oberzell gestellt.

Während das große Absidalbild verhältnißmäßig sehr gut erhalten ist und nur durch Einbrechung eines gothischen Chorfensters die zwei mittleren Figuren in der Apostel- und Prophetengruppe verloren hat, sind die andern noch zu Tage geförderten Bildreste in einem bedeutend schlechteren Zustand. In dem südlichen Seitenchor sind 3, schon immer sichtbar gewesene Scenen erkennbar, nämlich, wie jetzt endgiltig fest-

---

1) Vgl. Durandus, Rationale I, 3 n. 10.

2) Vgl. Sepet, Les prophètes du Christ. Paris 1878.

gestellt wird, das Abendmahl, der Verrath des Judas und die Fußwaschung; die Bilder, die nur noch zu einem Theil erhalten und durchweg stark verblaßt sind, gehören, wie jetzt angenommen werden darf, dem 12. Jahrhundert an. Ungefähr der gleichen Zeit gehören auch die Bildspuren an, welche an der dem Mittelschiff zugekehrten Abschlußwand der Eginokapelle unter einer späteren Uebermalung hindurchschimmern, und noch eine Madonna mit Kind, sowie eine Heiligenfigur zwischen zwei deutlicher erkennbaren Darstellungen der gothischen Zeit, einer hl. Katharina und einem hl. Martinus, zeigen. Die entsprechende Abschlußwand des nördlichen Seitenchores trägt noch Spuren einer Darstellung der hl. Magdalena und von Scenen aus der Benediktuslegende, ebenfalls aus gothischer Zeit. Noch einen letzten Bildschmuck hat die Spätrenaissance beigefügt, von dem aber jetzt nur noch ein Streif unterhalb des großen Absidalbildes erhalten ist.

Ein Gruß von jenseits des Grabes ist die von Kraus besorgte Publikation der Goldbacher Wandgemälde. Sie ist erst vor kurzem als Festschrift zu dem Regierungsjubiläum des Großherzogs von Baden ausgegeben worden und gereicht dem Bruckmann'schen Verlag, sowohl was Druckausstattung als auch Ausführung der zwei Farbendrucktafeln, sowie der 6 schwarzen Tafeln anbelangt, zu größter Ehre.[1]) Wir haben hier die letzte größere Arbeit des heimgegangenen Verfassers vor uns, die unter den Schmerzen des schon nahenden Endes entstanden ist. Auch inhaltlich bietet sie in gewissem Sinne einen zusammenfassenden Abschluß einer

1) Die Wandgemälde der St. Silvesterkapelle zu Goldbach am Bodensee. Im Auftrage des Großh. Badischen Ministeriums der Justiz, des Cultus und Unterrichts herausgegeben von Franz Xaver Kraus. Mit 2 Tafeln in Farbendruck, 6 schwarzen Tafeln und 10 Abbildungen im Text. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann 1902.

mehr denn zwanzigjährigen Beschäftigung mit der „Reichenauer Frage". Das verleiht dieser Publikation eine weit über das lokale Interesse hinausreichende Bedeutung, eine nochmalige scharfe Stellungnahme in der „byzantinischen Frage" überdies eine aktuelle Bedeutung. Freilich betrachtete der Verstorbene diese seine Erklärungen noch nicht als das letzte Wort an die „Byzantinisten"; noch auf seiner letzten Fahrt nach dem Süden, die für ihn zum Gang in die Ewigkeit werden sollte, stellte er eine eingehende Behandlung der Controverse in Aussicht, wobei das „unehrliche Verfahren" mancher seiner Gegner hervorgestellt werden sollte. Mit der Wißbegier eines Jünglings verlangte er darnach, die wichtigen Fresken von Maria Antiqua auf dem Forum zu Rom an Ort und Stelle studiren und so bedeutsames Hilfsmaterial für eine derartige Behandlung erhalten zu können. Auch hier ist ihm der unerbittliche Tod zu frühe gekommen.

Die St. Silvesterkirche in dem kleinen am Bodensee gelegenen Weiler Goldbach bei Ueberlingen bietet in architektonischer Hinsicht wenig Bemerkenswerthes. Gothische Fenster mit Fischblasenmaßwerk könnten bestimmend sein, den schmucklosen Bau dem 14. Jahrhundert zuzuweisen, wenn nicht andere Lichtöffnungen, schmal und rundbogig, zum Theil sehr hoch angebracht, im Chor wie im Langhaus auf eine bedeutend ältere Zeit hinwiesen. Dem Künstlerbrüderpaar Metzger in Ueberlingen gebührt das Verdienst, einen evidenten Zeugen für dieses höhere Alter und zugleich eine beachtenswerthe Probe der Reichenauer Kunstleistungen in dem im Frühjahre 1899 aufgedeckten Wandgemäldeschmuck des Chores gefunden zu haben. Dargestellt sind hier die zwölf Apostel, frei auf einer Bank, nicht unter Arkaden, wie in Reichenau-Niederzell, oder im Codex Egberti, sitzend, mit Buch und Rolle ausgezeichnet, und so gut der Künstler es vermochte, individuell charakterisirt. Der Mittelpunkt der über die Ost-, Nord- und Südwand des Chores sich hinziehenden Reihe, die Gestalt des Heilands, ist einem im

Scheitel der Chorwand eingebrochenen dreigetheilten Fenster zum Opfer gefallen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir hier eine Paralleldarstellung zum oberen Theile des Gerichtsbildes in Reichenau-Oberzell, oder in San Angelo in Formis vor uns haben, das Gerichtsmotiv in diskretester Andeutung, zugleich aber auch eine frühere Entwicklungsstufe dieses aus der Rex Gloriae-Scene herausgewachsenen Motivs als in Reichenau-Niederzell, wo die Gegenüberstellung von Aposteln und Propheten bereits einen Einfluß der geistlichen Schauspiele zu verrathen scheint. Als dekorativer Abschluß nach oben und unten ist hier der aus Ober- und Niederzell genügend bekannte Mäanderfries verwendet. Der Künstler hat sich seiner Aufgabe mit großem Geschick, insbesondere durch eine wirkungsvolle Behandlung von Licht und Schatten und eine dadurch erzielte Durchmodellirung der Köpfe, und mit sorgfältigster Ausführung auch der kleinsten Einzelheiten, namentlich in der Wiedergabe der faltenreichen Gewänder und in der Darstellung des mosaicirten Gestühls und Bodenbelags erledigt. Stilistisch, ikonographisch und technisch gibt sich die engste Verwandtschaft dieser Bilder mit denjenigen in Oberzell zu erkennen, so daß Kraus es als „unzweifelhaft annimmt", „daß die Goldbacher Apostelreihe auch zeitlich zu den, das Innere der St. Georgskirche schmückenden Wunderbildern steht und vielleicht von derselben Hand herrührt wie diese". In der Gewandbehandlung mit dem oft in runden oder ovalen Linien gehaltenen Faltenwurf treten ganz die Eigenthümlichkeiten der gleichzeitigen Buchmalerei zu Tage; die Nimben, die allen Aposteln beigegeben sind, erscheinen als kreisrunde Scheiben, ohne jede Füllung oder Ornamentirung, genau wie in Niederzell oder auf dem Gerichtsbild zu Oberzell; die Körperformen geben uns noch nicht den hochgezogenen germanischen Typus, dem wir in Burgfelden oder Niederzell, auch im Utrechtpsalter begegnen, sondern in ihrer Gedrungenheit noch Anklänge an den altrömischen Typ, auf den auch die Haartracht, der runde Kopf und der

spärliche Bartwuchs hinweisen. Ganz auffallend ist die Uebereinstimmung unseres Cyklus mit entsprechenden Bildern in Oberzell und im Codex Egberti hinsichtlich der Haltung der Beine. Diese Uebereinstimmungen dürften genügen, die enge Verwandtschaft der Goldbacher Bildreste mit den Hochwanddarstellungen in Reichenau-Oberzell zu begründen; mit den letzteren repräsentiren sie, weil dem Ende des 10. oder spätestens dem Anfang des 11. Jahrhunderts angehörig, „das älteste Denkmal der monumentalen Malerei diesseits der Alpen".

Können wir uns heute über Bestand und Charakter der von der Reichenau gepflegten Wandmalerei dank diesen einheitlich durchgeführten und erschöpfenden Publikationen ein völlig klares Bild machen, so bleibt hinsichtlich der Buchmalerei noch sehr viel zu thun. Noch ist man sich kaum klar über den Umfang der auf die Reichenau hinweisenden Schöpfungen, noch besteht keine einheitliche Auffassung über die Herkunft und die Elemente des darin sich aussprechenden Stiles. Von frühen Denkmälern der Reichenauer Miniaturkünstler sind bis dato blos der Egbert'sche Codex (durch Kraus publicirt) und das Petershausener Sakramentar (durch Oechelhäuser bekannt gemacht) zu nennen gewesen. Nun haben jüngst Haseloff und Sauerland auch den Egbert'schen Psalter, den Codex Gertrudianus in Cividale, auf die Reichenau zurückgeführt; in ihrer bedeutsamen Publikation[1]) ist viel mehr, als es bei Vöge geschehen ist, die von italienischen Anregungen beeinflußte Eigenart und künstlerische Initiative der Reichenauer Schule auch auf dem Gebiete der Miniaturmalerei betont, und gerade nach diesen Untersuchungen darf die Bedeutung dieser Schule für die Buchmalerei nicht so gering eingeschätzt

1) Der Psalter Eb. Egberts von Trier, Codex Gertrudianus in Cividale, historisch-kritische Untersuchung von H. V. Sauerland, kunstgeschichtliche Untersuchung von A. Haseloff, Trier 1901.

werden, als es Kraus noch im zweiten Band seiner „Geschichte der christlichen Kunst“ im Gegensatz zur Pflege der monumentalen Malerei gethan hat.

Kraus legt das Facit aus seinen über ein Vierteljahrhundert sich erstreckenden Studien über die Reichenauer Kunst am Schlusse seiner, dem Goldbacher Cyklus gewidmeten Publikation in folgenden vier Sätzen nieder: Die bis jetzt bekannt gewordenen Denkmäler der monumentalen und der Buchmalerei geben uns „ein vollständiges und abgerundetes Bild der künstlerischen Thätigkeit der Reichenau in der Zeit ihrer Blüthe“; dieses Bild bestätigt die Annahme, daß die Reichenau im 10. Jahrhundert der Centralpunkt der ottonischen Kunst war und daß in ihr die führende Rolle nicht der Miniaturmalerei, sondern sicher der monumentalen Malerei zustand; diese Denkmäler stehen in unleugbarem Zusammenhang mit der um Monte Cassino sich concentrirenden mittelitalienischen Kunstrichtung, die vom 6.—11. Jahrhundert rein retrospektiven Charakters sich als lateinische Kunst in Italien erhalten hat und die Reichenau zu „Schöpfungen befähigt hat, welche sich weit über die gleichzeitigen rohen Erzeugnisse der rein deutschen, indigenen Kunst des Zeitalters erheben“; und endlich bietet uns die Reichenau in ihren Werken „das Bild einer großen, den Abschluß der altchristlich-römischen Kunst diesseits der Alpen bildenden Kunstschule“, bei der sich „der innere Entwicklungsgang, die allmähliche Zersetzung und Auflösung, zugleich die ersten Ansätze national-germanischer Auffassung und Darstellungsweise“ beobachten lassen.

Von diesen vier Thesen ist die dritte nicht ohne Widerspruch geblieben; hängt sie ja durch ihre Annahme einer von Ostrom wesentlich nicht abhängigen, vielmehr aus der altchristlich-römischen Cultur hervorgewachsenen Kunstrichtung auf's engste zusammen mit der byzantinischen Frage. Kraus widmet diesem Theile seiner Beweisführung nochmals eine längere Betrachtung, die sich als einen kritischen Ueber-

blick über die mittelitalienische Kunst vom 6.—12. Jahrhundert darstellt und gegenüber seinen Gegnern nochmals scharf seinen Standpunkt abgrenzt. Gegen den Freiburger Kunsthistoriker hat man geltend gemacht, daß seine und besonders Springer's Auffassung von einer völligen Unabhängigkeit der abendländischen Kunst gegenüber der byzantinischen sich angesichts einer Reihe von Beobachtungen, welche ein viel stärkeres Einwirken byzantinischer Einflüsse in dem in Betracht kommenden Zeitalter unzweifelhaft zeigen, nicht mehr halten lasse, und daß weiterhin der angenommene Zusammenhang der Reichenauer Bilder mit italienischen Schöpfungen durch keine Denkmäler bewiesen werden können, welche in Italien die Existenz einer retrospektiven Kunst darthun. Gegen den ersten dieser Einwände bemerkt Kraus nun, daß trotz aller Funde von entschieden byzantinischem Gepräge, welche in den letzten Jahren gemacht worden sind, der Satz heute noch aufrecht zu halten sei, daß „die abendländische Kunst des frühen Mittelalters nicht der Herrschaft des Byzantinismus unterlag, vielmehr eine in sich geschlossene und unabhängige Entwicklung nahm, deren Wurzel durchaus auf die altchristlich-römische Uebung zurückweist. Es ist nie geleugnet worden, daß der Byzantinismus zwischen dem 6. und 12. Jahrhundert namentlich in Italien, aber auch in Deutschland in das Gebiet dieser abendländischen Kunst namhafte Invasionen gemacht hat. Das Mehr oder Weniger dieser Invasionen kann strittig sein, aber an der Thatsache selbst nichts ändern." Hinsichtlich Italiens wird hervorgehoben, daß es nur eine Unterstellung seiner Gegner sei, ihm die Auffassung einer völligen Unabhängigkeit und Reinhaltung der frühmittelalterlichen Kunst von byzantinischer Einwirkung zuzuschreiben, vielmehr habe er nur eine Verbindung einheimischer und byzantinischer Elemente zu erweisen gesucht. Proben von solcher zwischen griechischen und lateinischen Einflüssen stattgehabten Kreuzung sind die Bilder in der Unterkirche von San Clemente zu Rom und von San

Urbano alla Caffarella, welche letztere aber, wie ich bemerken möchte, infolge Uebermalung, kaum noch überall den ursprünglichen Charakter erkennen lassen. Die Stichprobe für die Kraus'sche Ansicht aber war der Freskencyklus von San Angelo in Formis bei Capua; gerade hier aber fand er entschiedenen Widerspruch. Namentlich hob Dobbert zu wiederholten Malen die ikonographischen und stilistischen Eigenheiten der Bilder hervor, welche den Cyklus zu einer Schöpfung der byzantinischen Kunst stempeln sollten und welche immerhin so stark waren, daß nicht nur die namhaftesten Forscher bei uns sich auf seine Seite stellten, sondern daß auch Kraus unter Anerkennung der von Dobbert geschaffenen Klärung dem Byzantinismus eine Reihe von Concessionen macht und letzterem eine ganze Reihe Scenen, sowie die Gewand- und Trachtenbehandlung und das Gebärdenspiel zuwies, für rein einheimisch aber die Kopftypen erklärte und für ausgesprochen abendländisch den Streifenhintergrund der Bilder, der uns ja auch an den Schöpfungen der Reichenau begegnet. Der Gesammtcharakter des vielumstrittenen Cyklus bleibt ihm auch heute noch abendländisch und er stützt sich bei diesem Urtheil namentlich auf folgende drei Argumente: 1. „der große Bildercyklus von San Angelo stellt in seiner Gesammtheit jene Auswahl von Perikopen aus den Evangelien und Briefen dar, die sich in der abendländischen Kirche frühzeitig eingestellt hat"; 2. „in San Angelo begegnen wir zuerst der Darstellung der Sibylle, womit die für die theologische Anschauung so wichtige Anerkennung und Werthschätzung der auch außerhalb des auserwählten Volkes von der Vorsehung geordneten Hinweisung auf den kommenden Erlöser anhebt, — ein in der älteren byzantinischen Kunst und Literatur absolut nicht vertretener Gedanke"; 3. ebenso fehlt in der älteren griechischen Kirche auch völlig die Behandlung der Geschichte der Ehebrecherin, die in San Angelo gleichfalls Darstellung gefunden hat. Zeitlich weiter

rückwärts als dieser Cyklus oder als die beiden von San Clemente und San Urbano liegt der Freskenschmuck von Santa Maria Antiqua auf dem Forum zu Rom, ein kunstgeschichtliches Dokument allerersten Ranges aus dem 8. Jahrhundert, das im Jahre 1900 zu Tage getreten ist, das aber nur in sehr ungenügender Weise bisher hat untersucht werden können, da keinerlei Publikation, auch keine Photographien bisher vorliegen und auch das Studium an Ort und Stelle nur sehr unzulänglich vorgenommen werden kann. Kraus gibt, gestützt auf mündliche Mittheilungen Anderer, nur einen kurzen Hinweis; mit Recht lehnt er die Zuweisung des prächtig erhaltenen Kreuzigungsbildes an die byzantinische Kunst und besonders die merkwürdige Motivirung, als sei der Gedanke, den Gekreuzigten lebend darzustellen, von der byzantinischen Kirche ausgegangen, ab. Die ganze Darstellung ist im Zusammenhang mit dem entsprechenden Motiv in San Urbano und in dem Unterraum von San Giovanni e Paolo zu Rom zu beurtheilen, und was die übrigen Bilder in Maria Antiqua anbelangt, so sind durchaus nicht, was Kraus noch glaubte, alle Beischriften griechisch; es sind vielmehr zahlreiche lateinische daneben vorhanden. Die aufgedeckten Bilder gehören, wie sich deutlich erkennen läßt, zwei auch zeitlich auseinander liegenden Schichten an, von denen die eine ausgesprochen byzantinischen Charakter zeigt, während die andere mehr den einheimischen lateinischen Typus repräsentirt. Den letzteren vertreten auch die 1900 erst aufgedeckten Bilder in der Kapelle Sancta Sanctorum neben dem Lateran, insbesondere das bedeutsame Bild eines hl. Lehrers, das Ph. Lauer, der Bearbeiter dieser wichtigen Funde, in's 6. Jahrhundert verweist und es als eine Darstellung des hl. Augustinus ansieht.

Eine Bestätigung haben die Kraus'schen Aufstellungen hinsichtlich der italienischen Kunst wieder neuerdings erfahren durch eine überaus gediegene und streng fach-

männische Untersuchung, die ein hochbegabter Schüler Venturi's, Toesca, den Fresken der Kathedrale von Anagni gewidmet hat.[1]) Dieselben gehören bereits in's 13. Jahrhundert, aber auch in ihnen haben sich byzantinische Einflüsse mit lebenskräftigen bodenständigen Elementen gekreuzt. Toesca nimmt allerdings eine weit tiefer gehende Einwirkung der griechischen Kunstweise auf die mittelalterliche Kunst Italiens an, als Kraus, aber von einem vollständigen Prädominiren kann auch er nicht reden, und wenn er meint, die Kraus'sche Bezeichnung der einheimischen Richtung als einer mit dem 12. Jahrhundert allmählich ausklingenden altchristlich-römischen treffe mit der Wirklichkeit insofern nicht zusammen, als diese einheimischen Bestrebungen anstatt ein Absterben, vielmehr einen neuen mächtigen Aufschwung zeigten, der bereits unter dem glanzvollen Hofleben Friedrichs II. eine Blüthezeit der italienischen Kunst herbeigeführt habe, so ist doch daran zu erinnern, daß Kraus thatsächlich nichts anderes hat besagen wollen. Nach ihm haben vom 11. und besonders 12. Jahrhundert an die ausgesprochen nationalen Einflüsse und Ausdrucksweisen, besonders auf deutschem Boden, allmählich die aus der altchristlichen Zeit noch vorhandenen stilistischen wie ikonographischen Begriffe abgelöst, welch letztere vom 6.—12. Jahrhundert im Verein mit mehr oder weniger starken byzantinischen Bestandtheilen die italienische und südwestdeutsche Kunst des Frühmittelalters geschaffen haben. Erst nach ihrem Verschwinden läßt sich von einer wirklich einheimischen Kunst reden, deren erste Versuche uns in Reichenau-Niederzell und Burgfelden, oder von Toesca in Anagni gezeigt werden. Dank einem ausgezeichneten Verständniß für die künstlerischen Formen und die stilistischen Eigenheiten hat Letzterer einen überaus werthvollen Beitrag

---

1) Pietro Toesca, Gli affreschi della cattedrale di Anagni. Roma 1902. [Estratto dal vol. V „Le Gallerie nazionali italiane".] 74 Seiten; 14 Phototypien; 1 Farbentafel.

zur mittelalterlichen Kunstgeschichte geliefert; überall werden die glücklichsten Beobachtungen über die Technik und das Stilverfahren der byzantinisirenden und einheimischen Künstler, die überraschendsten Vergleiche mit so gut wie unbekannten Werken, namentlich auf dem Gebiete der Buchmalerei gemacht und die schärfsten Charakteristiken gegeben, so daß wir seine Studie als eine überaus reichhaltige Ergänzung und Weiterführung der von Kraus gemachten Untersuchungen hier anführen durften. Trotz allem ist freilich das Problem der byzantinischen Frage, das ja allen diesen Erörterungen zu Grunde liegt, noch lange nicht gelöst. Kraus hat darum mit Recht seine zusammenfassenden Ausführungen mit dem Vermerk geschlossen: „Ich denke, daß die hier nur flüchtig gegebenen Andeutungen hinreichen sollten, um den Beweis zu liefern, daß die sogenannte byzantinische Frage noch lange nicht ausgetragen ist, und daß es voreilig war, wenn man hinsichtlich der unteritalienischen und römischen Wandmalerei des ausgehenden ersten Jahrtausends mit Dobberts Aufstellungen alles ausgemacht erklärt hat. Diese Ausführungen blieben in den Netzen der ikonographischen und stilistischen Detailkritik hängen, ohne den großen cultur- und kirchengeschichtlichen Gesichtspunkten eigentlich Rechnung zu tragen" (S. 13/14).

Dr. Jos. Sauer.

XXXIII.
Religion und Cultur.

Das Ende des 19. Jahrhunderts, welches als Periode des Fortschrittes und der Erfindungen, der Cultur und Wissenschaft in allen Tonarten gepriesen worden ist, hat ein bedenkliches religiöses Deficit aufzuweisen. Während die Culturfortschritte sich auf den weiten und vielverzweigten Gebieten des socialen Lebens steigerten, sank das religiöse Interesse in weiten Kreisen bis zum Indifferentismus oder gar zum Atheismus herab. Männer verschiedener Richtung, welche mit scharfem Auge die Zeichen der Zeit beobachten, haben ihre warnende Stimme erhoben und die „religiöse Frage" in ihrer alles überragenden Wichtigkeit in den Vordergrund gestellt. Schriften und Gegenschriften über Katholicismus und Cultur im 20. Jahrhundert sind erschienen, welche eine optimistische, oder eine pessimistische Auffassung verrathen. Ein recht mäßiger Optimismus darf wohl Platz greifen, wenn man das lebhafte Interesse beobachtet, welches die Schriften Ehrhards und Schells in weiten Kreisen hervorgerufen haben. Schon die ernste Behandlung und lebhafte Diskussion der Frage, wie die fast unübersteigbare Kluft zwischen Religion und Cultur überbrückt werden solle, ist ein Fortschritt. Dazu kommt das unleugbare Suchen, Forschen und Fragen der Zeitgenossen nach der Wahrheit in einer Geist und Herz befriedigenden Weise. Die modernen Menschen sind in ihrem Hasten und Jagen nach Cultur

und Culturgütern ruhelos und ziellos geworden, aber auch unzufrieden und skeptisch. Sie suchen und suchen und finden nicht, was sie suchen. Ist denn der weit verbreitete Pessimismus nicht ein Beweis dafür, daß die modernen Menschen auch mitten in ihren Culturgenüssen verhungern? Wie sollen die Vertreter der Religion und Kirche sich ihnen gegenüber verhalten? Jedenfalls nicht wie der Priester und Levit, welche den am Wege von Jerusalem und Jericho liegenden, seiner Schätze beraubten Verwundeten wohl sahen, aber sich seiner nicht annahmen. Die modernen Menschen, welche beim Suchen der Culturschätze unter die Räuber gefallen sind, brauchen einen barmherzigen Samariter, welcher sie aufhebt und ihnen Heilmittel gibt. Nicht hermetischer Abschluß gegen die modernen Menschen und die Strömungen der neuen Zeit, sondern ein theilnehmendes Auge und ein hilfsbereites Herz für ihre geistigen Bedürfnisse und Nöthen, der höhere Samariterdienst bleibt die Aufgabe der Kirche für die kommende Zeit. Dr. Güttler empfiehlt in seiner Broschüre: „Gibt es eine katholische Wissenschaft" den religiösen Psychologismus, worin man ihm jedoch nicht in allen Punkten beistimmen kann, da die Religion nicht bloß Sache des Gefühles, sondern als Wahrheit Sache des Verstandes bleibt, wenn auch die Mysterien des Glaubens nicht bewiesen werden können. Eine Forderung der neuen Zeit und ihrer psychologischen Tendenzen ist es, die Religionswahrheiten mehr nach dem psychologischen Bedürfniß der heutigen Zeit zu verkünden. Die modernen Menschen möchten die Religion in der ihnen verständlichen Sprache und in anziehender Form lesen und hören. Darum erscheint mir das zähe Festhalten an der mittelalterlichen Philosophie und Theologie namentlich in formeller Beziehung als ein Hinderniß (?) des Verständnisses und des eifrigen Interesses für die kirchliche Theologie in der modernen Welt. Doch wäre es ungerecht, diese Mängel zu sehr betonen und von ihrer Hebung alles Heil erwarten zu wollen für die Zukunft. Die Versöhnung von Religion

und Cultur hängt hauptsächlich von der richtigen Werthschätzung und Kenntniß der Religion und der richtigen Werthung der Cultur ab. Die Religion hat einen absoluten, alles Irdische übertreffenden Werth, die Cultur nur einen relativen. Die Religion erhebt den Menschen über das niedrige, vergängliche Dasein in die Sphäre des Ewigen und Unwandelbaren; die Cultur dient nur dem irdischen Leben und seinen Gestaltungen und Bedürfnissen. Die Cultur ist also nicht Selbstzweck, sondern erhebt nur das Menschendasein auf eine höhere Stufe, ohne ihm einen dauernden, alles überragenden Zweck setzen zu können. Eine beklagenswerthe Ueberspannung und Ueberschätzung der Cultur und ihres Werthes hat die modernen Menschen irregeführt und zur Unterschätzung und Verachtung der Religion und ihres absoluten Werthes gebracht. Wurde ja doch die moderne Cultur als besserer Ersatz für die veraltete Religion angepriesen. Philosophen und Culturfanatiker haben die möglichst hohe Entwicklung der Cultur als das Endziel der Menschheit bezeichnet und sich nicht gescheut, zu behaupten, daß die Cultur den Menschen erst zum Menschen mache und wahrhaft Mensch sein soviel heiße, als im Culturbesitze sein. Daraus leiten sich zahlreiche Uebel und Mißstände und sociale Schäden ab, unter welchen die modernen Culturmenschen zu leiden haben. Die Kinder können nicht mehr genug lernen, um die dem heutigen Culturstand entsprechenden Kenntnisse zu erwerben. Daher die jeder gesunden und vernünftigen Pädagogik widersprechende Ueberbürdung der Kinder, die einseitige Verstandesbildung, wobei Gemüth und Erziehung zu kurz kommen. Kaum aus der Schule entlassen, beginnt dann der Wettlauf und Concurrenzkampf, um reichen Antheil an der Cultur und den Culturgenüssen zu erlangen, denn Cultur haben heißt Mensch sein. So wird die Cultur zu einem Götzen, dem die modernen Menschen alle ihre Kräfte, die körperlichen wie die geistigen opfern und in dessen Dienst ihr Dasein sich ganz aufzehrt. Diese

Illusion muß unbedingt zerstört werden, als ob die Cultur das höchste und Endziel aller Menschheitsentwicklung sei. Das Leben selbst ist ein höheres Gut, als die Cultur und diese darum dem Leben und seinen höheren Zwecken dienstbar zu machen. Nicht das Leben verzehre und verliere sich in der Cultur, sondern die Cultur veredle, verfeinere, hebe das Leben und diene ihm. In diesem Sinne muß sich die moderne Weltanschauung ändern und verbessern, sonst ist an eine endgiltige Aussöhnung zwischen Religion und Cultur nicht zu denken. Dabei brauchen die modernen Culturmenschen auf ihre Culturgüter und -Errungenschaften nicht zu verzichten, sondern einfach die Illusion aufzugeben, als ob die Cultur die Religion überflüssig machen oder ersetzen könne. Nicht zuletzt muß mit dem Vorurtheil der Culturschwärmer aufgeräumt werden, als ob die Religion und Kirche eine ausgesprochene und erklärte Culturfeindin sei, welche mit allen Mitteln bekämpft werden müsse und darum einen Gegenkampf verlange.

Die Cultur soll als ein sehr hoch zu schätzender Faktor im Leben des Einzelnen und des Volkes, in socialer und religiöser Beziehung gewerthet werden, aber nicht als der Güter höchstes. Sie höhlt ja den Menschen innerlich aus und verbraucht seinen Gemüthsreichthum bis zur geistigen Verödung und zum vollen Geistesbankerott, wofür die moderne Dekadence und die mit der Cultur sich brüstenden Lobredner und Verehrer nicht wenige Beispiele liefern. Die Unstätigkeit und Hastigkeit des modernen Culturlebens bedeutet zudem eine schwere geistige Schädigung, verursacht eine fieberhafte Nervosität bis zur geistigen Ueberspannung und Gereiztheit: es fehlt den modernen Menschen der feste Punkt, der sichere Halt, der höhere Standpunkt, von welchem aus sie die Flucht der Erscheinungen des vielbewegten modernen Lebens überschauen und richtig beurtheilen können. Wenn also die Gebildeten die Cultur, welche stets wechselt, trotz ihrer Unbeständigkeit als das Höchste betrachten

und die Religion im Namen der Cultur befeinden und hassen, ist eine Aussöhnung und Gewinnung derselben für die Kirche aussichtslos. Erst muß eine richtige Werthung der Cultur und die Einsicht in ihre Unzulänglichkeit und ihre Schäden bei einseitiger Pflege und einseitigem Culturstreben Platz greifen in den gebildeten Kreisen, damit sie den wahren und wirklichen Werth der Cultur von dem illusorischen unterscheiden und darnach ihr Urtheil und ihre Weltanschauung modificiren. Stolz, Abneigung und Vorurtheile aller Art müssen abgelegt werden, damit die Absicht, die Religion als höchste Lebenspotenz kennen zu lernen und sich im Leben auswirken zu lassen, realisirt werden kann. Bei den Culturmenschen, welche im Banne der Culturgenüsse, sich nur vom glänzenden äußeren Schein fangen und bestechen lassen, bei welchen „Genuß“ die Lebenslosung in allen Lebensfragen bildet, deren Geist verkümmert und verkrüppelt ist, wird die Religion die ihr zukommende Werthschätzung nicht erhalten und darum eine geringe Wirksamkeit auf sie ausüben: „Animalis autem homo non percipit ea, quae sunt Spiritus Dei; stultitia enim est illi“. I. Cor. 2, 14. Die Halbgebildeten werden am schwersten für die Religion zu gewinnen sein. Nur die bitteren Täuschungen im Lebensgenuß und die Haltlosigkeit und Flucht der Culturgüter können sie auf den religiösen Weg führen. Die nächste Zukunft wird die weite Kluft zwischen Religion und Cultur noch nicht überbrücken für die großen Massen der Culturmenschen, denn die Wahrheit braucht lange, bis sie den weiten Weg von Jerusalem bis Babel zurückgelegt hat, wo viele Hindernisse im Wege liegen. Für die religiöse Perspektive ist die psychologische Thatsache von Wichtigkeit, daß die moderne Welt viele Gebildete aufweist, welche ein reges Interesse für die Wahrheit zeigen und sich mit Eifer dem christlichen Alterthum, dem Urchristenthum in ihren Forschungen zuwenden. Sehnsucht und Verlangen nach Wahrheit und einheitlicher Weltanschauung und befriedigender Lösung der

Gegensätze sind die Triebfedern, welche die modernen Culturmenschen wieder zur Offenbarungswahrheit hinführen, zu Christus, welcher gesprochen: „verba, quae ego locutus sum vobis, spiritus et vita sunt“ Joh. 6, 64. Die Erfahrung, daß auch die höchste Culturstufe die Religion nicht ersetzen und überflüssig machen kann, wird das religiöse Bedürfniß um so stärker wecken, und die suchenden und heilsbegierigen Culturmenschen zur Religion hinziehen.

Schw. J.

XXXIV.

Berlin — München.

Unter Kaiser Wilhelm II. haben sich die Deutschen daran gewöhnt, Ueberraschungen und Seltsamkeiten zu erleben. Der Kaiser ist ohne Zweifel eine außerordentliche Erscheinung, unter den Monarchen der Gegenwart sicher die ausgeprägteste Persönlichkeit. Und während andere Monarchen oder Staatsoberhäupter — häufig nicht zum Besten der von ihnen regierten Völker und Länder — sich vollständig hinter dem sogen. Constitutionalismus verschanzen, eigene Initiative nur im Nothfalle zeigen und auch dann, wenn das vitalste Interesse des Staates ein energisches Hervortreten der „Krone“ erheischen würde, lieber die Minister fortwursteln lassen, möchte Wilhelm II. jeder Zeit und in jeder Situation beweisen, daß — „regis voluntas suprema lex“ — der Wahlspruch, den er im Goldenen Buche der Stadt München eingetragen, in der That von ihm ernst gemeint ist. Er möchte es beweisen!

Ihm schwebt offenbar das römische Imperatorenthum vor Augen, gemischt mit einem gewissen romantischen Zuge und gemildert durch das Gottesgnadenthum des christlichen Herrschers! Er mag es wohl bedauern, daß das alte römisch-deutsche

Kaiserreich sein Ende gefunden, nicht zuletzt unter direkter und indirekter Mitwirkung der Hohenzollern, denn der Nimbus der altehrwürdigen deutschen Kaiserkrone könnte ja auch einem Hohenzoller zu Gute kommen und wäre strahlender als die junge Kaiserkrone, die Kleindeutschland so mühsam zusammengeschweißt! Wie mag jüngst beim Einzuge in Aachen die Erinnerung an einen Karl den Großen des Monarchen Seele erfüllt haben, wie mag ihn der Ehrgeiz durchdrungen haben, einstmals als zweiter Karl in Geschichte und Legende des Volkes fortzuleben. Und wie jener erste Kaiser, der sich in Rom, beim Papste, die Krone geholt, um sozusagen geheiligt durch die Weihe der Kirche sein Ansehen zu stärken und zu stählen, so stellte auch Wilhelm II. sich und sein Haus und das ganze deutsche Volk unter das — Kreuz Ein Hohenzoller hatte den Muth, im 20. Jahrhundert dem Volke vom Kreuze zu reden — „es ist kein Heil als nur im Kreuz zu finden", wie der unvergeßliche Dichter — der Centrumsmann Friedrich Wilhelm Weber so unvergleichlich gesungen. Ob da nicht im stillen Herzenskämmerlein des einen oder anderen der „hohen Verbündeten" innerhalb und außerhalb des Reiches eine leise Regung erwachte — ein Traumbild, als wenn auch ein und der andere ihrer Vorfahren sich einst, vor langer, langer Zeit freilich, unter das Kreuz gestellt — heutzutage darf man aus constitutionellen Rücksichten, aus Toleranz, dieß officiell und vor aller Welt — nimmer thun, manchmal mag man es auch aus Bequemlichkeit nicht.

Inzwischen hat der Kaiser seine alljährliche Nordlandfahrt angetreten und vollendet und nachher die Zusammenkunft mit Kaiser Nikolaus II. von Rußland gehabt, in unermüdlichem Streben, die von ihm so außerordentlich verschiedene Persönlichkeit desjenigen Herrschers für sich einzunehmen und zu gewinnen, von dem zur Zeit in Wahrheit der Weltfriede abhängt — des mächtigsten Monarchen, wie ihn Wilhelm II. selbst genannt.

Heimkehrend in Swinemünde angelangt, überraschte er sofort die Welt mit jener Depesche, von welcher die Kreuzzeitung sagt, daß im Hinblick darauf Schweigen besser sei als Reden. Und dennoch wird in diesem Falle mit Schweigen ebensowenig

erreicht als mit Reden, wenn man die Persönlichkeit des Kaisers ins Auge faßt: wer möchte auch nur einen Augenblick die Hoffnung hegen, daß die Erfahrungen, welche Wilhelm II mit dieser seiner Depesche erlebt, seinem Naturell eine andere Richtung geben könnten. Nicht absichtslos haben wir die Aachener Rede des Kaisers erwähnt: sie ist der klare Spiegel seines groß angelegten staatsmännischen Denkvermögens, der sichtbare Ausdruck des Königs von Gottes Gnaden. Jene Depesche aber zeigt der Welt, die doch endlich einmal daran gewöhnt sein sollte, den Imperator, der vielleicht unbewußt und ohne böse Absicht in jäher Aufwallung vergißt, zu prüfen, ob das auch der Wahrheit entspricht, was die Umgebung an Klatsch, Verläumdung und Intrigue in passendem Moment — und welcher Mensch hätte nicht Zeiten, wo er besonders zugänglich ist — einimpfen möchte.

Wie aber mag die Depesche entstanden sein? Wer hatte ein Interesse daran? Das Ministerium Crailsheim kann sie sicher nicht bestellt haben, wunschgemäß ausgefallen ist sie wenigstens nicht.

Wenn man den Wortlaut des Telegramms betrachtet, so frägt man sich unwillkürlich: wozu? was soll denn eigentlich damit gesagt werden? Der Kaiser „liest“, von einer Reise zurückgekehrt, von der Ablehnung der von dem Prinzregenten geforderten Summe für Kunstzwecke. Hat denn der Kaiser sonst nichts „gelesen“? War die Summe vom Prinzregenten gefordert oder von der Staatsregierung? Ist Sr. Majestät der Fall Landmann und dessen wunderbare Entwicklung bis zur vollständigen Blamage der im Amte verbliebenen Minister unbekannt geblieben? Wäre die Ablehnung der 100,000 Mark im preußischen Landtage für den König ein so wichtiges Ereigniß gewesen, geeignet, in tiefster Entrüstung aufzuwallen? von schnödem Undank gegen das Haus Hohenzollern und Preußens kunstliebenden Monarchen zu reden? Was würde Wilhelm II. gesagt haben, wenn in diesem Falle Prinzregent Luitpold sich in gleicher Weise über den preußischen Landtag geäußert, wenn er sich erlaubt hätte, „die Summe, welche Du benöthigst“, zur Verfügung zu stellen. Aber nein, der König von Preußen kann ruhig sein: ein Wittelsbacher hätte dies wohl kaum gethan, weil

den Wittelsbachern ebenso wie ihrem Volk der Constitutionalismus in Fleisch und Blut übergegangen ist und weil sie sich von Dingen fernhalten, die außerhalb ihres Wirkungskreises liegen müssen.

Man möchte die Sache gerne so darstellen, als ob die Depesche eine reine Privatangelegenheit gewesen wäre, der Freund zum Freunde gesprochen hätte. Mit solchen Ausreden sollte man doch stille sein! Was bis jetzt über die Veröffentlichung dieses freundschaftlichen Gefühlsaustausches bekannt geworden ist, erinnert an die ebenso freundschaftliche Begegnung der beiden hohen Verbündeten im hiesigen Centralbahnhofe, deren Resultat der Verzicht auf die bayerische Militärhoheit gewesen — damals soll ein sehr hoher Herr tief erschüttert gewesen sein, während ein anderer hoher Herr in gehobenster Stimmung über die Schleppe einer anwesenden Dame hinwegsetzte.

Und heute? Die Verhältnisse Bayerns zum Reiche bezw. zu Preußen, wie im Reiche selbst haben sich dank der Energielosigkeit des bayerischen Ministeriums und der verantwortlichen Stelle im Reiche so weit entwickelt, daß eben eine solche Depesche nicht mehr unmöglich ist und daß diese unter solchen Begleiterscheinungen veröffentlicht werden konnte, „nachdem die Veröffentlichung von bayerischer Seite, wo man das Peinliche des Vorgangs von Anfang an sehr lebhaft empfand, abgelehnt worden war“. So die offiziöse Verlautbarung in der Augsburger Abendzeitung, welche dann fortfährt: „Am Hoflager des Prinzregenten machte, wie wir hören, die Veröffentlichung, die man erst aus den Zeitungen ersah, eine Wirkung, für welche die Bezeichnung „Ueberraschung“ auch nicht annähernd erschöpfend ist; trotz manchem Vorausgegangenen hatte man Derartiges doch nicht für möglich gehalten“. Demnach muß die Stimmung am Hoflager wirklich recht — freundschaftlich sein!

Und der Erfolg? Was wurde erreicht? Unser greiser Regent, dem die so traurig verfahrene Affaire Landmann schon nahe genug gegangen, scheint wohl mit Recht gekränkt durch die Art des am preußischen Hoflager beliebten Vorgehens, die Situation des Ministeriums Crailsheim aber ist schwieriger denn je, und von tiefster Entrüstung getroffen ist — nicht das Centrum,

sondern eine ganz andere Stelle. Das Centrum in Bayern ganz besonders müßte, wenn die Sache nicht so ernst wäre, sich zu speciellem Danke verpflichtet fühlen für den Pfeil, der wohl abgeschossen wurde, aber ein anderes Ziel, als das gewollte erreicht hat. Diese partei-politische Seite der Angelegenheit jedoch tritt weit zurück hinter der Erwägung des unermeßlichen Schadens, welchen diese neueste Errungenschaft der stets unauffindbaren verantwortlichen Rathgeber des Kaisers im ganzen Reiche angerichtet hat. Man kann ruhig behaupten, daß seit Gründung des Deutschen Reiches in reichsfreudigen Kreisen noch niemals eine so allgemeine Depression der Stimmung Platz gegriffen, als gerade in den jüngsten Tagen. Zur Stärkung des Reiches im Ganzen wie in seinen Theilen können die jetzigen Zustände sicherlich nicht dienen; in Bayern aber sind manche aufgerüttelt worden — unten und oben — die bisher in blindem Vertrauen nordwärts geblickt, und das ist das einzig Gute an der ganzen Geschichte.

Es scheint, der Sturz des bayerischen Cultusministers wird den Arrangeuren noch einiges Unbehagen bereiten, wenn auch der Ministerpräsident Graf Crailsheim hochbefriedigt in Urlaub gegangen. Vielleicht ist der Todtengräber auch dieses klebefähigsten aller deutschen Ministerien schon mehr an der Arbeit als eben diese Arrangeure sich hätten träumen lassen.

XXXV.

Spahn's Großer Kurfürst.[1])

Nach dem Geleitwort will der Verfasser „einerseits eine umfassende Uebersicht über das Leben und die Entwicklung der deutschen Nation von 1555—1713 geben, anderseits die Persönlichkeit des Großen Kurfürsten als die kräftigste und erfolgreichste innerhalb dieses Zeitraums deutlich machen". In fünf Abschnitten ist der fast anderthalb Jahrhunderte behandelnde Stoff zusammengedrängt: 1. Rückblick auf die Jahre vor 1618 (also von 1555 an); 2. das Zeichen zur Erhebung; der 30jährige Krieg (1618—1640); 3. Bereitschaft im Volke; die Jahre 1640-1656; 4. die Zeit der Vorbereitung (1657-1673); 5. der Erfolg (1674—1713). Da die Bilder sicher ungefähr den fünften Theil des Textes ausfüllen, so treffen auf diesen kaum etwas mehr als 120 Seiten. In so eng bemessenem Raume wird die Entwicklung des deutschen Volkes in der gefährlichsten und entscheidendsten Periode seiner ganzen Geschichte vorgeführt. Das in seinen tiefsten Gründen erschütterte Leben der Nation in Religion und Sitte, Handel und Wandel, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Wissenschaft und Politik wird in dem auf's äußerste gedrängten Rahmen eines mehr als lebhaft bewegten Weltbildes geschildert. Eine gewiß nicht leichte

---

1) Martin Spahn, Der große Kurfürst. Mainz, Kirchheim. 151 S. gr. 8°. Mit einer Karte in Farbendruck, 93 Porträts auf 8 Tafeln und 138 Abbildungen im Text und reichem Buchschmuck.

Arbeit, wenn daran gedacht wird, daß die rein geschichtlichen Werke größeren Stiles über jene Zeit allein umfangreiche Bibliotheken vorstellen. Hunderte von Regenten und Herren, Hunderte von Fürsten des Geistes, der Kunst, der verschiedenen Wissenschaftszweige, Hunderte von Leitern der Kirche und des Staates, Hunderte der wichtigsten Ereignisse, welche dem Wechsel der Jahrzehnte ihren verschiedenen und doch wieder auch im Ganzen gemeinsamen Stempel aufgedrückt haben, ziehen gleichsam in Momentaufnahmen blendend an unserem Auge vorüber. Unwillkürlich werden wir an die oft verblüffende Arbeit von Schnellmalern gemahnt. Mit nicht selten treffenden Schlagern werden die tausend führenden Persönlichkeiten gezeichnet, mit lichtem oder dunkelm Farbenstrich ihr Bild hingeworfen, alles aber gleichsam zur buntesten Staffage vereint, aus deren Mitte mit der Gloriole des ersten Helden die Gestalt des Großen Kurfürsten gleich einem Deus ex machina hervortritt. Gewandt, flott, witzig und geistreich fließt der Stil dahin und schmeichelt den Leser durch seine Glätte spielend über die Abgründe des Elends hinweg, in die das arme deutsche Volk durch eigene und fremde Schuld in jener Periode fast unrettbar geschleudert worden war. Die glänzende Sprache des Verfassers erinnert an Treitschke; die Kunst der Gruppirung versteht er meisterlich.

Die Glanzpunkte des Buches bilden der erste und fünfte Abschnitt, jener mit seinem Rückblick auf die Geschichte und Cultur des 16. Jahrhunderts, dieser mit seiner Darstellung der Werdegestalt des preußischen und österreichischen, sagen wir, Großstaates.

Dabei darf nun nicht verschwiegen werden, daß vor allem der Grundgedanke des Buches, die Persönlichkeit des Großen Kurfürsten in den Mittelpunkt der Weltereignisse zu versetzen, Vielen als nicht begründet, als gemacht erscheinen wird. Der Süddeutsche, also zunächst der Oesterreicher, wird seine Kaiser Leopold I. und Joseph I., deren hohe Begabung und Bedeutung übrigens Spahn wiederholt betont (bes. S. 129), weit über den brandenburgischen Kurfürsten erheben. Der Bayer läßt sich den Ruhm nicht schmälern, in seinem Herzog und Kurfürsten Maximilian I. die hervorragendste deutsche Fürstengestalt des

17. Jahrhunderts feiern zu können. Zwar würdigt Spahn auch diesen hohen Lobes, er nennt ihn selbst den „stärksten Fürsten im Reiche“ (S. 44, 45), aber er war eben doch nur der „bedeutendste Bayernherzog und nichts darüber“. Ist der Ruhm der Rettung der katholischen Kirche in Deutschland nicht der schönste und höchste? Die Katholiken der ganzen Welt preisen ihn darob. Und die maßgebenden Urtheile Ranke's, Schiller's und Anderer lauten auch ganz anders.

Der springendste Punkt ist eben dabei der: die Zeitgenossen haben den Großen Kurfürsten wohl als solchen gefeiert, als einen der tapfersten Kriegshelden, als Schöpfer der Grundlagen des preußischen Staates, aber davon, daß er selbst oder sein Lebenswerk den Mittelpunkt des deutsch-nationalen Lebens oder der Hoffnungen oder der Sehnsucht der Nationalfreunde jenes Jahrhunderts ausgemacht hätte, wissen seine Zeitgenossen, wissen seine Unterthanen, wissen selbst seine Mitarbeiter an der Größe Preußens nichts.

Hat doch selbst der radikalste Staatsrechtslehrer jener Tage, Samuel Pufendorf, der alle socialen und gesellschaftlichen Faktoren, namentlich auch die Kirche unter die Knute des allmächtigen Staates, resp. des autokratischen Fürsten, beugen wollte, „für die Einheit des Reichs gegenüber dem Auslande nur unter Oesterreichs Bundespräsidentschaft“ (S. 109) plädirt. Kein Gelehrter, kein Staatsmann, kein Dichter dachte anders. Es ist aber die Aufgabe der Geschichte, das Wachsen und Leben der Völker und Persönlichkeiten aus der Zeit selbst und deren Dokumenten kennen zu lernen. Geben uns diese keine Anhaltspunkte für irgend eine Thatsache, so fällt jede Basis zu retrospektivischen Betrachtungen fort. Mit anderen Worten: Man muß sich hüten, mit modernen Ideen die frühere Geschichte gleichsam construiren zu wollen. Die Warnung Böhmers vor den Baumeistern der Geschichte gilt für alle Schriftsteller ohne Unterschied der Richtung. Der patriotische Schwung darf nicht die gefährliche Brücke vom Reiche der Wahrheit in das Phantasiereich der subjektiven Wünsche oder der Modernisirung der früheren Zeit schlagen. Das 17. Jahrhundert hat keinen deutschen Helden, nach dem

man das Säculum benennen könnte. Es gibt ein Jahrhundert Friedrichs des Großen (18. Jahrh.), das 17. Jahrhundert aber beherrscht ein fremder Eroberer im Norden und ein zweiter im Westen: Gustav von Schweden und Ludwig XIV., nicht der Große Kurfürst. Es ist ein Zug unserer Zeit, alten und neuen Dingen andere Seiten abzugewinnen, als die frühere allgemeine Anschauung war. Das macht interessant. Ein solcher Geist wandelt auf eigenen Bahnen über den Häuptern der Alltagsmenschen und der Gebildeten des juste milieu.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Morgenröthe einer größeren Zeit der deutschen Nation erblickt zu haben, ist aber durchaus kein neuer Standpunkt. „Ich weiß, daß die nachfolgenden Blätter das Jahrhundert des 30jährigen Krieges von Grund aus anders beurtheilen, als es meist beliebt zu werden pflegt“ (Geleitwort). Diese Gesammtauffassung Spahns haben schon, um nur allbekannte Geschichtswerke zu nennen, Weiß, Weltgeschichte, und Gebhard, Handbuch der Weltgeschichte, vertreten.

Das macht übrigens der selbständigen Auffassung und Darstellung Spahns keinen Eintrag. Aber bei dem starken Zuge, allen Ereignissen und Persönlichkeiten die Kehrseiten (gleichsam Avers- und Reversseiten) abzugewinnen, läuft er Gefahr, in Widersprüche zu gerathen und ein festes Urtheil zu verlieren. Dieses aber muß dem Leser geboten werden, sonst ist der Eindruck ein zweifelhafter, der sich bald verwischt, wenn er nicht gar verwirrt. Solche Parallelen der guten und schlimmen Seiten bilden ein das Buch durchziehendes Stilmittel, gleichsam auf geistreiche Neuigkeiten à tout prix zugespitzt.

Ein Beispiel dieser Art ist die Charakterisirung des Jesuitenordens (S. 42), in der ganz zutreffende Bemerkungen mit ebenso schiefen Urtheilen störend sich verquicken.

Ein paar Seiten später (S. 44) heißt es von Max I.: „Eine tiefe sittliche Religiosität beseelte ihn. Von Jesuiten erzogen und ihr Freund, hatte er ihre Formen der Gottesverehrung schwärmerisch aufgenommen.“ Man ist bei solchen Worten Spahns versucht, zu fragen: Glaubt denn der Verfasser etwa wie ein Brahmane oder sonstiger Nichtchrist, daß

die Jesuiten andere Formen von Gottesverehrung haben, als die katholische Kirche im Vater Unser, Credo u. s. w.? Man überlasse doch solche Sprüche nichtkatholischen Männern, die die Sache nicht anders verstehen oder verstehen wollen. — Aehnlich heißt es S. 46: „Tilly war ein Mann, wie er an die Seite Max I. paßte, von einer vollkommenen Lauterkeit des Charakters, aufrichtiger Frömmigkeit, schmerzlichster Selbstzucht." Welche gruselige Vorstellung soll damit erweckt werden? Ueber die Auffassung katholischer Dinge à la Schlosser rc. sollte ein ernster Geschichtsforscher heutzutage doch schon erhaben sein, zumal wenn er selbst Katholik ist.

Noch auffälliger ist folgende Stelle (S. 94, 95): „Erst jetzt (nach 17jähriger Regierung) wurden Schwarzenbergs Ziele wieder verstanden (vom Großen Kurfürsten), dann jedoch unvergleichlich größer und umfassender aufgenommen, wie es der außerordentlichen Herrscherpersönlichkeit Friedrich Wilhelms, vielleicht der schöpferischesten von allen des 16.–18. Jahrhunderts, entsprach." Und auf der nächsten Seite heißt es dagegen: „Gewiß selten mit dem Herzen und mit Verständniß widmete sich der Große Kurfürst (in den trüben Jahren des Beginnes seiner Regierung) dem Inneren seines Staatswesens, aber schon seine gelegentliche Theilnahme, sein Dasein, sein Athem scheint genügt zu haben, überall in seinen Ländern das Leben zu stärken, Kräfte zu wecken, die bessere Zukunft vorzubereiten."

Dahin zählt auch der Satz (S. 106): „Nur der völlige Subjektivismus seiner germanisch-baltischen Denkanlage (Pufendorfs) macht das verständlich." Was soll das heißen? Germanisch-baltische Denkanlage kann doch nur ein geborener Nordländer (Däne, Schwede, Norweger) besitzen. Pufendorf aber war ein guter Sachse, allerdings 19 Jahre in Schweden thätig, dann aber seit 1688 bis zu seinem Tode in Berlin. — Aehnlich S. 110: „Das Lutherthum verzehrte sich in starrer Rechtgläubigkeit, der deutsche Katholicismus verfügte über keine in der Entwicklung stehenden hervorragenden Theologen mehr!" Ob die Durchschnittsleser den Ausdruck „in der Entwicklung stehenden Theologen" nach dem Sinne des Verfassers verstanden haben, darf gerechtem Zweifel begegnen.

Diese Auslese mag genügen, um die Bedenklichkeit der Janusmanier, d. i. der Darstellung, welche den Dingen ein doppeltes Gesicht geben will, zu zeigen. Je fester und bestimmter Persönlichkeiten und Ereignisse gezeichnet sind, desto klarer wird sich Freund und Feind. Durch zu gefällige Abschwächung und Conciliation ist im Reiche der Geister nie etwas Anderes als Verwirrung und Verflachung erreicht worden, das beweist die Resultatlosigkeit der Confessionseinigungsversuche des 16. und 17. Jahrhunderts am schlagendsten.

Das Buch Spahns zwingt nach Inhalt und Form zum langsam abwägenden und urtheilenden Lesen. Die gebildete Welt, an deren weite Kreise sich doch das Buch zunächst wendet, wird durch die Gedrängtheit der Gedanken und die Ueberfülle des sprachlichen Bilderschmuckes gar bald ermüdet. Dies zu vermeiden, wäre es gut gewesen, wenn der Verfasser abwechselnd auch weniger Stoffhäufung und eine schmucklosere, einfache Prosa gewählt hätte.

Ich unterlasse die weitere Ausführung und möchte nur an die vornehm ruhige, völlig klare und doch oft hinreißende Darstellung des Freiherrn von Hertling in seinem Augustinus als Gegenstück hinweisen.

Wir Süddeutsche sind zwar gewöhnt, die hochmüthige Geringschätzung norddeutscher Studenten, Referendare, Assessoren, Oberlehrer &c. über alles Süddeutsche als Ausdruck unreifer Geistesentwicklung zu belächeln. Gegen ähnliche Urtheile ernster Männer machen wir frisch und kräftig Front. Wenn aber ein Bannerträger der katholischen Wissenschaft von „einer vollkommenen Erschöpfung des katholischen und süddeutschen Geisteslebens" im 16. und 17. Jahrhundert spricht (S. 142), so traut man kaum seinen Augen und man frägt sich: Hat der katholische Historiker seine Wissenschaft etwa nur der Geschichte der Universität München von Prantl entlehnt? Kennt er nicht die herrliche Gegenschrift des großen Ringseis über die katholischen Gelehrten der Universität Ingolstadt-Landshut-München? Oder weiß er nichts von den Schriften von Reinhardstötter über die Pflege des Humanismus der Jesuiten in Bayern und München u. s. w.? Oder existiren für ihn die großen Leistungen

der katholischen Gelehrten in Würzburg und Bamberg unter einem Erlach u. s. w. nicht? Nur Abraham a Santa Clara und Martin von Cochem finden noch Anerkennung (S. 143), ebenso das aufrichtige Streben in manchen nichtjesuitischen Orden. Jedes größere bibliographische Lexikon hätte aber den Verfasser eines Besseren belehren können. Doch es kömmt noch stärker: „Nur das evangelische Norddeutschland kam zur geistigen Entwicklung, um späterhin Oesterreich aus der ersten Stelle im nationalen Leben mehr noch durch die Waffen des Geistes als durch die der Faust zu verdrängen" (S. 144). Wenn ein Urtheil gefällt wird, durch welches fast die ganze eine Hälfte des deutschen Volkes der Unfähigkeit geistiger Entwicklung in den letzten vier oder drei Jahrhunderten geziehen wird, so müßten nur die erdrückendsten Mengen von Gründen ein solches rechtfertigen können. Aber nicht ein einziger Grund wird geltend gemacht. Soll das die neue katholische Wissenschaft sein? Seit wann ist nur das protestantische Norddeutschland zur geistigen Entwicklung gelangt? Ist im protestantischen Südwestdeutschland ebenfalls wie bei den Katholiken die geistige Entwicklung vor drei oder vier Jahrhunderten stille gestanden? Haben die Centren des protestantischen Nordens im 16. und 17 Jahrhundert, also Leipzig, Wittenberg, Berlin, Magdeburg, Frankfurt a. O. u. s. w. eine größere geistige und künstlerische Blüthe wie Ingolstadt, München, Wien, Mainz, Köln, Bamberg, Würzburg, Straßburg aufweisen können? Wo war das geistige, künstlerische, politische und finanzielle Uebergewicht des ganzen deutschen Reiches im 16. und 17. Jahrhundert: in Südwestdeutschland oder in Norddeutschland?

Die Spitze der kühnen Phrasen erreicht aber die Schlußstelle des Buches: „... Ein großes, ernstes Zeugniß der deutschen Cultur (das Berliner Schloß), die seit dem frühen Tode Josephs I. Preußens Schutz von der Vorsehung anvertraut war und Deutschland in Vollendung der fast ununterbrochenen Kämpfe des 17. Jahrhunderts wieder einig und zur stärksten der Nationen Westeuropas machen sollte" (S. 151). Die deutsche Cultur ist das Produkt der ganzen deutschen Nation und ihrer zweitausendjährigen Entwicklung. Ihre erste Blüthezeit vom

13. Jahrhundert hatte ihren Hauptsitz in Südwestdeutschland. Die zweite mehr in Mittel- und Norddeutschland. Daß die Vorsehung Preußen die Hut der deutschen Cultur seit dem 18. Jahrhundert anvertraut hat, ist aber ganz neu. Welcher Literatur-, Kunst- und Culturhistoriker sagt dies? Inwiefern hat denn z. B. Friedrich II mit seinem nur der französischen Cultur zugewandten Sinne die deutsche Cultur geschützt? Und er ist erst 1786 gestorben. Und sind Mozart und Beethoven, Schiller und Goethe, Uhland und Platen, Heine und Grillparzer, sind all die großen Geisteshelden an den mittel- und südwestdeutschen Universitäten des 18. und 19. Jahrhunderts unter Preußens Schutz Pioniere der deutschen Cultur geworden?

Spahn erwähnt der Päpste, der Statthalter Christi, "der Lenker und Leiter der katholischen Kirche (also wohl auch der deutschen) mit keiner Silbe. Der Protestant Hermann Schiller (Weltgeschichte, III. S. 67. 1891) preist dagegen die großen Päpste des 16. Jahrhunderts als eine ehrfurchtgebietende Reihe frommer und tapferer Päpste, Greise von reichster Lebenserfahrung und Kirchenfürsten mit starker Hand". Gehet hin und lernet von solchen Protestanten, katholische Gelehrte!

Dr. Franziß.

XXXVI.

Zwei österreichische Lehrertage.

Ein Beitrag zur österreichischen Schulfrage.

1. St. Pölten.

In der denkwürdigen Sitzung des österreichischen Herrenhauses vom 2. März 1901, in welcher eine Adresse an den Kaiser zur Berathung stand, wurde auch die leidige österreichische Schulfrage wiederholt in die Debatte gezogen Am eingehendsten und wirksamsten von dem wackeren Vorarlberger Landeshauptmann von Rhomberg, der erst vor Kurzem ins Herrenhaus berufen worden war.

Von Rhomberg ist eine von jenen Naturen, welche keine Menschenfurcht kennen. Sein katholisches und patriotisches Empfinden fühlt sich tief beunruhigt bei dem Anblick der zur Zeit im Reiche der Habsburger herrschenden Schulzustände, und er hat den Muth, dies öffentlich zu sagen. Und was er sagte im Herrenhause, war nur zu wahr. Darum begleiteten auch die hohen Herren, ob auf der Rechten oder auf der Linken, seine Rede mit steigender Aufmerksamkeit, und der reiche Beifall, der ihm gespendet wurde, als er geendet hatte, bewies zur Genüge, daß er verstanden worden war.

Den ganzen Complex von Fragen, welche das österreichische Schulwesen, von der Volksschule bis hinauf zur Universität, berühren, zog von Rhomberg in den Bereich

seiner Kritik. Bezüglich der Volksschule — denn diese allein interessirt uns hier — äußerte er sich unter anderem also:

„Vor allem muß ich constatiren, daß wir keine Besserung erhoffen dürfen, so lange beispielsweise die Zulässigkeit der Bekleidung einer Volksschullehrstelle so frei und bis zu den äußersten Consequenzen gehandhabt wird, wie bei uns. Es ist ein offenes Geheimniß, meine hohen Herren, und die Betreffenden rühmen sich noch ihrer Gesinnung, daß zahlreiche erklärte Socialdemokraten als ‚Erzieher‘ und Jugendbildner an Volksschulen Oesterreichs angestellt sind. Wie soll da ein Mann, dessen religiöses Ideal der Atheismus, dessen staatliches der Republikanismus ist, dessen gesellschaftliche Anschauungen in dem totalen Umsturz der gegenwärtigen menschlichen Gesellschaft gipfeln, ein Mann, der Eigenthum als Diebstahl, Revolution als erlaubt und lobenswerth hinstellt, wie soll, frage ich, ein solcher Mann selbst im Sinne des gegenwärtigen Volksschulgesetzes die Kinder ‚sittlich-religiös‘ erziehen und sie zu guten Staatsbürgern und patriotischen Oesterreichern heranbilden können? Das ist eine absolute Unmöglichkeit. Und dennoch gibt es Hunderte solcher Lehrer, denen die Eltern gezwungen sind, ihr theuerstes Kleinod anzuvertrauen. Ist das nicht ein Gewissenszwang crassester Art? — In Preußen werden Socialdemokraten grundsätzlich und weil sie Socialdemokraten sind, zur Ausübung des Lehramtes und zum Eintritte in die Schulbehörden nicht zugelassen. Ich wünschte mir die in Preußen sprichwörtliche Strammheit nach dieser Richtung auch in Oesterreich eingeführt, dann wäre wenigstens der Anfang zu einer Reform unserer Volksschule gemacht.“

Der Cultus- und Unterrichtsminister Dr. Ritter von Hartel fühlte sich veranlaßt, auf die Rede von Rhombergs sofort zu antworten. Was von Rhomberg über das Eindringen der Socialdemokratie in die österreichische Lehrerschaft vorgebracht hatte, stellte der Unterrichtsminister nicht in Abrede. Es wäre auch gar nicht möglich gewesen, angesichts der Thatsache, daß die socialdemokratische „Freie

Lehrerstimme" von Wien mehr als 2000 Lehrer zu Abonnenten hat. Nur suchte der Minister die Schuld dafür auf andere Schultern abzuladen. Seine bezüglichen Worte waren:

„In Bezug auf die Volksschulen hat mein geehrter Herr Vorredner selbst gestanden, daß wir durch das Reichs-Volksschulgesetz gebunden sind. Die Centralverwaltung, das Ministerium für Cultus und Unterricht, hat den Gesetzen gemäß einen überaus geringen Einfluß auf die Volksschule, wie in Bezug auf Anstellung der Lehrer, die Aufstellung des Lehrplanes und dergleichen. Das hohe Haus kennt die Volksschulgesetze zu genau, und namentlich viele von den Parteifreunden des Herrn Redners werden sich ja angelegentlich mit der Sache befaßt haben, um zu dem Resultate gelangt zu sein, daß auf administrativem Wege hier nichts zu machen ist. Was wir aber thun können, geschieht auch hier, und ich glaube nicht, daß die zunächst zur Aufsicht berufenen Organe es an ihrer Pflicht fehlen lassen, den Erscheinungen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, die sich, wie ja nicht zu leugnen ist, auf dem Gebiete des Volksschulwesens zeigen und die ich zu bedauern gar keinen Anstand nehme. Ja, meine Herren, es zeigt sich wenigstens unter einem Theile der Lehrerschaft — ich kann mit Befriedigung sagen, unter einem kleinen Theile derselben — eine Maßlosigkeit des Auftretens, die Niemand billigen kann, eine Maßlosigkeit, die namentlich in den Zeitungen und Zeitschriften der Lehrerschaft so weit geht, daß wahre Freunde der Schule zu sagen sich berechtigt fühlen: Wir müssen heute den Bestand der freien Schule gegen diese Lehrer vertheidigen."

Diese Antwort des Ministers war schon etwas; sie konnte ja für Rhomberg ungünstiger ausfallen. Aber Hr. von Hartel war sichtlich bestrebt, sein Ressort zu entlasten, vermied aber auch ebenso sichtlich, der Sache auf den Grund zu gehen. Trotz aller, jeden patriotischen Oesterreicher tief betrübenden Erscheinungen auf dem Gebiete des Volksschulwesens ist er immer noch in der liberalen Idee verfangen, daß nur in der Loslösung von der Kirche

das Heil der Schule gesichert sei. Vielleicht dürfte mit der Zeit auch ihm noch die Unhaltbarkeit dieser Anschauung zum Bewußtsein kommen. Soviel staatsmännische Begabung trauen wir ihm schon zu, um einzusehen, daß ein monarchisches Staatswesen eine von der Kirche losgetrennte Schule auf die Dauer nicht vertragen kann.

Daß Hr. von Hartel die von dem Vorarlberger Landeshauptmann so trefflich gekennzeichneten destruktiven Elemente der österreichischen Lehrerschaft nicht in Schutz genommen hat, das konnten diese ihm nicht verzeihen. Soweit das Preßgesetz ihnen Spielraum ließ, machten sie in den ihnen zugänglichen Fach- und Tagesblättern ihrem Zorn gegen den Minister Luft; und ihre Sprecher im Parlamente, der socialdemokratische Reichsrathsabgeordnete Seitz und der alldeutsche Reichsrathsabgeordnete Schreiter, nahmen die erste beste Gelegenheit wahr, ihren giftigen Redeschwall über ihren „Chef“ zu ergießen. Und selbst in den mehr zahm-liberalen Lehrerblättern war nichts Gutes über den armen Unterrichtsminister zu lesen. So springt man in der österreichischen Lehrerschaft mit der obersten vorgesetzten Behörde um!

Die „Maßlosigkeit des Auftretens“, welche der Unterrichtsminister einem Theile der Lehrerschaft, aber nur einem „kleinen Theile derselben“, vorwerfen zu müssen glaubte, hat sich auch wieder in St. Pölten gezeigt, wo am 16. Juli dieses Jahres eine außerordentliche Versammlung des niederösterreichischen Landeslehrervereines abgehalten wurde.

Dieser Landeslehrerverein umfaßt alle Schulbezirke außer Wien und zählt über 3000 Mitglieder. Ein eigenes Preßorgan steht ihm zur Verfügung. Obmann ist ein gewisser Ed. Jordan, der vordem lange Jahre als Uebungsschullehrer am Wiener Lehrer-Pädagogium thätig war, sich aber in seinem Kampfe gegen die in Wien herrschende christlich-sociale Partei zuweit vorwagte und deshalb

auf eine andere Stelle „gemaßregelt“ wurde. Der Geist, der in diesem niederösterreichischen Landeslehrerverein vorherrscht, ist der Geist der „Jungen“, das heißt jener Jugendbildner, denen alle staatliche und kirchliche Autorität „schnuppe“ ist und die im Bewußtsein ihrer „wissenschaftlichen Pädagogik“ das Zeug zu haben glauben, ohne Religion die Menschen zu Glück und Seligkeit zu führen, unter der Voraussetzung natürlich, daß man ihnen die „Freiheit“ lasse und sie gehörig besolde.

Kaum war nun das Schuljahr geschlossen und der Lehrer „frei“, da eilte man nach der alten Traisenstadt, nach St. Pölten, folgend dem Rufe der „Führer“ und dem eigenen Drange. An die 1000 Lehrer und Lehrerinen hatten sich eingefunden. Alle Bezirke, wie die „deutsch-österr. Lehrerzeitung“ mit Befriedigung hervorhebt, waren vertreten. Die Verhandlungen drehten sich anscheinend um Schulfragen; in Wirklichkeit aber war etwas ganz Anderes im Spiele.

Das erste Referat, welches Oberlehrer Hohla von Königstetten erstattete, behandelte die „Schule im 20. Jahrhundert“. Der Herr forderte Trennung des Unterrichtsministeriums vom Cultusministerium, sowie totale Trennung von Kirche und Schule; denn, so führte er ungefähr aus, „im Interesse der gedeihlichen Entwicklung der Schule sei vor allem die Beseitigung des kirchlichen Einflusses auf die Volksschule anzustreben; so lange es auch nur einen herrschsüchtigen Priester gibt, der im Gefühle seines Rückhaltes mit dem Lehrer bei jedem Anlasse sein Hühnchen zu pflücken sucht, so lange könne die Schule nicht zur Ruhe kommen“.

Da der ganze Einfluß, den die Kirche in Oesterreich noch auf die Schule hat, sich darauf beschränkt, daß der Priester zweimal in der Woche die Schule betreten darf, um Religionsunterricht zu ertheilen, so läuft die Forderung des Königstettener Oberlehrers auf eine vollständige

Verdrängung des Priesters aus der Volksschule hinaus. Also Schule ohne Religion wie im republikanischen Frankreich! Ein Widerspruch gegen diese socialdemokratische „Forderung“ wurde in der Versammlung nicht laut; vielmehr bezeugte der rauschende Beifall, unter dem Oberlehrer Hohla sein Referat schloß, daß die tausendköpfige Zuhörerschaft auf seiner Seite stand. Wie man angesichts dieser Thatsache behaupten kann, nur einem „kleinen“ Theile der Lehrerschaft sei „Maßlosigkeit des Auftretens“ vorzuwerfen, ist das Geheimniß des österreichischen Cultus- und Unterrichtsministers Dr. Ritter von Hartel.

Ein zweites Referat befaßte sich mit der „Reform der Bürgerschule“. Wenn all das, was hier von dem Referenten vorgebracht und „gefordert“ wurde, zur Annahme und Einführung käme, dann sei der Himmel den österreichischen Steuerzahlern gnädig!

Die österreichische „Bürgerschule“ ist eine eigenartige Institution. Etwas Selbständiges ist sie nicht; sie ist nur eine Beigabe zu der Volksschule, deren Unterrichtsziel sie weiterführen soll für jene Kinder, welche vor Ablauf ihres schulpflichtigen Alters das Unterrichtspensum der fünfklassigen Volksschule persolvirt haben. Uebrigens sind diese Kinder gesetzlich nicht verpflichtet, die Bürgerschule zu besuchen; sie können in den fünf Volksschulklassen ihre achtjährige Schulpflicht „absitzen“. Auch besteht für keine Gemeinde ein gesetzlicher Zwang zur Errichtung einer Bürgerschule; ihre Errichtung und Erhaltung ist dem Ermessen der schulfreundlichen Gemeindevertretung anheimgegeben.

Was wurde nun in St. Pölten „gefordert“? Erstens ist die Schulpflicht von acht auf neun Jahre zu erweitern. Zweitens bildet die Bürgerschule die Oberstufe der Volksschule und stellt mit derselben ein organisches Ganzes dar — die Pflichtschule für die Kinder des Volkes. Drittens ist eine wirkliche und gedeihliche Reform

der Bürgerschule daher nur durch eine gedeihliche Reform ihres Unterbaues, der Volksschule, möglich In dieser müssen solche Schulverhältnisse geschaffen werden, daß jedes geistig normal entwickelte Kind nach fünfjährigem Besuche derselben zur Aufnahme in die Bürgerschule befähigt ist. Die ersten Grundbedingungen für solche Unterrichtserfolge sind: Bedeutende Herabsetzung der Schülerzahl in allen Volks- und Bürgerschulklassen und eine auskömmliche Entlohnung aller Lehrpersonen, so daß sie auf jeden Nebenerwerb verzichten und ihre Kraft einzig und allein ihrem Berufe widmen können; unentgeltliche Verabfolgung der Lernmittel an alle Schüler. Viertens schließt sich die Bürgerschule, wie bisher, an die fünf Jahrgänge der Volksschule an und ist auf vier Klassen zu erweitern. . . . Die Schülerzahl in den Klassen der Bürgerschule darf, wie in den Volksschulen, dreißig nicht übersteigen.

Diese vier „Forderungen" wurden natürlich zum Beschlusse erhoben. Um die Möglichkeit ihrer Durchführung und insonderheit um die Beschaffung der für die Durchführung erforderlichen horrenden Geldmittel kümmerten sich die „Jungen" von St. Pölten selbstverständlich nicht. Das überlassen sie hochherzig Anderen; sie, diese „übermenschlichen" Weltverbesserer, haben nur ihre Forderungen aufzustellen, die Anderen haben zu folgen und zu — zahlen.[1])

1) Würde den Forderungen der „Jungen" entsprochen werden, dann müßten z. B. in dem ganzen Kronlande Niederösterreich (incl. Wien) bei einer Bevölkerung von 3'100,000 Seelen 17 bis 18,000 Lehrkräfte zur Verwendung kommen und müßte zur Besoldung dieser Lehrkräfte (im Durchschnitt à 2000 Kronen) das nette Sümmchen von 34 bis 36 Millionen Kronen aufgebracht werden; auf Böhmen käme etwa das Doppelte: 34 bis 36,000 Lehrer mit 68 bis 72 Millionen Gehalt und auf das ganze cisleithanische Oesterreich mehr als das Vierfache von Böhmen, mindestens also 140,000 Lehrer mit einem Gesammtgehalte von 280 Millionen Kronen! Schöne Aussichten für die — Republik Oesterreich!

Uebrigens waren nicht diese beiden Referate, weder dasjenige über die „Schule im 20. Jahrhundert", noch jenes über die „Reform der Bürgerschule", die Hauptsache auf dem St. Pöltener Lehrertage; waren doch die hier zum Ausdrucke gekommenen „Forderungen" oft genug schon bei anderen Gelegenheiten erhoben worden. Nein, den Machern der Versammlung lag etwas ganz Anderes am Herzen. Das war der Kampf gegen die christlich-sociale Partei bei den im Herbste stattfindenden Wahlen in den niederösterreichischen Landtag. Diesem Thema galt auch das dritte Referat: „Die Schule in Landtag und Parlament", erstattet von dem jungen Lehrer Otto Katschinka aus Brünn.

Genannter Herr ist der Sohn eines Wiener Bürgerschuldirektors und begann vor mehreren Jahren seine Lehrerlaufbahn in der Reichshauptstadt, wo er an einer Volksschule provisorische Verwendung fand. Als feuriger Verehrer der socialdemokratischen Weltanschauung konnte er es mit der Würde eines „freien" Mannes nicht vereinigen, still und bescheiden seines Amtes zu walten und die ihm anvertraute Wiener Jugend sittlich-religiös zu erziehen, wie es das Gesetz will. Er fühlte in sich den Beruf eines socialdemokratischen Agitators, mischte sich in politische Kämpfe und das Ende vom Lied war, daß die Wiener Schulverwaltung dem provisorischen Unterlehrer den Laufpaß gab. Darob natürlich viel Lärm in der liberalen Lehrerpresse über die christlich-sociale Gewaltherrschaft in Wien, und alles, was dem christlich-socialen Stadtregimente gram ist, machte den Sturm auf den Bürgermeister Dr. Lueger mit, dem man vorwarf, daß er nur aus parteipolitischen Gründen einen „ausgezeichneten" Lehrer herzlos auf die Straße geworfen habe. Der entlassene Lehrer glaubte ein Recht auf Anstellung in Wien zu haben. Er beruhigte sich deshalb bei der gegen ihn getroffenen Entscheidung nicht; er ergriff Rekurs an alle möglichen Instanzen bis hinauf zum obersten Verwaltungs-

gerichtshof. Aber immer wurde ihm der Bescheid: ein provisorischer Lehrer ist entlaßbar, keine Gemeinde ist verpflichtet, einen nur provisorisch angestellten Lehrer in ihrem Dienste zu behalten. Also mit Wien war's aus. Katschinka suchte nun sonstwo eine Anstellung und er fand sie in Mährens Hauptstadt, in Brünn, für dessen liberalen Gemeinderath seine rothe Gesinnung keinen Stein des Anstoßes bildete.

Dieser junge Brünner Lehrer also, dieser „Martyrer seiner politischen Gesinnung", war es, der in St. Pölten über „Die Schule in Landtag und Parlament" zu referiren hatte. Man kann sich schon denken, wie sein Referat ausgefallen ist. Die „Allgem. österr. Korrespondenz" wußte darüber Folgendes zu berichten:

„Lehrer O. Katschinka kennzeichnete die schulfeindliche Haltung der Christlichsocialen, die ja durch das System Geßmanns und Luegers genügend gebrandmarkt sei. Diese Partei habe über Niederösterreich sehr viel Unheil gebracht. Von einer ganz außerordentlich raffinirten Tücke zeige sich das Vorgehen der Christlichsocialen bei jenen Lehrern, die präterirt werden. So lange die Christlichsocialen am Ruder sind, welche die Lehrer und Lehrerinen durch Geistliche und Nonnen ersetzen wollen, so lange ist an eine Erfüllung der Forderungen der Lehrerschaft nicht zu denken. Diesem rücksichtslosen Feinde gegenüber stehe die Lehrerschaft geeint da, und von dem Kampfe um ihr Recht, um ihre Freiheit werde sie nicht abstehen (Stürmischer Beifall)".

Was die „schulfeindliche Haltung der Christlichsocialen" betrifft, so mag hier das angeführt werden, was bei der Mitte April dieses Jahres im Reichsrath abgeführten Debatte über das Kapitel „Schule" von dem Abg. Dr. Geßmann, dem jetzigen Decernenten für Schulsachen im niederösterreichischen Landesausschusse, in öffentlicher Parlamentssitzung constatirt wurde. Er sagte:

„Was unsere Schulfeindlichkeit betrifft, so haben wir auf dem flachen Lande in Niederösterreich in den letzten 5 Jahren

um rund 16 Millionen Kronen Schulen gebaut, in Wien um 9 Millionen. Das Land Niederösterreich hat für Volksschulen aus seinen Mitteln im Jahre 1892 5'343,000 Kronen ausgegeben, und diese Ausgabe — nur aus Landesmitteln — ist bis 1901 auf 7'704,920 Kronen gestiegen. In Wien beträgt das Erforderniß für das Volksschulwesen weit über 20 Millionen Kronen. Im Landtage haben wir ein Pensionsgesetz geschaffen, das über das Reichs- und Volksschulgesetz hinausgeht. Jedes Jahr kosten uns durch das neue Gesetz die Pensionen ca. um 50,000 Kronen mehr und das steigt noch bis zu 10 Jahren, so daß uns, bis das Normale eingetreten sein wird, eine Mehrbelastung von mindestens 600,000 Kronen erwachsen wird. Wir haben auch als die ersten den evangelischen Privatschulen in wirklich anständiger Weise Zuschüsse ertheilt".

So sieht die „Schulfeindlichkeit" der Christlichsocialen Niederösterreichs in der Wirklichkeit aus. Die weitere Kritik, welche Katschinka an den Führern der christlichsocialen Partei, an Dr. Lueger und Dr. Geßmann übte, ist zu läppisch, als daß wir hier darauf näher eingehen könnten. Das Hauptverbrechen der genannten Männer ist eben dieses, daß sie, von ihrer Befugniß Gebrauch machend, den socialdemokratischen und alldeutschen Lehrern auf die Finger sehen und auf die Finger klopfen und daß sie sich bemühen, im Rahmen der bestehenden Schulgesetze die niederösterreichische Schule so zu gestalten, daß die christlichen Eltern ihre Kinder ohne allzu große Gewissensbedenken in dieselbe schicken können. Dieses Bestreben können selbstverständlich die Lehrer von der Partei eines Katschinka, wie überhaupt der ganze liberale Troß vom liberalen Hofrath an bis herunter zum rothen Proletarier, Dr. Lueger und Dr. Geßmann nicht verzeihen. Es ist unglaublich, was diese beiden hochverdienten Männer nicht alles schon hören mußten, hören mußten von Seiten jener, welche sich jederzeit gar so gerne als die Pioniere wahrer Bildung aufzuspielen belieben. Zum Glücke sind Beide aus festem Holze geschnitzt und ge-

tragen von dem Vertrauen der christlich denkenden Bevölkerung denken sie nicht daran, dem unerhörten Terrorismus des niederösterreichisch-wienerischen Liberalismus, Judaismus und Radikalismus feige aus dem Wege zu gehen.

Indessen hinter Katschinka, dem Sprecher der „Jungen", und hinter der ganzen Lehrerversammlung von St. Pölten standen andere treibende Kräfte, die merkwürdigerweise schon gleich am Begrüßungsabende das Visier lüften zu müssen glaubten. Ihr Hauptvertreter war ein gewisser Dr. Völkl.

Wer ist dieser Dr. Völkl? Bürgermeister von St. Pölten, Vertreter derselben Stadt im Reichsrathe, gewesener Antisemit, Mitglied der deutschen Volkspartei und Freund aller christlichsocial-feindlichen Parteien. Als er vor nicht gar langem gelegentlich seiner Wahl in den Reichsrath ins politische Leben eintrat, da wurde ihm von christlich-socialer Seite arg mitgespielt, vielleicht mehr als erlaubt war im politischen Kampfe. Das verdroß ihn derart, daß er genannter Partei für immer bittere Fehde ansagte. Seitdem ist er ohne Rast und Ruhe bemüht, seinen Schwur wahrzumachen. Neue Wahlen für den niederösterreichischen Landtag stehen vor der Thüre. Hier will nun Dr. Völkl den verhaßten Christlichsocialen seine Hand fühlen lassen. Zu diesem Behufe ist er jetzt eifrig an der Arbeit, die Sturmkolonnen gegen Dr. Lueger und dessen Partei zu organisiren. Und eine einflußreiche und wirksame Hilfstruppe dünkte ihm die liberale Lehrerschaft! Darum — der St. Pöltener Lehrertag!

Als am Abend des 15. Juli die zusammengekommenen Lehrer ihre gegenseitige Begrüßung feierten, da war auch Bürgermeister Völkl schon zur Stelle, um den Versammelten die Hand zu drücken. In seinem Willkommgruß sagte er u. A.: „Die St. Pöltener betrachten den heutigen Tag als einen Ehrentag und erwarten, daß er einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen wird. Das Lichtlein, das in St. Pölten ausstrahlt, möge zum Brande werden, der auch

nach Wien hineinleuchtet". „Stürmischer Beifall" war die Antwort der Lehrer, wie ein Bericht meldete.

Offenbar aus Besorgniß, es könnten einige „Jugendbildner" über Nacht vergessen haben, warum sie zusammengerufen worden sind, meldete sich der St. Pöltener Bürgermeister beim Beginne der eigentlichen Verhandlungen am 16. Juli wiederum zum Worte. „Wir Oesterreicher", so meinte er, „sind gegenüber den Staaten des Westens wirthschaftlich und culturell im Rückstande, und wenn wir für eine tüchtige und freie Lehrerschaft eintreten, so handeln wir im Interesse des wirthschaftlichen und culturellen Aufschwunges unseres Vaterlandes". Daran schloß er die Warnung für die Lehrer, „sich nicht durch einen Köder locken zu lassen, welchen ihnen etwa die christlichsociale Landtagsmajorität vor ihrem Auseinandergehen vorwerfen sollte; die Lehrerschaft wird wissen, wo die wahren Volks- und Lehrerfreunde sind".

Ob indessen alle anwesenden Lehrer von der Volks- und Lehrerfreundlichkeit des Dr. Völkl und seiner „völkischen Partei" so bombenfest überzeugt waren und sind, ist denn doch sehr die Frage. Wenigstens hat einer der Hauptführer der liberalen deutschen Lehrerschaft, der Wiener protestantische Lehrer Chr. Jessen seine Bedenken Denn in seinem Referate über den St. Pöltener Tag in der „Deutsch-österr. Lehrerzeitung" schreibt er: „Von den Mandatswerbern, die sich jetzt um der Lehrer Gunst bewerben und Versprechungen geben, die nichts zu wünschen übrig lassen, sind jedoch Bürgschaften zu verlangen, Bürgschaften in Gestalt unzweideutiger, am besten von den Lehrern selbst zu formulirender Erklärungen".

Was der Zweck der außerordentlichen Versammlung des niederösterreichischen Landeslehrervereins am 16. Juli in St. Pölten war, ist also klar. Die Lehrer sollten mobil gemacht werden zur Unterstützung der „vereinigten" liberalen

Parteien bei den bevorstehenden Landtagswahlen, um der christlich-socialen Partei eine Niederlage zu bereiten. Ob das gelingen wird, steht freilich sehr dahin; daß aber die österreichische Schulverwaltung ruhig zusieht, wie die Lehrerschaft öffentlich und systematisch in die politischen Kämpfe hineingedrängt wird, das dürfte ein Unicum sein. —y.

XXXVII.

Eugen Boré, Forscher und Missionär im Orient.[1]

(1809—1877.)

Zu den entschieden verdienstvollsten, glühendsten und intelligentesten Förderern des Katholicismus und des französischen Einflusses im Orient gehört der frühere Forscher in Persien und dem Orient und spätere Generalsuperior der Lazaristen, Eugène Boré. Geboren am 15. August 1809 zu Angers als der Sohn eines ehemaligen napoleonischen Offiziers, zeigte Eugen schon in den frühesten Jugendjahren eine ausgesprochene Vorliebe für das Studium der orientalischen Sprachen. Noch nicht den Kinderjahren entwachsen, verlor er seinen Vater, und die Erziehung der fünf Kinder lag nun ausschließlich auf den Schultern der Mutter, einer energischen, christlichen Frau.

Während seiner ersten Studienjahre besuchte Boré das College seiner Vaterstadt; später siedelte er nach dem College

1) Literatur: „Les Contemporains", Paris, rue Bayard 5. H. 444; — Eugène Boré, notice bibliographique suivie d'extraits de son journal et de sa correspondance, in 8° à la procure des Lazaristes, rue de Sèvres, 95; — Eugène Boré, par Léonce de La Rallaye, Paris, Delhomme; — Annales de la Congrégation de la Mission 1838—1877.

Stanislas in der Rue Montparnasse zu Paris über,
Anstalt, die unter Leitung der Maristen sich bis
noch desselben ausgezeichneten Rufes erfreut, wie
In dem von circa 2000, namentlich den höheren
höchsten Kreisen angehörigen Studirenden besuchten
verbrachte unter Anderen auch der verstorbene
Alphons XII. von Spanien einen Theil seiner Studien
Von welcher Selbstlosigkeit Eugen schon als
Student durchdrungen war, beweist ein Vorkomm
jenen Jahren. Als er bei einem großen Concurse den
Preis davontrug und man ihm dies noch am Abe
in Frage stehenden Tages meldete, erwiderte er besch
„Schon gut, aber nun laßt mich in Ruhe"; un
andern Tage legte er am Altare seiner Mutter
einen herrlichen Kranz nieder, der noch heute b
Lazaristen in Paris ehrfurchtsvollst aufbewahrt wird.
Preis, den er an jenem Tage erhielt, war eine
bibelausgabe in 20 Bänden, ein Preis, wie ihn die
versität heute wohl nicht mehr gibt. Im Jahre
verlor Boré seine Mutter, deren Sterbetag er ni
vorübergehen ließ, ohne ihrer zu gedenken, und nam
später, als er in höheren Jahren noch Priester gew
war, selbst im äußersten Persien und Orient das
Opfer darzubringen.

In jener Zeit war es auch, als sich in der Br
ein stattlicher Kreis junger, intelligenter und glä
Männer um Lamennais schaarten. Ein Gerbet, M
lembert, Rohrbacher, Maurice de Guérin, kurz die
damalige Elite der jeunesse catholique umgab in Che
den Autor des „Essai sur l'indifférence". Auch E
säumte nicht, mit seinem Bruder Leon[1]) sich diesem

1) Bekannt als Literaturhistoriker und Uebersetzer deutscher
ins Französische, u. a. der „Jungfrau von Orleans" von
Görres. A. d. R

wählten Kreise anzuschließen. Gar bald entwickelte sich
schen Boré und Lamennais, zwischen Schüler und Lehrer
enges Freundschaftsband. Interessant ist die damalige
rrespondenz zwischen beiden; es ist der Vater, der zum
hne, und der Sohn, der zum Vater spricht. Gelegentlich
Ankündigung der Gründung des Journals „L'Avenir",
Organes der damaligen katholischen Streiter, schrieb
mennais unterm 4. Oktober 1830 an Eugen: „Soeben
alte ich Deinen Brief vom 2. d. M., mein liebes Kind;
selbe kreuzte sich mit dem meinen von gestern. ‚L'Avenir'
:d am 16. d. M. definitiv zum erstenmale erscheinen. Ich
ige Deine Idee, daran mitzuarbeiten, vollkommen. Meiner
sicht nach ist das Journal dazu berufen, der guten Sache
nz hervorragende Dienste zu leisten. Ich sehne mich
rnach, Dich wieder in meine Arme schließen zu können,
d gemeinschaftlich in stiller Einsamkeit unsere gewohnten
edlichen Arbeiten wieder aufzunehmen." Schon in der
ten Woche des November reiste Boré wiederum nach
esnaye, um allerdings nicht lange darnach mit einigen
deren Schülern Lamennais' die Bretagne wieder zu ver-
sen und sich in dem berühmten College von Jeuilly zu
bliren. Die väterlichen Mahnungen und Rathschläge
mennais' folgten ihm jedoch auch dahin. In einem Briefe
m 3. Januar 1832 empfiehlt er ihm, sich zu schonen und
rch übereifriges Studium nicht seine Gesundheit auf's
piel zu setzen. Im Uebrigen räth er ihm, das Syrische
d Koptische nicht zu vernachlässigen, ganz besonders aber
n Hauptaugenmerk auf das Arabische, Sanskrit und
inesische zu richten. „Habe jedoch," schließt er, „stets vor
lem und in Allem einzig Gott und Dein Heil vor Augen,
d laß Dich von dem Wissen nicht zu eitler Selbst-
erhebung hinreißen. Gott allein ist unser einziges Ziel.
hue Alles nur aus Liebe zu ihm und um seinen Namen
verherrlichen." Mit pünktlichster Gewissenhaftigkeit befolgte
igen die Rathschläge seines ehemaligen Lehrers und väter-

lichen Freundes. In einem Briefe, den er unterm 28. Mai 1832 von Frascati aus an Lamennais richtete, dankte er ihm hiefür und benachrichtigte ihn über die Richtung und den Erfolg seiner Studien. Durch unermüdlichen Eifer hatte Boré es in Bälde dahin gebracht, die Kenntniß der orientalischen Sprachen sich so anzueignen, daß sich ihm die Pforten der Société asiatique öffneten. Auf diese Nachricht hin schrieb ihm Lamennais am 30. Mai 1833: „Die Aufnahme in die Société asiatique wird Dir, mein lieber Eugen, wie ich hoffe, deine Studien um ein Bedeutendes erleichtern; benütze die Gelegenheit und studire Geographie, Geschichte, Numismatik, Archäologie ꝛc., denn um Bücher zu verstehen und daraus wirklich einen Nutzen zu ziehen, genügt es noch lange nicht, die Sprache allein zu verstehen, dazu gehört noch mehr. Die Kenntniß derselben ist nur ein Instrument, das das Mittel, nicht aber das Ziel sein soll."

Die Correspondenz zwischen Boré und Lamennais dehnte sich noch hinaus bis zum Jahre 1836. Dieselbe bewegte sich stets in den gleichen Bahnen. Lamennais forderte Boré darin immer wieder auf, in allem Studium und jeder Arbeit einzig Gott zu suchen und für die Ewigkeit zu arbeiten. — Leider vergaß und unterließ Lamennais, das selbst in's Praktische überzusetzen, was er Anderen so gut lehrte. Schon seit geraumer Zeit rebellirte es in seinem Innern, bis er bald offen die Fahne des Aufruhrs gegen die Autorität des Papstes aufpflanzte. Von seinen linguistischen Studien zu sehr in Anspruch genommen und anderseits den theologischen Diskussionen zu ferne stehend, glaubte Eugen noch lange an die guten Absichten seines Lehrers. Nachdem er aber einmal volle Gewißheit über den Widerstand Lamennais' gegenüber der päpstlichen Autorität erlangt, verließ er schweren Herzens den Mann, den er nicht nur als Lehrer und Freund geachtet, sondern wie einen Vater geliebt. Während Boré bereits Persien als Forscher durch-

juerte, schrieb er unterm 15. November 1838 an sein Lieblingsblatt:

„Hunderte von Meilen von dem heimatlichen Boden entfernt, kommt mir zufällig das Buch ‚Livre du peuple‘ in die Hände. Mit wahrem Heißhunger lese ich dasselbe, ist es doch das Werk eines Mannes, den ich immer meinen Lehrer nannte. Während sieben Jahre durfte ich mich seinen Schüler nennen. Ihm, seinem Unterrichte verdanke ich es, daß ich die ganze Größe, Schönheit und Heiligkeit der katholischen Religion so gründlich kennen lernte. Wie herrlich waren seine Doktrinen von ehemals! Wie Oel flossen seine Worte von seinen Lippen und drangen in die Seelen seiner Schüler. Wie ist es nur möglich, daß er sich so weit verirren konnte, und all das, was er früher als Wahrheit so sehr vertheidigte, seine eigenen Werke mit einem Schlag über den Haufen werfen, und zu einem Sektirer herabsinken, und sich von dem Centrum der Einheit des Glaubens trennen konnte! Auch dieses sein letzteres Werk trägt den Stempel des Genies wie alle übrigen an der Stirne; und dennoch, welch himmelweiter Unterschied zwischen jetzt und einst! Wie er, so glaube auch ich, daß sich eine große sociale Regeneration vollziehen müsse, und daß wir alle dazu verpflichtet sind, Hand anzulegen, um dieselbe herbeizuführen und zu beschleunigen. Warum aber auf einmal ein anderes, so kaltes und unvollständiges Symbol, wie jenes von ihm in seinem Kapitel über Religion aufgestellte? Glaubt man, daß dieses die Menschheit befriedigen wird? Wie soll sie sich in dem allgemeinen Trubel, in dem Gewirre der Finsterniß zurechtfinden und die nackte, einfache Wahrheit erkennen und herausfinden? Diese Wahrheit, sagte einst der Autor, findet sich einzig und allein im Katholicismus; warum also jetzt plötzlich denselben als unvollkommen hinstellen? Von da ab kann ich dem Meister und Lehrer nicht mehr folgen.“

In geradezu leidenschaftlicher Begeisterung für die orientalischen Sprachen, widmete Boré dem Studium derselben mit einer unerschütterlichen Ausdauer alle seine Kräfte. Kurz nach seiner Aufnahme in die Société asiatique vertrat er eine Zeit lang den Professor der armenischen Sprache

Stanislas in der Rue Montparnasse zu Paris über, eine Anstalt, die unter Leitung der Maristen sich bis heute noch desselben ausgezeichneten Rufes erfreut, wie ehedem. (In dem von circa 2000, namentlich den höheren und höchsten Kreisen angehörigen Studirenden besuchten College verbrachte unter Anderen auch der verstorbene König Alphons XII. von Spanien einen Theil seiner Studienjahre.)

Von welcher Selbstlosigkeit Eugen schon als junger Student durchdrungen war, beweist ein Vorkommniß aus jenen Jahren. Als er bei einem großen Concurse den ersten Preis davontrug und man ihm dies noch am Abend des in Frage stehenden Tages meldete, erwiderte er bescheiden: „Schon gut, aber nun laßt mich in Ruhe"; und am andern Tage legte er am Altare seiner Mutter Maria einen herrlichen Kranz nieder, der noch heute bei den Lazaristen in Paris ehrfurchtsvollst aufbewahrt wird. Der Preis, den er an jenem Tage erhielt, war eine Prachtbibelausgabe in 20 Bänden, ein Preis, wie ihn die Universität heute wohl nicht mehr gibt. Im Jahre 1828 verlor Boré seine Mutter, deren Sterbetag er niemals vorübergehen ließ, ohne ihrer zu gedenken, und namentlich später, als er in höheren Jahren noch Priester geworden war, selbst im äußersten Persien und Orient das heilige Opfer darzubringen.

In jener Zeit war es auch, als sich in der Bretagne ein stattlicher Kreis junger, intelligenter und gläubiger Männer um Lamennais schaarten. Ein Gerbet, Montalembert, Rohrbacher, Maurice de Guérin, kurz die ganze damalige Elite der jeunesse catholique umgab in Chesnaye den Autor des „Essai sur l'indifférence". Auch Eugen säumte nicht, mit seinem Bruder Leon[1]) sich diesem aus-

1) Bekannt als Literaturhistoriker und Uebersetzer deutscher Werke ins Französische, u. a. der „Jungfrau von Orleans" von Guido Görres. A. d. R.

gewählten Kreise anzuschließen. Gar bald entwickelte sich zwischen Boré und Lamennais, zwischen Schüler und Lehrer ein enges Freundschaftsband. Interessant ist die damalige Correspondenz zwischen beiden; es ist der Vater, der zum Sohne, und der Sohn, der zum Vater spricht. Gelegentlich der Ankündigung der Gründung des Journals „L'Avenir", des Organes der damaligen katholischen Streiter, schrieb Lamennais unterm 4. Oktober 1830 an Eugen: „Soeben erhalte ich Deinen Brief vom 2. d. M., mein liebes Kind; derselbe kreuzte sich mit dem meinen von gestern. ‚L'Avenir' wird am 16. d. M. definitiv zum erstenmale erscheinen. Ich billige Deine Idee, daran mitzuarbeiten, vollkommen. Meiner Ansicht nach ist das Journal dazu berufen, der guten Sache ganz hervorragende Dienste zu leisten. Ich sehne mich darnach, Dich wieder in meine Arme schließen zu können, und gemeinschaftlich in stiller Einsamkeit unsere gewohnten friedlichen Arbeiten wieder aufzunehmen." Schon in der ersten Woche des November reiste Boré wiederum nach Chesnaye, um allerdings nicht lange darnach mit einigen anderen Schülern Lamennais' die Bretagne wieder zu verlassen und sich in dem berühmten College von Jeuilly zu etabliren. Die väterlichen Mahnungen und Rathschläge Lamennais' folgten ihm jedoch auch dahin. In einem Briefe vom 3. Januar 1832 empfiehlt er ihm, sich zu schonen und durch übereifriges Studium nicht seine Gesundheit auf's Spiel zu setzen. Im Uebrigen räth er ihm, das Syrische und Koptische nicht zu vernachlässigen, ganz besonders aber sein Hauptaugenmerk auf das Arabische, Sanskrit und Chinesische zu richten. „Habe jedoch," schließt er, „stets vor Allem und in Allem einzig Gott und Dein Heil vor Augen, und laß Dich von dem Wissen nicht zu eitler Selbstüberhebung hinreißen. Gott allein ist unser einziges Ziel. Thue Alles nur aus Liebe zu ihm und um seinen Namen zu verherrlichen." Mit pünktlichster Gewissenhaftigkeit befolgte Eugen die Rathschläge seines ehemaligen Lehrers und väter-

lichen Freundes. In einem Briefe, den er unterm 28. Mai 1832 von Frascati aus an Lamennais richtete, dankte er ihm hiefür und benachrichtigte ihn über die Richtung und den Erfolg seiner Studien. Durch unermüdlichen Eifer hatte Boré es in Bälde dahin gebracht, die Kenntniß der orientalischen Sprachen sich so anzueignen, daß sich ihm die Pforten der Société asiatique öffneten. Auf diese Nachricht hin schrieb ihm Lamennais am 30. Mai 1833: „Die Aufnahme in die Société asiatique wird Dir, mein lieber Eugen, wie ich hoffe, deine Studien um ein Bedeutendes erleichtern; benütze die Gelegenheit und studire Geographie, Geschichte, Numismatik, Archäologie etc., denn um Bücher zu verstehen und daraus wirklich einen Nutzen zu ziehen, genügt es noch lange nicht, die Sprache allein zu verstehen, dazu gehört noch mehr. Die Kenntniß derselben ist nur ein Instrument, das das Mittel, nicht aber das Ziel sein soll."

Die Correspondenz zwischen Boré und Lamennais dehnte sich noch hinaus bis zum Jahre 1836. Dieselbe bewegte sich stets in den gleichen Bahnen. Lamennais forderte Boré darin immer wieder auf, in allem Studium und jeder Arbeit einzig Gott zu suchen und für die Ewigkeit zu arbeiten. — Leider vergaß und unterließ Lamennais, das selbst in's Praktische überzusetzen, was er Anderen so gut lehrte. Schon seit geraumer Zeit rebellirte es in seinem Innern, bis er bald offen die Fahne des Aufruhrs gegen die Autorität des Papstes aufpflanzte. Von seinen linguistischen Studien zu sehr in Anspruch genommen und anderseits den theologischen Diskussionen zu ferne stehend, glaubte Eugen noch lange an die guten Absichten seines Lehrers. Nachdem er aber einmal volle Gewißheit über den Widerstand Lamennais' gegenüber der päpstlichen Autorität erlangt, verließ er schweren Herzens den Mann, den er nicht nur als Lehrer und Freund geachtet, sondern wie einen Vater geliebt. Während Boré bereits Persien als Forscher durch-

querte, schrieb er unterm 15. November 1838 an sein Lieblingsblatt:

„Hunderte von Meilen von dem heimatlichen Boden entfernt, kommt mir zufällig das Buch ‚Livre du peuple' in die Hände. Mit wahrem Heißhunger lese ich dasselbe, ist es doch das Werk eines Mannes, den ich immer meinen Lehrer nannte. Während sieben Jahre durfte ich mich seinen Schüler nennen. Ihm, seinem Unterrichte verdanke ich es, daß ich die ganze Größe, Schönheit und Heiligkeit der katholischen Religion so gründlich kennen lernte. Wie herrlich waren seine Doktrinen von ehemals! Wie Oel flossen seine Worte von seinen Lippen und drangen in die Seelen seiner Schüler. Wie ist es nur möglich, daß er sich so weit verirren konnte, und all das, was er früher als Wahrheit so sehr vertheidigte, seine eigenen Werke mit einem Schlag über den Haufen werfen, und zu einem Sektirer herabsinken, und sich von dem Centrum der Einheit des Glaubens trennen konnte! Auch dieses sein letzteres Werk trägt den Stempel des Genies wie alle übrigen an der Stirne; und dennoch, welch himmelweiter Unterschied zwischen jetzt und einst! Wie er, so glaube auch ich, daß sich eine große sociale Regeneration vollziehen müsse, und daß wir alle dazu verpflichtet sind, Hand anzulegen, um dieselbe herbeizuführen und zu beschleunigen. Warum aber auf einmal ein anderes, so kaltes und unvollständiges Symbol, wie jenes von ihm in seinem Kapitel über Religion aufgestellte? Glaubt man, daß dieses die Menschheit befriedigen wird? Wie soll sie sich in dem allgemeinen Trubel, in dem Gewirre der Finsterniß zurechtfinden und die nackte, einfache Wahrheit erkennen und herausfinden? Diese Wahrheit, sagte einst der Autor, findet sich einzig und allein im Katholicismus; warum also jetzt plötzlich denselben als unvollkommen hinstellen? Von da ab kann ich dem Meister und Lehrer nicht mehr folgen."

In geradezu leidenschaftlicher Begeisterung für die orientalischen Sprachen, widmete Boré dem Studium derselben mit einer unerschütterlichen Ausdauer alle seine Kräfte. Kurz nach seiner Aufnahme in die Société asiatique vertrat er eine Zeit lang den Professor der armenischen Sprache

am College de France, Mr. Florival. Der junge Professor verstand es meisterhaft, sein Auditorium förmlich zu bezaubern, so daß sich seine Zuhörer von Tag zu Tag gewaltig mehrten. Verschiedene Publikationen, die er gleichzeitig veröffentlichte, lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Von Guizot in der Folge mit einer wissenschaftlichen Mission nach Venedig betraut, nahm Boré dortselbst bei den Mechitaristen längeren, über die Zeit seiner Mission hinausgehenden Aufenthalt. Dadurch vervollständigte er seine Kenntnisse über Armenien und verwerthete dieselben in einer ausführlichen Studie über dieses Land, die in der großen Sammlung unter dem Titel „La Géographie universelle“ veröffentlicht wurde. Alles jedoch zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Orient, dem Ziele seiner Wünsche, zur Vervollkommnung seiner Studien hin. In Konstantinopel angekommen, schrieb er an einen Freund, daß es nicht so leicht sei, mit einem Türken, Araber, Perser und Armenier zu verkehren, sondern dazu eine lange, anhaltende Uebung unter Leitung eines tüchtigen Lehrers nöthig sei, und daß er in den syrischen Klöstern namentlich auch das Studium des Phönizischen und Hebräischen betreibe, beziehungsweise sich in der Kenntniß dieser Sprachen zu vervollkommnen im Begriffe sei.

Um sich in der armenischen Sprache immer mehr zu vervollkommnen, nahm Boré bei einer Familie dieser Nation Wohnung, wo er als Gegenleistung derselben Lektionen in französischer Sprache anbot, die von dieser mit Dank angenommen wurden. Während seines Aufenthaltes am Goldenen Horn besuchte er mit Vorliebe das türkische Quartier, näherte sich oftmals verschiedenen Gruppen, namentlich Männern aus dem Volke, und bemühte sich, einzelne Worte mit jenem Accente zu erhaschen, den ihnen die Moslims gaben. Zuweilen wagte er es wohl selbst, unter dem Vorwande eine Auskunft zu verlangen, solche auszusprechen. Leidenschaftlich gerne durchstreifte er auch häufig die Umgebung Konstantinopels hoch zu Roß, und unterließ es

dabei niemals, wenn ihm auf diesen seinen Promenaden hermetisch verschlossene Damen begegneten, einige Brocken ihrer Sprache zu erhaschen, die ihm, da sie mit bemerkenswerther Reinheit ausgesprochen wurden, aus solchem Munde stets besonders süß erklangen. Kurz, Boré vergaß keinen Augenblick, zu welchem Zwecke er nach der türkischen Hauptstadt gekommen, nämlich jenem, sich in den nothwendigen Sprachen die Fertigkeit anzueignen, die erforderlich wäre, um den Orient mit Nutzen und Erfolg zu besuchen. Den Zweck und den Geist, in welchem Boré diese seine weite Reise unternommen, schildert er selbst seinem Bruder in einem Briefe vom Jahre 1837 folgendermaßen:

„Der einzige Zweck meiner Arbeiten ist, wie ich Dir schon oft gesagt, die Wahrheit oder die Sache der katholischen Religion. Du wirst dies um so besser verstehen, als Du selbst unter dem Einflusse des gleichen Gedankens arbeitest. Wenn ich über die Nichtigkeit und Hinfälligkeit der Motive nachdenke, aus welchen die Menschen gewöhnlich arbeiten, so bedaure ich sie jedesmal, und ich sage mir oft, daß ich um des elenden Goldes oder eines bischen Renommés halber niemals meine Ruhe und mein Wohlbefinden der letzten Jahre in Paris hätte opfern mögen. Ich reise einzig und allein für Gott; ich werde das Land besuchen, das die Wiege des Christenthums war, die Sprache studiren, die man dort spricht, und jene Stätten und Monumente studiren und untersuchen, um dann mit meinen schwachen Kräften das Meinige gegen Jene beizutragen, die ihn bekämpfen.... Wahrlich, ein Leben für Gott und die Wissenschaft, das ist einzig des Menschen würdig!"

Unterdessen hatte er sich das Türkische, Armenische und Arabische derart vollkommen angeeignet, daß er im Stande war, mit allen Jenen, deren Länder er in der Folge durchreiste, auch zu conversiren. Alte und neue Geschichte, Archäologie und Numismatik waren keine Geheimnisse mehr für ihn. Strabon, Ptolemäus und Xenophon waren ihm geläufig, und trotzdem schien ihm alles dieses wissenschaft-

liche Gepäck noch nicht genügend. Nicht zufrieden damit, auch Botanik und die übrigen Fächer der Naturgeschichte von Grund aus zu studiren, lernte er auch das Entwerfen von Plänen und das Abmessen der Höhen. Ein junger Arzt aus seinen Freundeskreisen versorgte ihn mit einigen Notizen über Therapeutik, um im Nothfalle von der ihm von Europa zugesandten Handapotheke wirksamen Gebrauch machen, und dieselbe an Ort und Stelle durch die von dem Klima bedingten landesüblichen Arzneien vervollständigen zu können. Außer der Vervollkommnung seiner Kenntnisse in Physik und Astronomie, nahm er selbst noch Unterricht im Fechten, um allenfallsige Angriffe und Gefahren seitens Banditen rc. so gut als möglich pariren zu können. Nicht minder gut wie seine geistige Ausrüstung war auch seine materielle.

Günstige Umstände ermöglichten es ihm, die Mehrzahl der Gegenstände eines früheren Forschers, des unglücklichen Schultz, der im Jahre 1828 von den Kurden ermordet wurde, unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu erwerben. Eine Kiste sehr seltener Bücher, eine Anzahl nicht minder seltener Karten und eine Menge anderer Gegenstände, wie Tabaksdosen, Rasirmesser rc. für Geschenke, Kochgeschirr rc. waren für Boré von unbezahlbarem Werthe. Kleider, Wäsche, ein paar gute Pistolen, ein Dolch, ein Gewehr und ein formidabler Bart, den er sich seit mehr als einem halben Jahre wachsen gelassen, vervollständigten seine materielle Ausrüstung.

Um diese Zeit war es auch, wo er Gelegenheit hatte, sich enger mit einer religiösen Familie, der der Lazaristen, die eines Tages noch die seine werden sollte, zu befreunden. „Die Patres Lazaristen," schreibt er in einem seiner Briefe, „meine besten Freunde, wollen einem ihrer Mitbrüder gestatten, sich mir anzuschließen, um zu sehen, ob es nicht möglich wäre, etwas für den Katholicismus zu erreichen. Ich wäre zu glücklich und betrachtete es als eine außerordentlich hohe

Ehre, einen solchen Reisegefährten an meiner Seite zu haben, dessen Gegenwart, um mich so auszudrücken, meine Reise förmlich heiligen und sie sicher als der Sache der Religion nützlich gestalten würde."

Der Moment der Abreise war herbeigekommen, der Reisegefährte, den Boré erhielt, war M. Scafi. Zwei Diener, Ali und Abraham, im Ganzen vier Personen, das war die Karawane, die sich nun auf den Weg machte. Vierzig Tage benöthigten sie zur Durchquerung Bithyniens, Paphlagoniens und eines Theiles des Pontus; am 14. Juni kamen sie nach Samsun, am 29. nach Tokat und endlich am 6. August nach Erzerum, der Hauptstadt Armeniens. Am 8. September befanden sie sich in Alexandropol an der russischen Grenze. Zwei Monate später, 6. November, kamen sie nach tausenden von Hindernissen und mehreren ernstlichen Gefahren in Tauris an, wo sie sich mehrere Monate lang aufhielten. Eugen Boré studirte überall die Sitte der Stämme, deren Gebiete sie durchzogen. Namentlich zeichnete er die Kurden und Armenier, die sich in den Einfluß der durchwanderten Gegenden theilten, mit außergewöhnlicher Meisterschaft; besonders eingehend schilderte er auch die traurige Lage der Kurden in religiöser Beziehung.

„Die Kurden," schrieb er über die Umgebung Erzerums, „sind der türkischen Herrschaft noch lange nicht vollständig unterworfen. Sie sind alle geborne Soldaten; wenn auch viele von ihnen oft kaum einen Lumpen zur Bedeckung ihres Körpers haben, so trifft man doch niemals einen Kurden ohne den Karabiner, den unzertrennlichen Begleiter und Beschützer ihrer Freiheit, an seiner Seite. . . . . Im Uebrigen zahlen sie keine Steuern und leben in relativem Wohlstande. Ganz besonders lieben sie es, sich auf auffallende Farben ihrer Bekleidung, den Luxus ihrer Pistolen und Dolche, die sie in ihren Gürteln tragen, auf die Qualität ihrer Pferde, die sie mit staunenswerther Geschicklichkeit zu leiten verstehen, sehr viel zu Gute zu thun. Gastfreundschaft ist dem Kurden eine angeborne sociale Tugend. Oft kommt es vor, daß Stammesführer ihr ganzes Vermögen

für Bewirthung und Beschenkung von Fremden oder Freunden opfern. Leidenschaftlich für Musik eingenommen, haben sie zahlreiche Nationalgesänge zur Verherrlichung im Kampfe gefallener Krieger. Ihre Frauen sind nicht beständig dicht verschleiert wie jene der Türken; sie promeniren mit offenem Gesichte, die Haare sorgfältigst geflochten, und Nasen wie Ohren mit von Diamanten besetzten Ringen geschmückt, und begleiten ihre Männer sogar mit in den Kampf. Jeder Kurde betrachtet sich seinem Nachbarn gleich, und erkennt, außer in dem Augenblick, wo es sich um die Bekämpfung eines gemeinsamen Feindes handelt, keinen Herrn und Führer über sich an. Nur in diesem Falle gehorcht er einem Führer, und zwar mit der minutiösesten Gewissenhaftigkeit, aber nur bis zu dem Augenblicke, in welchem die Waffen niedergelegt werden. Wenn sie stets vereinigt wären, würden sie unbesiegbar sein; schade jedoch, daß sich in den häufigen Kämpfen und Streiten untereinander Stamm gegen Stamm selbst schwächen."

Hinsichtlich der religiösen Lage der Kurden hebt Boré ganz besonders die unglaubliche Unwissenheit derselben, namentlich aber ihrer Mönche, seit sie sich von der katholischen Kirche getrennt, hervor. Specielle Aufmerksamkeit und Fürsorge widmet Boré in seinen Ausführungen auch der Lage der persischen Katholiken, besonders jener der Gebiete von Urmiah und Khosrova.

„Von Khosrova," schreibt er, „bis zum anstoßenden Urmi finden sich Katholiken; es ist dieses Thal das ‚gelobte Land' Persiens. Getreide, Wein, Tabak, Seide und alle Arten von Früchten gedeihen hier in Ueberfluß, und übertreffen alle diese Erzeugnisse jene der angrenzenden Gebiete auch ganz bedeutend an Qualität. Die ehrwürdigsten Erinnerungen knüpfen sich an diesen Strich Landes, wohin man auch die Wiege Zoroasters verlegt hat. Am Rande des das Thal beherrschenden blauen Sees liegt Maraga, wo der Eroberer Houlagou das berühmte Observatorium errichtete. Die gleiche Stadt ist auch der Geburtsort Abul Faradje's, genannt Bar-Hebraeus, der eine gelehrte Chronik

in der reichen, von seinem Enkel Djengis-Khan errichteten Bibliothek niedergelegt. Später entstand ein von den ‚Vereinigten Brüdern', die den Katholicismus in diesem Striche auszubreiten versuchten, angelegtes kleines, armes Kloster, dessen Spuren und Ueberreste heute noch in den Bergen zu sehen sind. Nur nach ungeheuren Schwierigkeiten war es gelungen, dem Katholicismus Eingang zu verschaffen, denn kaum gewahrten die Nestorianer das Vordringen desselben, als sie auch schon Alles in Bewegung setzten und an den Fanatismus der Muselmänner appellirten, um ein weiteres Vordringen aufzuhalten. Eines Tages begegnete ein katholischer Priester, der auf dem Wege gegen Urmi war, um einen Kranken zu besuchen, einem nestorianischen Geistlichen in Begleitung zweier Muselmänner. Der Nestorianer faßte den Ersteren fest und sagte zu den beiden Türken: „Seht, das ist Einer von jenen, die glauben und Andere lehren, daß Jesus Christus Gott war; wohlan, strafen wir ihn für seinen Götzendienst.“ Da sie unmittelbar auf der Brücke, die die Gärten von der Stadt trennt, standen, faßten sie ihn und zerrten ihn vor das Geländer, mit der Drohung, ihn ohne Weiteres in den Fluß zu werfen, wenn er nicht sofort die Gottheit Jesu leugnete. Es war im Frühjahr und das Bett des Lazlou hatte infolge des Schneeabganges in den Gebirgen einen hohen Wasserstand. Yussup, es war dies der Name des Priesters, bekannte frank und frei die Wahrheit, worauf die Drei ihn thatsächlich in den Fluß stürzten. Obwohl Yussup nicht schwimmen konnte, gelangte er trotz des ungestümen Rauschens und Schäumens dennoch glücklich an das Ufer. So oft er aus den Fluthen auf einige Augenblicke emportauchte, rief er mit erhobenen Händen: „Er ist Gott! Er ist Gott!“ Die beiden Türken, die auf der Brücke stehen geblieben und dem Ausgange neugierig gefolgt waren, waren darüber erstaunt und packten den Nestorianer mit den Worten:

„Hund von einer Krämerseele! Jesus Christus ist wahrhaft Gott, denn er ist es, der ihn gerettet hat."

Da Boré fest überzeugt war, daß es möglich sei, den Orient zu regeneriren und ihn wieder auf die Wege und zur Erkenntniß der Wahrheit zurückzuführen, gründete er zunächst in Tauris eine Schule, die er während eines vollen Jahres selbst leitete. Nebenbei übersetzte er eine französische Grammatik in's Persische und lehrte seine Muttersprache etwa einem Dutzend von Schülern, die daran einen außerordentlichen Gefallen fanden. Der Ruf, der sich um den Lehrer verbreitete, drang bald auch zum Herrscher. Der Schah in Teheran, der begierig war, den Mann zu sehen, sandte ihm folgenden Ferman:

„Wir Melik-Mansur-Mirza, König der Könige . . . ꝛc., thun kund und zu wissen:

1. Wir ermächtigen Mr. Boré, die Blume in dem Garten der Kirche des Kindes von Nazareth, die Säule des öffentlichen Unterrichtes in Iran (so wird Persien im Lande selbst genannt), sich in unserem Lande niederzulassen, wo es ihm gefällt, und überall nach Belieben Schulen zu errichten;

2. da alle Religionen, Sekten und religiöse Meinungen innerhalb unseres Landes frei sind, sollen auch die „Kinder des Messias" der gleichen allgemeinen Freiheit sich erfreuen;

3. jeder Nestorianer, der zum „Culte des Messias" übertreten, und jedes „Kind des Messias", das Nestorianer werden will, ist einzig Gott für seine Wahl verantwortlich, und Niemand soll das Recht haben, ihn ob seines Schrittes zu belästigen. Jeder, der diesem Befehle zuwider handelt, soll entsprechend gestraft werden."

Boré glaubte und war fest überzeugt, daß nur Ordensleute im Stande wären, durch ihren Einfluß das dauernd aufrecht zu erhalten, wozu mittels der Schulen der Grund gelegt war. Auch M. Scafi theilte diese seine Ansicht und begab sich zurück nach Europa, um seine Oberen zu bewegen,

einige Priester zu bestimmen, die die Arbeiten des großen Forschers fortsetzen sollten. Die Patres Darnis und Cluzel wurden denn auch von dem damaligen Generaloberen der Lazaristen dazu bestimmt.

Unterdessen besuchte Boré Chaldaea und das Thal von Urmiah, und gründete unter den größten Schwierigkeiten vier neue Schulen.

Im Jahre 1840 eröffnete er eine solche Schule auch in Ispahan in dem Vororte Dschulfa. Am 19. Oktober brachte Mohammed-Hassan, dessen Vater Scheik von Dschulfa gewesen, seinen achtjährigen Sohn in die Schule; es war dies der erste Muselman von Ispahan, der aus Liebe zum Studium es wagte, seinen Sohn auf dieselben Bänke neben Christen sitzen zu lassen. Boré begrüßte in diesem Zuwachs ein unerwartetes Zeichen des Anbruches religiöser Toleranz und versprach sich sehr viel hievon.

Während der Abwesenheit P. Scafi's schrieb Boré im December 1840 nach Frankreich und verlieh in diesem Briefe unter Anderem der Meinung und dem Wunsche Ausdruck, die französische Regierung würde gut daran thun, wenn sie eine feierliche Gesandtschaft nach Persien schicken würde, um die freundschaftlichen Beziehungen, die durch die Vertreibung des Generals Gardanne unter dem ersten Kaiserreiche gewaltsam abgebrochen worden, wieder zu erneuern. Dieser Rath fand an maßgebender Stelle ein williges Gehör. Es war am 20. Januar 1841, als Boré, der sich soeben von einer durch die zahlreichen Arbeiten, das rauhe Klima und vielleicht auch durch die Einsamkeit, fern von der Heimat, verursachten Krankheit wieder erholt, in seinem kleinen Zimmer der fernen Freunde gedachte. Plötzlich stehen drei Personen in seinem Zimmer; zwei hievon präsentiren sich in eleganten Uniformen — es waren die Barone Daru und d'Archiac — und der Dritte war P. Scafi, der in Europa Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um die Aufmerksamkeit der religiösen und politischen Welt auf das muthige

Unternehmen des jungen Landsmannes und Gelehrten von Angers zu lenken. Auch seine Bemühungen waren keine vergeblichen gewesen. Die Regierung entschloß sich, zwei Offiziere zur Instruktion mitreisen zu lassen, und eine Gesandtschaft nach Persien zu schicken, die auch in der That schon am nächsten Tage ihren feierlichen Einzug in Tauris hielten. Begleitet von den beiden Offizieren und gefolgt von den Notabilitäten und armenischen Kaufleuten der Stadt, ging Boré am nächsten Tage seinen Landsleuten entgegen. Boré trug auf seiner persischen Mütze die französische Tricolore. Kaum erblickte ihn der Graf von Sercey, als er vom Pferde stieg, ihn stürmisch umarmte und ihm den Ehrenplatz an seiner Seite anbot. Nach einer Stunde hielt die Gesandtschaft unter dem Donner der Kanonen ihren feierlichen Einzug durch die dicht mit Menschen besetzten Straßen der Stadt. Nach kurzem Aufenthalte bewegte sich die Cavalcade in der Richtung nach Teheran, wo der Gesandte mit dem Schah zusammenzutreffen hoffte. Auch Boré begleitete ihn bis dorthin. Als man in Teheran eintraf, befand sich der Schah soeben in Ispahan. Sofort sandte Graf de Sercey seinen ersten Sekretär, Mr. de la Valette, in Begleitung Boré's nach Ispahan, wo sie schon am nächsten Tage nach ihrer Ankunft vom Schah in der zuvorkommendsten und gnädigsten Weise empfangen wurden.

Das Resultat der Mission Sercey's war die Ausstellung eines Fermans, in dem Persien sich als Freund Frankreichs erklärte und sich verpflichtete, die Christen daselbst zu beschützen. Daß ein solches Resultat überhaupt möglich war, ist nicht in letzter Linie Boré zu verdanken.

(Schluß folgt.)

XXXVIII.

Das Germanische Nationalmuseum zu Nürnberg.

Lange bevor das Sehnen und Trachten des deutschen Volkes nach Einheit gestillt wurde, fand es einen lebendigen Ausdruck in diesen und jenen Anstalten, und hier steht nicht an letzter Stelle das Germanische Museum in Nürnberg. Der Grundstein wurde schon gelegt im Jahre 1832 durch den romantisch begeisterten, für das germanische Alterthum schwärmenden Freiherrn von Aufseß. Damals gründete er einen Verein zur Erhaltung germanischer Alterthümer, brachte aus eigenem und fremdem Besitze unter Eigenthumsvorbehalt eine bedeutende Sammlung von Alterthümern zusammen, die im Scheuerl'schen Hause in Nürnberg hinterlegt wurden, und gab den Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit heraus. Der letztere überdauerte alle Stürme, während die übrigen Gründungen rasch verfielen. Die Zeit für ein großes Nationalmuseum war eben noch nicht gekommen, der Partikularismus der deutschen Stämme war noch zu mächtig und das Interesse noch zu schwach. Eben vom partikularistischen Standpunkte aus führte Karl Ritter von Lang, ein Rieser von Geburt, einen vernichtenden Schlag gegen die Ideen von Aufseß. Der ebenso vielseitige, gewandte, geschmeidige, als charakterschwache Mann, der aus einer alten Oettingen'schen Diener- und Pfarrerfamilie stammte, vertrat den nicht ganz unberechtigten Gedanken, daß die deutschen Alterthümer wegen ihrer lokalen Be-

deutung und ihres geschichtlichen Zusammenhanges nicht in ein Centralmuseum gehören, sondern in lokale Museen, und er führt mit Berufung auf die ähnliche Anschauung Jakob Grimms näher aus: „Die alten Denkmäler haben ihre ursprünglichste Deutung oder Erklärung aus dem Standpunkte der Orte zu empfangen, wo sie gefunden wurden, die Urkunden aus jener Gegend, worauf sie lauten, die Ueberlieferungen und Sagen aus dem Boden, dem sie ursprünglich entsprossen, und bei der jetzigen Vereinigung so mannigfacher Länder in ein Reich sei jeder einzelne Bezirk oder Kreis berufen, seine eigene alte Geschichte selbst zu bewahren, bis dann endlich aus allen diesen Einzelheiten ein kunstreiches Ganzes hervorgehen könne."

Diese Anschauung hatte um so mehr für sich, als die deutsche Geschichte viel weniger einheitlich verlief, als die Englands oder Frankreichs, als sie sich vielmehr in die Geschichte einzelner Staaten auflöst. Trotz der glänzenden Entwicklung des Germanischen Museums muß doch gesagt werden, daß es immer noch zurückbleibt hinter den großen nationalen Museen Englands, Frankreichs, Rußlands, auf deren große Dotationen Essenwein vergeblich verwies. Noch heute liegt die eigenthümliche nationale Entwicklung Deutschlands als ein gewisser Druck über einer solchen Anstalt. In demselben Maße, wie das Nationalmuseum heranwuchs, entfalteten sich auch Landes-, Provinz- und Städtemuseen, ganz abgesehen von Privatsammlungen. Als abgesagte Feinde aller Centralisirung möchten wir das nicht bedauern und möchten, bevor wir die Geschichte des Germanischen Museums hier in Kürze wiedergeben, unseren principiellen Standpunkt wahren. In kleinen Museen lernt man gewöhnlich viel mehr wie in großen, wo man durch die Fülle des Gebotenen erdrückt wird, und darum hat man einen viel größeren Genuß, die lokalen Zusammenhänge erleichtern das Studium und beleben die Anschauung. Aber die großen Museen haben auch unleugbare Vortheile,

sie bieten dem Forscher ein breiteres übersichtliches Material, werden vom Publikum lieber aufgesucht, da sie gewöhnlich an der Heerstraße des Verkehres liegen. Größeren Museen schenken, stiften und verkaufen die Leute lieber als kleineren, und mit ihren Mitteln können sie Kunstschätze leichter erwerben, die sonst ins Ausland wandern oder verzettelt werden. Daher verdient ein großes Museum alle Förderung, wenn es sich innerhalb seiner Schranken hält. In diesem Sinne hat sich der Schreiber dessen seit 1891 redlich um das Germanische Museum bemüht und war als Pfleger bedacht, neue Mitglieder zu erwerben. Mancher geistliche Herr wird bezeugen können, daß er als unbequemer Mahner ihn belästigte, während er für näherliegende Zwecke nichts that. Ebendarum freute er sich aufrichtig über die Erfolge des Museums und verfolgte mit größtem Interesse dessen Geschichte. Die herrliche Denkschrift, die Theodor Hampe zum fünfzigjährigen Jubiläum herausgab, ist in hohem Grade geeignet, in weiteren Kreisen Interesse zu wecken, handelt es sich doch um eine Leistung ersten Ranges, sowohl was Ausstattung, als was die Darstellung anbelangt.

In seiner jetzigen Gestalt rechnet das Museum sein Bestehen vom Jahre 1852 an, wo die Ideen Aufseß's auf günstigen Boden fielen. Inzwischen hatte der Drang des deutschen Volkes nach Einheit immer greifbarere Gestalt angenommen, insbesonders im Zusammenhange mit dem leichteren Verkehre. Seit 1846 tagten allgemeine Germanistenversammlungen und es schlossen sich die deutschen Geschichtsvereine zu einem Gesammtverein zusammen, dem Aufseß im Jahre 1852 seinen Plan vorlegte. Die lange geringgeschätzten, ja verspotteten Ideen des Freiherrn fanden namentlich an dem Prinzen Johann von Sachsen, dem nachmaligen König, einen warmen Fürsprecher.

An den Plänen von Aufseß war ja Vieles unreif und verworren, er strebte nach zu Vielem und zu Hohem, er

wollte nicht nur ein Centralmuseum, sondern auch ein Central- archiv, eine Centralanstalt für die gesammte geschichtliche Forschung gründen, und diesem Zwecke sollte ein General- repertorium dienen, ein großes Inventar über alle vor- handenen Geschichtsdenkmale. Dieses Repertorium sollte sogar den Hauptzweck des Museums bilden, dem eine große Anzahl von Kräften gewidmet war. Als ein unzweifelhaftes organisatorisches Talent wußte Aufseß eine später nie mehr erreichte Anzahl von Beamten um sich zu schaaren, die mit der Bedürfnißlosigkeit und dem Idealismus jener Tage um geringen Lohn, zum Theil um Gotteslohn arbeiteten. Die Finanzen bildeten auch immer die schwächste Seite des Unternehmens, umsomehr als gar kein Grundkapital und keine gesicherten Einnahmen bestanden.

Der ursprüngliche Besitz des Museums befand sich in dem der Burg zunächst gelegenen Thiergärtnerthorthurm und im benachbarten Petersen'schen Hause. Da sich aber die Räume als zu beschränkt erwiesen, richtete Aufseß sein Augenmerk auf die Karthause, die in der Hauptsache Militärzwecken diente, und nachdem sich die bayerische Re- gierung ablehnend verhielt, auf die Feste Coburg oder die Wartburg. Der hochstrebende Herzog Ernst II. von Coburg machte glänzende Anerbietungen, die aber — sehr be- zeichnend —, als es wirklich Ernst wurde, von seiner Re- gierung juristisch so verklausulirt wurden, daß beinahe nichts mehr übrig blieb. Doch hatte das Anerbieten das Gute, daß die bayerische Regierung, gedrängt durch den zurückgetretenen König Ludwig I., mehr Entgegenkommen zeigte. Um 15000 Gulden, wovon König Ludwig eine Anzahlung von 5000 Gulden in seiner edlen Art übernahm, ging die Karthause an das Museum über. Kurz zuvor hatte der bayerische Landtag den Staatsbeitrag von 1000 auf 2500 Gulden erhöht, wobei sich eine interessante Debatte abspielte, deren die Festschrift gedenkt. Gegenüber Dr. Ruland unterstützte damals Fürst Ludwig von Oettingen-

Wallerstein mit Lebhaftigkeit den neuen Posten. In Vielem verwandt mit König Ludwig, dessen langjähriger Ministerpräsident er gewesen, theilte er dessen Begeisterung für Kunst und Alterthum, hatte in seiner Jugend großartige Pläne in seiner Brust getragen, die sich mit denen von Aufseß berührten, und hat schon im Jahre 1811 den Grundstein zu deren Verwirklichung in Wallerstein gelegt. Leider eilte sein Geist weit hinaus über die Wirklichkeit, sein Wollen über sein Können, und so mußten seine Anstalten zerfallen und nur nothdürftig retteten sich seine Pläne in den Maihinger Sammlungen,[1]) die Manchen schon wie eine Miniaturausgabe des Germanischen Museums anmutheten. Hatte doch ihr langjähriger Leiter Freiherr von Löffelholz, ein alter vertrauter Freund von Aufseß's, als Ausschußmitglied des Germanischen Museums von 1853 bis 1891 an dessen Ausbildung und Entwicklung lebhaften Antheil genommen, was auch aus der vorliegenden Festschrift hervorgeht, und hatte er zugleich seine Lebensarbeit hauptsächlich den Maihinger Sammlungen gewidmet, dabei unterstützt durch die Gunst des Herrn Fürsten Karl. Von der einen zur andern Thätigkeit spannen sich so Beziehungsfäden, die seitdem nie ganz abrissen.

Kehren wir nach diesen Abschweifungen zum Germanischen Museum zurück. Nur zehn Jahre lang waltete Aufseß als Vorstand von 1852 bis 1862 und hinterließ das Museum in ziemlich schwieriger Lage. Zu der Ankaufsschuld von 10,000 Gulden traten noch 50,000 Gulden Bauschulden (Seite 56 wird die Ursache der Schuld nicht genannt) und

---

1) Als weitsichtigen Politiker, Gründer von Gewerbeschulen, Förderer des Zeichenunterrichtes und persönlichen Gönner rühmt den Fürsten besonders warm Geheimrath Hefner-Alteneck, der frühere Direktor des Nationalmuseums in München, in seinen Lebenserinnerungen S. 85. Vgl. auch Dürckheim, Erinnerungen I, 268; Ringseis, Erinnerungen III, 132; M. Schmid, Bayerland 1902, 452.

eine noch größere vollendete die Ueberlastung. Seine eigene Sammlung, den Grundstock des Museums, war nemlich Aufseß nur gegen eine Abfindung von 120,000 Gulden zu überlassen geneigt. Woher sollte das Museum diese Mittel nehmen? Da war es wieder König Ludwig I., der sich als Retter in der Noth erwies und nicht weniger als 50,000 Gulden schenkte. Mit dieser Abschlagszahlung begnügte sich vorläufig Aufseß und gestattete, daß die übrige Summe allmählig getilgt werde. Gestorben ist er 10 Jahre später 1870.

Nach einem unerfreulichen Interregnum 1862 bis 1866 mit viel Zwietracht und Unglück gelang es, in dem Karlsruher Essenwein, Docenten in Graz, einen Organisator ersten Ranges zu gewinnen. Ein guter gläubiger Katholik von tiefer Religiosität, theilte er mit Aufseß die romantische Begeisterung für das Mittelalter, übertraf ihn aber weit an praktischem Geschicke. Als Kunstgelehrter und Architekt von Fach war er wie wenige zum Ausbau eines solchen Museums geschaffen und erwies sich auch als ein Finanzgenie, dem es gelang, der finanziellen Schwierigkeiten Herr zu werden, und bewies zugleich eine Selbstlosigkeit, die vor eigenen Opfern nicht zurückscheute, wie z. B. der herrliche Brief Seite 111 beweist. Nach kurzer Zeit schaffte er Großartiges, arbeitete dabei aber bis zur Erschöpfung, so daß er schon 1892 im Alter von 61 Jahren verstarb. Auf der einen Seite schränkte er die Aufgaben des Museums ein, gab das Generalrepertorium auf und führte die Zahl der Beamten auf die Hälfte zurück, pflegte aber um so tiefer den eigentlichen Museumszweck, was sich schon äußerlich in der räumlichen Erweiterung des Museums zeigt. Wie bei anderen Karthäuserklöstern, wie z. B. in Buxheim, umschließt zu Nürnberg ein äußerer Kreuzgang mit endlosen Gängen Kloster sammt Garten, ein Kloster wie bei anderen Mönchsniederlassungen aus einer nördlich gelegenen Kirche und einem daranstoßenden inneren Kreuzgang mit Umbau bestehend. Nun fügte Essenwein 1871 auf der Südseite einen neuen gewaltigen Bau

hinzu, indem er auf geniale Weise das zum Abbruch bestimmte Augustinerkloster übertrug. Schon 1877 wurde der Grundstein zu einem weiteren Baue auf der Ostseite gelegt, zu einem Hofumbau um den sogenannten Reichshof mit zwei Flügeln, vollendet 1880. Endlich errichtete Essenwein 1884 bis 1886 parallel zum Augustinerbau einen Flügel, in dem sich die Direktorswohnung befindet und fügte dem Augustinerbau ein reizendes Treppenhaus mit Wendeltreppe an, von dessen Höhe aus ein wundervoller Ueberblick über das Museum und seine Umgebung sich bietet.

Als ich bald nach seiner Vollendung in der Pfingstwoche 1889 das erstemal das Germanische Museum besuchte, ging eben ein Gewitter über Nürnberg nieder, da ich von der Höhe des nach allen Seiten freien Treppenhauses Umschau hielt. Eine wahrhaft zauberhafte Stimmung lag über dem in verschiedenen Farben spielenden Bilde. Das Hellgrün der Umgebung mischte sich mit dem Dunkelgrau und Schwarzroth der Mauern und Thürme, und Blitze zuckten gespenstisch hinein. Noch wenig verwöhnt und abgestumpft durch viele Sehenswürdigkeiten und Reisen genoß ich in vollen Zügen die Reize des Zaubergemäldes, das die Regungen der Neuzeit verband mit den verklungenen Erinnerungen des Mittelalters und einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ. Soweit ich seitdem gereist und so viele Museen ich gesehen, muß ich gestehen, daß das Nürnberger doch einzig bleibt in seiner mittelalterlichen Form und Gestalt. Es läßt in der Manigfaltigkeit der Einrichtungen und Schätze wie in der gemüthlichen Art deutscher Alterthümer auch das verwandte Museum Cluny zu Paris weit hinter sich; von dem britischen Museum gar nicht zu reden, das ja wohl reicher ist, aber in seiner praktischen Uebersichtlichkeit langweilig wirkt.

In der Pfingstwoche des Jahres 1889 war es, daß ich das erstemal nach Nürnberg kam, hauptsächlich angezogen durch das Germanische Museum, dessen Ruhm mir immer in den Ohren klang, war doch die Anstalt, bei der ich seit

zwei Jahren arbeitete, so ein kleines Abbild und Nachbild dieses Nationalmuseums. Nach einer trüben durch fortwährendes Geschimpf eines Rüpels über Pfaffen vergällten Fahrt in einem engen Coupee älterer Gattung eilte ich, schon durch den gothischen Bahnhofbau angenehm vorbereitet, der Stadt zu, die wie eine Erscheinung aus vergangener Zeit herübergrüßte. In den wohlgepflegten Stadtgräben, die seitdem leider zum Theil aufgefüllt und verschwunden sind, blühten und dufteten prangende Blumen in Mitten üppigen Grünes und bildete die dunkle Stadtmauer einen geheimnißvollen Hintergrund. All diese Zinnen, Thürmchen, Ausbauten, Erkerchen, Spitzen verbanden sich mit dem uralten Mauerwerk zu einem reizvollen Ganzen. In träumerischer Stimmung mochte man glauben, ein Märchen aus dem Mittelalter vor sich zu haben.

Mein erster Schritt galt dem Germanischen Museum, wo, wie ich wußte, der Verwaltungsausschuß tagte und wo ich hoffte durch meinen Vorstand, Freiherrn von Löffelholz, in dem Museum geleitet zu werden. Wider Erwarten gerieth ich mitten unter die gelehrte Körperschaft, die einen Rundgang durch das Museum veranstaltete, und war als Neuling nicht wenig überrascht und betroffen, meines Nichts bewußt um so mehr, als ich nicht einmal Zeit gefunden, Toilette zu machen und in verstaubtem Reisegewand in das Museum gestürzt war. Das fühlte ich namentlich, als mich v. Löffelholz auf meinen Wunsch dem elegant gekleideten Professor Dr. Kraus vorstellte, der bekanntlich sehr viel auf das Aeußere hielt; ich empfand mit drückendem Gefühle, welch' schlechte Figur ich in so illustrer Gesellschaft machte. Dagegen würdigte mich Hofrath Lehner, ein biederer Schwabe, der verdiente Leiter des Sigmaringer Museums und Verfasser eines geschätzten Buches über Marienverehrung, freundlicher Ansprache und auch Alwin Schultz wechselte einige Worte mit mir, vielleicht daß er schon einen Fachgenossen ahnte. Mit seinem sprudelnden Humor belebte er die steife

Gesellschaft, an dies und das einen gelungenen Witz knüpfend. Man weiß ja, wie steif und trocken die Männer der Wissenschaft sind. Mit einem der steifsten unter ihnen, dem Erlanger Historiker Hegel, dem Sohne des berühmten Philosophen, der wie ein Pastor einherschritt, unterhielt sich Kraus mit rheinländischer Lebhaftigkeit, in feinem, geschmackvollem, geistreich klingendem Gespräche. Das Paar bildete einen merkwürdigen Contrast und erzeugte einen Eindruck, der sich nicht leicht verwischen läßt (beide starben im Dezember 1901). Noch den einen oder andern Herrn griff der nachmalige Hofrath heraus und bildete abseits eine Gruppe. Wie lebte und zuckte an ihm Alles! Damals stand er noch im Hochgefühle seiner Kraft und Leistungsfähigkeit, und ich konnte seine vornehme bewegliche Erscheinung nur stumm anstaunen und ich wunderte mich nicht, als ich später hörte, daß er in schöngeistigen und hocharistokratischen Salons eine Rolle spielte. Wenn man das der Braig'schen Lebensbeschreibung vorausgehende Bild von Kraus betrachtet, glaubt man einen englischen Diplomaten vor sich zu haben und sucht nach einer Unterschrift wie Northcote, Brougham oder etwas Derartiges. Als ich ihn 9 Jahre später sah, war er schon ein gebrochener Mann, verkrümmt, die Finger von der Gicht entstellt, aber immer noch sehr lebhaften Geistes. Damals lernte ich auch im Germanischen Museum Essenwein kennen. Ich hätte ihn nicht für den Mann von so großem Rufe gehalten, so bescheiden und schlicht gab er sich, schlicht auch in der Kleidung, und ich befand mich lange im Irrthum, es müsse irgend ein Subalternbeamter sein. Er war offenbar schon tief krank, mußte er doch bald darauf einen langen Urlaub antreten. Leider war es mir nicht mehr vergönnt, ihn wieder zu sehen, wohl aber hatte ich 1898 aus Anlaß des Historikertages Gelegenheit, mit seinen liebenswürdigen Nachfolgern Bezold und Bösch zu verkehren.

Aus allem was Bezold leistete, geht hervor, daß er mit gleichem Geiste und Sinne seine Aufgabe ansieht und anfaßt

wie Essenwein. Er hat die Museumsbauten wieder um einige bereichert, namentlich um die schöne Waffenhalle, die beim Jubiläum ihre Einweihung fand.[1]) Die Jubiläumsfeierlichkeiten, die unter der Theilnahme von ganz Deutschland sich vollzogen, sind noch in aller Erinnerung und brauchen nicht weiter berührt zu werden.

Das Museum steht jetzt auf guter finanzieller Grundlage. Nach neuesten Bewilligungen trägt das Reich 70,000 Mark, Bayern rund 25,000, die Stadt Nürnberg 9100 Mark zu den Verwaltungskosten bei, während die freiwilligen Beiträge (85,000 M.) ausschließlich zur Erweiterung der Sammlungen verwendet werden. Unter den Förderern wird neben dem Kaiser von Oesterreich in der Festschrift dankbar gedacht des Papstes Leo XIII., der den Katalog der vatikanischen Bibliothek schenkte.

Möge das Museum weiter gedeihen und blühen, wachsen und sich entfalten, und mögen auch die Katholiken mehr als in letzter Zeit aktiv sich an dieser Entwicklung betheiligen! Wie ich hoffe, wird man diesen Zusatz nicht als einen Mißklang empfinden.

Maihingen. Grupp.

---

1) Als Curiosum mag noch angeführt werden, daß 1896 ein Stifter, Freiherr von Borch, gemäß einem Vertrage seine Ruhestätte im Museum fand.

XXXIX.

Canada und seine Beziehungen zu England und den Vereinigten Staaten.

Nach der Ansicht der meisten englischen Staatsmänner ist die Gefahr, daß Australasien und Canada das von Neu-england im 18. Jahrhundert gegebene Beispiel nachahmen und sich gegen das Mutterland erheben würden, gänzlich beseitigt. Im Gegensatz zu den Homerulers von Irland, die offen für die Buren Partei nahmen, haben Canada und Australien ihre Contingente zum Transvaalkriege gestellt und stehen der Mutter als wackere Söhne zur Seite. Sind, so fragt man sich, diese Söhne ebenso stark als wacker, können sie sich selbst gegen ihre Nachbarn vertheidigen? sind sie nicht vielmehr eine Quelle der Schwäche für das Mutterland? Wir glauben das Letztere betreffs Australiens bewiesen zu haben (s. Heft 3, S. 203 ff.) und werden im Folgenden zeigen, daß Canada noch weit schwächer und hilfloser ist, und selbst mit englischer Hilfe sich des mächtigen Nachbars nicht er-wehren kann.

Ein Land mit einem Flächenraum von 3'048,711 qm und einer Bevölkerung von 5'338,883 Seelen, mit einer an Buchten und Häfen reichen Küste und einem hunderte von Meilen langen Grenzgebiete, kann unmöglich mit einem Nachbar, der über eine zahlreiche Armee und Flotte und unerschöpfliche Hilfsmittel verfügt, den Kampf aufnehmen.

Die Vereinigten Staaten können zu jeder Zeit die wichtigsten Häfen besetzen, mit ihren Regimentern die Grenzen überschreiten und das Land militärisch besetzen Die ständige Miliz Canadas beläuft sich auf 1021 Mann, die aktive auf 38,090, das Land hat weder Schiffsmannschaft noch Schiffe, in den amerikanischen Meeren, an den Küsten von Canada und Westindien befinden sich im Ganzen 20 englische Schiffe. Käme es zu einem Kriege, so könnten die Amerikaner diese Schiffe abfangen, bevor die Engländer Hilfe schicken könnten, die canadische Miliz aber würde wie Spreu vor dem Winde zerstieben (cf. Keltie, Statesmans Year Book, 254–5).

Man wird uns einwenden, ein Krieg mit den Vereinigten Staaten ist durchaus nicht zu fürchten, ein starkes Canada ist dem großen Bundesstaat als Alliirter willkommen. Das ist ein frommer Wunsch der Engländer, keine Wirklichkeit; denn schon während des Krieges um ihre Unabhängigkeit haben die Amerikaner die Canadier zu gewinnen gesucht. Der in der letzten Zeit geführte Zollkrieg, der den Canadiern weit mehr geschadet hat als den Yankees, wird über kurz oder spät die Loyalität der englischen Bewohner Canadas abkühlen und hat manche Abkömmlinge der Franzosen mit dem Gedanken an einen Anschluß an die Vereinigten Staaten befreundet. Sie sagen sich: Amerikaner und Canadier gehören zusammen, die Grenzen, die uns trennen, sind künstlich, wir sind auf gegenseitigen Austausch unserer Produkte angewiesen, England ist zu weit entfernt und kann die Vergünstigungen, die wir verlangen, nicht gewähren. Die höheren Klassen werden sich vergeblich gegen den Anschluß sträuben, und werden von den Massen mit fortgezogen werden. Mit der stetig wachsenden Zunahme der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten und der Abneigung der Kapitalisten, die großen Länderstrecken, die sich in ihrem Besitz befinden, zu veräußern, wird sich der große Bundesstaat berufen fühlen, das canadische Gebiet zu annektiren, um den zahlreichen Einwanderern neue Wohnsitze anweisen zu können.

Alle Versuche Canadas, weiße Ansiedler zunächst aus Großbritannien und, wenn dieses unmöglich ist, aus anderen europäischen Ländern anzulocken, haben der Auswanderung keine neue Richtung zu geben vermocht, einmal weil die meisten Europäer eine Demokratie wie die amerikanische jeder andern Regierungsform vorziehen, dann weil Amerika dem Handwerker sowohl als dem Bauern größere materielle Vortheile bietet. Manche Engländer geben zu, daß der canadische Pächter oder Bauer gegen den amerikanischen im Nachtheil ist, und seine Produkte nicht zu demselben hohen Preise losschlagen kann wie der Amerikaner, und glauben durch Erhöhung der Eingangszölle den canadischen Bauern unter die Arme greifen, Einwanderer ins Land ziehen zu können. Die verhältnißmäßig wenigen Einwanderer sind Goldsucher, Grubenarbeiter, die für Ackerbau und Viehzucht weder Lust noch Liebe haben; so ist der Bauernstand, der dem Lande besonders noth thut, schlecht vertreten. Die französischen Canadier, in denen Familien mit 10—12 Kindern die Regel sind, ziehen es vor, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, statt ein Gut unter den von der Regierung oder Privatleuten gestellten Bedingungen anzunehmen. Weder der Boden noch das Klima sind in den Vereinigten Staaten besser, im Gegentheil, und dennoch ziehen Schaaren französischer Canadier in den Nachbarstaat. Die, welche später in die Heimat zurückkehren, sind in der Regel begeisterte Amerikaner und bilden ein Gegengewicht gegen die Anglophilen ihrer Heimat. Das Gemeinwesen von Canada ist von manchen Uebeln frei, die wir bei Australasien hervorheben mußten, es existirt keine sociale Frage, keine ungestüme und zudringliche Arbeiterpartei, die einzelnen Staaten und Municipalitäten sind nicht in demselben Maße verschuldet, manche haben im Gegentheil ein bedeutendes Kapital und können namentlich aus dem Gewinne, den der Verkauf des Landes abwirft, manche Ausgaben bestreiten. Was jedoch Canada gerade so fehlt, wie Australien, ist eine den Ackerbau

mit Lust und Liebe betreibende Bevölkerung, die einfache, genügsame Lebensweise von Bauern, die mit bescheidenem Gewinn zufrieden, vor großartigen Unternehmungen zurückschrecken, am häuslichen Herde in dem Schooß der Familie ihr Glück suchen und finden. In dem englischen Charakter ist im 19. Jahrhundert ein Wandel eingetreten, die Liebe zum Ackerbau, zu ländlichen Beschäftigungen, zum kleinen Handwerk, hat dem Leben in den Städten, dem Großbetrieb, der Grubenarbeit weichen müssen Auch in Canada schauen die Abkömmlinge der Briten mit einer gewissen Verachtung auf die etwas spießbürgerlichen französischen Canadier herab und deren Kindersegen. Ihre Familien sind aus verschiedenen Gründen viel kleiner, zum Theil auch deßhalb, weil man den erworbenen Besitz nicht zerstückeln will. Da für Canada eine Uebervölkerung vorderhand nicht zu fürchten ist, eine stetig wachsende Zunahme von Geburten die Wehrkraft erhöhen würde, so müßte die Regierung den Ackerbau nach Kräften fördern. Die Entdeckung von immer neuen Minen und die Ausbeutung derselben zieht wohl viele Fremde ins Land, hebt zeitweilig Handel und Gewerbe, hat aber die schlimme Folge, daß eine Zahl von Abenteurern im Lande bleibt, die den Samen der Zwietracht aussäen und nicht selten socialistische Grundsätze vertheidigen. Gerade auf die Goldsucher und Grubenarbeiter läßt sich der Satz anwenden: Wie gewonnen, so zerronnen, gerade sie lassen Ruinen hinter sich. Alfred Russell Wallace hat nicht so ganz Unrecht, wenn er dem 19. Jahrhundert den Vorwurf macht, der Erde fast alle ihre Schätze geraubt und den kommenden Geschlechtern nur eine Nachlese übrig gelassen zu haben. In dem Buch British America, British Empire Series VIII finden sich zahlreiche Stellen, in denen Klage geführt wird über Arbeitsstockungen, Entwerthung des Landes nach Erschöpfung der Minen, Vernachlässigung des Ackerbaues.

Das von Rudyard Kipling Canada ertheilte Lob ist sehr schön, aber selbst dieser Optimist kann nicht umhin, den

schwachen Punkt anzudeuten. „Canada, so sagt er, ist ein großes Land und hat eine große Zukunft. Das Klima ist fein, scharf und abhärtend, es gibt den Knochen das Eisen und den groben festen Kern, wenn die Leute daselbst arbeiten wollen. Was es braucht sind Leute und Geld. Warum betrachten die Engländer das Land nicht als ein Arbeitsfeld für ihr Kapital und ihren Unternehmungsgeist? Daselbst haben sie die allerbeste Aussicht, wenn sie auswandern wollen. In den Vereinigten Staaten ist mehr Leben und Thatkraft, die Entwicklung in Canada ist langsamer, aber sicherer" (British Empire p. 3). Aehnlich spricht Lord Dufferin und betont, daß der harte Winter in dem kalten Norden dem sonnigen Süden vorzuziehen sei. „Der Norden, so schließt er, war immer die Heimat der Freiheit, der Industrie und Tapferkeit". Die Regierungen der verschiedenen Staaten Canadas haben durch Veröffentlichung von Flugschriften und von inspirirten Artikeln in Zeitungen die Aufmerksamkeit immer wieder auf Canada hingelenkt, den Reichthum des Landes an Getreide, Früchten, Wildpret und Fischen, die Leichtigkeit in Erwerbung großer Bauerngüter betont, auf die Unterstützung seitens der Regierung, auf die Eisenbahnen und Wasserwege, auf die gesunde trockene Kälte, die der Feuchtigkeit Englands weit vorzuziehen sei, und andere Vortheile, die Canada vor England und den Vereinigten Staaten voraus hat, hingewiesen — aber das Publikum läßt sich nicht umstimmen, es hört die Botschaft wohl, allein es fehlt der Glaube. Das südlicher gelegene Reich hat eben eine Bevölkerung von 76 Millionen, eine glückliche Mischung von Ackerbau und Viehzucht, von Industrie und Gewerbe, ausgezeichnete und wohlfeile Verkehrswege. Eine demokratische Regierung mit voller Rechtsgleichheit für alle, eine außerordentliche Bewegungsfreiheit machen auf den Auswanderer den größten Eindruck. Er zieht es vor, das Glied eines großen Staates zu sein, den Ideen von Freiheit zum Siege zu verhelfen, und verschmäht das einsame Leben auf einem

Bauerngute Canadas, wo er von jedem politischen Einfluß ausgeschlossen ist. Die günstige Zeit ist offenbar verpaßt. Vor fünfzig Jahren hätte England allenfalls Siedler schicken können, jetzt findet es dieselben kaum mehr für das eigene Land. Die Iren, die ein Ackerbauvolk geblieben sind, hegen einen so tiefgewurzelten Haß gegen ihre Bedränger, daß sie nicht nach Canada auswandern wollten. Nicht umsonst haben weise Staatsmänner die südafrikanische Politik beklagt, die so viel Mannschaft und Kapital auf Südafrika verwendet, die Australien und Afrika gekräftigt haben würden.

Diese Meinung wird von vielen Engländern bekämpft, welche geltend machen, daß die Politik Gladstone's und Parnell's den ersten Anstoß zum Imperialismus gegeben, daß der Krieg in Transvaal eine Einreihung der Canadier und Australier in die reguläre englische Armee und englische Marine zur Folge haben werde. Binnen kurzer Zeit werden, so behauptet man, die englischen Colonien nicht bloße Freiwillige für Heer und Flotte stellen, sondern sich eine Ehre daraus machen, mit dem Mutterland einen Theil an den allgemeinen Lasten zu tragen. — Aus der in den Colonien herrschenden Begeisterung läßt sich kein Schluß ziehen. Eine reguläre Truppe, welche die Regierung im Mutterland oder einer der Colonien nach Belieben verwenden könnte, wird sicher nicht unterhalten werden, höchstens eine Miliz, die im Nothfall auch außer Landes Dienste zu thun bereit ist. Gegen die allgemeine Wehrpflicht, Unterhaltung regulärer Truppen hegt man in den Colonien noch größere Bedenken als in England und sieht in der Bildung einer militärischen Macht den Anfang vom Ende, d. h. die Beseitigung von Freiheit und Selbstverwaltung. Wer soll der Kriegsherr sein, woher soll man die Offiziere nehmen? Das sind Fragen, die gelöst werden müssen, bevor man sich die Last der Unterhaltung eines stehenden Heeres und einer Marine auferlegt. Ein Adel, aus dem sich die Offiziere rekrutiren könnten, existirt weder in Australien noch in Canada, die Söhne der

Geldaristokratie oder der Beamten haben wenig Neigung für Stellen in der Armee, die einen so großen Aufwand erheischen, und würden von den adeligen Offizieren Englands als minderwerthig behandelt werden. Ueberall begegnen wir unüberwindlichen Schwierigkeiten. Die Colonien würden für die Opfer, die sie für die gemeinsame Sache bringen, als Gegenleistung Antheil an den Ehren und Vortheilen, die bisher Großbritannien vorbehalten werden, beanspruchen. Die Gouverneure, die commandirenden Generale, politischen Agenten müßten auch aus den Colonisten genommen werden, denn Letztere könnten unmöglich erlauben, daß sie von den Ehren und Vortheilen ausgeschlossen würden, nachdem sie die Lasten getragen hätten.

Die englischen Colonisten in Canada, Australien und anderwärts würden sich eine Militärherrschaft noch weit weniger gefallen lassen als das deutsche Volk, das sich 1813 gegen Napoleon erhob. Die Ländersucht der modernen Imperialisten ist gerade so groß wie die Napoleons. Sie suchen neue Gebiete zu erwerben, bevor sich die alten dem Reiche angegliedert und consolidirt haben. Ein Volkstribun wie Chamberlain verspricht weit gewaltthätiger zu werden, als der siegreiche Imperator Napoleon, und wäre der Erste, der den das Weltreich umspannenden Reif zerbräche. Redensarten, Betheuerungen von Anhänglichkeit sind wohlfeil, jeder tieferblickende Engländer ist davon überzeugt, daß der Riesenkampf um die Vorherrschaft einzig mit englischen Truppen ausgefochten werden kann. Käme es zum Ausbruch eines Krieges mit den Vereinigten Staaten, die sicher Bundesgenossen haben würden, dann würde der englische Oberbefehlshaber Canada den Rath geben, sich mit dem Gegner zu vergleichen, weil England jeden Mann und jedes Schiff zur Vertheidigung der eigenen Küste nothwendig habe. Jede Diversion zu Gunsten Canadas würde zu einer äußerst gefährlichen Zersplitterung der englischen Streitkräfte führen. Dasselbe gilt für Australien und alle übrigen Colonien,

Bauerngute Canadas, wo er von jedem politischen Einfluß ausgeschlossen ist. Die günstige Zeit ist offenbar verpaßt. Vor fünfzig Jahren hätte England allenfalls Siedler schicken können, jetzt findet es dieselben kaum mehr für das eigene Land. Die Iren, die ein Ackerbauvolk geblieben sind, hegen einen so tiefgewurzelten Haß gegen ihre Bedränger, daß sie nicht nach Canada auswandern wollten. Nicht umsonst haben weise Staatsmänner die südafrikanische Politik beklagt, die so viel Mannschaft und Kapital auf Südafrika verwendet, die Australien und Afrika gekräftigt haben würden.

Diese Meinung wird von vielen Engländern bekämpft, welche geltend machen, daß die Politik Gladstone's und Parnell's den ersten Anstoß zum Imperialismus gegeben, daß der Krieg in Transvaal eine Einreihung der Canadier und Australier in die reguläre englische Armee und englische Marine zur Folge haben werde. Binnen kurzer Zeit werden, so behauptet man, die englischen Colonien nicht bloße Freiwillige für Heer und Flotte stellen, sondern sich eine Ehre daraus machen, mit dem Mutterland einen Theil an den allgemeinen Lasten zu tragen. — Aus der in den Colonien herrschenden Begeisterung läßt sich kein Schluß ziehen. Eine reguläre Truppe, welche die Regierung im Mutterland oder einer der Colonien nach Belieben verwenden könnte, wird sicher nicht unterhalten werden, höchstens eine Miliz, die im Nothfall auch außer Landes Dienste zu thun bereit ist. Gegen die allgemeine Wehrpflicht, Unterhaltung regulärer Truppen hegt man in den Colonien noch größere Bedenken als in England und sieht in der Bildung einer militärischen Macht den Anfang vom Ende, d. h. die Beseitigung von Freiheit und Selbstverwaltung. Wer soll der Kriegsherr sein, woher soll man die Offiziere nehmen? Das sind Fragen, die gelöst werden müssen, bevor man sich die Last der Unterhaltung eines stehenden Heeres und einer Marine auferlegt. Ein Adel, aus dem sich die Offiziere rekrutiren könnten, existirt weder in Australien noch in Canada, die Söhne der

Geldaristokratie oder der Beamten haben wenig Neigung für Stellen in der Armee, die einen so großen Aufwand erheischen, und würden von den adeligen Offizieren Englands als minderwerthig behandelt werden. Ueberall begegnen wir unüberwindlichen Schwierigkeiten. Die Colonien würden für die Opfer, die sie für die gemeinsame Sache bringen, als Gegenleistung Antheil an den Ehren und Vortheilen, die bisher Großbritannien vorbehalten werden, beanspruchen. Die Gouverneure, die commandirenden Generale, politischen Agenten müßten auch aus den Colonisten genommen werden, denn Letztere könnten unmöglich erlauben, daß sie von den Ehren und Vortheilen ausgeschlossen würden, nachdem sie die Lasten getragen hätten.

Die englischen Colonisten in Canada, Australien und anderwärts würden sich eine Militärherrschaft noch weit weniger gefallen lassen als das deutsche Volk, das sich 1813 gegen Napoleon erhob. Die Ländersucht der modernen Imperialisten ist gerade so groß wie die Napoleons. Sie suchen neue Gebiete zu erwerben, bevor sich die alten dem Reiche angegliedert und consolidirt haben. Ein Volkstribun wie Chamberlain verspricht weit gewaltthätiger zu werden, als der siegreiche Imperator Napoleon, und wäre der Erste, der den das Weltreich umspannenden Reif zerbräche. Redensarten, Betheuerungen von Anhänglichkeit sind wohlfeil, jeder tieferblickende Engländer ist davon überzeugt, daß der Riesenkampf um die Vorherrschaft einzig mit englischen Truppen ausgefochten werden kann. Käme es zum Ausbruch eines Krieges mit den Vereinigten Staaten, die sicher Bundesgenossen haben würden, dann würde der englische Oberbefehlshaber Canada den Rath geben, sich mit dem Gegner zu vergleichen, weil England jeden Mann und jedes Schiff zur Vertheidigung der eigenen Küste nothwendig habe. Jede Diversion zu Gunsten Canadas würde zu einer äußerst gefährlichen Zersplitterung der englischen Streitkräfte führen. Dasselbe gilt für Australien und alle übrigen Colonien,

Indien nicht ausgenommen. Die Ausdeh
und Länder ist zu bedeutend, als daß die
die feindlichen Häfen blockiren, den Feind auf
könnte. In einem Krieg gegen Frankrei
könnten Canada und Australien, falls die
blieben, dem Mutterlande Hilfe leisten,
ihres Handels durch die Gegner bereit
Verfügung stehenden Truppen und Schif
Vertheidigung des eigenen Landes kaum
Hauptgefahr droht jedenfalls seitens
die Marine und das Landheer vermehr
man entschlossen ist, Oberherrschaft über
Stille Meer zu beanspruchen und die
zudrängen, wäre es thöricht, auf ein dau
liches Verhältniß zu rechnen, es sei
allen seinen amerikanischen Besitzungen
seine Besitzungen in Asien und Afrika
Opfer bringe. Die Streitigkeiten
der Grenzregulirung, der Ein- und
der Kriegspartei in Washington
hochfahrende Sprache der canadischen
denn sie bieten einen Vorwand zum
Presse wird sich nach dem Vorgang
hohe, Amerika gewordene civilisator
und durch eine feine Parallele zwisch
Amerika und den rückständigen
ganzen Welt beweisen, daß die
Herrschaft in Canada eine
Menschheit ist. Daß die Publicist
Gründe ins Feld führen könnten
England, braucht man nicht zu
so werden sie plädiren, sind
den Einwanderern, die aus aller
aber aus dem englischen Reich
keine Heimstätte gewähren,

tät sähe, so kann man
früher oder später in
England wird bald
nalisten werden sich in
werden finden, daß es
aate anzugehören. Die
einzelnen Staaten haben
ihr der Erzeugnisse des
deutende Resultate erzielt,
daß in den Staaten und
volle Rechtsgleichheit der
lten haben) Ackerbau, Vieh-
Gewerbe sich weit schneller
nen oder irgend einen andern
en Provinz Canadas zu ver-
eben dem Engländer an Ge-
eit überlegen und hat von den
zur Bildung und Ausprägung
beigetragen haben, die bessern
und ist von dem europäischen
centralisiren, alle charakteristischen
ill, weit entfernt. Canada wird
großen Republik seine Eigenthüm-
behalten können, wie unter England,
her entwickeln. Unter einer ameri-
es kaum möglich gewesen, daß in
nie Ontario ein dreihundert Meilen
Zeit entdeckt würde.
ller des britischen Reiches, von denen
mel versprechen, dürften sich nach dem
rweisen, weder im Nordwesten von
Südosten werden wir gut organisirte
mit je 50 Millionen Einwohner sehen.
und für sich Unwahrscheinliche infolge
en Vereinigten Staaten wirklich eintreffen,

Die Staatsschuld im Englischen Nordamerika betrug am 1. Juli 1900 nur 346'206,980 Dollars. Rechnet man die Aktiva ab, dann bleiben nur 265'493,807 Dollar oder 10 Pfd. 2 sh 10 d per Kopf, wofür ein Zins von 8 sh 4 d zu zahlen ist. Die Provinz Ontario hat nicht nur keine Schulden, sondern auch Vermögen. Gleichwohl rührt auch in Canada die Hälfte des jährlichen Einkommens von Zöllen her, sonach könnte selbst Canada derselben nicht entbehren. Für die Anlegung von Eisenbahnen, für den Strombau, die Ausnützung der Wasserwege ist noch nicht genug geschehen. Wollen die Canadier gleich den Deutschen die Schwierigkeiten des nordischen Klimas überwinden, ihre Häfen auch im Winter zugänglich machen, dann müssen sie große Geldsummen aufnehmen. Das können sie nur, wenn sie die Künste des Friedens pflegen, wenn sie ihre mächtigen Nachbarn nicht reizen, und sich im Gefühle ihrer eigenen Schwäche vieles gefallen lassen. Nur dann kann die Annektirung durch den großen Bundesstaat hinausgeschoben werden, jede Demonstration gegen denselben kann die Katastrophe nur beschleunigen. Die Erwartung, daß Canada sich so schnell wie sein mächtiger Rivale entwickeln werde, ist leider ein schöner Traum Das reiche, fruchtbare Land mit seinem gesunden Klima könnte ja leicht 50 Millionen ernähren, aber wo sollen sie herkommen, wenn der Nachbarstaat fortfährt, die größere Anziehungskraft zu üben und so viele Vortheile bietet, welche Canada fehlen. Die Pioniere und Hinterwäldler, die ein Leben voll der Beschwerden und Abenteuer der Bebauung eines Gutes vorziehen, sind unter den Einwanderern weit seltener als unter den geborenen Amerikanern. Keine noch so günstigen Bedingungen können sie anlocken. Die reichen, und wie man behauptet unerschöpflichen Goldfelder sind für das britische Columbien ein sehr zweifelhafter Gewinn, denn sie entziehen dem Ackerbau viele äußerst nöthige Kräfte.

So sehr man die Auffaugung der englischen Provinzen des Nordens bedauern mag, so gerne man eine selbständige

Entwicklung der canadischen Nationalität zähe, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß Canada früher oder später in den Vereinigten Staaten aufgehen wird. England wird bald vergessen sein, die wenigen echten Loyalisten werden sich in England niederlassen, die übrigen werden finden, daß es vortheilhaft ist, einem großen Staate anzugehören. Die englische Regierung sowohl als die einzelnen Staaten haben sich alle Mühe gegeben, die Ausfuhr der Erzeugnisse des Landes zu fördern und haben bedeutende Resultate erzielt, aber es läßt sich kaum bestreiten, daß in den Staaten und Territorien (Bezirken, welche die volle Rechtsgleichheit der übrigen Staaten noch nicht erhalten haben) Ackerbau, Viehzucht, Obstzucht, Industrie und Gewerbe sich weit schneller entwickeln. Es genügt Californien oder irgend einen andern Staat mit einer entsprechenden Provinz Canadas zu vergleichen. Der Amerikaner ist eben dem Engländer an Geschick, Ausdauer, Findigkeit weit überlegen und hat von den verschiedenen Nationen, die zur Bildung und Ausprägung des amerikanischen Charakters beigetragen haben, die bessern Eigenschaften sich angeeignet und ist von dem europäischen Bureaukratismus, der alles centralisiren, alle charakteristischen Unterschiede verwischen will, weit entfernt. Canada wird unter der Herrschaft der großen Republik seine Eigenthümlichkeiten gerade so gut beibehalten können, wie unter England, jedenfalls aber sich rascher entwickeln. Unter einer amerikanischen Regierung wäre es kaum möglich gewesen, daß in einem so alten Staate wie Ontario ein dreihundert Meilen langer Fluß in jüngster Zeit entdeckt würde.

Die mächtigen Pfeiler des britischen Reiches, von denen die Engländer sich so viel versprechen, dürften sich nach dem Gesagten als morsch erweisen, weder im Nordwesten von England noch im Südosten werden wir gut organisirte kräftige Gemeinwesen mit je 50 Millionen Einwohner sehen. Sollte indeß das an und für sich Unwahrscheinliche infolge innerer Wirren in den Vereinigten Staaten wirklich eintreffen,

sollten die Einwanderer nach Canada und Australien, statt in die große Republik strömen, dann werden diese beiden Colonien die Verbindung mit dem Mutterlande lösen und sich als selbständige Staaten constituiren, die gleich den Vereinigten Staaten ihre eigenen Wege gehen werden. Ein angelsächsisches Reich liegt weit in nebelgrauer Ferne.

A.

XL.

Eine neue Wimpfeling-Biographie.

„Nur was heilig ist, umfassest du mit deinem Streben; was du schreibst, ist reich an Frucht; Deutschlands Jugend verdankt dir viel, mir selber haben deine Belehrungen häufig genützt", sagte Ulrich von Hutten von dem Schlettstadter Humanisten Jakob Wimpfeling, von dessen Standpunkt er doch so weit entfernt war.

Aber gerade ein solcher Ausspruch aus solchem Munde ist so recht geeignet, uns die Bedeutung Wimpfelings für seine Zeit zu veranschaulichen. Die gefeiertsten Humanisten suchten seine Freundschaft, der größten einer, Erasmus, spendete ihm das höchste Lob, Reuchlin nannte ihn den Grundpfeiler der Wissenschaft, seine Schriften erregten gewaltiges Aufsehen. Doch schon wenige Jahre nach seinem Tode stand er, wie so viele verdiente Männer seiner Zeit, auf der Liste der Vergessenen. Nur selten wurde in den

Stürmen der Glaubensspaltung sein Name genannt, erst die Generationen späterer Jahrhunderte suchten dem hochverdienten Manne wieder gerecht zu werden und sein Andenken aufzufrischen. Es war ein Verdienst des Freiburger Juristen Anton Riegger, daß er gegen Ende des 18. Jahrhunderts Wimpfelings Namen dem Dunkel der Vergessenheit entriß und ihn wenigstens einem beschränkten Kreise wieder geläufig machte.

Das 19. Jahrhundert mit dem lebhaft erwachten Interesse für historische Forschung regte dann Gelehrte wie Wiskowatoff und Schwarz zu immerhin achtungswerthen Lebensbeschreibungen Wimpfelings an, aber erst ein Landsmann des elsäßischen Humanisten, der bekannte Straßburger Historiker Charles Schmidt ließ ihm 1879 in seiner glänzend geschriebenen elsäßischen Literaturgeschichte eine ebenso gründliche als geistvolle Würdigung zu Theil werden. Damit war das letzte Wort über Wimpfeling aber nicht gesprochen. Ganz abgesehen davon, daß Charles Schmidts Arbeit wegen ihres französischen Gewandes für den Deutschen, den Wimpfelings Persönlichkeit doch in erster Linie interessiren muß, so gut wie verloren ist, so hat in unsern Tagen die rastlose Forschung wieder soviel Neues zu Tage gefördert, daß eine Neubearbeitung des Gegenstandes nicht nur nicht überflüssig, sondern sehr wünschenswerth schien. Darauf hatte schon wenige Jahre nach dem Erscheinen des Schmidt'schen Werkes ein protestantischer Forscher hingewiesen.[1]) Dazu kommt noch ein Anderes. Wimpfeling war Katholik, und überzeugter Katholik. Das läßt aber den Wunsch berechtigt erscheinen, auch aus katholischer Feder eine den wissenschaftlichen Anforderungen genügende Darstellung seines Lebens und Wirkens zu haben. Dieser Wunsch ist nunmehr

---

1) Vergl. Hauck's Realencyklopädie für protest. Theologie u. Kirche. 17. Bd. (1886). S. 195.

erfüllt, die katholische Geschichtsforschung hat eine alte Ehrenschuld endlich abgetragen. Wir besitzen jetzt eine auch weitgehende Ansprüche befriedigende Biographie Jakob Wimpfelings.[1]

Ihr Verfasser, Dr. Joseph Knepper, ist kein Neuling mehr auf historischem Gebiete, speziell nicht da, wo ihn sein jetziger Gegenstand hinführt. Eine frühere gediegene Arbeit aus seiner Feder über das deutschnationale Denken und Fühlen der elsäßischen Humanisten, ebenfalls in den „Erläuterungen" erschienen, berechtigte zu der Hoffnung, daß er auch den jetzigen spröden Stoff mit der ihm eigenen Gewandtheit bewältigen werde. Und diese Hoffnung hat er nicht getäuscht. Das Leben Wimpfelings zu beschreiben, des unruhigen, so vielseitig thätigen, so verschieden beurtheilten Mannes, der im Werdegang einer neuen Culturepoche eine führende Rolle spielt, war keine leichte Aufgabe. Eine besondere Schwierigkeit lag bei dieser Arbeit schon in der Disponirung des riesigen Materials. Ch. Schmidt ist dieser Schwierigkeit insofern aus dem Wege gegangen, als er die Schriften des Mannes von seinem Leben getrennt behandelte. Eine solche Darstellungsmethode mag nun in manchen Fällen ganz zweckdienlich sein, bei Wimpfeling aber sicher nicht! Denn gerade bei diesem Manne spiegelt sich die Persönlichkeit so sehr in dessen Werken, und die Werke, in ihrer größeren Anzahl mehr Gelegenheitsschriften als Erzeugnisse andauernden Stubenstudiums, stehen mitunter auch mit dem äußeren Lebensgang in so inniger Verbindung, daß eine gesonderte Betrachtung beider sicher kein lebensvolles, in allen Theilen

---

1) Jakob Wimpfeling. (1450—1528). Sein Leben und seine Werke nach den Quellen dargestellt von Dr. Joseph Knepper. Freiburg, Herder. 1902 8°. XX u. 375 S. M. 5,50. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Hrsg. von Ludwig Pastor. Bd. III. Heft 2–4).

gleichmäßiges und historisch treues Bild ergibt. Ganz mit Recht vertritt Knepper die Ansicht, daß den Leistungen des Mannes, dessen Leben der Historiker behandelt, vor dem rein biographischen Material der Vorzug gebührt.

Wimpfelings Werke nehmen denn auch bei ihm im Rahmen des Gesammtbildes den größten Raum ein, das rein biographische Moment dürfte bisweilen sogar etwas schärfer hervortreten, es verschwindet manchmal fast im literarhistorischen Detail, aber wer vermag bei einer Arbeit von diesem Umfang auch beim besten Willen allen Wünschen entgegenzukommen? Auch die von Knepper eingehaltene chronologische Anordnung des Stoffes wird in diesem Falle nur Beifall finden. Sie vertheilt das weitschichtige Material auf 8 Abschnitte, für die entweder bedeutsame Lebensperioden oder sonst wichtige Gesichtspunkte maßgebend gewesen sind.

In Schlettstadt, jener geistig so regsamen elsäßischen Reichsstadt wurde Jakob Wimpfeling als Sohn kleiner Leute geboren am 25. Juli 1450, am Wendepunkt einer neuen Zeit, für deren Gedankenwelt er dereinst ein so beredter Wortführer sein sollte. Es war ein schwächlicher Knabe, von der Natur mehr nach der geistigen als der körperlichen Seite hin mit Vorzügen ausgestattet. Er ging zuerst bei Dringenberg, dem biederen Westfalen, in die städtische berühmte Lateinschule, dann zu einem geistlichen Oheim in Sulz, der ihn nach Freiburg an die Hochschule schickte. Da gerieth er auf bedenkliche Wege, die er auch in Erfurt nicht verließ. Es ist deßhalb kein sehr erfreuliches Kapitel, das seine Studienzeit behandelt, und Knepper sucht seine Jugendverirrungen nicht zu beschönigen. Aber nur da lesen wir Unerfreuliches. „Seit die Erfurter Tage hinter ihm liegen, ist Wimpfelings Jugendzeit mit ihren sicherlich zum allergrößten Theile aus ahnungsloser Unbefangenheit inmitten einer gefährlichen Welt erwachsenen Verirrungen abgeschlossen“

(S. 13). Dann kamen die Heidelberger Jahre, wo Wimpfeling von 1469—83 weilte, lernend und lehrend zugleich. Hier hat er sich — nunmehr auch Theologe und Priester — trotz aller ungünstigen Einflüsse durch stetes Schaffen emporgerungen auf die Höhe des strengen Humanismus. Er ist der erste Heidelberger Humanist, sein „Stylpho“ die erste humanistische Komödie. Mit feinem Verständniß hat der Verfasser uns diese Entwicklungsperiode seines Helden gezeichnet, unter steter Betonung all der Faktoren, die gerade in Heidelberg dem Gedeihen einer freien humanistischen Richtung hemmend im Wege standen. Auch wird hier bereits bei der Würdigung der ersten schriftstellerischen Leistungen Wimpfelings auf die charakteristischen Mängel hingewiesen, die auch seiner späteren Schreibweise anhaften blieben. Ueberhaupt tritt uns im Heidelberger Universitätslehrer bereits der Mann mit all den Eigenarten entgegen, die uns später so sehr fesseln.

Nach Heidelberg kam Speier. Der Universitätsprofessor war Domprediger geworden, aber der Biograph ist aus Mangel an bestimmten Nachrichten recht in Verlegenheit, ob unser Humanist dieses Amt, für das ihn seine Fähigkeiten nicht geeignet erscheinen ließen, ausgeübt hat. Knepper meint, und wohl mit Recht: „Die Sache ist dunkel, jedenfalls dürfen wir soviel annehmen, daß Wimpfeling, wenn er das Amt eines Hauptpredigers an der Speierer Domkirche überhaupt bekleidete, diese Thätigkeit schon bald mehr oder weniger im Nebenamt ausübte, bezw. sie nach verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder aufgab“ (41). Ueberhaupt beobachtet Verf. bei ähnlichen Fragen, die aus Mangel an nöthigen Belegen nur in unbefriedigender Weise beantwortet werden können, eine wohlthuende Zurückhaltung, er ist zurückhaltend und sehr maßvoll mitunter auch in seinem Urtheil über manche die Kritik herausfordernde Seite der Thätigkeit seines Mannes, er sucht die Ecken und Kanten seines bisweilen sehr herben Wesens hie und da etwas wegzuglätten, bewahrt aber,

besonders in zusammenfassenden Abschnitten, doch immer den gerecht abwägenden Blick des unbefangenen Historikers. Man vergleiche z. B. nur das zutreffende Urtheil über Wimpfeling, den kirchlichen Reformer, das auch sonst noch in Variationen wiederkehrt: „Wir sehen, Wimpfeling schaute trotz oder vielmehr gerade wegen seiner aufrichtigen Frömmigkeit tief genug, um zu sehen, daß bei weitem nicht alles in Kirche und Klerus war, wie es sein sollte. Der seeleneifrige Priester hat niemals wirkliche Schäden auf kirchlichem Gebiete mit dem Mantel unangebrachter Nachsicht bedeckt, er ist vielmehr, wie die folgende Darstellung darthun wird, in seinem Vorgehen gegen die Mißstände von einer wohlgemeinten, aber der Kirche in manchen Dingen gefährlichen Uebertreibung nicht frei zu sprechen. Temperament und Eifer rissen ihn auch da oft zu ungerechten Urtheilen hin“ (61).

Auch dem deutschen Patrioten wendet naturgemäß Knepper — man vergleiche nur seine frühere Schrift — seine besondere Aufmerksamkeit zu und hat an vielen Orten seines Buches warme Worte für die Vaterlandsliebe Wimpfelings, ohne aber deren Schwächen zu verkennen.

Aber der Hauptantheil des Buches gilt wohl dem Pädagogen. Ganz mit Recht huldigt Verf. der Auffassung, Wimpfeling sei vor allem Pädagoge, nicht so sehr Theologe gewesen, welche These früher Wiskowatoff vertreten hatte. Auch in Schriften, die weitabliegende Gegenstände behandeln, betont Wimpfeling immer und immer wieder das erzieherische Moment, er verleugnet den Schulmeister nirgends, und da ist es Kneppers Verdienst, gerade diesen Punkt durch sein ganzes Buch hindurch hervorgehoben zu haben. Die der pädagogischen Bedeutung Wimpfelings gewidmeten Seiten gehören zu den besten Partien des Werkes. Mit feinem Verständniß — das den Pädagogen verräth — werden die hochbedeutsamen pädagogischen Schriften Wimpfelings, der noch in Speier entstandene „Wegweiser für die Jugend“,

der nach Zarnckes Urtheil zu den in Geschichte epochemachenden Schriften gehört, dann die in Heidelberg verfaßte „Jugend", welche beide den Ruhm Wimpfelings als des „Altvaters des deutschen Unterrichts" begründeten, analysirt und ihren Hauptgedanken nach dem Leser zum Verständniß gebracht. Gerade an diesen Ausführungen würde der selige Janssen, der stets der Popularisirung von Wimpfelings pädagogischen Hauptschriften das Wort geredet hat, seine Freude gehabt haben.

Eine rastlose unermüdliche Thätigkeit ist die Signatur des Lebens unseres Humanisten. Auf allen Wissensgebieten bewegt sich sein regsamer Geist, überall spricht er sein Wort mit, sodaß der Biograph manchmal seine liebe Noth haben mag, auch Wichtiges passend in den Rahmen seines Bildes einzufügen. Dazu kommt sein unstetes Wanderleben. Von Speier geht Wimpfeling wieder nach Heidelberg. Von da nach Straßburg, wo ihn Unmuth und Weltmüdigkeit nach der Stille eines beschaulichen Lebens verlangen lassen. Nun greift er auch einmal zur historischen Feder und tritt mit seiner „Germania" an die breiteste Oeffentlichkeit. In musterhafter Analyse wird uns der Inhalt dieser einen schweren Federkrieg mit dem streitbaren Murner provocirenden Schrift mitgetheilt, ebenso trefflich wird auch die „Geschichte der Deutschen" charakterisirt, und zutreffend auf das culturhistorische Moment hingewiesen, das Wimpfeling, „der erste Geschichtsschreiber des deutschen Volkes", der den großen Tritheim zur Abfassung der ersten deutschen Literargeschichte anregte, mit Absicht in seine Darstellung einführte.

Daneben ist er Herausgeber aller möglichen Schriften. Knepper irrt aber wohl, wenn er (S. 172) in Wigand Trebellius den Autor des von Wimpfeling herausgegebenen Poems „Ueber die Eintracht zwischen Weltgeistlichen und Bettelmönchen" erblickt; es ist wohl, wie eine fachmännische Feder anderswo nachweisen wird, Wimpfeling selbst der Ver-

fasser. Dann kommen wieder Reformschriften, Streit und Kampf, besonders die Fehde Wimpfelings mit dem Freiburger Dichter Jakob Locher Philomusus, die von besonderer Bedeutung ist, und deßhalb auch eingehend berücksichtigt wird, weil sich in ihr die Scheidung vollzog zwischen dem kirchenfeindlichen, vorwiegend oder ausschließlich oppositionellen Humanismus und den christlich-humanistischen Tendenzen, die zwischen Antike und Christenthum ein harmonisches Verhältniß anbahnten.

Je älter Wimpfeling wird, desto unruhiger wird sein Leben, desto schwerer auch die Aufgabe des Biographen, der sich fast vergebens nach einem Ruhepunkte umschaut, von dem er leicht alles überschauen könnte. Bald weilt Wimpfeling in Straßburg, bald wieder in Freiburg oder in Heidelberg — es ist nicht möglich, in einem Referate allen seinen Kreuz- und Querzügen zu folgen —, dabei wird immer weiter gearbeitet, vielfach, wie oft auch früher, sehr eilig und flüchtig, und da ist es wohl etwas merkwürdig, daß wir als Wimpfelings reifste Arbeit eine rein historische aufgeführt finden: die Straßburger Bischofsgeschichte. Wer aber selbst in der Lage war, sich dieses für elsäßische Kirchengeschichte immer noch unschätzbaren Werkes bedienen zu müssen, wird des Verfassers Urtheil ganz unterschreiben.

Er war ein seltsamer Mann von ausgeprägter Eigenart, unser Schlettstadter Humanist; Kampf und Streit überall in seinem Leben, auch im vorgerückten Alter. Er konnte nie schweigen. Bald eifert er in seinen alten Tagen gegen politische und kirchliche Mißstände, bald erzürnt er die Mönche, denen er, wo er nur konnte, eines versetzte — kein Wunder, wenn da der geplagte ruhelose Mann fast ebensoviele Feinde als Freunde und Bewunderer zählte. Darum muß er am Abend seines Lebens für sich selbst eine „Rechtfertigung gegen die Verkleinerer" schreiben, um sich gegen die Verläumdungen zu schützen. Wer denkt da nicht an des unsteten Abälard Historia calamitatum?

Viel von Wimpfelings Wirksamkeit ist seiner Persönlichkeit zuzuschreiben. Sonst hätte er nicht ohne Amt und Stellung den großen Einfluß ausgeübt, den wir aus Kneppers Buch kennen lernen. In Straßburg bildete er „den Mittelpunkt einer wackeren Schaar, die für Kirche und Vaterland, für Gott und Kaiser glühte". Es war die Straßburger Literarische Gesellschaft, die 1514 den gelehrten Erasmus in ihrer Mitte begrüßte. Erasmus selbst richtete kurz darauf an Wimpfeling einen schmeichelhaften Brief, worin er ihn „den Fürsten aller schönen Wissenschaft, den Priester aller Humanität" nennt.

Im Jahre 1515 zog sich endlich Wimpfeling, ein müder Mann, von der Gicht geplagt und mit Glücksgütern nicht gesegnet, in seine Heimatsstadt Schlettstadt zurück. Seiner Thätigkeit daselbst ist der letzte Abschnitt unseres Buches gewidmet. Literarische Arbeiten füllen die Jahre aus, darunter eine treffliche Mainzer Bisthumsgeschichte und eine herbe, bittere Kritik der päpstlichen Verwaltung. Der Drang, zu reformiren, ließ Wimpfelings Feder nie rasten, und daß er sie bisweilen in Galle tauchte, war nur eine Folge seiner „explosiven Natur", — ein glücklicher Ausdruck —, aber was hat er mit all seinen Reformschriften erreicht? Es berührt fast peinlich, wenn man sieht, wie die ganze reformatorische Thätigkeit des von der edelsten Absicht beseelten Mannes auch nicht das geringste Resultat zeitigte, wie vielleicht gerade seine nie schweigende Stimme die Unzufriedenheit nährte, die in den Schichten der Bevölkerung keimte. Sehr richtig bemerkt Knepper: „Daß er durch sein oft allzu heißsporniges und polterndes Vorgehen der Kirche schaden mußte, hat er nie eingesehen; ohne es zu ahnen und zu wollen, spielte er nur zu häufig mit einem Feuer, das auflodern mußte, sobald man ihn — absichtlich oder unabsichtlich — mißverstand". Wimpfeling selbst sah das Feuer noch auflodern, sogar bei solchen, die er gehegt und gepflegt hatte. War es nicht bitter für den Greis, von seinem geliebten

Schüler Jakob Sturm die Antwort zu hören: „Bin ich ein Ketzer, so hant ir mich zu einem gemacht", und noch mehr, als er mit ansehen mußte, daß drei seiner Verwandten in Schlettstadt wegen Betheiligung am Bauernaufruhr hingerichtet wurden? Eine Ironie des Schicksals, das dem bedeutenden Schlettstadter gar oft in seinem vielbewegten Leben böse mitgespielt hatte! Trüb und düster war sein Lebensabend; am 15. November 1528 ging der vielgeplagte Mann endlich ein in den Frieden, den er während seiner irdischen Pilgerfahrt so oft missen mußte.

Das ist einiges wenige aus dem reichen Inhalt des Knepperschen Buches, dem eine treffliche zusammenfassende Charakteristik und ein Anhang mit einer Blüthenlese Wimpfelingscher Poesie und wichtigen unedirten Briefen einen würdigen Abschluß verleihen. Es ist alles in allem eine sehr bedeutende Leistung, wenn auch der Verfasser im Vorworte selbst gesteht, daß auch seine Darstellung „noch manches Fragezeichen hat stehen lassen müssen, nicht nur, was den äußeren Werdegang Wimpfelings angeht, sondern auch, was seine Ideen und Urtheile, was überhaupt den innern Menschen in ihm betrifft." Das ist bescheiden, aber viele andere wären nicht weiter gekommen, auch wenn sie nicht, wie der Verfasser, bloß die karg bemessene Zeit gehabt hätten, die der Beruf eines Gymnasiallehrers, obendrein in einem Landstädtchen, frei läßt. Knepper ist mit sichtlicher Liebe an sein Werk gegangen, aus jeder Zeile spricht die Verehrung für seinen Helden. Aber hat nicht auch das Wort seine Berechtigung, das Treitschke irgendwo gesprochen: „daß man nur das verstehe, was man liebt", zumal wenn die Liebe keine blinde ist und den Blick nicht trübt für etwaige Schwächen und Mängel. Das Bild freilich, wie es uns Knepper von Wimpfeling gezeichnet hat, ist günstiger als das landläufige, dem man in gegnerischen Darstellungen begegnet. Es ist günstiger deßhalb, weil der Verfasser seinen Mann im Lichte seiner Zeit beurtheilt und gewürdigt hat. Für den selbst-

verständlich, der mit dem Maßstab unserer Tage an Wimpfeling herantritt, muß er zur Caricatur werden, wie sie z. B. in Lorenz und Scherers glänzend, aber einseitig geschriebener Geschichte des Elsaßes uns entgegenblickt. Es ist günstiger endlich wohl auch aus dem Grunde, weil Knepper als Katholik Wimpfeling anders gegenübersteht als der Protestant. Mit Recht kann er aber im Hinblick auf letzteren Gesichtspunkt der Hoffnung Ausdruck geben, daß eine vorurtheilsfreie Kritik ihm das Zeugniß geben werde, daß seine Darstellung von verletzender confessioneller Schärfe und unangebrachter Einseitigkeit sich überall freigehalten hat. Schließlich sei, was das äußere Gewand der Arbeit anbelangt, hervorgehoben, daß ein sehr flotter und leichter Stil die Lektüre des Buches zu einer wirklich angenehmen macht, was man nicht von allen wissenschaftlichen Monographien gleichen Umfangs behaupten könnte. Kneppers „Wimpfeling" reiht sich den bisherigen Heften der Erläuterungen zu Janssens Geschichte würdig an, sein Buch bietet in der That eine sehr werthvolle Ergänzung, namentlich zu den den deutschen Humanismus behandelnden Partien des ersten Bandes der Geschichte des deutschen Volkes.

München. Luzian Pfleger.

XLI.

Aachen im 19. Jahrhundert.

Als im Jahre 1897 die Aachener Stadtbibliothek in ein neues Gebäude übersiedelte, gab aus diesem Anlaß die Stadtverwaltung in Gemeinschaft mit dem Aachener Geschichtsverein eine Festschrift heraus.[1]) Der inzwischen verstorbene Stadtbibliothekar Dr. Elias Fromm steuerte hierzu eine Geschichte der von ihm seit 1889 verwalteten Bibliothek bei. Er schilderte darin die geringe Frequenz, wie sie bis unter seinem damals noch lebenden Amtsvorgänger gewesen, und fuhr dann fort: „Nur der Unverstand könnte ihm, wie seinen Vorgängern, einen Vorwurf daraus construiren, daß sie die Bibliothek nicht einer reicheren und lebendigeren Wirksamkeit entgegengeführt haben. . . . Ein frischerer und freierer Geist konnte hier überhaupt erst unter dem Einflusse der modernen Cultur sich geltend machen.“[2])

Mit dürren Worten heißt das, die „moderne Cultur“ habe erst mit dem Schreiber vorstehender Sätze ihren Einzug in Aachen gehalten. Fromm war ein polnischer Jude; das

---

1) Sie bildet gleichzeitig den 19. Band der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins.

2) A. a. O. S. 40 f.

läßt das Heranziehen der „modernen Cultur" erklärlich erscheinen.

Drei Jahre später, im Sommer 1900, tagte in Aachen die 72. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Die Stadt Aachen überreichte den Theilnehmern dieser Versammlung als Festschrift einen reich ausgestatteten, geschmackvoll gebundenen Großoktavband von 331 Seiten. Hierfür schrieb der Hilfsarchivar Dr. Brüning auf 10 Seiten eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Stadt. Das 19. Jahrhundert wird hierbei kurz abgemacht:

„Der Wiener Friede von 1815 vereinigte die Rheinlande mit Preußen — zum Segen beider. Mit mehr Pietät als Einsicht gedachte man in Aachen noch im 19. Jahrhundert der reichsstädtischen Vergangenheit. Es dauerte lange, bis man die durch Generationen gepflegte laisser faire- und laisser aller-Theorie überwand und sich die Strebsamkeit, Thatkraft und Voraussicht eines modernen Geschlechts zu eigen machte. Manche günstige Gelegenheit des Fortschritts wurde in übertriebenem Conservatismus und bei der Sparsamkeit, die nichts ausgibt, aber auch nichts einnimmt, verpaßt. ‚Im Schatten zerfallender Dome, Rathhäuser und Thorburgen konnte ein wirthschaftliches Gedeihen nicht bestehen.' Erst nach 1870 ist Aachen durch Männer, die den Muth der Initiative und Consequenz besaßen, so sehr gefördert worden, daß es heute mit 136,000 Einwohnern ‚eine stolze Stelle in der Reihe der deutschen Großstädte' einnimmt."

Nach derartigen Aeußerungen an, man kann wohl sagen amtlicher Stelle ist es nicht zu wundern, wenn in einem in der Zeitschrift „Die Rheinlande" [1]) erschienenen Aufsatze über „Aachen um die Mitte des vorigen (19.) Jahrhunderts" kurz und bündig erklärt wird:

„Das Aachen der fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts war mehr oder minder eine schlafende Stadt."

1) 2. Jahrgang Heft 6, März 1902. S. 24.

War nun thatsächlich das Aachen des 19. Jahrhunderts bis in die siebziger Jahre hinein eine Stadt mit zerfallendem Dome und Rathhause, ohne wirthschaftliches Gedeihen? Lag die Stadt, unberührt von allem wirklichen Fortschritt im Cultur- und Erwerbsleben, mitten in ihrer herrlichen Umgebung wie ein Dornröschen in Schlaf versunken, um erst im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts zu neuem Leben erweckt und der „modernen Cultur“ zugängig gemacht zu werden?

Werfen wir einen Blick auf die Entwickelung Aachens im 19. Jahrhundert, etwa bis 1875. Hoffentlich ermüdet er die Leser nicht, veranlaßt aber den einen oder anderen, die Geschichte auch seiner Vaterstadt während dieses Zeitraums an sich vorübergehen zu lassen.

Als die alte freie Reichsstadt Aachen 1815 unter preußische Herrschaft kam, hatte sie rund 30 000 Einwohner. Diese Zahl ist bis zum Jahre 1897, wo die Nachbarstadt Burtscheid eingemeindet wurde, auf rund 112,000 gestiegen. Die Zunahme erfolgte im Großen und Ganzen ziemlich stetig und gleichmäßig, bewegte sich also in gesunden Bahnen. [1])

Dieser Bevölkerungszunahme entsprach die bauliche Entwickelung der Stadt. Zunächst fand die Bauthätigkeit noch Raum innerhalb der mittelalterlichen Mauern, die damals noch bedeutende Gartenflächen umschlossen; später wurde der allmählich geschleifte Mauergürtel überschritten.

1) In der oben erwähnten Festschrift der Aerzteversammlung ist S. 43 die Zunahme der Bevölkerung graphisch dargestellt durch ein aus den Jahreszehnern und Einwohnerzehntausenden gebildetes Quadratnetz, in welchem sich eine die Bevölkerungszunahme bezeichnende Linie aufsteigend in fast gerader Richtung fortbewegt.

Insbesondere der Verbindung mit dem Bahnhofe der am 1. September 1841 in Betrieb gesetzten Rheinischen Eisenbahn verdankt die Stadt eine Reihe der schönsten mit der Altstadt harmonisch verbundenen Straßen und Plätze.

Neben den stattlichen Wohnhäusern an diesen neuen Straßen entstand eine Anzahl Monumentalbauten.

1824 wurde der Elisenbrunnen vollendet und im folgenden Jahre das Theater. Der Plan zum Elisenbrunnen, eine Rotunde mit Colonnaden und Pavillons, wurde von Schinkel entworfen. Das Theater war ein im Geiste Schinkels von dem Baurath Cremer sen. erbauter Prostylos von acht jonischen Säulen. Beide Bauten wurden mit Recht viel bewundert. Das Theater ist in den letzten Jahren umgebaut worden, während der Elisenbrunnen auch heute noch eine Zierde der Stadt bildet.

In den dreißiger Jahren entstand der in unmittelbarer Nähe des Rheinischen Bahnhofes gelegene Eisenbahnviadukt (280 m lang, 22 m hoch), der auf 25 Bogen das Wurmbachthal überspannt. Unzweifelhaft gewährte er, bevor ihn das Häusermeer der Stadt eingeengt hat, einen bedeutenden Anblick.

Im Jahre 1848 wurde mit dem Bau des städtischen Mariahilf-Spitals begonnen. Das schöne Gebäude mit 260 Betten war seinerzeit wohl das best eingerichtete Krankenhaus Deutschlands. Um dem Spital gesunde, staubfreie Luft zu wahren, wurde ringsherum der jetzt mehr als 12 Hektar große Stadtgarten angelegt.

1862 ließ die Stadtverwaltung, welche Eigenthümerin der berühmten Thermalquellen ist, durch den Stadtbaurath Ark das Kaiserbad, einen Renaissance-Prachtbau, errichten, während schon vorher in anderen Badehäusern bedeutende bauliche Aenderungen vorgenommen waren. Ein neuer Kursaal wurde 1864 nach den Plänen des Architekten Wickop in maurischem Stile ausgeführt.

An kirchlichen Bauten entstanden seit der Mitte des Jahrhunderts, 1850, die Klosterkirche zum guten Hirten (gothisch, Baurath Stein); von 1859 ab die Marienkirche, erbaut zur Erinnerung an die Verkündung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß der Gottesmutter (gothischer basilikaler Prachtbau, Architekt Vincenz Statz); weiter seit 1865 die Kirche der Redemptoristen (romanisch, Architekt Wiethase), sowie mehrere kleinere Klosterkirchen. Erwähnung verdient auch die Anfangs der sechziger Jahre erbaute Synagoge (maurisch, Architekt Wickop).

Neben diesen kirchlichen und profanen Neubauten wurde die Wiederherstellung der aus dem Mittelalter überkommenen Bauwerke nicht außer Acht gelassen.

Der von Karl dem Großen erbaute, im späteren Mittelalter durch einen neuen Chor und einen Kranz von Kapellen vergrößerte Dom und das dem 14. Jahrhundert entstammende Rathhaus hatten durch den Zahn der Zeit und die Geschmacklosigkeit früherer Jahrhunderte arg gelitten, der Dom auch durch den Vandalismus der Franzosen, die 1794 die kostbaren Säulen aus den Bogen des Oktogons ausbrachen und nach Paris schleppten. Diese Säulen waren 1815 größtentheils zurückgelangt. Zu ihrer Ergänzung und Aufstellung, die in den Jahren 1843 bis 1847 erfolgte, hatte der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. die Mittel bewilligt. Zur kunstgerechten Wiederherstellung der Bautheile des Domes wurde seit 1847 seitens der Bürgerschaft die Gründung eines Vereines eingeleitet, der im Herbst 1849 als „Karlsverein zur Restauration des Aachener Münsters“ ins Leben trat. Es ist diesem Vereine gelungen, sein Vorhaben auszuführen und die Wiederherstellung der ehrwürdigen Krönungsstätte von 37 deutschen Königen kann jetzt im Wesentlichen als abgeschlossen gelten.

Die Renovation des Rathhauses wurde seitens der Stadtverwaltung von 1840 ab in Angriff genommen und

war ihrem Abschlusse nahe, als 1883 das Dach und die zwar barocken aber charakteristischen beiden Thurmhelme, die alten Wahrzeichen der Stadt, einer Feuersbrunst zum Opfer fielen. Auch die Schäden dieses Brandes sind inzwischen, wenn auch nicht zur vollen Zufriedenheit der Kunstverständigen, geheilt, und das in den letzten Jahren durch einen gewaltigen Flügel vergrößerte Rathhaus braucht den Vergleich mit dem einer anderen deutschen Stadt nicht zu scheuen.

Betrachten wir nun das gewerbliche Leben der Stadt. Wie allenthalben so war auch in Aachen die auf die Freiheitskriege folgende lange Friedenszeit für das bürgerliche Leben von den wohlthätigsten Folgen begleitet Handel und Gewerbe hoben sich.

Was zunächst die Textilindustrie betrifft, so war Aachener Tuch um die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht weniger berühmt, wie im Mittelalter oder im 18. Jahrhundert.[1]) Ein gleiches Lob kann man, was die letzten Jahrhunderte betrifft, der Nadelfabrikation spenden. Sie blieb auch auf der Höhe der Zeit, als die Einführung der Nähmaschinen ganz neue Anforderungen stellte.

Zu diesen beiden der Stadt seit alter Zeit eigenthümlichen Gewerben gesellten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts neue Industriezweige.

Die erste Kratzenfabrik[2]) wurde in Aachen am Ausgang des 18. Jahrhunderts gegründet. 1830 waren die Aachener Kratzen schon weit bekannt; die Industrie blühte aber besonders

---

1) Götheenthusiasten seien daran erinnert, daß dieser Dichter in seinen Jugendjahren in Aachener Tuch gekleidet wurde. (Aus meinem Leben. 6. Buch.)

2) Kratzen sind Bandstreifen aus Leder oder Gewebestofflagen, in welchen Drahtzähne eingesetzt sind. Sie werden vornehmlich in Spinnereien benutzt.

auf, als 1839 der Aachener Maschinenbauer Johann Uhle eine verbesserte Kratzensetzmaschine erfunden hatte. Jetzt steht Aachen unter allen Städten des europäischen Continents, in denen Kratzenfabrikation betrieben wird, an erster Stelle. Im Jahre 1895 befanden sich von den 33 deutschen Kratzenfabriken 15 in Aachen, die 18 übrigen vertheilten sich auf ebensoviele Orte.[1])

Im Jahre 1838 wurde in Aachen die erste Eisenbahnwagen-Bauanstalt Deutschlands ins Leben gerufen (Pauwels & Talbot); sie hat lange Zeit den Wagenbedarf für fast alle Bahnen geliefert, die nach und nach auf deutschem Gebiet entstanden.

Diese Beispiele, die leicht vermehrt werden könnten, zeigen, daß es in Aachen weder an Unternehmungslust fehlte, noch an geschickten Arbeitern;[2]) es ist daher leicht erklärlich, daß die Aachener Industrie auf allen Weltausstellungen und wo sie sonst ausstellte, in hervorragender Weise mit Auszeichnungen bedacht wurde.[3])

Auch für gesunde finanzielle Unternehmungen war in Aachen ein günstiger Boden. Es sei hier beispielsweise nur

---

1) Festschrift zur 36. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure. Aachen 1895. S. 136.

2) „Die praktische Intelligenz und der unverdrossene Fleiß, durch welche die Bewohner Aachens sich zu allen Zeiten ausgezeichnet haben, sie bewähren sich auch noch in unseren Tagen". So Elias Fromm in der Festschrift der Ingenieure S. 6. Man kann auch sonst Fromm keine Aversion gegen Aachen vorwerfen, wo er in einkömmlicher Stellung ein bequemes Leben führte. Die zu Anfang dieses Aufsatzes angeführte Aeußerung beruht weniger auf bösem Willen, als auf Wichtigthuerei.

3) Schon auf der ersten Weltausstellung London 1851 kam sowohl für Wolltuch wie für Nadeln ein Preis nach Aachen. Die Arbeiter der ausgezeichneten Firmen hielten den Vorfall für wichtig genug, um die Firmeninhaber durch Fackelzüge zu ehren.

an die 1824 gegründete Aachener und Münchener Feuer-Versicherungsgesellschaft erinnert, die heute eine Gesellschaft von weltumspannender Bedeutung ist. Den Anregungen ihres Vorstandes verdankt der in Aachen kurzweg „Sparkasse" genannte „Aachener Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit" (1834) sein Dasein. Er hat nicht allein durch die von ihm im Regierungsbezirk Aachen errichteten Sparkassen den Wohlstand der Arbeiterschaft und des Mittelstandes gehoben, sondern auch von seinen Ueberschüssen bis jetzt mehr als 21 Millionen Mark für gemeinnützige Zwecke verausgabt. Es wäre ein Unrecht, hier nicht der Verdienste zu gedenken, die David Hansemann[1]) sich um das Zustandekommen beider Anstalten, wie um die Gründung der Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft erworben. Es war daher eine Danke-pflicht, daß ihm in Aachen ein Denkmal gesetzt wurde (1888).

Wie im verflossenen Jahrhundert die Aachener Großindustrie auf allen Gebieten voranschritt, blieben Kunst und Handwerk nicht zurück.

Es ist das Verdienst des 1899 verstorbenen Canonikus Dr. Franz Bock,[2]) daß in Aachen insbesondere die Künste, die sich in den Dienst der Kirche stellen, seit der Mitte des

1) Geboren am 12. Juli 1790 in Finkenwärder bei Hamburg, seit 1817 Wollhändler in Aachen, 1838 Präsident der dortigen Handelskammer, 1848 preußischer Finanzminister, gestorben 4. Aug 1864 in Schlangenbad.

2) Diese Verdienste haben den bedeutenden Kunstforscher, der seinen ganzen aus beträchtlichen Kapitalien und einer reichen Kunstsammlung bestehenden Nachlaß der Stadt Aachen vermacht hat, nicht davor gerettet, nach seinem Tode an einem Anbau des Rathhauses in durchaus unpassender Weise als Erkerträger karikirt zu werden, weil er es gewagt hatte, die neueren Arbeiten am Rathhause scharf zu kritisiren. Die Befähigung zu einer derartigen Kritik hat wohl Niemand dem weitgereisten Forscher absprechen können.

letzten Jahrhunderts zu einer Höhe gelangt sind, die die fast unübertrefflichen Leistungen mittelalterlicher Kunst völlig erreicht hat. Was seitdem in Aachen auf dem Gebiete der Sculptur, Goldschmiedekunst und Nadelmalerei — hier namentlich durch die Ordensschwestern vom armen Kinde Jesu — geschaffen wurde, kann den besten Leistungen aller Zeiten an die Seite gesetzt werden Es fehlte daneben nicht an tüchtigen Bildhauern[1]) und Malern. Daß die Stadt eine große Zahl von Vertretern letztgenannten Künstlerstandes (Eberle, Rethel, Scheuren, Maassen, Scheins, Baur u. s. w.) an das nahegelegene Düsseldorf mit seiner Kunstakademie abgab, liegt in der Natur der Sache, kann auch der Stadt nur zur Ehre gerechnet werden.

Die Musik, eine in Aachen allzeit eifrig gepflegte Kunst, fand Anregung und Belebung durch die seit 1825 wechselweise in Aachen, Düsseldorf und Köln stattfindenden niederrheinischen Musikfeste und durch mehrere, von tüchtigen Dirigenten geleitete Gesangvereine, die, wo sie sich immer an einem Wettstreite betheiligen, damals wie heute als nicht zu unterschätzende Gegner geachtet sind. Alle größeren Gesangvereine besitzen die bei solchen Gelegenheiten erkämpfbaren höchsten Auszeichnungen schon seit langer Zeit. Das 1852 organisirte städtische Orchester, an dessen Spitze ein Musikdirektor steht, gehört zu den erstklassigen Instrumentalverbänden.

Mit der Kunst pflegt man die Wissenschaft zusammenzustellen. Nun wird wohl niemand zu behaupten wagen, daß Aachen in Bezug auf Pflege der Wissenschaften im 19. Jahrhundert vor den siebziger Jahren rückständig gewesen sei. Denn es war kein Mangel an Dichtern und

---

1) Genannt sei hier Gottfried Götting (1830—1879), der den gesammten äußeren Figurenschmuck des Domes, mehr als 60 meist überlebensgroße Statuen, geschaffen hat.

Denkern; es fehlte weder an gelehrten, seeleneifrigen Priestern noch an scharfsinnigen gewandten Juristen. Die geschickten und pflichttreuen Aerzte stehen auch bei denen in dankbarem Andenken, die an Aachens Heilquellen Linderung und Heilung von Schmerz und Krankheit suchten und fanden. Eine reiche Literatur aus allen Gebieten menschlichen Wissens entstand. Wissenschaftliche Vereine versammelten Amtsgenossen und Liebhaber ernster Studien zu gemeinsamem Streben. Sammlungen aller Art wurden angelegt.

Daß in Aachen das Volksschulwesen wie in der ganzen preußischen Monarchie geregelt war, bedarf nicht der Erwähnung. An höheren Schulen besaß Aachen ein Gymnasium, eine im Jahre 1835 aus städtischen Mitteln gegründete Realschule (jetzt Realgymnasium), eine Gewerbeschule und die mit dem Münster verbundene Stiftsschule, sowie mehrere höhere Töchterschulen. An all diesen Schulen haben als Leiter und Lehrer tüchtige Kräfte gewirkt. Unzählige verdanken diesen Anstalten die Grundlage dessen, was über das Fachwissen hinaus das Leben adelt und verschönt.[1])

Daß Aachen der Sitz einer Technischen Hochschule wurde, verdankt es den thatkräftigen Bemühungen der Stadtverwaltung.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige Kaiser Friedrich III., hatte im Jahre 1858 ein ihm von der Aachener und Münchener Feuerversicherungsgesellschaft bei Gelegenheit der Vermählung zur Verfügung gestelltes Kapital von 5000 Thalern mit der Bestimmung entgegengenommen, „daß damit zur Gründung eines polytechnischen Instituts in der Rheinprovinz in einer rheinischen Stadt und zwar nicht

1) Von hervorragenden Lehrern seien genannt der Astronom Heis, der Naturforscher Arnold Förster, der Geschichtsschreiber Haagen, der Sprachforscher Savelsberg, der Klassiker der reichen Dialekt-Dichtung Dr. Joseph Müller.

nur im Interesse der betreffenden Stadt, sondern im Interesse der ganzen Provinz eine gedeihliche Anregung gegeben werde". Am 28. Dezember desselben Jahres beschloß die Stadtverordneten-Versammlung zu diesem Zwecke einen Bauplatz im Werthe bis zu 40,000 Thalern und ein Baukapital bis zu 200,000 Thalern aus städtischen Mitteln zur Verfügung zu stellen. Die genannte Feuerversicherungsgesellschaft und der Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit steuerten weitere bedeutende Mittel bei. So wurde im Herbst 1863 durch Cabinetsordre Aachen als Sitz der „Kgl. Rheinisch-Westfälischen polytechnischen Schule" bestimmt.[1])

Die Bemühungen der Stadtverwaltung um das Bau- und Badewesen wurden im Verlaufe der Darstellung schon erwähnt. Hier sei noch eines Werkes gedacht, durch das sie sich den Dank der Nachwelt für alle Zeit gesichert hat; es ist dies die in den sechziger Jahren projektirte, 1871 in Angriff genommene und 1880 vollendete Wasserleitung, die die Stadt mit köstlichem, aus den Vorbergen der Eifel hergeführtem Wasser versorgt.[2])

Das Bild Aachens im 19 Jahrhundert würde unvollständig sein ohne Berücksichtigung der religiösen Verhältnisse der Stadt.

Hat nun auch hier nur der Eine ein sicheres Urtheil,

---

1) Der gewaltige prächtige Renaissancebau, in welchem die Schule sich befindet, wurde 1865—68 nach den Plänen des Bauraths Cremer jun. errichtet.

2) Als culturgeschichtlich interessante Angaben seien noch mitgetheilt: Dampfmaschinen waren in den Aachener Fabriken schon seit 1817 in Betrieb. Oeffentliche Gasbeleuchtung hat die Stadt seit dem 22. Dezember 1837. (London 1814, Hannover 1826, Berlin 1827, Dresden 1828). Das Aachener Weinhaus „Im Klüppel" hatte schon seit November 1817 Gasbeleuchtung. Die erste 1841 eröffnete Eisenbahn verband Aachen mit Köln. Damals fuhren täglich je zwei Züge in Aachen und Köln ab.

der Herz und Nieren durchforscht, so ist es doch ein erfreuliches Zeichen, wenn in einer Stadt reges religiöses Leben herrscht, wenn nicht allein Kirchen gebaut und ausgeschmückt, sondern auch fleißig besucht werden, wenn Predigt und Lehre ein williges Ohr finden,[1]) wenn auf dem Gebiete der Charitas bedeutende Leistungen zu verzeichnen sind.

Was alles die Stadt an Wohlfahrts-Einrichtungen und hierfür gemachten Stiftungen enthält, ist in einem aus Anlaß des 6. Charitastages erschienenen Buche dargestellt.[2]) Geeignete Kräfte zur Ausführung dieser Vermächtnisse fanden sich in den religiösen Orden, die sich die Ausübung christlicher Nächstenliebe zum Ziele gesetzt haben. Fünf solcher Genossenschaften sind in der alten Kaiserstadt entstanden und haben dort ihr Mutterhaus. Die Alexianerbrüder befassen sich mit Kranken- und Irrenpflege und dem Beerdigen der Verstorbenen ohne Unterschied der Confession. Die Christenserschwestern sind in der häuslichen Krankenwartung thätig, während den Elisabetherinen die Obhut der städtischen Krankenhäuser anvertraut ist. Zu diesen drei seit alter Zeit in Aachen ansäßigen Ordensverbindungen kam im letzten Jahrhundert die 1843 gegründete Genossenschaft der Schwestern vom armen Kinde Jesu, deren Mitglieder sich mit der Erziehung armer und verwahrloster Mädchen und mit Handarbeit befassen, auch bis zum Beginne des „Culturkampfs"

---

1) Wenn immer noch die Socialdemokratie in Aachen festen Fuß nicht fassen konnte, so hat das allein seinen Grund in der religiösen Gesinnung der Bevölkerung und in dem Eifer einer tüchtigen Welt- und Ordensgeistlichkeit. Die Thätigkeit der Jesuiten, die bis zu ihrer Vertreibung Congregationen für alle Stände leiteten, wirkt auch heute noch segensreich nach.

2) Auskunftsbuch über die Wohlfahrts-Einrichtungen der Stadt Aachen. Aus Anlaß des 6. Charitastages des Verbandes für das kath. Deutschland herausgegeben von Talbot und Wagels. Aachen 1901.

erricht in den Mädchen-Volksschulen ertheilten,[1]) und
l von Franziska Schervier gestiftete Genossenschaft
nenschwestern vom hl. Franziskus.

Mit gerechtem Stolz rühmt sich die Stadt Aachen
roßen Söhne, des Wirklichen Geheimrathes Alfred
umont (1808—1887), des weltbekannten Geschichts-
s der Stadt Rom, dessen Arbeiten über Italiens
: und politische Geschicke einen unvergänglichen Schatz
sten Wissens bergen, sowie des ehemaligen apostolischen
von Luxemburg, Bischofs Johann Theodor Laurent
-1884), der als exakter Theologe sein Geschlecht wie
ul überragte. Aber nicht minder ehrenvoll und un-
lich ist das Andenken, welches die Aachener Bürger-
hrer großen Tochter Franziska Schervier bewahrt,
ein Engel des Segens helfend, tröstend, rettend
gangen, die zahllose Arme, Kranke und Elende als
und geistliche Wohlthäterin gepriesen haben und
Name mit der Entwickelung der christlichen Charitas
wie jenseits des Atlantischen Oceans unauflöslich
ft ist".[2])

n gelehrter Sohn des hl. Franziskus hat das Leben
eichbegnadeten, zielbewußten Jungfrau in einem aus-
eten Werke dargestellt;[3]) die Segensfülle, die die
ge Klosterfrau über die Welt ausgegossen, läßt sich

---

n Folge des „Culturkampfs" ist das Mutterhaus nach Simpel-
ld (Holland) verlegt worden.

lfons Bellesheim in der Zeitschrift des Aachener Geschichts-
reins. Band 19 b. S 241.

ie gottselige Mutter Franziska Schervier, Stifterin der Genossen-
aft der Armenschwestern vom hl. Franziskus. Dargestellt in
rem Leben und Wirken von P. Dr. Ignatius Jeiler O. S. Fr.
Aufl. Freiburg 1897.

in einem Buche nicht schildern, sie ist aufgezeichnet im Buche des Lebens.

An der Spitze der Stadt Aachen stand von 1851 bis zu seinem am 19. Januar 1875 erfolgten Tode der Oberbürgermeister Johannes Contzen. „Wir begegnen im Laufe der Jahrhunderte", schreibt der Geschichtsschreiber Haagen, „wohl kaum einer Periode in der Geschichte unserer Vaterstadt, wo diese durch Ausbau und Verschönerung im Innern und Erweiterung durch Vorstädte nach außen, durch Vermehrung der Bevölkerung, Hebung der Industrie und des Wohlstandes ihrer Bewohner in dem Maße epochemachend war, wie die unter der Stadtverwaltung des Oberbürgermeisters Johann Contzen".[1])

An die Leser aber, die uns bis hier gefolgt sind, richten wir jetzt die Frage: Wer hat Recht, Haagen oder die Literaten, deren Ansichten wir zu Anfang dieses Aufsatzes kennen lernten?

1) Geschichte Aachens. Band 2. S. 556. Contzen wurde zu Aachen am 25. Oktober 1809 geboren. Er war päpstlicher Graf und Großkreuz des Gregorius-Ordens, Thatsachen, von denen eine „voraussetzungslose" Forschung nur mit Mißtrauen Kenntniß nehmen wird.

XLII.

Joseph Bach.[1]

(1833—1901.)

Eine weite, fruchtbare Ebene, von einem sanft dahinfließenden Strome durchzogen. Im Süden und Norden leicht ansteigende, waldbekränzte Höhen, nach Sonnenauf- und Niedergang verliert sich der Blick in unabsehbare Ferne. Freundliche Ortschaften, altersgeschwärzte kleine Städtchen mit schlanken Thürmen und stolzen, wetterfesten Burgen bieten dem über grünende Fluren und rauschende Kornfelder hinschweifenden Auge willkommene Ruhepunkte. An der Südseite schmiegt sich ein behäbiger Marktflecken vertrauend an den langgestreckten Hügel, dessen Scheitel von einer altehrwürdigen Kapelle bekrönt ist. Sie beherrscht die ganze Umgebung und gewährt eine herrliche Rundschau über die offen daliegenden, gesegneten Lande. An manchen Tagen, wenn die Luft besonders rein ist, bietet sich dem entzückten Beobachter ein unbeschreiblich großartiges Schauspiel: zum Greifen nahe breitet sich die Alpenkette vor ihm aus mit ihren wie blankes Silber schimmernden, gleich Riesendiamanten funkelnden Firnen, über die in erhabener Majestät die königliche Zugspitze emporragt.

---

1) Vgl. Dr. Andreas Schmid, Dr. Joseph Bach. Lebensbild. Kempten, Kösel 1902. (16 S.)

Hier vor der Kapelle, auf diesem schönen Fleck Erde, mochte man Ende der Dreißiger- und zu Beginn der Vierzigerjahre des vorigen Jahrhunderts nicht selten ein Büblein sitzen sehen mit feinen, ausdrucksvollen Gesichtszügen und zartem, fast schwächlichem Körperbau. Träumerisch blickte das sinnende Auge hinaus in die weite Landschaft, hinauf zu den mit ewigem Schnee bedeckten, vom Kuß der letzten Strahlen der sinkenden Sonne wie in holder Wonne mit rosigem Hauche übergossenen Bergesriesen, und seine Seele weitete sich, sein Herz wurde weich, eine unermeßliche Himmelssehnsucht, ein brennender Durst nach allem Hehren, Edlen, Erhabenen erfüllte für immer die jugendliche Brust. Der Sinn für das Weite, Große, Hohe, für das Ewige und Göttliche, dabei ein weiches, tiefes, für alles Schöne in Kunst und Natur empfängliches Gemüth ist dann auch dem Manne geblieben bis an's Grab.

Joseph Bach wurde geboren am 4. März 1833 zu Aislingen im bayerischen Schwaben. Nachdem er seine humanistischen Studien im nahen Dillingen, seine philosophisch-theologischen an der Universität München mit Auszeichnung beendet hatte, wurde er am 16. August 1856 zum Priester geweiht, kehrte aber noch im selben Jahre zur Fortsetzung seiner Studien an die Alma mater zurück und promovirte im Frühjahre 1859 aus der Theologie mit einer Arbeit über „die Lehre von den hl. Sakramenten nach der Auffassung des Hugo von S. Viktor“. Wie es oft zu geschehen pflegt, so wurde die Dissertation auch für sein späteres Arbeitsfeld entscheidend. Fürderhin bildete die Beschäftigung mit der mittelalterlichen Philosophie und Theologie sein Lieblingsstudium, in das er sich mit solchem Eifer und mit solchem Erfolge vertiefte, daß er auf diesem Gebiete bald als eine der ersten Autoritäten gelten konnte. Nachdem er von 1865—67 als Privatdocent, 1867—72 als außerordentlicher Professor für Religionsphilosophie und Pädagogik an

der Universität München gewirkt hatte, wurde er 1872 zum ordentlichen Professor befördert und mit einem Lehrauftrage für die philosophischen Fächer betraut. Von nun an las er bis an sein Lebensende im Wintersemester Logik, Noëtik und Metaphysik, im Sommer Pädagogik, und ließ sich hierin auch durch den Umstand nicht beirren, daß ihm unter dem 9. Mai 1881 außer der Pädagogik noch Apologetik, Dogmengeschichte und Symbolik überwiesen wurde. Es ist hier nicht der Ort, die langjährige Lehrthätigkeit des Verblichenen zu würdigen; noch leben, in alle Länder zerstreut und in den verschiedensten Berufen thätig, Hunderte seiner Schüler, die ihm für die mannigfachen Anregungen, welche sie ihm schulden, ein dankbares Andenken bewahren. Dagegen dürfte eine kurze Uebersicht über seine wissenschaftlich-literarische Thätigkeit umsomehr am Platze sein, als er seine schriftstellerische Thätigkeit in den „Historisch-politischen Blättern" eröffnet und beschlossen und durch Jahrzehnte zu ihren treuen Mitarbeitern und Freunden gehört hat.[1]) So betrachten es denn die gelben Blätter als eine Art Ehrenschuld, ihm ein, wenn auch noch so bescheidenes literarisches Denkmal zu setzen und zum ersten Jahrestage seines Hinganges einen von aufrichtiger Pietät geflochtenen Kranz unverwelklicher Immortellen auf's frische Grab zu legen.

Die erste Arbeit, mit der Bach an die Oeffentlichkeit trat, war eine Besprechung[2]) der Schrift: „Abälard und

---

1) Die folgenden Zeilen machen daher auf Vollständigkeit nur insoweit Anspruch, als in Buchform oder in den gelben Blättern veröffentlichte Arbeiten desselben in Betracht kommen. Außerdem war aber Bach auch fleißiger Mitarbeiter an anderen gelehrten Zeitschriften, namentlich an der Literarischen Rundschau, die in den letzten Jahrzehnten wenige Jahrgänge aufweisen wird, in denen sich nicht Beiträge von ihm finden.

2) Histor.-polit. Blätter 1863, Bd. LI, S. 291—95.

seine Lehre im Verhältniß zur Kirche und ihrem Dogma. Eine historische Abhandlung von Dr. Heinrich Hayd. Regensburg 1863." Schon hier bekundete er eine seltene Vertrautheit mit den vielverschlungenen Pfaden der Frühscholastik; mit bemerkenswerther Entschiedenheit nahm er Abälard gegen die Mißhandlung in Schutz, welche ihm der Logiker Prantl hatte angedeihen lassen. Die Recension erregte die Aufmerksamkeit Döllingers, der sich bei Dr. Binder nach dem ungenannten Verfasser erkundigte.

Und schon hatte Bach eine weitere, ungleich umfangreichere und bedeutendere Arbeit auf dem Pulte liegen, zu der er im August 1863 das Vorwort schrieb. Es war sein „Meister Eckhart der Vater der deutschen Spekulation. Als Beitrag zu einer Geschichte der deutschen Theologie und Philosophie der mittleren Zeit. Wien 1864, Braumüller." Das Buch zerfällt in drei Theile. Im ersten wird ein wohlgelungenes, scharfumrissenes Bild der geistigen und socialen Strömungen der Zeit vor Eckhart, sowie des Lebens und Wirkens dieses Tiefsinnigsten aller Mystiker gegeben. Im zweiten wird sein System, im dritten die Lehre seiner hervorragendsten Schüler, eines Tauler, Suso, Ruysbrock, Gerson und anderer behandelt. Die warme, mitunter begeisterte Sprache läßt unschwer erkennen, daß sich der junge Gelehrte mit voller Seele dem berückenden Zauber hingegeben hatte, den die deutsche Mystik mit ihrer innigen Gemüthstiefe und mit dem kühnen Adlerfluge ihrer wolkendurchdringenden Spekulation ausübt; obgleich durch die neueren Forschungen, namentlich eines Gelehrten wie P. Denifle O. S. D., zum Theil überholt, verdient Bachs Schrift noch heutzutage gelesen zu werden, und ist insbesondere geeignet, Anfänger in das Studium und in den Geist der deutschen Mystiker einzuführen. Für die damalige Zeit aber bedeutete das Buch eine That; ein Kritiker nahm keinen Anstand, es den bedeutendsten literarischen Erscheinungen der letzten Jahre in diesem Fache

beizurechnen und hervorzuheben, es zeichne mit congenialer Auffassung das Bild eines Mannes, der unstreitig in die Reihe der ersten Denker aller Zeiten gehöre, wie sich denn die Sorgfalt, die der Verfasser auf seine Untersuchung verwendet, schon darin zeige, daß er nicht weniger als etwa 200 Handschriften verglichen, citirt und zum Theil in Auszügen vorgeführt habe!

Noch im selben Jahr (1864) ließ Bach eine zweite Schrift erscheinen: „Die Siebenzahl der Sakramente. Regensburg, Manz.“ Es war eine Umarbeitung seiner Dissertation und verfolgte, wie das Vorwort bescheiden sagt, lediglich den Zweck, einleitende Gedanken und abgerissene Skizzen zu einer geschichtlichen Darstellung der Sakramentenlehre zu bieten, woran der Verfasser nun schon seit längerer Zeit gearbeitet habe.

Schon 1865 trat der schaffensfreudige junge Gelehrte mit einer neuen eingehenden Abhandlung [1]) hervor, die dem Propste Gerhoch von Reichersberg (1093—1169) gewidmet war. An der Hand der Lebensbeschreibung dieses vorzüglichen Theologen und Kirchenpolitikers, den der Verfasser nicht mit Unrecht den hl. Bernhard Bayerns genannt hat, entwirft er eine lebensvolle Schilderung der damaligen sturmbewegten Zeit mit ihren wilden Kämpfen und schweren Gebrechen; mit Meisterhand beschreibt er die unermüdliche Thätigkeit des bayerischen Prälaten, dessen Schriften, dank seiner Beziehungen zum Augsburger Bischofsstuhle, auch für die Geschichte dieses Hochstifts von größtem Interesse sind. Gerhoch hegte, wie Bach darthut, eine ideale Vorstellung vom erhabenen Berufe des hl. Stuhles. Ihm erschien der Papst als das Gewissen der Völker, als die Stimme des Rechtes und der Wahrheit gegenüber der offenen Roheit und Willkür der Zeitgenossen. Er war überzeugt, daß jede neue Bewegung der Geister in Europa, jede wirk-

---

1) Oesterr. Vierteljahrsschrift f. kath. Theologie. 1865. SS. 19—118

liche Zeitfrage in Dingen des Glaubens und der Sitte nur hier ihre endgiltige Lösung finden könne. Und dennoch oder vielmehr eben deshalb beklagte er auf's schmerzlichste die schweren Schäden, die am Marke der Kirche und nicht zuletzt der römischen Kurie fraßen, und er hielt mit seinen ernsten Klagen nicht zurück. Wie der hl. Bernhard, so war auch Gerhoch mit Papst Eugen III. befreundet, wie der Abt von Clairvaux, so richtete auch er an den Nachfolger Petri ein freimüthiges Schreiben mit eindringlichen Mahnungen zur kirchlichen Reform, die mit der Kurie selbst zu beginnen habe. Insbesondere erhob Gerhoch gegen die Verquickung von geistlicher und weltlicher Gewalt seine warnende Stimme und tadelte es offen und frei, daß sich Alexander III. allzu tief in politische Händel verwickelt und mit den Feinden des deutschen Reiches verbündet habe. Er verschwieg es nicht, daß die letzte Ursache der Schismen, die damals so unsägliches Unheil über die Kirche brachten, in der Corruption der römischen Kurie selbst gelegen sei, welche politischen Interessen und manchmal noch niedrigeren Rücksichten des Prunkes und der maßlosen Habsucht Recht und Wahrheit geopfert und sich hiedurch selbst in ein Abhängigkeitsverhältniß zu den politischen Parteien gesetzt habe. Solches wagte Gerhoch einem Papste wie Alexander III. vorzuhalten, ohne daß er — der schönste Beweis für den edlen Freimuth des Propstes wie für die schöne Großherzigkeit des Papstes — deshalb Anstoß erregt hätte. Alexander III. schätzte den verdienten Mann und auch Eugen III. hatte ihm sein Wohlgefallen ausgedrückt über seine wohlmeinende Gesinnung und sein offenes Auftreten. — Bachs gediegene Abhandlung über Gerhoch erfuhr auch von Seiten der Münchener theologischen Fakultät die gebührende Anerkennung; sie wurde von dieser als Habilitationsschrift angenommen und erschloß so ihrem Verfasser den Zutritt zur akademischen Lehrkanzel.

Schon in seinem Gerhoch hatte es Bach nicht an mancherlei Streiflichtern auf die kirchlichen Verhältnisse seiner

Zeit fehlen lassen; eine ganz aktuelle, ja geradezu brennende Tagesfrage behandelte er in einem längeren Aufsatze, den er 1865 erscheinen ließ unter dem Titel: „Das Anti-Christenthum unserer Tage und die christliche Apologetik".[1] In schneidenden, zornbebenden Worten hält er hier Abrechnung mit dem oberflächlichen Rationalismus und dem hohlen Pathos und seichten Phrasengeklingel eines Renan, auf den er das derbe, aber treffende Wort des Theologen Arno von Reichersberg verwendet: Leute, die nichts Besseres wüßten, als das Christenthum zu entstellen und zu beschimpfen, hätten nur die posteriora desselben gesehen.

Im Sommersemester 1865 begann Bach seine akademische Lehrthätigkeit und zwar mit einem Gegenstande, wie er ihn großartiger und anziehender kaum hätte wählen können, nämlich mit einem Colleg über Dante, dessen 600jährige Geburtsfeier eben damals von der ganzen gebildeten Welt begangen wurde. Die vier Vorlesungen, die er als Einleitung in die Divina Commedia hielt, veröffentlichte er im folgenden Jahre unter dem Titel: „Dante Alighieri und seine Stellung zur allgemeinen Geistesgeschichte".[2] Wie er selbst bemerkt, verfolgte er in diesen Vorträgen den Zweck, in allgemeinen Umrissen ein culturhistorisches Bild Dante's vor einem weiteren Zuhörerkreis zu entwerfen und nicht etwa eine kritisch gelehrte Abhandlung zu geben. Die Vorlesungen zeichnen sich durch eine herrliche, gedanken- und bilderreiche, schwungvolle Sprache aus. Die erste behandelt das wechselvolle Leben des unsterblichen Dichters; sie knüpft an den alten Erfahrungssatz an, daß man den Werth eines Mannes nicht nach seinen äußeren Erfolgen bemessen dürfe. Denn „die Grenzen eines Menschenlebens sind viel zu eng, als daß innerhalb derselben jedem großen Ringen ein Erfolg,

---

1) Histor.-polit. Blätter 1865, LV, 433 ff.; 539 ff.
2) Oesterr. Vierteljahrsschrift 1866. SS. 355–428.

jedem mächtigen Kampfe ein Sieg und der Wahrheit ihr Recht werde. Nicht selten bricht die äußere Hülle unter der Macht der Gegensätze zusammen — und die Freude des Sieges bleibt oft späteren Generationen vorbehalten". Der Redner stellt sich sodann die Aufgabe, die innere Entwicklung des gewaltigen Florentiners darzulegen, und zwar in der Weise, daß er zuerst den werdenden Dichter schildert nach seinem Erstlingswerke, der Vita nuova, hierauf den werdenden Denker und Philosophen auf Grund des Convito und der Monarchia; über beide stellt er den werdenden Menschen — dieses Wort in seiner allgemeinsten, sittlichen Bedeutung gefaßt; und dieser werdende ringende Mensch, der sich aus den tiefsten Tiefen zu den höchsten Höhen geistiger Vollendung an der Hand der Wissenschaft, der Geschichte und des Christenthums erhebt, soll dann an der Hand der göttlichen Komödie gezeichnet werden. Der Redner führt nun dieses geistvolle Schema in den folgenden Vorlesungen auf glänzende Weise durch, so daß wir es sehr wohl begreifen, daß sich, wie er selbst mit Befriedigung constatiren konnte, Professoren und Studenten, selbst Männer mit ergrauten Haaren unter seinen Hörern befanden.[1]) Wir brauchen nicht erst hervorzuheben, daß Bach sein Interesse dem Studium des großen Florentiners auch ferner bewahrte, wie die Besprechungen beweisen, die er über diesen Gegenstand fertigte, so über die Hettinger'schen Schriften „Die göttliche Komödie Dante Alighieris" (1881),[2]) „Dante und Beatrice" (1883),[3]) „Dantes Geistesgang" (1888),[4]) sodann noch 1901 über „Die Divina Commedia in neuer Uebersetzung"[5]) (von

1) Vgl. Andreas Schmid, Lebensbild S. 7.
2) Lit. Rundschau 1881 Sp. 44 ff.
3) Ebd. 1883 Sp. 442.
4) Histor.-polit. Bl. LXXXVII, 318 ff., CII, 787 ff.
5) Histor.-polit. Bl. CXXVII, 528 ff.

Pochhammer), nachdem er schon 1866 eine wohlwollende Anzeige einer neuen metrischen Uebersetzung von Josephine von Hoffinger geliefert hatte.[1])

Die eindringenden Studien, die zur Hervorbringung so reifer geistiger Erzeugnisse von nöthen waren, hinderten Bach keineswegs, den Blick auch für die hauptsächlichsten kirchlichen und literarischen Erscheinungen des Tages offen zu halten und dazu auch seinerseits das Wort zu ergreifen. Im selben Jahrgang der Oesterr. Vierteljahrsschrift, der seinen Dante gebracht hatte, veröffentlichte er auch einen Bericht über den „Protestantentag in Eisenach und die Mecklenburger Kirchennoth";[2]) im Jahre 1866 schrieb er ferner eine Recension über P. Jungmann's S. J. Aesthetik,[3]) wobei er auch auf die Frage zu sprechen kommt, ob die Kunst und das Schöne „Selbstzweck" seien. Er gesteht zu, daß dieser Satz etwas Wahres an sich habe, betont aber, in dem Sinne, wie die modernen Pantheisten diese Behauptung nehmen, nämlich daß sich die Kunst von der Religion emancipiren müsse, sei der Satz eine freche Lüge geworden. Auch die weitere, vielverhandelte Frage über die Bedeutung des Nackten in der Plastik und Malerei wird gestreift; Bach vermag hierin die Anschauung P. Jungmann's, in der er einen fast kränklichen Purismus erblickt, nicht zu theilen, sondern meint, das Christenthum müsse sich zwar gegen den Cult des Fleisches mit voller Entschiedenheit erklären, aber es sei doch auch nicht zu übersehen, daß es eine Leiblichkeit, die da der Herrschaft des Geistes unterthan ist, nicht verschmäht. Man müsse eben unterscheiden zwischen dem fleischlichen Leibe (σάρξ I Kor. 15, 45) und dem geistigen oder pneumatischen Leibe (πνευματικός I Kor. 15, 46); warum sollte es der Kunst verwehrt sein,

---

1) Oesterr. Vierteljahrsschrift 1866, S. 299 ff.
2) SS. 283—98.
3) Histor.-polit. Bl. LVIII, 933 ff.

das kühnste ihrer Ziele, den Gegenstand unserer Hoffnung, anzustreben, nämlich die Darstellung der verklärten Leiblichkeit an demjenigen, der, wie der hl. Athanasius sagte, seinen Leib „in der Macht und Kraft des Geistes" hatte? Ebenso günstig, wie die Aesthetik, besprach Bach 1869 P. Jungmanns Buch „Das Gemüth und das Gefühlsvermögen der neueren Psychologie;[1]) nicht minder hatte er anerkennende Worte für die gründliche Monographie des Rottenburger Domherrn F. A. Scharpff über den berühmten Cardinal Nikolaus von Cusa [2])

Alle seine bisherigen Arbeiten wurden jedoch von ihm selbst weit in den Schatten gestellt durch sein vorzügliches Werk: „Die Dogmengeschichte des Mittelalters vom christologischen Standpunkt oder die mittelalterliche Christologie vom 8. bis 16. Jahrhundert" (Wien, Braumüller). Es war ursprünglich auf drei Theile angelegt, denen ein tomus anecdotorum der vorzüglichsten handschriftlichen Quellen hätte folgen sollen. Der erste Theil erschien 1873, der zweite 1875, der dritte, wie der Quellenband blieb aus. Die Dogmengeschichte war Bachs standard work, das ihn in die erste Linie der katholischen Dogmenhistoriker reihte; sie war die Frucht mehr als zehnjährigen unablässigen Forschens und wurde als hervorragende Leistung von katholischen wie akatholischen Gelehrten einmüthig gepriesen. Wie schon Meister Eckhart, so verdankte die Dogmengeschichte ihren hohen Werth wie ihren eigenartigen Reiz den zahllosen handschriftlichen, bisher so viel wie völlig unbenützten Quellen, die der Verfasser nach mühevollen Untersuchungen in den wichtigsten Bibliotheken des In- und Auslandes herangezogen hatte. Wir müßten fürchten, Eulen nach Athen zu tragen, wollten wir es unternehmen, den reichen Inhalt des noch heute geschätzten Werkes auch nur in den allgemeinsten Zügen zu

1) Histor.-polit. Bl. LXII, 826 ff.

2) Histor.-polit. Bl. 1871 LXIX, 275 ff.

skizziren. Bietet schon der erste Band mit seiner gelungenen Darstellung der altdeutschen Theologie der Angelsachsen, Sachsen und Franken, eines Cädmon, Beda, Heliand, Otfrid, des Adoptianismus, Prädestinatianismus und des ersten und zweiten Abendmahlstreites eine ebenso fesselnde wie lehrreiche Lektüre, so hat sich der Verfasser, wie von berufenster Seite mit vollem Rechte betont wurde,[1]) durch den im zweiten Bande erbrachten Nachweis, daß die im 12. Jahrhundert in Frankreich entbrannten speculativen Streitigkeiten auch auf deutschem, besonders bayerisch-österreichischem Boden einen lebhaften Nachhall fanden, nicht bloß ein geschichtlich-theologisches, sondern geradezu ein vaterländisches Verdienst erworben, da die Geschichte dieser in unseren Heimatlanden sich abwickelnden Controversen bis dahin fast ganz im Dunkeln geblieben war und erst von Bach sozusagen neuentdeckt und ans Tageslicht gezogen wurde. Dazu kam dann der Zauber einer überall edlen und klaren, nicht selten, namentlich in den Abschnitten über die altdeutsche Theologie, geradezu dichterischen Sprache, die lautes Zeugniß von der innigen Hingabe ablegte, mit der der Verfasser jene alten, in ihrer treuherzigen Einfalt und herzerquickenden Gemüthswärme so entzückenden Schriftsteller auf sich hatte einwirken lassen. So ist es nur zu beklagen, daß Bach sein Werk nicht bis zu dem beabsichtigten Ende geführt hat, wie es auch zu bedauern ist, daß er, der geborene Meister der Dogmengeschichte, dieses so wichtige, ihm amtlich übertragene Fach, soviel uns bekannt, auch nicht ein einziges Semester hindurch gelesen hat.

Als eine Art Abschluß seiner dogmengeschichtlichen Studien dürfen die beiden Schriften betrachtet werden, die er anläßlich der sechsten Jahrhundertfeier des Todes seines

---

1) Von Alois von Schmid in dem warmen Nachruf, den er dem Verstorbenen in den „Akad. Monatsblättern" XIV. Jahrgang 1901 Nr. 2 gewidmet hat.

großen Landsmannes Albert von Lauingen verfaßt hat. Die eine, kleinere, enthält die Festrede,[1]) die er am 13. November 1880 in der Aula der Universität gehalten; die andere bildete die von ihm „im Auftrage des Comitees zu der 6. Säkularfeier und zur Enthüllung des Albertus-Denkmals in dessen Vaterstadt Lauingen" ausgearbeitete Festschrift[2]), die „des Albertus Magnus Verhältniß zur Erkenntnißlehre der Griechen, Lateiner, Araber und Juden" behandelte. Bach war von tiefer Verehrung für den seligen Albert beseelt, ein Gefühl, das nicht bloß in der gleichen alamannischen Stammeszugehörigkeit, sondern auch in aufrichtiger Pietät zu dem bewunderungswürdigen Gelehrten wurzelte. Schien ihm doch, wie er selbst einmal äußerte, Albert d. Gr. ein Fingerzeig zu sein, wie unsere moderne christliche Philosophie es angehen müsse, um zum rechten Ziele zu kommen; er war ihm ein bewährter Zeuge für die Thatsache, daß das Christenthum mit innerer Nothwendigkeit die größten und heftigsten Widersprüche der Zeit zu durchdringen im Stande ist. „Wie die Perle, sagte er ein andermal, ein Erzeugniß des Schmerzes der Muschel ist, so gilt auch bei Albert, wie bei den größten Menschen, daß das Beste seiner öffentlichen literarischen Thätigkeit eine Schmerzensgeburt, ein Erzeugniß schweren inneren Ringens ist". So stand denn von vornherein zu erwarten, daß Bach sein Bestes thun werde, um zur Verherrlichung des hochgefeierten Dominikaners beizutragen. Und wirklich hat er denn auch in seinen beiden Schriften eine staunenswerthe Vertrautheit mit den dickleibigen Bänden des großen Mannes wie mit der ganzen ihn berührenden sehr reichhaltigen und weitverzweigten Literatur an den Tag gelegt.

Damit haben wir Bachs wissenschaftlich-literarische Thätigkeit erschöpft. Was er fernerhin veröffentlichte, waren

---

1) Dr. Max Huttlers Verlag, Augsburg-München.

2) Wien, Braumüller 1881.

meist kleinere Aufsätze und Besprechungen, größtentheils in den Histor.-polit. Blättern niedergelegt. Schon 1876 hatte er im Saale des kath. Casino in München eine begeisterte Gedächtnisrede zur Feier des hundertsten Geburtstages Vaters Joseph von Görres gehalten.[1] 1883 lenkte er die Aufmerksamkeit der Leser der Histor.-polit. Blätter auf den interessanten „religions-philosophischen Rücklaß des Architekten Leo von Klenze",[2]) der für diesen berühmten Baumeister und Akademiker hochcharakteristisch ist. 1885 verfaßte er für das Bulletin ecclésiastique de Strasbourg, eine mit liebevoller Versenkung in ihren Gegenstand gearbeitete Lebensbeschreibung des bekannten neulateinischen Dichters Jakob Balde,[3]) um den Elsässern zu zeigen, was sie an ihrem sprachgewaltigen, von ihnen immer noch nicht nach Gebühr gewürdigten Landsmann hätten. Im folgenden Jahre führte er den Lesern der gelben Blätter die schöne Schrift seines Freundes Hipler über die Klausnerin Dorothea von Montau (1347—94) vor.[4]) Diese in weiteren Kreisen wenig bekannte, ehrwürdige Frau gehörte der großen Zahl jener gottbegnadeten Sehergestalten an, die eine der mittelalterlichen Kirchengeschichte so eigenthümliche Erscheinung bilden; auch sie hat, gleich einer heil. Hildegard und Birgitta, die kirchlichen Gebrechen ihrer Zeit mit ernsten Worten gegeißelt „Aber, hebt Bach treffend hervor, in dem hohen Grad der sittlichen Energie und der Schärfe der Reaktion gegen das Uebel wird eine gesunde Logik stets das Zeichen innerer Kraft und Lebensfähigkeit der christlichen Sitte erblicken, während von Seiten der Feinde des Christenthums aus solchen Zeugnissen eines gesunden starken Gewissens das Sophisma aufgebaut wird, daß die christliche Kirche selbst die Quelle aller Uebel sei".

1) Freiburg, Herder 1876.
2) B. XCI, 425 ff.
3) Straßburg, F. X. Le Roux 1885.
4) B. XCVII, 970 ff.

Wenn sich Bach, wie wir schon oben bemerkten, von den dogmenhistorischen Studien seiner früheren Jahre mehr und mehr abwandte — ganz untreu ist er ihnen, wie nicht bloß verschiedene Recensionen in der Literarischen Rundschau, sondern auch eine 1899 geschriebene Anzeige[1]) der großen Bonaventura-Ausgabe der Franziskaner von Quaracchi erschließen lassen, auch später nicht geworden, — so lag der Grund wohl darin, daß allmählig philosophisch-pädagogische Probleme, mit denen er sich ohnehin in seinen Vorlesungen Tag für Tag zu beschäftigen hatte, in den Vordergrund seines Interesses traten, was dann natürlich auch in seinen literarischen Erzeugnissen zum Ausdrucke kam. 1893 berichtete[2]) er über die meisterhafte Monographie, die seinem Lieblingsphilosophen John Locke von seinem Collegen Freiherrn von Hertling gewidmet worden war. Mit unverkennbarer Genugthuung besprach er die philosophischen Werke des Abbé Piat „Die Freiheit",[3]) „Ueber den Begriff",[4]) „Die menschliche Persönlichkeit"[5]) und „Die menschliche Bestimmung";[6]) auch Mausbachs geistvoller Schrift: „Christenthum und Weltmoral" spendete er seinen Beifall.[7]) Einen dankenswerthen Beitrag zur Geschichte der Philosophie lieferte er mit seiner Abhandlung[8]): „Zur Geschichte der Schätzung der lebenden Kräfte", worin er die Hauptgedanken aus dem geistreichen Werke einer gelehrten Frau, der 1749 verstor-

1) Histor.-polit. Bl. CXXIII, SS. 203 ff.; vgl. auch Lit. Rundschau 1892, 1894, 1896.
2) Histor.-polit. Bl. CXI, 521 ff.
3) Ebd. CXV, 576 ff.
4) Ebd. CXVII, 539 f.
5) Ebd. CXXI, 458 ff.
6) Ebd. CXXIII, 387 f.; vgl. ferner Literar. Rundschau 1897, 1901.
7) Ebd. CXXI, 158 ff.
8) Philosoph. Jahrb. 1896, SS. 411 ff.; 1898 SS. 65 ff.; 1899 SS. 168 ff.; 292 ff.

benen Gattin des französischen Generals Du Chatelet, einer begeisterten Schülerin von Leibniz, darzulegen suchte. Noch 1901 veröffentlichte er einen interessanten Aufsatz über „Adam Weishaupt, der Gründer des Ordens der Illuminaten als Gegner des Königsberger Philosophen Immanuel Kant“.[1])

In's pädagogische Gebiet schlagen ein seine Ausführungen über „Die katholische Universität Nordamerikas“[2]) und über „Pädagogische Bestrebungen in den Vereinigten Staaten“[3]); hier gedachte er mit rühmenden Worten der prachtvollen Rede, die John L. Spalding, Bischof von Peoria, einer der gelehrtesten und beredtesten Prälaten der Vereinigten Staaten, zur Feier der Grundsteinlegung der katholischen Universität in Washington, als deren geistiger Vater und Begründer er gelten durfte, gehalten hatte, wie er auch den regen Eifer pries, mit dem sich die Amerikaner überhaupt und die Katholiken insbesondere an religiösen und Schulfragen betheiligten. In den Zeilen, mit denen er Dr. Joseph Müllers verdienstliches Buch über Jean Paul einführte,[4]) spendete er nicht blos dem Verfasser großes Lob, sondern gab auch seiner Bewunderung für Jean Paul, eine der eigenartigsten Persönlichkeiten der deutschen Literaturgeschichte, unverholen Ausdruck und sprach seine besondere Freude darüber aus, daß Dr. Müller dem Pädagogen Jean Paul, der in der Geschichte der Pädagogik gewöhnlich recht stiefmütterlich behandelt werde, so anerkennenswerthe Sorgfalt zugewandt habe. Seine volle Sympathie wandte Bach der von Karl Kehrbach in's

---

1) Histor.-polit. Bl. CXXVII, 94 ff.
2) Ebd. XCVI, 780 ff.
3) Ebd. CII, 335 ff.
4) Ebd. CXIV, 62 ff.

Leben gerufenen Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte zu; er gehörte zu ihren eifrigsten und geschätztesten Mitgliedern und bekleidete in ihr die ehrenvolle Stelle eines ersten Vorstandes der Bayerngruppe. Zu den „Mittheilungen" der Gesellschaft steuerte er wiederholt kleinere Aufsätze bei; es seien erwähnt: „Propst Gerhoch von Reichersberg, ein bayerischer Scholastiker, über die Schulfeste in Augsburg im 12. Jahrhundert";[1]) sodann: „Lehrer und Schüler des Mittelalters in Bildern";[2]) ferner: „Reformbestrebungen der bayerischen Benediktiner auf dem Gebiete des Gymnasialwesens um 1708";[3]) endlich: „Pädagogisches aus den Statuten der bayerischen Benediktinerkongregation vom Jahre 1684".[4])

Bach war ein Mann feinen künstlerischen Empfindens; er liebte es, sich von Werken der Kunst, namentlich des Mittelalters, umgeben zu sehen, so daß man sich, wenn man seine einfach, aber gewählt ausgestatteten Räume betrat, in ein Museum versetzt glauben konnte. Mit ganzem Herzen gehörte er daher der frisch aufstrebenden „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" an, die ihn 1898 mit der Abfassung des erläuternden Textes ihrer Jahresmappe betraute. Daß er auch in der kunsthistorischen Literatur kein Laie war, bewies seine Besprechung[5]) des E. Frantz'schen „Handbuches der Kunstgeschichte", aus der zugleich hervorgeht, daß seine Aufmerksamkeit namentlich der Kunstgeschichte Bayerns gewidmet war.

Bei einem Manne, der so sehr vom Geiste der Mystik

---

1) Jahrg. 1897, Bd. VII, S. 1 ff.
2) Ebd. S. 6 ff.
3) Ebd. S. 85 ff.
4) Jahrg. 1899, Bd. IX, S. 168 ff. — Vgl. auch Lit. Rundschau 895, Sp. 340 f.
5) Histor.-polit. Bl. CXXVII (1901), 615 ff.

durchtränkt war, wie Bach, müßte es wunder nehmen, wenn wir ihn nicht von kindlicher Gläubigkeit durchdrungen sähen. Zeitlebens blieb er der Kirche und dem hl. Stuhle in unverbrüchlicher Ergebenheit zugethan; auch die bedrohlichen Stürme der Siebzigerjahre vermochten seine Anhänglichkeit nicht zu erschüttern. Selbst in Dingen, in welchen er unbeschadet der kirchlichen Rechtgläubigkeit einer anderen Ueberzeugung hätte huldigen können, hielt er in wankellosem Conservatismus an der althergebrachten Ueberlieferung nicht blos selbst fest, sondern suchte auch Andere zu gewinnen. So verfaßte er 1891 eine Broschüre: „Der heilige Rock zu Trier",[1]) worin er sich bemühte, die Aechtheit und Verehrungswürdigkeit desselben neueren Zweifeln und Bestreitungen gegenüber zu erweisen.

Er stand auf dem Höhepunkte seines Lebens, als er am 25. November 1899, angethan mit der goldenen Kette des Rektors der Universität, seine gedankentiefe Rede „Ueber das Verhältniß von Arbeit und Bildung" hielt. Im Sommer des nächsten Jahres wohnte er dem katholischen Gelehrtenkongresse zu München an, über welchen er dann 1901 in den gelben Blättern ausführlichen Bericht erstattete.[2]) Es war sein letzter Beitrag, seine letzte literarische Arbeit. Wenige Wochen nachher entfiel die rastlose Feder der müden Hand. Am 22. September 1901 hauchte er, sanft und ruhig, wie er gelebt, seine Seele aus in die Hände ihres Schöpfers. Ein prunkloser, schlichter Stein trägt seinen Namen, aber auf dem Sockel thront eine edelgeformte Broncestatue der seligsten Jungfrau, das göttliche Kind auf dem Arme. Segnend streckt es sein Händchen aus über die Gruft des stillen Schläfers zu seinen Füßen.

---

1) Frankfurter zeitgemäße Broschüren 1891, SS. 369—395.
2) Bd. CXXVII, 727—46.

Doch das schönste Denkmal hat er sich selbst gesetzt. Wenn es wahr ist, daß es keinen besseren Maßstab zur Bestimmung des inneren Werthes eines Menschen gebe, als den Gebrauch, den er von seinen zeitlichen Gütern macht, so darf Joseph Bach dem Urtheilsspruche der Menschen getrost entgegensehen. Obwohl aus sehr bescheidenen Vermögensverhältnissen hervorgegangen, hinterließ er dank seiner klugen Sparsamkeit und der Anspruchslosigkeit seines Wesens ein sehr beträchtliches Erbe, über das er als Mann der Vorsicht und Ordnung längst testamentarisch verfügt hatte. Er bedachte seine Geschwister und Verwandten mit ansehnlichen Legaten, aber seine Bibliothek, seine Kunstsammlung und sein Haus vermachte er in hochherziger Weise dem in unmittelbarer Nähe gelegenen georgianischen Priesterseminar, das Haus — wie von befreundeter, mit den Intentionen des Erblassers ohne Zweifel sehr wohl vertrauter Seite bemerkt wurde[1]) — „offenbar in der Absicht, daß es auf irgend eine Weise für Universitätszwecke zur Verwendung kommen möge“.

Diese Bestimmung ehrt jedoch nicht bloß sein Herz, sondern legt auch Zeugniß ab von seinem richtigen Verständniß für die Bedürfnisse unserer Zeit. Wir erinnern uns, mit welcher Wärme er der Rührigkeit gedacht hatte, mit der sich die amerikanischen Katholiken der Schulfrage annehmen, wie er namentlich die Verdienste des hochsinnigen Bischofs Spalding um die Gründung der Universität Washington gepriesen hatte. Verglich er damit unsere deutschen Verhältnisse, so mochte er sich eines Gefühles der Beschämung und des Bedauerns schwer erwehrt haben. Wie wenig Sinn herrscht bei uns und speciell bei uns Katholiken in weiteren Kreisen für die Schule und ihre Bedürfnisse, wie verhältnißmäßig wenig geschieht zur För-

1) Vgl. Al. von Schmid a. a. O.

derung der Studien unbemittelter, aber talentvoller Knaben und Jünglinge! Wohl hat sich ja jüngst in München durch die Bemühungen wackerer Männer der vielversprechende Albertus-Magnusverein gebildet; den an ihn herantretenden vielseitigen Anforderungen dürfte er jedoch schwerlich gewachsen sein, selbst wenn die Betheiligung an ihm eine noch viel lebhaftere werden sollte, was wir von Herzen wünschen, aber ernstlich bezweifeln. Denn der katholische Klerus, der ja doch bei allen ähnlichen Unternehmungen das Hauptcontingent stellen soll, großentheils kümmerlich dotirt und auch mit staatlichen Zuwendungen unbegreiflicher Weise nur sehr stiefmütterlich bedacht, dazu von allen Seiten, für alle möglichen Veranstaltungen und „gute Zwecke" in Anspruch genommen, ist im Allgemeinen so ziemlich an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt. Auch die katholische Laienwelt der vornehmeren Stände wird vielfach in einer Weise ausgebeutet, daß man sich nur wundern muß, wenn ihre Opferfreudigkeit nicht längst schon erschöpft ist. Größere Erwartungen ließen sich noch auf die wohlhabenderen Elemente des Bürger- und Bauernstandes setzen, wären sie nicht beklagenswerther Weise meist des Verständnisses für ideelle Bedürfnisse so gut wie völlig bar; der Bauer begnügt sich, eine recht schöne „Leich" zu bestellen und wo möglich einen feierlichen Jahrtag, und gibt dafür eine Summe Geldes aus, mit der ein junger Mensch jahrelang fortkommen könnte. Und doch spielt hier die liebe Eitelkeit und Selbstsucht nur zu oft eine bedenkliche Rolle, so daß wir der Meinung sind, es wäre unter Umständen ebenso verdienstlich, ein Stipendium, denn einen Jahrtag zu stiften. Gar das Aschenbrödel aber, was die thatkräftige Fürsorge und Unterstützung von Seiten Privater angeht, sind unsere Universitäten. Und doch gälte es auch hier, trotz der namhaften, obschon noch immer nicht allzu verschwenderischen staatlichen Aufwendungen, so Manches anzuschaffen, so Vieles einzurichten, zu bessern, zu helfen!

Wie reichlich fließen in Amerika die Mittel zu solchen Zwecken, und wie selten kommt es bei uns vor, daß Jemand einer Universität ein Legat überweist, obgleich es an Leuten, die sich dies leisten könnten, wahrlich nicht fehlen würde! Umsomehr gebührt Ehre und aufrichtigster Dank dem weitsichtigen Manne, der die Ludovica-Maximiliana, speciell das Georgianum, mit so reichlicher Spende bedacht hat. Gerade das Haus, das er letzterem zugewandt, muß als besonders willkommene und gelegene Gabe erachtet werden. In Innsbruck, Freiburg i. Br. und anderwärts bestehen längst stets gefüllte Häuser, in welchen Geistliche, welche an der Universität zur Fortsetzung ihrer Studien — und wir denken hiebei keineswegs nur an die theologischen — weilen, ein geeignetes Heim mit guter Verpflegung zu mäßigen Preisen erhalten. Es ist bekannt, daß mancher Oberhirte den einen oder anderen seiner jüngeren Priester viel lieber ziehen ließe, wenn er ihn am fremden Orte geborgen wüßte und nicht befürchten müßte, daß er im Strudel des Großstadtlebens versinken werde. Für Bedürfnisse dieser Art sollte auch in München, der ersten Universität Süddeutschlands und der zweitgrößten des Reiches, gesorgt sein. Das Georgianum kann da nicht in Betracht kommen; reicht es ja doch für seine eigenen Leute kaum mehr aus, so daß sehr bald das Wort Anwendung finden wird: Angustus est mihi locus, fac spatium mihi, ut habitem (Js. IL, 20); ganz abgesehen von Erwägungen praktischer Art, die das Zusammenleben gereifteter Männer mit eben dem Gymnasium entwachsenen Jünglingen nicht als wünschenswerth erscheinen lassen. Das von Bach dem Georgianum vermachte Haus wäre für ein geistliches Studienhaus, wozu es wohl von ihm selbst schon in Aussicht genommen war, wie geschaffen und schreit förmlich darnach, seiner Bestimmung zugeführt zu werden. Die Schwierigkeiten und Hindernisse, die der Ausführung dieses Planes noch im Wege stehen, sind nicht so groß, daß sie sich bei einigem guten Willen

nicht beseitigen ließen, und sie werden auch in absehbarer Zeit beseitigt sein; das darf bei der Opferwilligkeit, die, wie das schöne Beispiel Bachs gezeigt hat, gerade in der Universität nahestehenden Kreisen noch nicht erstorben ist, zuversichtlich erwartet werden. Und so schließen wir mit dem innigen Wunsche, die Bach'sche Gründung möge gedeihen und blühen und reiche Früchte tragen, dem Baume vergleichbar, gepflanzt an Wasserbäche, und seine Blätter verwelken nicht! (Ps. I, 3.) J. Sch.

XLIII.
Skizzen aus dem Peloponnes.

4. Durch Arkadien.

Argos, 14. April 1899.

Argos, krummgassige, aber freundliche Temenidenstadt du, dir habe ich ein gutes Andenken bewahrt. Arm bist du freilich gegen manch anderen Ort. Du hast nicht mehr staunenerregende Reste uralter Wehrmauern, du besitzest keinen kyklopischen Burgbau, keine altersgraue Tempelsäule steht in dir aufrecht, und dein gewiß großes und einst schönes Theater ruht noch unbelästigt von archäologischer Neugier im Schooße der Erde. Aber eben ob dieser deiner Armuth wurdest du mir lieb. Wir alle waren ja mehr als gesättigt von den Eindrücken sagenumsponnener Zeit, und so hatte Keiner etwas dagegen zu erinnern, daß, nachdem

wir den Bahnzug verlassen hatten, der uns von Nauplia her zu dir führte, unsere Truppe sich auflöste, so daß Jeder seinem eigenen Willen folgend die Stunden unseres Aufenthaltes ausfüllen konnte. Unser Vier stiegen wir denn den Abhang des alten Burgberges hinan, suchten in halber Höhe angekommen einen Rasenplatz uns aus und streckten in behaglicher Ruhe die wandermüden Glieder, eingedenk des ciceronianischen Wortes: Mihi liber esse non videtur, qui non aliquando nihil agit.

Unten dehnte sich die Stadt (1889: 9814 Einw.) in bequemer Breite aus mit ihrem Gassengewirr und den vielen Arbeitsbuden fleißiger Handwerker, welche die Nachbardörfer und das anwohnende Bergvolk mit ihren Erzeugnissen versorgen. Mitten innen liegt beinahe übergroß die Platia (Marktplatz) und ringsherum die fruchtbare Ebene im goldenen Schein der Sonne, welche endlich das Gewölke der vergangenen Gewitternacht durchbrochen hatte. So ruhten wir im wechselnden Zwiegespräch über Einst und Jetzt da oben an der Berghalde. Langverflossene Zeiten lebten auf, jene Tage, da hier einst ein machtbewußter Pheidon waltete, da hier der Meißel hochbegabter Künstler normgebende Gebilde schuf, da heiße Schlachten geschlagen wurden um dieses enge und doch so reiche Land. Auch Neugriechenland mit seinen Hoffnungen und Fehlern stand vor uns — eine unvergeßliche Morgenruhe am Abhang der argivischen Larissa. Drunten aber zog die Straße heraus eine Volksmenge, in der Mitte trugen sie einen Todten offen aufgebahrt, wie es in Griechenland heute noch Sitte ist. Gebet und Gesang schallten bis herauf zu uns.

Von oben schaute zinnengekrönt in echt mittelalterlichem Ornat auf uns herab die Burg von Argos. Auch sie hat gar Manches schon erlebt. Franken, Türken, Griechen pflanzten nacheinander auf derselben ihre Standarten auf. So ist sie seit Jahrhunderten mit der Geschichte dieses

Landes verwachsen, und doch erscheint diese abendländische Ritterburg hier auf dem altklassischen Boden als ein Fremdling. Ein Fremdling ist sie hier, so gut wie es jenes fränkische Feudalherrenthum geblieben ist, das einst hier erobernd sich festsetzte und beinahe spurlos wieder verschwunden ist. Wie seltsam nimmt sich auf solchem Grunde aus das occidentalische Ritterthum mit seinem Lehenswesen, mit seinen Baronien, seinen Assisen, mit seinen Turnieren, seinen Heldenliedern und seinem Minnesang! Doch stehen in diesem wundersamen Peloponnes noch einzelne Zeugnisse jener aventiurenhaften Epoche aufrecht. Die gothischen Bauten in Isova, Chlemutzi, Karytäna, Akova, Kalavryta, Andravida — wen würden sie nicht überraschen? So ist's denn ein eigenartiges Land mit buntgemischten Erinnerungen, dem wir entgegenziehen.

Tripolitzá, 15. April.

Ein trüber, wolkendüsterer Nachmittag, von dem man beim besten Willen nicht sagen kann, was aus ihm werden wird — ein bedenklicher Humor, der um so peinigender ist, als er nach Entstehung und Zielpunkt undefinirbar ist — eine pustende Locomotive und ein staubiger Bahnzug, der in langen Schleifen steile Berghänge sich emporarbeitet — das sind lauter Dinge, die nicht zu selten auch bei uns sich finden. Auch Tripolitzá, oder wie die offizielle neugriechische Bezeichnung lautet, Tripolis enttäuschte mich. Ich hatte mir die Gegend, wo einst die berühmten arkadischen Gemeinden Tegea, Mantinea, Pallantion lagen, so ganz anders vorgestellt. Alpenthäler etwa mit wilden Klammen und Schluchten und uneinnehmbaren Pässen hatte ich erwartet. Und nun fand ich ein behaglich sich entfaltendes Hochthal, dessen Randberge nur zu mäßig hohen Gipfeln sich aufbauen. Ob aber Tripolis selber, der Mittelpunkt dieser Hochebene, den Namen „Stadt“ verdient, ist mir doch nicht ohne weiteres so selbstverständlich. In den

Reisebüchern heißt es zwar so, wohl der bedeutenden Einwohnerzahl wegen (1889: 10698). Jene Eigenschaften aber, die wir von einer Stadt erwarten, fehlen beinahe alle. Niedere, theilweise ärmliche Häuser, enge schmutzige Straßen, der Mangel höheren, städtischen Comforts — all dies läßt den Eindruck eines städtischen Gemeinwesens kaum aufkommen und erinnert nachdrucksvoll daran, daß wir in Arkadien, dem abgeschlossensten und meerentlegensten Theile des Peloponnes angekommen sind.

Doch hat dieses Tripolitzá immerhin manches Interessante an sich. Die schöne, weißschimmernde Metropolitankirche steht mit ihrer stattlichen Kuppel ganz imposant zwischen den bescheiden sich duckenden Profangebäuden. Die Platia dabei wäre für die Zwecke einer bedeutenderen Gemeinde mehr als genügend groß. In dem auch hier nicht fehlenden Bazar herrscht ein gar reges Leben mit vielen typischen Erscheinungen. Durch die Straßen der meist quadratisch angelegten Stadt wandert sich's immerhin unterhaltlich trotz der unvermeidlichen Düfte des Südens. Dazu hat Tripolis doch noch zwei, drei Gasthöfe, wo man zum letzten Mal nach cultivirter Art logiren kann, ja wo man sogar nichtrezinirten, trefflichen Arkaderwein findet, der eine längere Abendsitzung wenn nicht entschuldbar, so doch begreiflich macht — und so mußte es kommen, daß die vorurtheilende Enttäuschung sich zuletzt doch in einen Accord der Versöhnung auflöste. Ja auch besondere Ueberraschungen sollten in diesem Tripolis nicht fehlen. Hier geschah nämlich das Wunder, daß es thatsächlich keine Ansichtspostkarten gab. Dafür bot sich ein hübscher Ersatz. In Tripolis besteht nämlich eine Firma, welche den Arnakihandel en gros betreibt, und diese Firma leistet sich den Luxus eigener Postkarten, welche als Firmenmarke einen wohlgelungenen Hammel tragen und uns in der liebenswürdigsten Weise angeboten wurden. Gesagt, gethan, und die Arnakikarten flogen der deutschen Heimat zu. Der morgende Tag endlich

brachte etwas, was man nicht alle Tage erlebt, nämlich ein Erdbeben und zwar ein so tüchtiges, daß alle Gegenstände im Zimmer, soweit sie nicht niet- und nagelfest waren, auch die Bettstellen der noch ruhenden Nordländer, in eine äußerst unangenehme, an und für sich ganz überflüssige Bewegung geriethen. Das Frühjahr 1899 brachte ja überhaupt für den Peloponnes schwere seismische Erschütterungen, so daß die geängstigte Bevölkerung theilweise im Freien übernachtete.

Tripolis ist der unbestrittene Mittelpunkt Arkadiens und bisher gelang es keinem anderen Gemeinwesen, neben ihm emporzukommen, ein Vorrang, der ihm durch ein theilweise schon vollendetes, theilweise noch geplantes Straßennetz nach allen Richtungen noch mehr gesichert werden wird. Seine Geschichte ist nicht ohne Interesse. Den Namen („Dreistadt") soll es dem Umstand verdanken, daß drei Gemeinden: Muchlion, Tegea und Mantinea, sich in ihm vereinigten. Seine heutige Bedeutung datirt aus der Türkenzeit. Die Wichtigkeit von Tripolis erkennend schlug der „Pascha von Morea" hier seinen Sitz auf. Der Türkenzeit dankt die Stadt aber auch weniger gute Erinnerungen. Bei Tripolis errang 1779 Hassan Ghazi jenen furchtbaren Sieg über die muhammedanischen Albanesen, welche den Peloponnes überschwemmt hatten. Den schrecklichen Kampf feierte ein schreckliches Denkmal. Hassan ließ im Osten der Stadt aus den Schädeln von 4000 erschlagenen Feinden eine Pyramide erbauen, die annähernd zwei Jahrzehnte stehen blieb. Eine schauerliche Katastrophe aber brach im Jahre 1821 über die Stadt herein. Längere Zeit schon lagerten die aufständischen Griechen vor den Mauern, bis es ihnen am 5. Oktober gelang, einzudringen. Grauenvoll war das Morden, 10 000 Leichen bedeckten den Boden, die Stadt wurde gänzlich niedergebrannt, nur Trümmer deckten ihre Stelle. Ein Räthsel bleibt nur, wie diese schändliche Barbarenthat, welche die damalige Verkommenheit der Griechen

ebenso furchtbar beleuchtet, wie sie das Andenken Kolokotronis befleckt, auch noch dichterisch verherrlicht werden konnte (s. Ellissen, neugriech. Gedichte S. 13 f.). Tripolis selber hat sich von dem Schlag erholt und hat, nachdem die Eisenbahnlinie Argos-Tripolis-Kalamata jetzt vollendet ist, gewiß noch einen großen Aufschwung zu erwarten.

Am Morgen dieses Tages wollten wir Tegea und Mantinea besuchen. Nun hat aber Tripolis noch eine Specialität, wodurch es sich nennenswerth über den Charakter eines großen Dorfes erhebt. Es florirt nämlich dort eine gut organisirte Kutscherzunft mit brauchbaren europäischen Wagen, und in echt griechischer Kniffigkeit wissen sie die Gunst ihrer Situation auszubeuten. Kurz, sie stellten nach gemeinsamer Verabredung so exorbitante Forderungen, daß mit ihnen nichts zu machen war. Dörpfeld, der gewiß dies Griechenvolk überall zu seinem Recht kommen läßt, aber anderseits gar nicht der Mann ist, sich hereinlegen zu lassen, hätten sie von früher kennen sollen. Als sie dann aber sahen, daß wir die Tour nach Tegea trotz Sonnenbrand und Staub zu Fuß machten, und auch noch befürchten mußten, daß bis Mittag die nöthigen Reitthiere zur Stelle wären, brach ihr Widerstand und Nachmittags trugen uns ihre Wagen nach Mantinea. Von seinen Alterthümern will ich nicht erzählen, wie ich mir's für diesen Aufsatz vorgenommen habe, nicht reden von seinen Mauern und Thürmen, nicht von dem Theater, nicht von dem hochinteressanten Musenrelief des Praxiteles, das die Franzosen hier ausgruben (s. Fougères, Mantinée p. 543 ss.). Das größte Interesse nimmt hier in Anspruch die Erinnerung an jene Schlacht des Jahres 362, welche den Spartanern eine schwere Niederlage, den siegreichen Thebanern aber den Heldentod des Epaminondas und damit bei allem Siegesruhm den Zusammenbruch ihrer ganzen Machtstellung brachte — eine ergreifende Illustration für den Werth eines einzigen Mannes und zu Heraklits εἷς μοι μύριοι. Jene Anhöhe,

Skope genannt, wo der Held angesichts der Wahlstatt seine Seele aushauchte, wird noch gezeigt und läßt sich auch leicht erkennen.

Die Ebene von Mantinea, einst gefeiert wegen ihres fleißigen Anbaues, ihres Reichthums und ihrer Lieblichkeit, ist heute eigentlich unbewohnt. Reben- und Haschisch-pflanzungen und weite Grasflächen bedecken sie. Die menschlichen Siedelungen haben sich an die nachbarlichen Abhänge emporgeflüchtet vor der Fiebergefahr, welche der sumpfige Boden bereitet. Diese Ebene ist nämlich ringsum von Anhöhen umgürtet, so daß dem Wasser jeder sichtbare Abfluß fehlt. Jene Erdschlünde aber, Katabothren geheißen, welche in alten Tagen offenbar Gegenstand größter Sorgfalt waren und die Entwässerung so trefflich vollzogen, sind Jahrhunderte lang vernachlässigt worden und thun ihren Dienst nur unvollkommen mehr. So gleicht Winters die Ebene theilweise einem See und Sommers haucht der Sumpfgrund wahres Gift aus. Ueberall Verfall, dem nur mit viel Mühe, unter großen Opfern und in langer Zeit gesteuert werden kann.

Megalopolis, 16. April.

„Nun leb' wohl, du wackeres *ξενοδοχεῖον Εὐρώπη*, mit deiner trefflichen Verpflegung, mit deinem perlenden Tripoliswein, deinen luftigen Zimmern und dem wohligen Bettpfühl. Ihr Segnungen einer höheren menschlichen Cultur, ade für eine Reihe von Tagen!“ So dachten wir, im sorgenbewegten Busen, als wir in Tripolis zur Bahnstation gingen, um die letzte, fertiggestellte Strecke der Linie nach Kalamata zurückzulegen und heute noch nicht bloß Megalopolis zu erreichen, sondern auch seine Alterthümer zu studiren.

Die ostarkadische Hochebene mit Tripolis wird von der westlichen getrennt durch ein ziemlich cupirtes, theilweise waldbewachsenes Terrain. Zunächst grüßt uns links die Stätte des alten Pallantion, rechts das einst so wichtige

Asea. Hier taucht zum erstenmal der gewaltige, tief eingeschneite Stock des Taygetos auf. Es folgt links ein ansehnliches Flußthal mit dunkelbewaldeten Seitenhöhen, die Furche des Eurotas, das Thor nach Sparta. Allmählich beginnt sich wieder eine Ebene vor uns zu weiten, über welche Eichenhaine in dünnen Beständen vertheilt sind. Wir sind angekommen in der Gegend von Leontarion, nahe dem oberen Alpheiosthal, auf dem südlichsten Punkt unserer Peloponnesreise.

Nach zweistündiger Fußwanderung, während der wir zahlreiche Schildkröten am Wege hin beobachteten, erreichten wir, versengt von der glühenden Mittagssonne, Megalopolis, die „Großstadt". Doch hat das heutige Megalopolis mit der Gründung des Epaminondas nichts zu thun. Wir stehen vielmehr vor einem recht bescheidenen Dorf, einst Sinano geheißen, das durch die Neugriechen sich den pompösen Titel „Megalopolis" aufhalsen ließ. Die Stadt des Epaminondas lag erst in ziemlicher Entfernung gegen Norden, hingebettet in die liebliche Thalsohle des schönfließenden Helisson, eines Nebenflusses des Alpheios. Doch ist der Anblick, den ihre Trümmer bieten, ein wahrhaft trauriger. Es ist herzlich wenig, was aus den Stürmen der Zeit sich rettete: Reste vom Tempel des Zeus Soter, der Agora, der Stoa des Philippus. Am besten tritt noch das Theater mit seinen gewaltigen Dimensionen (145 m Durchmesser) in die Erscheinung, allenfalls auch noch das Thersilion, das Versammlungshaus der 10,000 Abgeordneten Gesammtarkadiens. Die ganze Stadt war umschlossen von Ringmauern, deren Länge nicht weniger als 50 Stadien betrug. Und davon ist so gut wie gar nichts erhalten, eine Thatsache, die nur daraus sich erklärt, daß die Mauern aus den gegen die Feuchtigkeit so empfindlichen Luftziegeln errichtet waren.

Epaminondas' Plan war gewiß trefflich erwogen. Für diese seine Trutzfeste gegen Sparta hatte er den denkbar

besten Punkt gefunden. Hier beherrscht man die Pforte des Eurotasthals; nach Ostarkadien und ebenso nach Messenien führen verhältnißmäßig bequeme Wege. Gortys im Norden ist leicht zu erreichen, von wo aus die Verbindung mit Westarkadien offen steht. Nur das Alpheiosthal ist hier als Verkehrsstraße noch nicht brauchbar (Philippson, Peloponnes 253. Curtius, Peloponnes I 284). Im Herzpunkte Arkadiens also wurde die Neustadt errichtet und zwar in den größten Verhältnissen. Die Bewohner von ca. 40 Gemeinden sollen hier vereinigt worden sein, theilweise unter Anwendung von Gewalt. Man möchte meinen, der Erfolg hätte nicht fehlen können. Es kam anders. Das Ergebniß jener großen Pläne war am Ende eine bittere Enttäuschung. Ein einziges Jahrhundert genügte und die Arkadergemeinde stand in dem Riesenschnürleib ihrer Festungswerke beängstigend schwindsüchtig drinnen. Pausanias aber bemerkt, aus der *μεγάλη πόλις* sei geworden eine *μεγάλη ἐρημία*. Im Mittelalter vollends verschwand sogar der Name der „Großstadt" und erst neuhellenische Lust, im Glanze alter Reminiscenzen sich zu sonnen, war im Stande, das benachbarte bescheidene Dorf Sinano trotz seiner 1200 Einwohner in eine Megalopolis umzutaufen.

Als die archäologische Exegese der Altstadt beendigt war, wartete unser noch eine wichtige Aufgabe: die Vertheilung der Nachtquartiere. Das einzige *ξενοδοχεῖον* der Ortschaft genügte nicht, auch nur einen kleinen Theil unserer Gesellschaft unterzubringen, und so waren wir zum größten Theil auf Privathäuser angewiesen. Eben darum schon beim Weggange von Tripolis unsere Besorgnisse Als wir, unser vier, dem uns zugewiesenen Hause uns näherten, da ermunterte sich unser Herz, vorher „zerknittert in schämigem Kleinmuth", wieder etwas. Dieses Haus sah ja so schlimm nicht aus, besaß sogar ein zweites Stockwerck und eine immerhin gangbare Treppe. Die gewinnende Liebenswürdigkeit unserer Herberggeber, so selbstverständlich sie bei Griechen ist, that

Wie reichlich fließen in Amerika die Mittel zu solchen Zwecken, und wie selten kommt es bei uns vor, daß Jemand einer Universität ein Legat überweist, obgleich es an Leuten, die sich dies leisten könnten, wahrlich nicht fehlen würde! Umsomehr gebührt Ehre und aufrichtigster Dank dem weitsichtigen Manne, der die Ludovica-Maximiliana, speciell das Georgianum, mit so reichlicher Spende bedacht hat. Gerade das Haus, das er letzterem zugewandt, muß als besonders willkommene und gelegene Gabe erachtet werden. In Innsbruck, Freiburg i. Br. und anderwärts bestehen längst stets gefüllte Häuser, in welchen Geistliche, welche an der Universität zur Fortsetzung ihrer Studien — und wir denken hiebei keineswegs nur an die theologischen — weilen, ein geeignetes Heim mit guter Verpflegung zu mäßigen Preisen erhalten. Es ist bekannt, daß mancher Oberhirte den einen oder anderen seiner jüngeren Priester viel lieber ziehen ließe, wenn er ihn am fremden Orte geborgen wüßte und nicht befürchten müßte, daß er im Strudel des Großstadtlebens versinken werde. Für Bedürfnisse dieser Art sollte auch in München, der ersten Universität Süddeutschlands und der zweitgrößten des Reiches, gesorgt sein. Das Georgianum kann da nicht in Betracht kommen; reicht es ja doch für seine eigenen Leute kaum mehr aus, so daß sehr bald das Wort Anwendung finden wird: Augustus est mihi locus, fac spatium mihi, ut habitem (Js. IL, 20); ganz abgesehen von Erwägungen praktischer Art, die das Zusammenleben gereifteter Männer mit eben dem Gymnasium entwachsenen Jünglingen nicht als wünschenswerth erscheinen lassen. Das von Bach dem Georgianum vermachte Haus wäre für ein geistliches Studienhaus, wozu es wohl von ihm selbst schon in Aussicht genommen war, wie geschaffen und schreit förmlich darnach, seiner Bestimmung zugeführt zu werden. Die Schwierigkeiten und Hindernisse, die der Ausführung dieses Planes noch im Wege stehen, sind nicht so groß, daß sie sich bei einigem guten Willen

dann philosophische Reflexionen angestellt und entdeckte z. B., daß jene nächtigen Vampire im griechischen Sprüchwort eine vielsagende Rolle spielen. Meine Leser aber, namentlich die schwachnervigen, werden jetzt denken: ein schönes Reisen das! Gewiß, bei alledem ein schönes Reisen, allerdings nicht für Salonjünglinge und Grandhotelphilister. Aber zum Schönsten, was ich bisher durchstreifte, gehören die arkadischen Berge von Megalopolis bis Olympia. Wer jedoch so delikat veranlagt ist, daß ihm Intermezzi der berichteten Art die Genußfähigkeit rauben, der thut am besten, sich in unseren Culturcentren schröpfen zu lassen.

Kakaletri, 17. April.

Es war ein Anblick für Götter, ob dem wohl unermeßliches Lachen unter ihnen erschallt wäre, als am 17. April morgens um 6 Uhr vor dem Wirthshaus zu Megalopolis die in den verschiedensten Disciplinen der Wissenschaft so sattelfesten Herren in den Sattel stiegen. Ich konnte mich an diesem Anblick um so ungestörter erlaben, als ich so vorsichtig gewesen war, die allernöthigsten Vorstudien in der edlen Reitkunst mit den Tübinger Studentengäulen zu machen. Vollends als die Cavalkade sich in Bewegung setzte! Ach wie bald, und siehe, das war der erste, der den Staub der arkadischen Landstraße umarmte, eine Mahnung für so manchen zagen Reitersmann, um das liebe Leben doch recht sich zu ängstigen und an das Samari (landesüblicher Sattel) noch krampfhafter sich festzuklammern. Doch siehe das im Morgenglanz prangende Land! Wir ritten zunächst in köstlicher Kühle durch abwechslungsreiches Gelände und überschritten den silberklaren Alpheios. Dann aber gings scharf bergan, hinein ins rauhe, unwegsame Gebirge. Die Route, der wir folgten, war etwa diese. Nach dreistündigem Ritt erreichten wir Lykosura, wo die Ausgrabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft, namentlich das Heiligthum der Despoina besichtigt wurden (vgl. Ἐφημερὶς

ἀρχαιολογική 1896). Von hier gings wieder in stundenlangem Ritt auf den schwierigsten Wegen ins Gebirge hinan, dem Tetrasi zu. Dort, in der Höhe von 1388 m, eröffnet sich nach Süden ein bezauberndes Panorama von den schimmernden Firnen des Taygetos bis hinüber zur messenischen Tiefebene, deren Sümpfe wir bisher spiegeln sehen, und dem Meerbusen von Kalamata; noch etliches Steigen, und gen Westen thut sich der Blick auf nach der Bucht von Kyparissia und dem Meer von Zante. Nunmehr beginnt in nördlicher Richtung ein scharfer Abstieg, bei dem wir theilweise aus dem Sattel müssen, da die Thiere Noth genug haben, allein heil durchzukommen; wir lassen den steilanstrebenden Berg Eira mit seinen Erinnerungen aus dem Heldenkampf der Messenier links und kommen nach neunstündigem Marsche todmüde in dem Flecken Kakaletri an, der nach echter Moreotenart in halber Höhe am Abhang der wilden Nedaschlucht erbaut ist.

Hier sollten wir nächtigen. Doch dauerte es eine hübsche Zeit, bis wir in den dürftigen Häusern der Ortschaft untergebracht waren. Unsere Gruppe hatte zu allem hin noch das Mißgeschick, daß der Hausherr bei der Feldarbeit war, die Frau aber nach griechischer Sitte nicht entscheiden konnte über unsere Aufnahme. So saßen wir denn bis zur sinkenden Nacht auf einem Stein an der Dorfstraße und harrten der Entscheidung unseres Loses, wieder eine kostbare Gelegenheit zur Fixirung der wichtigsten Reiseeindrücke. Endlich kam der Gewaltige und ließ uns Gnade werden. Aber das sahen wir sofort, in Megalopolis hatten wir es noch bequem gehabt. Etwas Einfacheres, als solch ein Bauernhaus im arkadischen Gebirge, ist schwer zu finden. Die vier Wände umschließen nur einen einzigen Raum, Zimmer sind meist nicht eingebaut, der Boden ist ungedielt und besteht nur aus festgetretenem Lehm. Auf ihm hausen mit dem Menschen zusammen Hühner, Hunde, Katzen (diese ebenfalls angebunden), ja sogar Schweine sollen mancherorts hier ihren Unterschlupf

finden. Die Feuerstelle, welche etwas seitwärts angebracht ist, hat keinen Rauchfang; der Rauch muß vielmehr seinen Weg durch die Lücken und Ritzen des Daches selber suchen, wodurch letzteres, wie der ganze Raum ein geschwärztes Aussehen bekommt („μέλαθρον"). Der Schlafraum der Familie ist in einer der Ecken, allwo eine ganze Schicht von wolligen Schaffellen aufgehäuft liegt. Da hinein verkriechen sich diese Moreoten, mit viel Geduld offenbar, denn diese Vließe müssen wahre Brutnester des Ungeziefers sein. Damit das Urtheil meiner Leser nicht gar zu schlimm ausfalle, muß ich noch betonen, daß dem Griechen sein Haus nicht Wohnraum ist, sondern nur Aufenthaltsraum für die Nacht und Schutzstätte gegen die Unbill der Witterung. Er lebt ja im allgemeinen ganz im Freien, weßhalb für ihn ein behaglich eingerichtetes Haus überflüssig ist.

In solch einen Palazzo also sahen wir uns in Kakaletri verschlagen. Verpflegung gabs nicht, abgesehen von schlechtem Retsinato und etlichen Eiern, aber was war das für so viele? Auf der dem Schaffellberg der Familie gegenüberliegenden Seite breiteten wir unsere Teppiche aus, wickelten den Gehrock zum Kopfkissen zusammen und streckten die übermüdeten Glieder auf den Lehmboden. Was die verwöhnten Rippen und Knochen dazu sagten? Nun in der ersten Nacht floh Morpheus die meisten von uns, um schon in der folgenden Nacht unter wenig besseren Verhältnissen uns doppelt zu entschädigen. Indessen hätte ich beinahe ein reizendes Seitenstück zu dem Idyllion von Megalopolis vergessen. Durch Schaden klug gemacht, entschloß ich mich, das „echte persische Insektenpulver", das ich mir bei Hofrath M. in T. käuflich erstanden hatte, zur Anwendung zu bringen und spendete auch den Teppichen meiner Contubernalen den gleichen Samariterdienst Doch horch, plötzlich kommt in den Berg von Schaffellen Bewegung. Der ehrsame Familienvater arbeitet sich daraus los, bald folgen ihm sein getreues Ehegespons und die lieben Kinder. Im Angesicht den Aus-

druck grenzenloser Bewunderung und zugleich flehender Bitte standen sie nun vor uns und endlich entsandte der Vater des Hauses aus dem Gehege der Zähne das geflügelte Wort: καὶ μᾶς („auch uns“). Wer könnte solcher Bitte widerstehen und so begann der mildherzige Schwabe unter homerischem Gelächter seiner Begleiter Eltern und Kinder der Reihe nach einzupulvern. Wie still sie dabei hielten, so andächtig und gewissenhaft, und wie aus tiefster Seele sie dann ihr εὐχαριστῶ πολύ („danke schön“) sagten. Als sie in ihrem Winkel wieder verschwunden waren, da stand es nicht allzulange an, und man hörte an den tiefen, langen Athemzügen, wie Neugriechen nach Anwendung von persischem Insektenpulver schlafen können.

Andern Morgens gabs zum Frühstück — nichts, als ein Gläschen Mastìcha, d. h. einen aus dem Harz des Mastixbaumes destillirten Likör, der mit Wasser gemischt eine milchige Flüssigkeit bildet und sehr erfrischend wirkt. So gekräftigt stiegen wir den steilen Thalrand zum Nedafluß hinunter, während unsere Agogiaten die Reitthiere führten. Dieses Nedathal sucht an pittoresker Schönheit seinesgleichen: wild zerrissene Ufer, dachgäh eingeschnittenes Bett, bizarre Bergspitzen ringsum und die labende Frische des Morgens — kurz man hätte hypochondrisch sein müssen, um die Schlaflosigkeit der letzten Nacht nicht zu vergessen und hellauf zu jubiliren in den jungen Tag hinein. Eine naturgeschichtliche Rarität fehlte auch nicht. Im Jahre 1848 hatte eben bei Kakaletri ein großer Bergsturz stattgefunden, der dem Flusse den Weg verlegte. Mit beinahe türkischem Fatalismus geschah nichts für die Wiederöffnung seines Laufes, obgleich durch den sich anstauenden See Fiebersgefahr entstand. Jetzt endlich nach jahrzehntelangem Kampf hat die Neda durch die Erdmassen sich wieder einen Weg durchgefressen und wälzt nun ihre hellen, lieblichen Wellen lautschwatzend aufs neue thalabwärts. Welche Wohlthat, bei dieser kühlen

Morgenfrühe ein Fußbad in den Fluthen des schäumenden Wildwassers!

Hier an der Neda sind wir bei der Grenze der Nomarchie Messenia angelangt. Den Zug bis Olympia wollen wir für die nächste Skizze zurückbehalten. Somit nur noch eine allgemeine Schilderung dieses Rittes durch Arkadien.

In Reisehandbüchern hatte ich gelesen, daß die Tour durch das arkadische Gebirge durchaus nicht ohne Gefahr sei. Kopfschüttelnd hatte ich die Sache bei Seite gelegt. Bald hinter Megalopolis aber wurde ich wieder lebhaft daran erinnert. Das waren mit einem Mal ja keine Wege mehr, sondern halsbrecherische Ziegenpfade, die an lebensgefährlichen Abstürzen, über Steingewirr und Felsen weg, zwischen Abgrund und Felswand hinführen. Unaufhörlich kommen tiefeingeschnittene Rinnsale vertrockneter Wildbäche, wo man einerseits beinahe senkrecht hinabklettern muß, um auf der andern Seite ebenso jäh sich wieder emporzumühen. Zu Fuß zu gehen, hat da allerdings keinen Sinn. Abgesehen davon, daß es aller Landessitte widerspräche, würde der Reisende sich so schrecklich erhitzen, daß er jede Nacht bei der starken Kühlung Fieber befürchten müßte. So war denn auch unsere Gesellschaft ganz beritten. Die Reitthiere, Pferde und Maulesel (Mulari) sind freilich unscheinbar, kleingewachsen, rauhhaarig, ja borstig und ungepflegt, mit dünnen, zarten Füßen. Unsere Sportsleute würden bei ihrem Anblick die Nase rümpfen. Man muß sie eben zuerst gesehen haben, wie sie auf schwindelndem Pfade stundenweise dahingehen ohne irgend ein Zeichen der Ermüdung, wie sie mit unfehlbarer Sicherheit an gähnender Tiefe wandeln, ohne mit einem Fuße an irgend eines der im Wege liegenden Felstrümmer anzustoßen, wie sie stets den sichersten Pfad finden und den Vorderfuß nach momentanem Tasten immer just auf den verläßlichsten Stein setzen, den ebenso sicher sofort der Hinterfuß findet; man muß beachtet haben, wie sie auf ihrer gefahrvollen Wanderung ganz nur ihrer Auf-

gabe gehören und durch nichts sich ablenken oder stören lassen. Dabei übersehe man nicht, daß sie nicht bloß den Reiter tragen, sondern auch dessen und des Agogiaten ganzes Gepäck. Wie bescheiden sind sie ferner in ihren Bedürfnissen! Vielleicht alle 4—5 Stunden ein Trank aus einer zufällig entdeckten Quelle, dann während einer kurzen Pause eine kärgliche Fütterung von dem spärlichen Grase, das sie an den sonnigen Felshöhen nicht ohne Gefahr sich zusammensuchen. Unsere europäischen Pferde würden bei solchen Anforderungen am 2. Tag schon zusammenbrechen, wenn sie überhaupt vorwärts zu bringen wären.

Womöglich noch bedürfnißloser sind die Agogiaten (Treiber). Von ihnen gilt das griechische Sprüchwort: „Wo der Esel verhungert, wird der Grieche noch fett". Stunde für Stunde ziehen sie im sengenden Sonnenglast mit der Colonne dahin, hie und da eine Zigarette oder einen Trunk Wein sich erbittend, während sie Fleisch der Fastenzeit wegen beim größten Hunger entschieden ablehnen. Ihr Lohn ist gering genug. Ein solcher Agogiat bekommt z. B. für unseren strapaziösen, dreitägigen Zug alles in allem dreißig Drachmen (ca. 21 Mark) und im Falle des Wohlverhaltens noch ein Trinkgeld. Die Sache kann sich für sie nur dadurch rentiren, daß der einzelne 2 oder auch 3 Thiere stellt und womöglich auch für den Rückweg einen Auftrag sich verschafft. Nach unserer Ankunft in Olympia, um soweit vorauszugreifen, weideten sie von 3 Uhr Nachmittags bis 6 Uhr ihre Thiere und zogen nach dieser kurzen Rast wieder ab, um in dem benachbarten Mória eine Weinladung für die arkadischen Berge auf ihre Thiere zu packen, wogegen sie dann für das einzelne Saumthier 6 Drachmen bekamen. So wenig hatte all die überstandene Mühsal ihnen zugesetzt. Im allgemeinen machen die Leute einen guten Eindruck. Man hört keine Klage aus ihrem Mund. Sagt man aber etwa ein Wort des Lobes über ihre Thiere oder hat man

einen Ausdruck der Bewunderung für die Gegend oder vollends für Griechenland selber, so leuchtet ihr Auge dankbar auf.

Solch ein Zug bietet ein merkwürdiges Bild. Wir hatten etwa 50 Reitthiere (ἄλογα nennt der Grieche sie ganz mit Unrecht ohne Rücksicht auf ihre überraschende Klugheit), wir selbst waren ungefähr 40, dazu kamen etwa 30 Agogiaten. So windet sich in langem, vielfach unterbrochenem Zug, einer hinter dem andern, die Colonne an den Abgründen vorbei, von Hang zu Hang, von Paß zu Paß, bald durch licht stehende Eichenwälder, bald durch niederes Gestrüpp und Unterholz, meist aber über nackten Felsgrund, Mann und Roß oft in den gefährlichsten Situationen, da das Rutschen eines einzigen Steines beide in die Tiefe schleudern kann. Eine Unterhaltung kommt nur schwer in Gang, da jeder genug vor sich zu sehen hat, und der Zug wird um so stiller, je länger und senkrechter Helios herabglüht. Nur an besonders kritischen Stellen erhebt sich die Stimme des Treibers, der seinem Thier eine Mahnung zur Achtsamkeit zuruft. Manchmal auch schallt über die Schluchten weg ein Gruß zu einem Bekannten hinüber oder eine Frage nach dem Weg und der Entfernung bis zur nächsten Ortschaft. Dann geht's aber wieder ruhig voran, die Glocken am Halse der Thiere spielen die lang schon gehörte Marschmusik weiter und der eine oder andere Agogiat summt dazwischen ein fremdartig klingendes, schwermuthvolles Lied (einige Proben bei Stackelberg, Apollotempel von Bassä S. 113—120). Abgesehen von solchen Zwischenakten ist es ein Reiten durch ein stilles, fast todtes Land. Halbe Tage lang kann man im Sattel sitzen, bis man zu größeren Ansiedlungen kommt. Reisende trifft man kaum je. Nur einmal wechselten wir den Gruß mit einer Truppe von Reitern. Von Zeit zu Zeit erscheinen wenigstens Ziegenheerden mit ihrem anheimelnden, melodischen Glockengeläute an jähen Felsgraten, zwischen Dornen und Gestrüpp hängend. Dabei ein einsamer Hirt,

der treu erhaltene, echt homerische αἰπόλος αἰγῶν, oder auch eine Hirtin, die Spindel drehend.

So ist man in dieser Bergwelt dem blasirten Getriebe auf den Bahnsteigen und den Trottoirs, auf den Verdecks und in den Hotels und in den Sammlungen entrückt, hier oben schwingt man sich endlich einmal „mit befreieter Seele Macht in die Gottespracht, die menschengelärmlos entgegenlacht". Ja entzückend schön und nie mehr zu vergessen ist dieses Arkadien. Jetzt die schauerlich wilde Furche eines Flußthales mit schäumenden Cascaden, jetzt senkrechte Felsstürze, jetzt abenteuerliche Bergzacken, die in unsagbarer Schärfe silhouettenartig in den tiefblauen, glanzreinen Himmel geschnitten scheinen, dann wieder mit einem Mal breite Ufergefilde mit hesperidischer Fruchtbarkeit oder Hochgebirgsriesen mit ewigem Schnee und Eis, während drunten vielleicht über etlichen Vorhöhen draußen in unbeschreiblicher Schönheit das purpurne Meer aufleuchtet, weithin gegen den Süden ins Unendliche ausgegossen und Herz und Sinn ins Unendliche lockend. Ja, schön bist du, Land einfacher Hirten, und gar wohl verständlich ist es, daß selbst Zeus, der Vater der Götter und Menschen, in dir geboren sein sollte und in dir die ersten Opfer empfing.

Riedlingen, 12. IX. 1902. B. Krieg.

XLIV.

Gemeindesocialismus.

Im vierten Abschnitt unserer Artikelserie „Die Gesellschaft und der Kampf um's Dasein“ (Heft 5 S. 337) haben wir zum Schlusse hingewiesen auf das ungesunde Bestreben der großen Städte, alles beisammen zu haben, nicht nur Anstalten der höheren Cultur, sondern auch Werkstätten der niederen Cultur, auf ihre Unersättlichkeit, mit der sie selbst ihre Lebensbedingungen sich erschweren. Wir wollen aber damit die Vortheile der Centralisirung nicht leugnen, denn das wäre gleichbedeutend mit der Behauptung, durch Zerstreuung, Zersplitterung lasse sich mehr erreichen, als durch Vereinigung und Zusammenstellung.

Die Vereinigung liefert viel glänzendere Ergebnisse, als die Zerstreuung, bringt viel üppigere Blüthen der Cultur hervor. Culturanstalten lassen sich hier viel leichter in's Leben rufen, erhalten und zum Gedeihen bringen, Anstalten der Bildung, wie der Humanität und Charitas. Der öffentliche Geist regt sich in großen Städten viel lebhafter und der sociale Geist findet leichter eine Vertretung. Daher richten sich sociale Reformbestrebungen heutzutage gerne an große Gemeinden und werden ihnen große sociale Aufgaben zugeschoben, die man früher ausschließlich an den Staat geknüpft dachte. Man spricht viel von Gemeindesdcialismus und stellt ihn dem Staatssocialismus entgegen. Die Gemeinden als Träger socialer Gedanken heben sich in der

That viel leichter ab, treten viel deutlicher in's Bewußtsein, als etwa einzelne Provinzen und Länder gegenüber dem Reiche, ähnlich wie einst im römischen Reiche die Städte den Mittelpunkt eines regen Culturlebens bildeten, wogegen die Landesverwaltungen in den Hintergrund traten. Die römischen Städte haben nicht blos Schulen, Theater gebaut, sondern auch sociale Aufgaben zu lösen gesucht in den bekannten Alimentationen und Frumentationen, und einen noch lebhafteren Ausdruck fand der sociale Sinn in mittelalterlichen Städten mit ihrer Kornpolitik, mit ihren vielen Stiftungen und dem starken Gemeindebesitz.

Wie eine Fortsetzung, Vereinigung, Verstärkung, Vollendung dieser Politik erscheint die Gemeindepolitik, wie sie in neuester Zeit angestrebt wird. Darnach sollen die Städte nicht bloß für Schulen sorgen, den Gemeindebesitz erhalten, sondern ihn auch ausdehnen und die Anstalten in ihren Betrieb nehmen, die dem allgemeinen Besten dienen, wie die Licht- und Wasserversorgung, das städtische Verkehrswesen, die Sparkassen, Creditbanken und Apotheken. Soweit es auf ihrem Gebiete möglich ist, sollen sie die Arbeiterfragen zu lösen suchen durch Arbeiterschutz, Wohnungspolizei, Einrichtung der Arbeitsnachweise und Einigungsämter, namentlich aber, was noch wichtiger und schwieriger ist, den nothleidenden Handwerkern zu Hilfe kommen. Zu diesem Zwecke sollen sie dem schädlichen Submissionswesen, der Schmutzconcurrenz entgegentreten, Innungen fördern und sie bei der Errichtung von Waarenhäusern, Gewerbehallen, Kraftmotoren unterstützen, Gewerbebanken gründen u. s. f.

Ueber all diese Dinge belehrt in übersichtlicher und anregender Weise das Buch von Adolf Damaschke: „Aufgaben der Gemeindepolitik" (Jena, Fischer), das bereits in 4. Auflage vorliegt. Als Bodenreformer beschäftigt sich der Verfasser hauptsächlich mit dem Gemeindeeigenthum und der Zuwachsrente auf städtischem Grund und Boden, und sucht Mittel und Wege, das eine zu fördern und das andere

den allgemeinen Interessen dienstbar zu machen. Statt wie bisher Gemeindegrund für Bauanlagen zu verkaufen, empfiehlt der Verfasser mit Recht, ihn in Pacht und nach englischem Muster in Leasehold zu geben — in dieser Hinsicht sind uns die Engländer weit voran — oder, wenn beides auf Widerstand stößt, wenigstens das Erbbaurecht einzuführen, was den Gemeinden dauernde Einnahmen sichert. Die riesigen Gewinne, welche die Bauspekulation aus der Zuwachsrente zieht, empfiehlt er durch eine Zuwachssteuer oder Umsatzsteuer zu treffen, wofür praktische Vorschläge gemacht werden. [1])

Trotzdem im Laufe der Jahrhunderte vom Gemeindeeigenthum, wie es in der Urzeit sich bildete, Stück für Stück abbröckelte, trotz der mißgünstigen Stimmung gegen Gemeinbesitz und Gemeinbetrieb, die unter dem Einflusse des römischen Rechtes die Juristen und unter dem Einflusse individualistischer Wirthschaftstheorien die Nationalökonomen erfüllte, hat sich doch noch viel Gemeindeeigenthum erhalten, namentlich Wald, Weiden, Wiesen, die zum Theil verpachtet, zum Theil als Almenden zur Benutzung auf längere oder kürzere Zeit an die Bürger vertheilt werden. Mit den Einnahmen dieses Gemeindebesitzes werden die Gemeindeausgaben zum großen Theil in vielen bayerischen Gemeinden ganz bestritten. Diese Art der Verwendung der Gemeindeeinnahmen entspricht dem römischen Rechte, dagegen entspricht die Vertheilung der Gemeindeeinnahmen an die Genossen dem germanischen Rechte.

Nach dem germanischen Rechte haben alle Genossen gleichmäßig Theil an den Nutzungen und die Erträge des

---

1) Zu Seite 101 wäre zu bemerken, daß eine Steuer auf die Grundrente nur dann auf dem Grundeigenthümer haften bleibt, wenn sie die reine Grundrente trifft, wenn Arbeitslohn und Kapitalzins sorgfältig ausgeschieden, wenn die Zufuhr nicht erschwert ist; siehe darüber Roscher, System der Volkswirthschaft, IV, § 39.

Gemeindeeigenthums müssen vertheilt werden, während sie nach römischem Rechte zur Deckung der Bedürfnisse der Gemeinde als Einheit, als Corporation dienen. Die neuere juristische Auffassung betont mehr den öffentlich rechtlichen Charakter der Nutzungen, die germanische den privatrechtlichen, wogegen freilich umgekehrt jene das Individualeigenthum gegen die Gemeinrechte, z. B. die Weiderechte der Gemeinde schützte.

Ueber die Verwendung erhebt sich vielfach innerhalb der Gemeinden ein starker Gegensatz, was Damaschke vollständig entgangen ist. Werden die Einnahmen für die Gemeindeausgaben verwendet, so kommen die Reichen besser weg, die verhältnißmäßig mehr zahlen müßten, wenn Umlagen erhoben werden; auf der andern Seite gehen aber die zugewanderten, nicht markberechtigten Einwohner frei aus, müssen für die Gesammtbedürfnisse nicht beisteuern. In Gemeinden, wo letzteres Element wenig vertreten ist, wie in den meisten bayerischen Gemeinden, macht sich das unsociale Wesen des römischen Rechtes ganz bedeutend fühlbar, und daher drängt die Masse da, wo den reichen Bauern das Regiment entglitten ist, auf Vertheilung. In vielen Gemeinden werden beide Systeme vereinbart, die Hälfte der Einnahmen vertheilt, die Hälfte für die Ausgaben verwendet. In Württemberg hat sich die germanische Auffassung besser erhalten; dort dauerte die alte Markgenossenschaft in der Gestalt der Realgemeinde bis in die jüngste Zeit fort. Die nutzungsberechtigten Genossen mußten aber auch die Gemeindelasten größtentheils tragen, was bei der starken Vermehrung vieler Gemeinden durch Zuwanderer, Arbeiter zu starken Ungleichheiten führte. Daher wurde in letzter Zeit ein Gesetz berathen, das mit den alten Markgenossenschaften aufräumt und Lasten und Nutzen ausgleicht.

Für Gemeindeeigenthum, Gemeindecommunismus wird Jeder eintreten, dem die Gesundung der socialen Verhältnisse namentlich auch auf dem Lande am Herzen liegt, nur

dürfen die Grenzen nicht überschritten werden. Leider geschieht dies von Seiten der Bodenreformer, die noch weit hinausgehend über das vielgerühmte Ideal des russischen Mir den ganzen Boden in den Besitz und Betrieb der Gesammtheit überführen möchten. In der obigen Schrift tritt dieser Ausgangs- und Zielpunkt der ganzen Bewegung nicht so grell zu Tage, als in einer andern, die wir schon oben anführten, wir meinen die Bodenreform, Culturprobleme der Gegenwart, 2. Band. Diese Schrift ist ein merkwürdiger Beleg für die oft beobachtete Erscheinung, daß falsche Prämissen nicht immer richtige Schlüsse, und schlimme Zwecke nicht immer gute Mittel ausschließen. Im Allgemeinen sind die Ausführungen und Vorschläge ganz richtig und ist vollauf zu billigen, was über Zuwachssteuer, über die Verschuldungsgrenze, über unkündbare Amortisationshypotheken gesagt wird. Aber in's Utopische geräth er schon, wo er von der Uebernahme der gesammten Hypothekenschuld auf den Staat oder auf Genossenschaften spricht, ein Vorschlag, den zwar auch Ratzinger machte, der aber gerade hier um so bedenklicher erscheint, als er den communistischen Pferdefuß deutlich hervortreten läßt. Die Bodenreformer sind halbe Socialisten, sie wollen nur Grund und Boden, nicht aber die großen Gewerbebetriebe der Gesammtheit überantworten. Mit noch mehr Recht könnte man gerade umgekehrt einseitig einer Verstaatlichung der Industrie das Wort reden und den Privatbetrieb auf's Land verweisen, da hier der Kleinbetrieb viel mehr Aussicht hat, als in der Industrie, und ein communistischer Großbetrieb nicht einmal in der Phantasie sich ausdenken läßt.

Grupp.

XLV.

Zwei österreichische Lehrertage.

Ein Beitrag zur österreichischen Schulfrage.

2. Troppau.

Von St. Pölten nach Troppau! Derselbe Faden, aber eine andere Nummer. Während in St. Pölten der von der Socialdemokratie beherrschte niederösterreichische Landeslehrerverein seinen Tag hatte, sollte sich in den Mauern der Hauptstadt von Oesterreichisch-Schlesien der in seiner Majorität noch unsocialdemokratische „deutsch-österreichische Lehrerbund" zu wichtigen Berathungen zusammenfinden. Die Troppauer Versammlung hatte ihre bewegte Vorgeschichte. Zum besseren Verständniß müssen wir einige retrospektive Bemerkungen vorausschicken.

Der „deutsch-österreichische Lehrerbund" ist ein Produkt der allgemeinen deutsch-österreichischen Lehrertage. Der erste dieser Lehrertage fand im September 1867 in Wien statt. Die eigentlichen Macher waren nicht Lehrer, sondern der kirchenstürmerische Herbst-Kaiserfeld'sche Klub im Reichsrathe und die sogenannten Demokraten im Wiener Gemeinderathe. Die Absicht dieser liberalen Politiker war, die Lehrerschaft gegen die alte confessionelle Schule aufzuwiegeln und sie den kirchenfeindlichen Bestrebungen der Loge dienstbar zu machen. Das gelang. Nachdem dann durch die Schulgesetze von 1868 und 1869 die Concordatsschule glücklich begraben

und Oesterreichs Völkern die „freie“ Schule beschеert war, wiederholten sich die allgemeinen Lehrertage ein Jahr um das andere. Welcher Geist auf all diesen Lehrertagen herrschte, besagt allein schon der Name „Dittes“.

Dr. Friedrich Dittes, der bekannte protestantisch-rationalistische Pädagoge aus der Schule Diesterwegs, war 1868 von Gotha nach Wien gekommen, vom Gemeinderathe gerufen zur Gründung des Wiener Lehrerpädagogiums. Seine Stellung zur katholischen Kirche ist hinreichend gekennzeichnet durch die Forderung, welche er als Bedingung für die Annahme des ihm angetragenen Postens stellte: „Nie darf der Fuß eines Geistlichen diese Anstalt betreten.“ Aus dem Pädagogiums-Direktor wurde gar bald ein fanatischer Lehreragitator. Auf allen Lehrertagen erschien er, um seine Reden gegen die „Klerikalen“ loszulassen. Und wo immer er auftrat, wurde er demonstrativ mit Beifall überschüttet. 1896 starb er in Wien.

Der letzte der allgemeinen österreichischen Lehrertage fand 1882 in Reichenberg statt. Auf diesem Lehrertage faßte man nun den Entschluß, die liberalen Lehrervereine, welche sich mit der Zeit in den verschiedenen Kronländern gebildet hatten, in einem großen Bunde zu vereinigen. Die Vereinigung kam zu Stande. Auf dem Lehrertage in Troppau 1884 konnte die definitive Gründung des „deutsch-österreichischen Lehrerbundes“ proklamirt werden. Die Leitung wurde in die Hände von 13 Wiener Lehrern gelegt; diese bildeten den geschäftsführenden „Bundesausschuß“. Bald auch machte sich das Bedürfniß nach einem eigenen Preßorgane fühlbar. Aber erst am 1. Januar 1896 konnte die erste Nummer der „Deutsch-österreichischen Lehrerzeitung“ erscheinen. Redakteur ist der an einer protestantischen Privat-Volksschule Wiens angestellte Lehrer Asmus Christian Jessen. Derselbe verfügt über eine gewandte Feder, aber sein Geist ist der Geist der crassesten Intoleranz gegen die katholische Kirche und deren Geistlichkeit. Ein Dittes in

neuer Auflage. Daß man diesen Mann zur Leitung des Bundesorgans berufen und sie ihm bis zur Stunde gelassen hat, beweist genugsam, in welchem Fahrwasser der „deutsch-österreichische Lehrerbund" segelt.

Der „deutsch-österreichische Lehrerbund" umfaßt gegenwärtig, nach der vom Bundesorgan in der Nummer vom 1. Juli dieses Jahres gemachten Zusammenstellung, in circa 300 Zweigvereinen ungefähr 17 000 Mitglieder.[1]) Da man im ganzen cisleithanischen Oesterreich etwa 26 000 deutsche Lehrer zählt, so folgt, daß nicht weniger 65 Procent der deutschen Lehrerschaft dem Bunde angehören. Wer aber glauben wollte, in diesem Bunde herrschte volle Eintracht, der wäre in einer argen Täuschung befangen. Am 9. April dieses Jahres war in der Wiener „Reichspost" Folgendes zu lesen:

„Es ringen hier (im Bunde nämlich), und zwar mit wachsender Vehemenz und stets vehementerer Erbitterung, drei Richtungen, die liberale, deutschradikale und socialdemokratische, nicht etwa um die Vorherrschaft, sondern um ihre nackte Existenz. Denn thatsächlich haben die sogenannten ‚Jungen' . . . die moralische Uebermacht

---

1) Genauer ist nach den einzelnen Kronländern die Mitgliederzahl folgende:

Böhmen	hat 81	Zweigvereine	mit zus. 6686	Mitgl.,
Niederösterreich	„ 47	„	„ „ 3992	„
Mähren	„ 39	„	„ „ 1928	„
Oberösterreich	„ 45	„	„ „ 1188	„
Steiermark	„ 25	„	„ „ 1066	„
Schlesien	„ 12	„	„ „ 708	„
Kärnten	„ 24	„	„ „ 645	„
Salzburg	„ 18	„	„ „ 388	„
Vorarlberg	„ 1	„	„ „ 108	„
Tirol	„ 2	„	„ „ 98	„
Bukowina	„ 1	„	„ „ 60	„
Krain	„ 1	„	„ „ 24	„
	296	Zweigvereine	m. zus. 16 891	Mitgl.

im Bunde dank der agitatorischen Kraft ihres radikaleren Programms und dank ihrem hervorragenden Agitationstalente und ihrem Agitationseifer. Wer sich einen Begriff von dieser Uebermacht der Jungen bilden will, der braucht nur, wie wir, ständiger Leser der ‚Freien Lehrerstimme‘ einerseits und der ‚Deutsch-österreichischen Lehrerzeitung‘ und der ‚Freien deutschen Schule‘ andererseits zu sein. Nummer für Nummer wird er sich überzeugen, mit welcher Frechheit, Selbstüberhebung und Intoleranz die ‚Jungen‘ die Peitsche der schärfsten Kritik über alle andersgesinnten Collegen, deren Presse, ja sogar über den leitenden Ausschuß und die Delegirtenversammlung schwingen. Wer nicht nach der Pfeife der Täubler, Seitz, Knopf u. s. w. tanzt, der wird ausgepfiffen, zum Verräther der Lehrerinteressen und der freien Schule gestempelt und mit Beschimpfungen regalirt, die an Derbheit kaum um ein Geringes hinter denen zurückbleiben, mit welchen die Christlich-Socialen überhaupt und die christliche Lehrerschaft im Besonderen übergossen werden.“

So steht's mit der Eintracht unserer liberalen Jugendbildner! Einig sind sie nur im Kampfe gegen die Kirche und deren Forderungen, gegen den „Klerikalismus“, gegen die christlich denkenden Parlamentsparteien und gegen alle, welche mit der theueren Neuschule unzufrieden sind. Sonst aber raufen sie und schlagen sie sich untereinander nach Art der alten Landsknechte. Ihrer moralischen Uebermacht im Bunde wohl bewußt, haben die „Jungen“ schon seit Langem es nur mit schlecht verhaltenem Grimme ertragen, daß sie in der offiziellen Leitung des Bundes, im Bundesausschusse, nicht vertreten waren. Das wollten sie sich nicht mehr länger gefallen lassen. Am 25. März dieses Jahres hielten sie ihre Zeit für gekommen.

An diesem Tage fand nämlich in Wien eine Versammlung der Delegirten aller Zweigvereine statt. Der Hauptzweck dieser Versammlung war: neue Statuten zu berathen und den Ort des nächsten Bundestages festzustellen. Die Delegirten des niederösterreichischen Landes-

diesen den „Sieg über Lueger" mißgönnt hätten. Nichts weniger als dieses. Den „Herren aus Böhmen" ist das christlichsociale Schulregiment eines Lueger und Geßmann gerade so verhaßt, wie den „Herrn aus Niederösterreich". Aber sie fürchteten, es möchten die „Herren aus Niederösterreich" in dem für sie leicht erreichbaren St. Pölten so zahlreich erscheinen, daß sie den ganzen Bundestag beherrschen, die Statuten nach ihrem Sinne abändern und den „Genossen" Seitz als Bundesobmann auf den Thron erheben könnten. Das aber wollten sie unter jeder Bedingung verhindern. Darum brachten sie Troppau in Vorschlag, hoffend, daß dort die deutschliberale Lehrerschaft am ehesten vor einer socialdemokratischen Ueberrumpelung gesichert sei.

Was aber die „Herren aus Böhmen" fürchteten, das auch war es gerade, was die „Herren aus Niederösterreich" eigentlich beabsichtigten, aber wohlweislich nicht sagten. Man kann es ihnen schon glauben, daß sie die „Niederringung der Schulfeinde in Niederösterreich" für eine hochwichtige Herzensangelegenheit betrachteten; eine noch größere Herzenssache war und ist es ihnen, im Bunde zu herrschen. Und da ihnen eher in St. Pölten als in Troppau die Möglichkeit leuchtete, zur Herrschaft im Bunde zu gelangen, so sprachen und arbeiteten sie mit aller Macht für St. Pölten. Aber ihre Absicht wurde durchschaut und sie mußten unterliegen. Ihre Zeit war noch nicht gekommen.

Unter dem frischen Eindrucke der stürmischen Vorgänge auf dem Delegirtentage vom 25. März schrieb Jessen in der zweiten Aprilnummer seiner „Deutsch-österr. Lehrerztg.":

„Wir haben die Abgeordnetenversammlung des Bundes jetzt hinter uns. Jene, die dieser Versammlung einen stürmischen Verlauf in Aussicht stellten, haben Recht behalten. Die Dinge aber liegen so, daß, wenn kein Ausweg aus den bestehenden Vereinswirren gefunden wird, auch spätere Versammlungen unter Donner und Blitz verlaufen werden. Daß damit der

guten Sache nicht gedient sein kann, ja, daß der Bund einer gefährlichen Krisis entgegentreibt, falls es nicht gelingt, die einander widerstrebenden Kräfte zusammenzufassen und zu friedlicher Bethätigung zu vereinen, das ist eine Ueberzeugung, der sich wohl kein ernst und ruhig denkender Mensch mehr wird verschließen können. . . . . . Wird die nächste Abgeordnetenversammlung in Troppau zu einem besseren Ergebniß führen? Die Aussichten dazu sind verzweifelt gering. Wie die Erinnyen werden sich die Jungen den Deutschgesinnten voraussichtlich an die Fersen heften und durch ihre Kritik an Vollbrachtem die Wege zu fruchtbarer, positiver Arbeit verlegen. . . . Die Deutschgesinnten werden vor den Jungen niemals die Waffen strecken, die Jungen vor den Deutschgesinnten niemals die Fahne senken. Das muß nachgerade Jedem klar sein. Wie die zwei berühmten Löwen werden sich die beiden Parteien gegenseitig fressen, bis von ihnen beiden nur mehr die Schwänze übrig geblieben sind. Dieses Schauspiel aber wird nichts weiter kosten als den deutsch-österreichischen Lehrerbund."

Somit befand sich der stolze Lehrerbund in einer bedenklichen Krisis. Es drohte die Auflösung. Die aber war weder im Interesse der „Jungen" noch der „Alten". Das fühlte man sehr wohl auf beiden Seiten. Darum waren beide Parteien bemüht, sich wieder einander zu nähern und die Differenzen auf gütlichem Wege auszugleichen, vor den Tagen von Troppau. Am 15. Mai fanden sich die feindlichen Brüder zu einer freien Conferenz in Wien zusammen. Den „Jungen" wurde proponirt, sie sollten eine angemessene Vertretung im Bundesausschusse bekommen und diese Vertretung sollte ihnen durch die abzuändernden Bundessatzungen für immer garantirt werden; und außerdem wurde ihnen in Aussicht gestellt, daß der erste Obmannstellvertreter aus ihrer Mitte genommen werden solle. Mit diesen Zugeständnissen gaben sich die „Jungen" vorläufig zufrieden und die „Deutsch-österr. Lehrerztg." konnte in ihrer Juni-Nummer in einem „Friedliche Strömung" überschriebenen

Leitartikel den Bundesgliedern freudestrahlend von der „Wendung zum Besseren“ Mittheilung machen.

Am 15. und 16. Juli waren die „Jungen“ dennoch in St. Pölten zusammengekommen, aber allein. In unserem ersten Artikel war bereits davon die Rede. Gegen die St. Pöltener Lehrerversammlung waren die „Alten“ an sich keineswegs, weil auch sie der Meinung waren und sind, daß kein Mittel unversucht bleiben dürfe, um das der ganzen freisinnigen Lehrerschaft verhaßte christlichsociale Regime in Niederösterreich zu stürzen. Nur sollte der Bund aus dem Spiele bleiben.

Endlich kamen die Tage von Troppau, der 4., 5. und 6. August. An die 14—1500 Lehrer und Lehrerinen aus allen Gauen Oesterreichs fanden sich ein. Immer und immer wieder hatten ja die „Alten“ wie die „Jungen“ die Werbetrommel gerührt, um möglichst viele ihrer Anhänger nach Schlesiens Hauptstadt zu bringen und für den Aufmarsch bereit zu halten. Trotz der getroffenen Vereinbarungen trauten sie einander nicht. Insbesondere fürchteten die „Jungen“, die „Herren aus Böhmen“ würden ihnen doch wieder einen Streich spielen. Sie wollten aber nicht bloß das Errungene — Vertretung im Bundesausschusse und erste Obmannvertreterstelle — behaupten, sondern noch Anderes dazu erringen. Dazu aber mußten sie eine gute Rückendeckung haben. Und die hatten sie, wie der Erfolg zeigte.

Zwei Punkte waren es, die den „Jungen“ noch sehr am Herzen lagen und die sie statutarisch festgelegt wissen wollten. Erstens sollten jene von den einzelnen Landeslehrervereinen für den Bundesausschuß in Vorschlag gebrachten Candidaten ohne weiteres als rechtmäßige Ausschußmitglieder gelten, und zweitens sollten auch solche Lehrer noch in Vorschlag gebracht werden können, welche wohl einmal aktive Lehrer waren, infolge von „Maßregelungen“ aber gezwungen wurden, zu einem anderen Berufe überzugehen. Die „Jungen“ wollten aber ihren

Seitz, ihren Täubler und andere gemaßregelte Lehrergrößen nicht fallen lassen und sie als „Führer" im Rathe des Bundes sich erhalten.

Gegen das zweite Petitum der „Jungen" hatte Jessen in der zweiten Julinummer des Bundesorgans, ganz im Sinne der „Herren aus Böhmen", noch einmal entschieden Stellung genommen. Unter anderem äußerte er:

„In die Leitung eines Lehrervereins gehören nur Lehrer, Lehrer, die es ganz sind und deren Interesse nicht durch einen anderen Beruf mehr oder minder von unseren Bestrebungen abgelenkt wird. Nie dürfen wir jene Collegen, die im Kampfe für unsere gemeinsame Sache auf dem Schlachtfelde fallen, im Stiche lassen. Für sie nach Kräften zu sorgen, ist unsere unabweisliche Pflicht. Aber wenn sie ob auch getrieben durch die Macht der Verhältnisse, ohne innere Freudigkeit, dem Stande Valet gesagt haben, so mögen sie innerhalb der Lehrerorganisation den leitenden Stellungen doch ferne bleiben. . . . Wird dem Verdachte Nahrung geboten, der deutsch-österreichische Lehrerbund handle nach dem Diktum eines Schönerer oder empfange seine Weisungen aus dem Hauptquartier der Socialdemokraten, so sind ihm die Flügel gebrochen."

So wahr das Alles ist, es war umsonst geschrieben. Die „Jungen" bestanden in Troppau auf ihren Forderungen und sie setzten ihren Willen durch. Mit sauer-süßer Miene wußte Jessen in seinem Blatte zu melden: „Die Bestimmung, daß der Austritt aus dem Lehrstande die Nichtwählbarkeit für den Bundesausschuß nach sich ziehe, fand keine Mehrheit. Bei diesem Punkte entwickelten die Jungen die höchste Kraft der Beredsamkeit, über die sie verfügen. Sie zwangen die Versammlung unter den Bann ihrer Gründe und erzielten ihren Erfolg. Sei es darum, die Wirklichkeit wird den Bund hoffentlich vor der Erfahrung bewahren, daß hiemit eine Mine gelegt ist, die sprengend wirken wird." Und wenn die anderen liberalen Lehrerblätter nichtsocialdemo-

Leitartikel den Bundesgliedern freudestrahlend von der „Wendung zum Besseren“ Mittheilung machen.

Am 15. und 16. Juli waren die „Jungen“ dennoch in St. Pölten zusammengekommen, aber allein. In unserem ersten Artikel war bereits davon die Rede. Gegen die St. Pöltener Lehrerversammlung waren die „Alten“ an sich keineswegs, weil auch sie der Meinung waren und sind, daß kein Mittel unversucht bleiben dürfe, um das der ganzen freisinnigen Lehrerschaft verhaßte christlichsociale Regime in Niederösterreich zu stürzen. Nur sollte der Bund aus dem Spiele bleiben.

Endlich kamen die Tage von Troppau, der 4., 5. und 6 August. An die 14—1500 Lehrer und Lehrerinen aus allen Gauen Oesterreichs fanden sich ein. Immer und immer wieder hatten ja die „Alten“ wie die „Jungen“ die Werbetrommel gerührt, um möglichst viele ihrer Anhänger nach Schlesiens Hauptstadt zu bringen und für den Aufmarsch bereit zu halten. Trotz der getroffenen Vereinbarungen trauten sie einander nicht. Insbesondere fürchteten die „Jungen“, die „Herren aus Böhmen“ würden ihnen doch wieder einen Streich spielen. Sie wollten aber nicht bloß das Errungene — Vertretung im Bundesausschusse und erste Obmannvertreterstelle — behaupten, sondern noch Anderes dazu erringen. Dazu aber mußten sie eine gute Rückendeckung haben. Und die hatten sie, wie der Erfolg zeigte.

Zwei Punkte waren es, die den „Jungen“ noch sehr am Herzen lagen und die sie statutarisch festgelegt wissen wollten. Erstens sollten jene von den einzelnen Landeslehrervereinen für den Bundesausschuß in Vorschlag gebrachten Candidaten ohne weiteres als rechtmäßige Ausschußmitglieder gelten, und zweitens sollten auch solche Lehrer noch in Vorschlag gebracht werden können, welche wohl einmal aktive Lehrer waren, infolge von „Maßregelungen“ aber gezwungen wurden, zu einem anderen Berufe überzugehen. Die „Jungen“ wollten aber ihren

Seitz, ihren Täubler und andere gemaßregelte Lehrergrößen nicht fallen lassen und sie als „Führer“ im Rathe des Bundes sich erhalten.

Gegen das zweite Petitum der „Jungen“ hatte Jessen in der zweiten Julinummer des Bundesorgans, ganz im Sinne der „Herren aus Böhmen“, noch einmal entschieden Stellung genommen. Unter anderem äußerte er:

„In die Leitung eines Lehrervereins gehören nur Lehrer, Lehrer, die es ganz sind und deren Interesse nicht durch einen anderen Beruf mehr oder minder von unseren Bestrebungen abgelenkt wird. Nie dürfen wir jene Collegen, die im Kampfe für unsere gemeinsame Sache auf dem Schlachtfelde fallen, im Stiche lassen. Für sie nach Kräften zu sorgen, ist unsere unabweisliche Pflicht. Aber wenn sie ob auch getrieben durch die Macht der Verhältnisse, ohne innere Freudigkeit, dem Stande Valet gesagt haben, so mögen sie innerhalb der Lehrerorganisation den leitenden Stellungen doch ferne bleiben. . . . Wird dem Verdachte Nahrung geboten, der deutsch-österreichische Lehrerbund handle nach dem Diktum eines Schönerer oder empfange seine Weisungen aus dem Hauptquartier der Socialdemokraten, so sind ihm die Flügel gebrochen.“

So wahr das Alles ist, es war umsonst geschrieben. Die „Jungen“ bestanden in Troppau auf ihren Forderungen und sie setzten ihren Willen durch. Mit sauer-süßer Miene wußte Jessen in seinem Blatte zu melden: „Die Bestimmung, daß der Austritt aus dem Lehrstande die Nichtwählbarkeit für den Bundesausschuß nach sich ziehe, fand keine Mehrheit. Bei diesem Punkte entwickelten die Jungen die höchste Kraft der Beredsamkeit, über die sie verfügen. Sie zwangen die Versammlung unter den Bann ihrer Gründe und erzielten ihren Erfolg. Sei es darum, die Wirklichkeit wird den Bund hoffentlich vor der Erfahrung bewahren, daß hiemit eine Mine gelegt ist, die sprengend wirken wird.“ Und wenn die anderen liberalen Lehrerblätter nichtsocialdemo-

kratischer Färbung, wie z. B. das Organ der „Herren aus Böhmen", die Reichenberger „Freie Schulzeitung", in die Welt hinausposaunen, daß der Lehrertag von Troppau einen erfreulichen Ausgong gehabt habe, daß der „deutsch-österreichische Lehrerbund" fester denn je gegründet und daß die Hoffnungen der „klerikalen Schulfeinde" auf den Zerfall des Bundes wieder einmal gründlich zu Wasser geworden seien, so ist das eine gründliche Selbsttäuschung.

„Sie zwangen die Versammlung unter den Bann ihrer Gründe und erzielten ihren Erfolg" — so sagt Jessen von den „Jungen" in Troppau. Gewiß, sie zwangen die Versammlung, nicht bloß in einem Punkte ihnen zu Willen zu sein, sondern in allen Punkten, die sie auf ihre Fahne geschrieben hatten. Und das soll ein „erfreulicher" Ausgang sein?

Wie wir oben schon erwähnt haben, schrieb Jessen nach dem „unglücklichen" 25. März in seinem Blatte die stolzen Worte: „Die Deutschgesinnten werden vor den Jungen niemals die Waffen strecken, die Jungen vor den Deutschgesinnten niemals die Fahne senken." Nun, das letzte ist zur Wahrheit geworden; die Jungen haben in Troppau vor den Deutschgesinnten die Fahne nicht gesenkt. Aber die Deutschgesinnten haben vor den „Jungen" die Waffen gestreckt, in aller Form die Waffen gestreckt. Das ist das Resultat des Troppauer Lehrertages. Und darauf will man stolz sein?

Der drohende Verfall des „deutsch-österreichischen Lehrerbundes" wurde abgewendet, die Einigkeit wurde erhalten, aber um einen Preis, der dem Bund theuer zu stehen kommt. Der Preis ist die Selbstauslieferung an die Socialdemokratie. In Troppau wurde der Bund gezwungen, mit der Socialdemokratie Vermählung zu feiern. Daß aber in dieser Ehe die Deutschgesinnten ungestört die Rechte eines Vaters und Herrn nach allen Seiten hin ausüben, und daß die Socialdemokratie sich stets

mit der Rolle einer bescheiden dienenden Hausfrau zufrieden geben werde, daran ist gar nicht zu denken. „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr" — das weiß die in ihrer innersten Natur zur Herrschsucht und brutalen Gewaltthätigkeit veranlagte deutsch-österreichische Socialdemokratie nur zu gut. Ihre im Lehrerbunde errungene neue Stellung wird sie bis zu den äußersten Consequenzen ausnützen.

Was aber sagt Ritter Dr. von Hartel dazu, daß seine Lehrerschaft in der Zukunft aus dem „Hauptquartier der Socialdemokratie" mit Weisungen versehen werden solle?

—y.

XLVI.

Die Aufgabe der Gesellenvereine.

Wir haben in diesem Jahre die Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der Gesellenvereine in Wien, Berlin und anderswo begangen, von allen Gauen sind Vorsteher und Gesellen herbeigeeilt, um an den Festen Theil zu nehmen, sich gegenseitig zu erbauen und in ihren guten Vorsätzen zu stärken. Nebst dem von Ozanam und seinen Freunden gestifteten Verein des hl. Vincenz von Paul ist der vom hochseligen Vater Kolping gegründete Gesellenverein die großartigste Schöpfung auf dem socialen Gebiete während des 19. Jahrhunderts. Derselbe ist so recht aus dem Bewußtsein des deutschen Volkes herausgewachsen, trägt so recht das deutsch-nationale Gepräge, daß er nur auf deutschem Boden und nur unter Deutschen, die sich im Auslande zu einem gemeinsamen Bunde zusammengeschlossen haben, eine gedeihliche Entwicklung aufzuweisen hat. Fremde, Franzosen,

Italiener und Engländer sind voll des Lobes und der Bewunderung für die Ziele des Vereines und seine Leistungen, verstehen es aber nicht, die Schwierigkeiten, die mit der Gründung verbunden sind, zu überwinden. Dieser Umstand muß für die Priester und Laien, welche zur Führung des katholischen Volkes berufen sind, ein Antrieb sein, den Gesellenverein nach Kräften zu fördern. Kolping war ein Mann des Volkes, Kolping hat die goldene Mitte gefunden zwischen Frömmigkeit und Arbeit, hat dem Arbeiter das ausreichende Maß religiöser Uebungen vorgeschrieben und dafür Sorge getragen, daß Frömmigkeit und Arbeitsamkeit sich gegenseitig stützen. Durch seine weisen Vorschriften wird die Arbeit zum Gottesdienst, das Gebet aber zu einem Mittel, das die Arbeit fördert. Die Gefahr, daß das Gebet die Arbeit verkümmert oder gar ausschließt, die Arbeit den Geist austrocknet, ist glücklich vermieden. Die wahren Jünger Kolpings wandeln schlicht und recht vor dem Herrn und gehen gerade auf ihr Ziel los, und während sie im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten, betrachten sie die Arbeit nicht als Fluch der Sünde, sondern als eine Beschäftigung, durch die sie dem Sohne Gottes ähnlich werden. Neidlos schauen sie hin auf die Seelen, welche zu den Füßen Jesu sitzen, seinen Reden lauschen, sich jedes seiner Worte in die Seele prägen. Sie klagen nicht, daß sie die Arbeit etwa allein zu thun haben, sie suchen vielmehr in ihrer Weise auf dem von ihrem Gründer vorgezeichneten Wege ihr Ziel zu erreichen, Gebet mit Arbeit zu verbinden.

Von der Gründung des Gesellenvereins an bis herab auf die Gegenwart haben die geistigen Vorsteher es sich zum Princip gemacht, die Politik aus den Vereinen auszuschließen und speciell den Arbeitgebern gegenüber Conflikte zu vermeiden und womöglich friedliche Verhältnisse anzubahnen. Die Gründe hiefür sind sehr gewichtig, aber von den Socialdemokraten und auch von einigen Katholiken, die dem Gesellenverein sonst wohlwollen, verkannt worden. Nach ihrer Ansicht

müßten alle Handwerker und Arbeiter sich eng zusammenschließen, unter einem einheitlichen Commando stehen, ohne Murren, ohne jegliche Kritik die erhaltenen Befehle ausführen. Wir sind überzeugt, daß eine derartige schroffe Stellung zu einem Kampf der Klassen gegen die Massen führen, daß es den ersteren über kurz oder lang gelingen würde, die durch künstliche Mittel zu Stande gebrachte Einheit zu sprengen und den infolge von Selbstsucht und Eifersucht aufgelösten Arbeiterorganisationen ein drückendes Joch aufzulegen. Die Geschichte Englands liefert hiefür einen vollgültigen Beweis.

In dem klassischen Lande der Gewerkvereine war die Anerkennung der Vereinsrechte, die Beseitigung einer den Arbeitern feindseligen Gesetzgebung nur möglich, weil die großen Philanthropen, ein Shaftesbury, ein Manning, ein Sidney Buxton mit Feuereifer die Sache der Arbeiter aufnahmen, weil Schriftsteller wie Carlyle, Ruskin, Dickens &c. zur Zeit und zur Unzeit die Rechte der Arbeiter, die Pflichten der Arbeitgeber betonten und hervorhoben, daß das Parlament verpflichtet sei, die Schwächeren gegen die Stärkeren zu schützen. Die Geistlichkeit aller Bekenntnisse machte aus ihrer Sympathie mit den Arbeitern kein Hehl und trug nicht wenig zur Zerstreuung der Vorurtheile und Weckung der Theilnahme an dem Wohlergehen der Arbeiter bei. Diese Freunde und Gönner besaßen einen Einfluß, wie ihn die Führer der Gewerkvereine schon darum nicht ausüben konnten, weil sie von den Arbeitern gewählt und besoldet waren, und der mittleren und höheren Klasse, welche bisher die Gewerkvereine begünstigt hatten, keinen Respekt einzuflößen vermochten. Statt das Band enger zu knüpfen, suchten die Gewerkvereine sich frei zu machen, eigene Arbeiterkandidaten aufzustellen, dieselben ins Parlament zu schicken und unbekümmert um die Rathschläge ihrer wahren Freunde ihre eigenen Wege zu gehen. Die schlimmen Folgen blieben nicht aus. Die Vertreter im Parlament konnten trotz ihres

Eifers, trotz ihrer hohen Begabung sich kein Gehör verschaffen und den Einfluß eines Buxton, Bradlaugh nie erlangen. Auch den Arbeitgebern gegenüber konnten sie nicht als Vermittler oder Schiedsrichter auftreten, einmal wegen ihres socialen Ranges, dann weil ihnen der feine Schliff und die äußeren Formen fehlten. Eine gewisse Animosität der Führer gegen die Arbeitgeber, eine Geneigtheit zu gewaltsamen Mitteln, Strikes ihre Zuflucht zu nehmen, war unter diesen Umständen unvermeidlich. Die Statuten wurden abgeändert, die Gewerkvereine hörten auf Wohlthätigkeitsvereine zu sein, d. h. die kranken und bejahrten Arbeiter zu unterstützen; die Beiträge wurden herabgesetzt und zu Kriegszwecken — Unterstützung der an den Strikes betheiligten Arbeiter verwendet.

Der Zweck, den man im Auge hatte, wurde nicht erreicht, die Mitgliederzahl hat in den meisten Vereinen mehr ab- als zugenommen, die großen Ersparnisse sind verlorengegangen, die von den Führern organisirten Strikes waren nur in Ausnahmefällen erfolgreich und haben in letzterem Falle nicht selten die schlimme Folge gehabt, daß Handel und Gewerbe anderswohin verlegt wurden. So hat London infolge des Sieges der Arbeiter an den Schiffswerften seine hervorragende Stellung als erster Hafen des vereinigten Königreiches zum Theil eingebüßt. Was jedoch am schwersten ins Gewicht fällt, ist der Umstand, daß das große Publikum die Arbeiterführer als Störenfriede betrachtete, die Arbeiter selbst als unruhige, eigensinnige, ja herzlose Menschen, die sich und ihre Familien unbesonnener Weise in die größte Noth stürzten und die Industrie und den Handel des ganzen Landes schädigten. Hätten die Führer dieses vorausgesehen, so würden sie das freundliche Verhältniß zu den höheren Klassen nach Kräften gefördert und schwere Krisen vermieden haben. Die Verhältnisse in Deutschland sind weit ungünstiger als in England, da bei uns die Regierung weit mehr ins Vereinsleben eingreift und

weit strengere Zucht handhabt. Vereine, wie die Gesellenvereine, die nach ihren Statuten Geistliche zu Vorstehern haben und darum vor Abwegen und Ausschreitungen bewahrt werden, verdienen schon deßwegen empfohlen zu werden. Eine weise Beschränkung der Freiheit und Unabhängigkeit ist gerade für einige Arbeitervereine eine große Wohlthat. Den von Priestern geleiteten Vereinen wird jeder Vernünftige gerne das Recht zugestehen, von Agitationen, die nur zu häufig den Frieden stören, fern zu bleiben, während mehr weltliche Vereine, die sich selber ihren Vorsteher wählen, nicht nöthig haben, sich eine ähnliche Zurückhaltung aufzuerlegen. Neuen Wein in alte Schläuche zu gießen, alte und bewährte Institutionen, die eine Geschichte und feste Traditionen besitzen, abzuändern, um sie den modernen Bedürfnissen anzupassen, hat selten Nutzen gestiftet. Man taste sie nicht an, überlasse es vielmehr der Zeit, mit ihnen fertig zu werden. Sind sie wirklich nicht mehr zeitgemäß, so werden sie eines natürlichen Todes sterben, andernfalls werden sie fortblühen und Nutzen stiften.

In der katholischen Kirche sind im Laufe der Jahrhunderte eine Reihe von Orden und Congregationen gegründet worden. Die Kirche hat für sie alle Platz gefunden und sie alle für den Dienst Gottes und des Nächsten verwendet, sie hat keinen Orden unterdrückt, der seine Regeln treu beobachtet hat, sie hat ihren Untergebenen volle Freiheit in der Wahl ihres Berufes gelassen und sich nicht eingemischt. Nach diesen Grundsätzen müssen wir auch rücksichtlich der Vereine verfahren, wir dürfen keinen Verein erheben oder herabdrücken auf Kosten der andern, am allerwenigsten dürfen wir einem Verein seine enge Verbindung und Abhängigkeit von den Priestern zum Vorwurf machen oder seine Betonung eines religiösen und friedfertigen Lebens als unzeitgemäß rügen Die Gefahr, daß man in unserem modernen Vereinswesen den religiösen Uebungen, einem Gott wohlgefälligen Leben einen zu großen Einfluß einräume, über dem Gebet

die Arbeit versäume, oder infolge zu großer Friedfertigkeit und Langmuth die Wahrung seiner Rechte vernachlässige, ist vorläufig nicht zu fürchten, ganz im Gegentheil verlieren wir uns viel zu sehr in Aeußerlichkeiten und lassen es an der innerlichen Läuterung und der Hingebung des Willens an Gott und der Erbauung des Nächsten fehlen. Wir müssen nicht nur selbst die praktischen Tugenden eines wahren Christen üben, sondern auch die Vereine, welche durch religiöse Uebungen zu einem gottseligen und erbaulichen Leben anleiten, hochschätzen und nach Kräften fördern. Sodalitäten, Volksvereine, Gesellenvereine können ohne den lebendigen Glauben, ohne die in guten Werken wirksame Liebe die ihnen gewordene Aufgabe nicht lösen.

Zum Beweis, daß der Handwerker oder der Arbeiter der Religion nicht bedürfe, und trotz seines Unglaubens seinen Pflichten gegen die moderne Gesellschaft, besonders gegen die Arbeitgeber erfüllen könne, beruft man sich auf die englischen Arbeiter, die in der Regel aus Ungläubigen, Freidenkern oder aus gegen jede positive Religion gleichgiltigen Menschen beständen. Es ist richtig, die protestantischen englischen Arbeiter (von den Katholiken sehen wir hier ab) beschäftigen sich wenig mit Religion und wollen von ihren Geistlichen nichts hören; aber von dem Haß gegen die Religion, von der Verachtung der Geistlichen, wie wir sie bei den Socialdemokraten antreffen, sind sie heutzutage frei. Vor einigen Jahrzehnten war es anders; da verabscheuten sie die Bibel sowohl als die Prediger und erblickten in ihnen nur feile Sklaven der Reichen. Der Engländer ist eine durchaus conservative Natur; Ruhe, Selbstbeherrschung, Gehorsam gegen das Gesetz, Ehrfurcht vor den Vorgesetzten sind bei ihm gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen; er läßt sich deßhalb nur sehr schwer zu gesetzwidrigen Handlungen verleiten, während der Deutsche und Franzose sich viel leichter von Freiheitsideen zu unüberlegten Thaten hinreißen lassen. Während in Deutschland und Frankreich der Socialismus

immer mehr an Ausdehnung und Macht gewinnt, hat er in England trotz aller Bemühungen der Fremden keine Wurzel fassen können. Die christliche Religion ist in Deutschland der einzige Schutz gegen die Umsturzpläne des Socialismus Wo der Geistliche sein Ansehen eingebüßt hat, wo die Lehren der christlichen Religion keine Geltung mehr haben, da überwuchert der von den Socialdemokraten gepredigte Unglaube, da herrscht statt des Gesetzes die Willkür und die Sünde. Nicht so in England, wo man mehr auf Sitte und Anstand hält, aber auch da hat sich die Entfremdung der Arbeiter von der Geistlichkeit schwer gerächt, die Gewerkvereine ihrer besten und uneigennützigsten Rathgeber beraubt und in die Hände von Führern geliefert, welche sich den besonderen Haß der höheren Stände zugezogen haben. Wie können Arbeiter von ihren Meistern verlangen, die als Vermittler oder Schiedsrichter anzuerkennen, welche die Flamme der Zwietracht angefacht und geschürt haben? Wie ganz anders stehen die Vorsteher der Gesellenvereine da, die mit dem Vereine verwachsen sind, stets die Interessen der Gesellen gewahrt und den Frieden gepredigt haben! Daß Vorsteher und Untergebene auf einander angewiesen sind und der gegenseitigen Hilfe bedürfen, ist ein Vortheil, der durch die Abänderung der Statuten, die Hereinziehung der Politik, die Agitation auf dem socialen Gebiete verloren ginge. Nicht jede Agitation ist vom Uebel; im Gegentheil kommen die Einzelnen oder ganze Stände nicht zu ihrem Rechte ohne Agitation. Aber nicht jeder besitzt die hierzu nöthigen Eigenschaften. Die Erfahrung zeigt uns, daß durch die Agitationen viel Uebel gestiftet wird, wenn kein gewaltiger, überlegener Geist vorhanden ist, der der ganzen Bewegung seinen Stempel aufdrückt und die Untergebenen mit sich fortreißt. Man spricht viel vom Volkswillen und dem gesunden nie fehlgehenden Sinn des Volkes. Das Lob kommt mehr den Führern zu und nur soweit dem Volk, als es sich leiten läßt. Ist die Folgsamkeit, die Bereitwilligkeit auf die Ideen und Vor-

schläge von kenntnißreichen, erfahrenen Führern einzugehen, ein so hohes Gut, so sind Vereine, in denen man zum Gehorsam angeleitet wird, eine wahre Wohlthat für das Gemeinwesen.

Wir reden hierbei keineswegs dem Servilismus das Wort, verlangen vielmehr, daß die Vorgesetzten in allem was sie anordnen, das Gemeinwohl im Auge haben und gleich wahren Seelenhirten mehr durch ihr Beispiel als mit Worten predigen, überhaupt sich so benehmen, daß der Untergeordnete kaum gewahr wird, daß er einen Befehl ausführt, vielmehr unter dem Eindrucke steht, daß er spontan, ohne das Zuthun eines andern gehandelt habe. Das ist übrigens der echtchristliche Geist, das ist der Grund, weßwegen die Kirche aus allen Kämpfen mit den Gewalten dieser Welt siegreich hervorgegangen ist, alle Krisen überwunden hat. Was man in der engeren Sphäre, dem Verein, zu üben gelernt hat, das vollzieht sich von selbst in der weiteren. So ist der Verein eine Schule des Gehorsams.

Dem Gesellenverein ist es bisher gelungen, den Geist der Eintracht und gegenseitigen Achtung zu bewahren, die Fälle, in denen Streitigkeiten zwischen den Untergebenen und Vorgesetzten ausbrachen, waren sehr selten und konnten meistens friedlich beigelegt werden. Das ist ein großer Ruhmestitel, dessen sich nicht alle Vereine rühmen können. Die Autorität, welche die Vorsteher genießen, hat für den Verein die gute Folge, daß die Arbeitgeber und das große Publikum die Achtung, die sie den geistlichen Vorstehern, die sie als Friedensapostel betrachten, entgegenbringen, auf die Gesellen selbst übertragen. Dieses gegenseitige Wohlwollen, dieser Kitt, der Arbeiter und Arbeitgeber zusammenhält, darf nicht leichtsinnig beseitigt werden. Je mehr die Socialdemokraten und Demagogen die Arbeiter aufzuhetzen suchen, und die besten und wohlwollendsten Arbeitgeber mit besonderem Hasse verfolgen, desto mehr thun uns gerechte, billig denkende Arbeiter und Handwerker noth, welche den Verdiensten des

Kapitalisten und Fabrikanten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nicht bloß die Führer der Socialdemokraten, sondern auch gewissenhafte christliche Männer tragen bisweilen socialistische Lehren vor und wecken in den Gemüthern der Arbeiter so überspannte Hoffnungen, daß sie sich allen Pflichten der Dankbarkeit gegen ihre Meister enthoben glauben, und in den empfangenen Wohlthaten Abschlagszahlungen erblicken. Die Gründung von Volksschulen, die Anlegung von Bibliotheken, die Unterhaltung von Nacht- und Fortsetzungsschulen durch die Fabrikanten, die Unterstützung und der Besuch der Kranken durch die Frau oder Töchter des Arbeitgebers und so vieles andere bekritelt man und bringt die seltsamsten Gründe vor, um die gute Absicht der Reichen zu verdächtigen.

Viele Fabrikanten haben diese ungerechten Anklagen mit großer Geduld und Langmuth ertragen und undankbare Arbeiter mit Wohlthaten bedacht, weil sie die dankbaren Arbeiter nicht fremde Fehler entgelten lassen wollten. Wenn es indeß so fortgehen sollte, könnten die Arbeitgeber wieder Zuchtmeister werden. Daß sie die Macht haben, den Arbeiter zur Annahme auch der härtesten Bedingungen zu zwingen, dürfte kaum bezweifelt werden, denn sie verfügen über so reiche Hilfsmittel, daß sie die Arbeiter aushungern können, ohne selbst allzu beträchtlichen Schaden zu leiden. Wenn es bis jetzt noch nicht gelungen ist, einen alle Arbeiter umfassenden Organismus in irgend einer Provinz zu gründen, so ist es rein unmöglich, ein aus allen Arbeitern bestehendes, von einem Willen regiertes Heer zu schaffen, das den Arbeitgebern die Spitze bieten könnte. Der Tag, an dem dieses Bündniß aller Arbeiter der ganzen Welt zu Stande käme, wäre auch der Tag der Auflösung.

Welcher vernünftige Mensch wollte, um einen utopischen Plan der Socialdemokraten durchzuführen, die verschiedenen katholischen Vereine zusammenschweißen, oder den Zwecken, die sie verfolgen, einen neuen, den Kampf gegen das Kapital

bis aufs Messer, hinzufügen, und zwar ohne Aussicht auf Erfolg?

Die Enthaltung von aller politischen Agitation, die Weigerung, ohne nähere Prüfung an einem Streik sich zu betheiligen, sind jedoch nicht die einzigen Vorwürfe, die man gegen die Gesellen erhebt, wir wollen wenigstens noch auf einen näher eingehen. Man sagt, der Gesellenverein hat seinen ursprünglichen streng ernsten Charakter verloren, die Vergnügungs- und Genußsucht sind in die Vereinshäuser eingedrungen. Die fleißigen Arbeiter, die ihre geistige Ausbildung und die Vervollkommnung in ihrem Handwerk anstreben, sind seltener geworden, die besten Talente verlieren ihre Zeit mit Theaterspielen, Concerten und den vielen Proben; Söhne und Familienväter erscheinen selten im Kreis ihrer Familie, Zeit und Geld, die weit nützlicher verwendet werden könnten, werden für Billette ausgegeben. Daß die vielen Unterhaltungen, besonders aber die dramatischen Vorstellungen ein wunder Fleck sind, darüber besteht bei den Vorstehern wohl keine Meinungsverschiedenheit. Aber was soll man dafür bieten, wie kann man die Gesellen zusammenhalten? Die Frage scheint uns nicht unlösbar. Die Errichtung von Debattirklubs wäre fast überall möglich. In denselben würden nicht nur die wenigen, die dramatisches Talent haben, auftreten, sondern auch die, welche ungelenk, steif und scheu sind, die nicht selten große Talente besitzen. Unter den Gesellen selbst befinden sich viele, welche eine natürliche Lehrgabe besitzen, die sich bethätigen will, oder ein Nachahmungstalent, das durch das Anhören von guten Rednern ausgebildet wird. Ein weiser Vorsteher wird oft Fremde einladen, oder einen Amtsbruder um einen Vortrag für die Gesellen bitten, denn selbst der beste Redner wiederholt sich, wenn er zu oft spricht. Da der Präses gewöhnlich mit Geschäften überladen ist und, selbst wenn er Muße hätte, die nöthigen Bücher schwer erlangen kann, so ist die Einladung eines Fremden besonders nothwendig. Man hüte

sich ja vor banalen Phrasen, hochtrabenden Redensarten, rhetorischen Floskeln, welche dem biedern gesunden Sinn des Handwerkers widerstreben, wähle stets den möglichst einfachen schlagenden Ausdruck und behandle Stoffe, die zugleich anregen und belehren.

Wenn man bedenkt, mit welcher Aufmerksamkeit die Mitglieder des Vereines zuhören, wie sie das Gehörte ihrem Gedächtniß einprägen, wie zahlreich sie erscheinen, während in protestantischen Vereinen berühmte Redner oft zu leeren Bänken sprechen, dann muß man sich angetrieben fühlen, das, was man sorgfältig ausgearbeitet hat, mit Begeisterung vorzutragen. Wie viel würden die Priester in den katholischen Ländern außer Deutschland und Oesterreich geben, wenn sie für ihre Kanzelreden oder für ihre weltlichen Vorträge eine Zuhörerschaft, einen dem Gesellenverein entsprechenden Männerverein fänden!

Lassen wir uns das „tene quod habes“ gesagt sein, verweilen wir nicht zu sehr bei etwaigen Mängeln, sondern bedenken wir, daß dieselben großentheils auf unsere Rechnung kommen, daß es den meisten Mitgliedern an dem guten Willen nicht fehlt, wenn sie einen treuen, sorgfältigen Führer finden. Der Segen, den der selige Kolping auf seine Stiftung und auf seine Amtsnachfolger herabgefleht hat, ist sicher noch nicht erschöpft, sein Geist lebt fort nicht nur in seinem unmittelbaren und seinem jetzigen Nachfolger, sondern in vielen Vorstehern und Tausenden von Gesellen. Es genügt, sie alle an das hohe Ziel zu erinnern, an die Aufgabe, die sie zu lösen haben. Der Gesellenverein wird aus allen den Kämpfen und Versuchungen, welche das zwanzigste Jahrhundert bringt, das hoffen wir zuversichtlich, siegreich hervorgehen. Z.

XLVII.

Neue socialwissenschaftliche Literatur.

1. Staatslexikon.[1])

Konnte ich in diesen Blättern erst vor kurzem den Abschluß eines bedeutenden socialpolitischen Sammelwerks, des Handbuches der Staatswissenschaften, anzeigen, so ist heute Gelegenheit, den Fortschritt eines von katholischer Seite unternommenen großen literarischen Unternehmens, des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft, anzukündigen. Es ist dem Referenten ein Vergnügen, der rasch voranschreitenden zweiten Auflage zu folgen. Man muß dem Zusammenwirken von Redaktion und Mitarbeitern gleicher Weise Anerkennung zollen. Man sieht das Wachsthum und hat seine Freude daran. Den ersten Band der zweiten Auflage konnten wir im Dezember 1900, den zweiten im Herbst 1901, den dritten können wir nunmehr im Sommer 1902 zur Anzeige bringen. So erscheint durchschnittlich alle dreiviertel Jahre ein Band, alle Monate ein Heft.

Umfang und Inhalt der neuen Auflage decken sich keineswegs mit den Bänden der ersten Auflage. Während der zweite Band der ersten Auflage bis Großbritannien reichte, griff derselbe in zweiter Auflage weiter (bis zum Art. Heerwesen einschließlich). Der dritte Band der zweiten Abtheilung reicht

---

1) Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem in Köln. Freiburg im Breisgau 1902. Dritter Band. Lex.8°. 1444 Sp. Preis M. 13,50.

dagegen nur bis Montesquieu, während er in der ersten Auflage noch den Artikel Okkupation umfaßte. Man sieht, wie sich die Grenzen verschoben haben und wie die Neuauflage ein vollständig verändertes Bild bietet — eine Folge der durchgreifenden Neubearbeitung. Es tritt übrigens auch die Schwierigkeit hervor, in der sich die Redaktion befindet, wenn sie den vereinbarten Umfang erhalten will, und wie sehr sie im Recht ist, wenn sie auf möglichste Knappheit dringt. Dadurch wurde es auch möglich, eine ganze Reihe neuer Stichworte mit längeren oder kürzeren Artikeln in die Neuauflage aufzunehmen. Die möglichst haushälterische Ausnutzung des zur Verfügung stehenden Raumes, wie sie die Redaktion sich angelegen sein läßt, ermöglicht es, bei mäßiger Vermehrung des Umfangs doch einen großen Stoff der Neuauflage hinzuzufügen.

Der dritte Band der zweiten Auflage hat mehr noch als die beiden ersten den Charakter einer Neubearbeitung. Beträchtliche Erweiterung erfuhr namentlich der biographische Theil, dem folgende Artikel neuhinzugefügt wurden: Jarcke (M. Spahn), Lamennais (Weinand), Lieber (Cardauns), v. Mallinckrodt (Pfülff), Manning (Weinand), Marx Karl (Walter), Montalembert (Weinand). Eine ganz wesentliche Neubearbeitung erfuhren u. a. die Artikel Innung (Grunenberg), Israeliten (Walter), Kapital und Kapitalismus (Walter), Kirche (Schanz), Konzil (Hartmann), Land- und Wasserstraßen (Am Zehnhoff), Lehrlings- u. Gesellenwesen (Grunenberg), Militärwesen (Gröber) u. s. w.

Entsprechend der früheren Gepflogenheit seien hier einzelne Artikel etwas eingehender gewürdigt. Eine interessante Abhandlung enthält der Artikel „Hof, Hofstaat, Hofceremoniell" (Wichmann), der besonders die geschichtliche Ausbildung des Hoflebens und Hofceremoniells zum Gegenstand hat. Diese Entwicklung führt uns weit ins biblische Alterthum hinauf. Wir wissen aus der Bibel, daß Salomon einen glänzenden und zahlreichen Hofstaat hatte. Es gab damals schon eigentliche Hofämter. Der Verfasser mußte sich natürlich mit kurzen Andeutungen begnügen, obwohl die hl. Schrift ein farbenprächtiges glänzendes Bild davon entwirft. In der Neuzeit war es der spanische Hof unter Philipp II., der hohen Glanz entfaltete;

die spanische Hofsprache und das strenge, höchst eingehende Ceremoniell galten allen übrigen europäischen Höfen als Muster, am meisten dem verwandten Kaiserhofe in Wien. Längere Zeit erhielt sich an europäischen Höfen das Spanische als Hofsprache. Bis zu Ludwig XIV. beugte sich sogar Frankreich vor der gemessenen spanischen Etikette. Nur der Hofstaat der Päpste und der der englischen Könige blieben selbständig und hielten im Großen und Ganzen fremde Sprache und fremdes Ceremoniell von sich fern. Der Glanz des französischen Hoflebens unter Ludwig XIV., dem freilich auch schwere Schattenseiten anhafteten, bewirkte ein Uebergewicht über die übrigen Höfe, das bis heute nicht geschwunden ist.

Für den Katholiken von besonderem Interesse sind die Notizen, die über den Hofstaat des Papstes gegeben sind.

Der Artikel „Hörigkeit“, von beträchtlichem Umfang, bespricht die Abhängigkeitsverhältnisse, die mit der altgermanischen und mittelalterlichen Eigenart des Grundsatzes gegeben waren. Wir sind gewohnt, das deutsche Recht als sehr arbeiterfreundlich zu betrachten und es enthält viele Aussprüche zu Gunsten der dienenden Klassen. Indessen fehlen dem altgermanischen Recht die abstoßenden Züge der Härte nicht. „Die Thatsache, daß Spielschuldner in die Knechtschaft verkauft werden durften, obgleich sie Kriegs- und Zechgenossen der Gewinner gewesen waren, wie dieß Tacitus berichtet, läßt denn doch auf eine harte Gemüthsart der damaligen Germanen im Großen und Ganzen schließen . . . Auch in den Volksrechten wird der gänzlich Unfreie noch immer in gewisser Hinsicht als Sache behandelt. Die lex Salica wie die lex Alamannorum und die lex Baiuvariorum stellen die Knechte (servi, mancipia, Schalk, gesindus u. s. w., ancillae, Dirnen) mit dem Vieh und anderen Eigenthumsgegenständen zusammen, und es kommt vielfach für einen getödteten Knecht die gleiche oder gar noch eine geringere Entschädigungssumme vor als für einen Jagdhund. Ja noch in den im Jahre 643 aufgezeichneten leges Langobardorum des Königs Rothar wird die für den Raub einer Magd zu erlegende Buße in gleicher Höhe berechnet wie die für eine trächtige Stute zu entrichtende“ (Sp. 85 f.). Für die eigenthümliche Erscheinung der Bewerthung des Menschen durch

eine Geldsumme wäre vielleicht das gerade dieses Problem mit tiefer Psychologie behandelnde Werk des Berliner Socialethikers G. Simmel, Die Philosophie des Geldes, Leipzig 1900, heranzuziehen gewesen. Der Artikel widmet besondere Sorgfalt der Aufdeckung des Einflusses, den das Christenthum hinsichtlich der Umbildung der Hörigkeit entfaltete.

Durch die neuzeitliche Entwicklung des Handelsverkehrs ist uns besonders Japan näher gerückt und ein Gegenstand erhöhten Interesses geworden. Es ist deßhalb berechtigt, daß uns ein eingehender Artikel über die Geschichte, Bevölkerung, Staatswesen und Verwaltung, Religion, Unterricht, Wirthschaft, Staatshaushalt dieses merkwürdigen Landes belehrt. Es ist eine Großmacht mit fast 50 Millionen Bewohnern. Das Christenthum wurde bekanntlich durch den hl. Franz Xaver nach Japan getragen und erreichte in Bälde hohe Blüthe. Indessen gingen Stürme der Verfolgung von furchtbarer Heftigkeit, die bis fast in die neueste Zeit herauf dauerten, über dieses Land hinweg, die die junge christliche Pflanzung fast völlig zerstörten. Bekannt ist die traurige Rolle, welche die Holländer aus schmutzigen Krämerinteressen dem christlichen Missionswesen gegenüber spielten. Kein Fremder durfte sich mehr in Japan aufhalten, mit Ausnahme der Holländer, die beim Betreten des Landes das Kreuz mit Füßen treten mußten. Als in neuerer Zeit die Handelsinteressen und europäische Cultur den Weg nach Japan gefunden hatten, öffneten sich auch dem Christenthum die Thore des Landes wieder; freilich erfolgte ein Rückschlag noch im Jahre 1870, der zahlreichen Christen Kerker und Verbannung brachte. Im Jahre 1886 wurde den Christen gleicher Schutz wie den übrigen Unterthanen zugesichert. Aber auch sonst sucht Japan auf der Höhe der europäischen Culturstaaten zu stehen, daß es die Bewegungsfreiheit der katholischen Kirche möglichst einschnürt und einer sehr weitgehenden Staatsaufsicht unterwirft (Sp. 113). Besonderer Entwicklung scheint sich das Schulwesen in Japan zu erfreuen. Das öffentliche Schulwesen ist daselbst sehr alt. Hauptbeschäftigung der Japaner ist der Ackerbau, jedoch steht nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Bodens in unmittelbarer landwirthschaftlicher Benutzung; dieß hängt zusammen mit dem

vorherrschenden Gebirgscharakter Japans und der eigenartigen Betriebsweise seiner Landwirthschaft, die durch ihre vorwiegende Reiscultur namentlich auf die Ebenen angewiesen ist. Interessant ist es — was vielleicht noch als ein Zeichen einer gewissen Rückständigkeit gelten kann — daß in Japan jedermann die Jagd ausüben darf, der sich einen Jagdschein löst; ausgenommen ist die allgemeine Schonzeit vom 15. April bis 15. Oktober. Hoch entwickelt ist das japanesische Gewerbewesen, das meist in der Form von Kleinbetrieben existirt. Hier wäre vielleicht auch der Ort gewesen, der Einflüsse zu gedenken, welche Japan von der Cultur und Technik Europas empfangen hat, und gerade dieses Gemisch von europäischen und ursprünglichen, einheimischen Culturelementen verleiht ja dem japanischen Wesen ein so eigenartiges Colorit. In der Literatur wäre deßwegen eine Schrift nachzutragen, die gerade die Beziehungen Japans zu Europa untersucht: Die Entstehung des modernen Japan von Dr. Karl Rathgen, Dresden 1896.

In dem Artikel „Innungen" bieten besonderes Interesse die Ausführungen über den Unterschied in der Entwicklung der Zünfte, je nachdem das Stadtregiment in den Händen der Patrizier oder der Handwerker lag. Im ersteren Fall bestand die Tendenz, die Autonomie der Innungen möglichst zu beschneiden. Der Stadtrath trifft Bestimmungen, die die wirthschaftliche Selbständigkeit des einzelnen Meisters gegenüber der Zunft aufrecht erhalten wollen u. s. w. Wo dagegen das Stadtregiment in den Händen der Zünfte lag, waren diese politische Corporationen Alles wird den Zunftinteressen dienstbar gemacht (Sp. 194). Des weiteren verbreitet sich der Artikel auch über die Aufgaben der Innungen in der Gegenwart.

Der Artikel „Israeliten" sucht die wirthschaftliche Entwicklung des israelitischen Volkes wenigstens in großen Zügen zur Darstellung zu bringen. Dieselbe ist bisher von den hiezu berufenen Nationalökonomen gänzlich außer Acht gelassen worden, von Georg Adlers Artikel „Socialreform" im Supplementband des Handbuchs der Staatswissenschaften abgesehen, der auch die Socialreform, wie sie im israelitischen Volke seitens der Propheten versucht wurde, berührt.

Der gleichfalls von dem Referenten geschriebene Artikel

„Kapital und Kapitalismus" war leider schon gedruckt, als das hochinteressante Werk Werner Sombarts „Der moderne Kapitalismus" (2 Bde., Leipzig 1902) erschien. Neben dem Begriff des Kapitals wird in dem Artikel auch das Wesen des Kapitalismus zu bestimmen gesucht: Er ist jenes volkswirthschaftliche System, in dem das Kapital und die Interessen des Kapitals die Produktion und die Vertheilung des Produktionsertrages beherrschen, so daß die Arbeit und ihre berechtigten Interessen leicht benachtheiligt werden. Auch suchte der Verfasser die Frage zu beantworten, ob die vielfach vertretene Anschauung berechtigt sei, welche den Kapitalismus als eine nur der modernen Volkswirthschaft wesentliche Eigenthümlichkeit betrachten möchte. Der Verfasser glaubte die Frage negativ beantworten zu müssen. Auch in früheren Wirthschaftsepochen scheinen sich wesentliche Züge des Kapitalismus zu finden, wenn auch zugegeben werden muß, daß derselbe seine vollste Ausprägung gerade in der modernen Volkswirthschaft gefunden hat. Eine interessante Seite derselben beleuchtet der Artikel „Kartelle" (O. Thissen).

Der mit der Kirchengeschichte Englands innigst vertraute Prälat Dr. Bellesheim hat die „Katholikenemancipation in Großbritannien" zur Darstellung gebracht. Dieselbe reicht bis in die Gegenwart und berichtet über ein Vorkommniß aus der allerjüngsten Zeit. „Durch das Hinscheiden der Königin Viktoria am 22. Januar 1901 und die Thronbesteigung Eduards VII. wurde die Aufmerksamkeit der Katholiken auf die bei der Uebernahme der Regierung vor beiden Häusern des Parlaments vom Monarchen feierlich abzugebende Erklärung (Declaration) gelenkt, die eine Abschwörung des Glaubens an die wirkliche Gegenwart Christi im heiligen Altarssakrament die „Anbetung" der Jungfrau Maria oder eines anderen Heiligen und das Opfer der Messe enthält und diese als abergläubisch und götzendienerisch bezeichnet. Ungeachtet einer vom Cardinal Vaughan an Eduard VII. brieflich gerichteten Vorstellung und der von 11 katholischen Peers und 20 Baronen dem Lordkanzler Halsbury übergebenen Verwahrung hat der König den Eid am 14. Februar 1901 geleistet" (Sp. 421). Die Presse bezeichnete diese den schlimmsten Zeiten des religiösen Fanatismus entstammende Deklaration als eine unnöthige Be-

leidigung von zwölf Millionen treuer katholischer Unterthanen. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung mußte sich endlich die Regierung zu einer Abänderung der Formel verstehen, obwohl sie auch in der neuen Form Beleidigungen der Katholiken enthält. Auch in das Gebiet der neueren Geschichte des Katholicismus entfällt der Artikel „Ketteler", in welchem der verstorbene Bischof von Mainz, Paul Haffner, seinem großen Vorgänger auf dem Mainzer Bischofsstuhl ein Denkmal setzte.

Vom apologetischen Standpunkt behandelt Professor von Schanz im Artikel „Kirche" Name, Ursprung und Charakter, Zweck und Aufgabe, Eigenschaften, Verfassung, Merkmale der Kirche, während das Verhältniß von „Kirche und Staat" Prof. v. Scherer in einer ausführlichen Abhandlung nach der principiellen wie historischen Seite erörtert. Hieran schließen sich noch mehrere Artikel canonistischer bezw. kirchenpolitischer Natur: Kirchenamt (Singer), Kirchengut (Biederlack), Kirchenrecht (Singer), Kirchenstaat (Gottlob), Kirchenstrafen (Pruner).

Ein aktuelles Thema behandelt der umfangreiche Artikel „Kolonien, Kolonialpolitik" (J. P. Schneider), der besonders auch die geschichtliche Seite des Gegenstandes berücksichtigt.

Wie schon hervorgehoben wurde, ist in diesem Bande dem biographischen Theile besondere Sorgfalt zugewendet. Dankenswerth ist es, daß es noch der Redaktion gelang, diesem Bande ein Lebensbild des katholischen Parlamentariers Lieber einzufügen.

Auch der vollendete dritte Band darf jedenfalls in der Presse aller Schattirungen auf dieselbe ehrenvolle Anerkennung rechnen, deren sich die beiden Vorgänger zu erfreuen hatten. Die Redaktion hat auch der äußeren Form der bisher erschienenen Bände ihr Augenmerk zugewendet, indem sie für einen möglichst gleichförmigen Umfang derselben Sorge trug.

München. Dr. Walter.

XLVIII.

Musen-Almanach

der katholischen Studentenschaft Deutschlands.[1])

In der Literarischen Warte II. (1901) S. 362 ff. erließ der Herausgeber Lorenz Krapp einen Aufruf an die katholischen Studenten zur Bildung eines Musenalmanachs, der in unserer Zeit der literarischen Hochfluth „ein Faktor werden sollte zur Durchdringung des Volksbewußtseins und der Zeitkultur mit den Principien und der Ethik des Christenthums". In dem vorliegenden Band hat das jugendliche Unternehmen Gestalt gewonnen, und darf als erster Versuch mit Wohlwollen beurtheilt werden.

Das vornehm ausgestattete Buch, das Muth-Veremundus zugeeignet ist und an dessen Zustandekommen besonders F. v. Brackel und M. Herbert nach dem Vorwort dankenswerthen Antheil genommen, bringt Beiträge von achtzehn Musenjüngern. Nicht nur quantitativ, sondern vor allem qualitativ muß die Kritik Philipp Witkop und Lorenz Krapp, dem Herausgeber, die erste Stelle anweisen. Ihre Beiträge thun sowohl die Bedeutung, wie die verschiedene, fast entgegengesetzte Art und Richtung ihres Talentes dar. Witkops Gedichte zeigen originelle Auffassung und Gestaltung, überraschende Eigenheit und Anmuth

1) München, R. Abt, 1902. 180 S (Mk. 2.—.)

der Form. An einigen wenigen Stellen macht sich noch ein Stürmen und Reflektiren bemerkbar. Der Geist und die Luft, die in den Gedichten wehen, sind gesund und frisch, und hinein scheinen Sonnenlicht und Sonnenfreude, Lebens- und Thatenlust. Charakterisirt sich Witkop selbst mit den Worten Klarheit und That, so Krapp mit Dämmerungen und Frieden. Erfüllt jenen thätige Freude am hellen, lichten Leben und der Natur, so sehnt sich dieser nach dem Frieden der Seele, der ihr werden soll. Eine durchaus religiöse, christliche Grundstimmung beherrscht die Gedichte. In der nahezu vollendeten Skizze „Thanatos Kyrios“ haben wir den Grundton seiner Dichtungen, der überall mittönt. Der Mensch in seinem zweifachen Sein, seinem Sehnen nach Glück und seinem selbststolzen, selbstquälenden Zweifel ist Krapp's Thema. Wie die Welt, ihr Wissen, ihre Schönheit unter der Herrschaft des Todes stehen und das Glücksbedürfniß nicht stillen können, wie der Zweifel die Seele weiter treibt gleich einem Ahasver, wie nur der König des Todes, Christus, Tod und Zweifel, Welt und Seele besiegt und beseligt, ist ergreifend, mächtig, fast visionär dargestellt.

Wenn der Almanach weiter keine brauchbaren Beiträge brächte, als die von Witkop und Krapp, hätte er seine Berechtigung erwiesen. Doch es finden sich daneben noch manche wirklich gediegene Sachen. Von anderen Autoren, die die Kritik hervorragend genannt hat, führe ich nach der Reihenfolge der Beiträge an: Ernst Thrasolt, Park, bei dem bisweilen ein Ton an Krapp anklingt, Reisenbichler, Dochnahl, Pfeneberger u. a., die manches schöne Gedicht bieten. Lyrik und Prosa lösen sich ab. Vollendet ist natürlich nicht alles. Einige Skizzen sind weniger befriedigend. Daneben finden sich vereinzelt verschrobene Wortbildungen und Beiwörter, technische Unvollkommenheiten wie Inversionen, unreine Reime u. a. Doch diese Schwächen gehören zu den Begleiterscheinungen eines solchen Sammelwerkes und treten vor dem Guten und Angehenden zurück. Stofflich sind alle Gattungen der Lyrik vertreten. Das Bestreben einer neuen sprachtechnischen Art bemerkt man sofort, sie geht kurz gesagt auf Wirklichkeit, auf Assimilation der Sprache an die Vorwürfe, um ihr Aeußeres und Inneres, sie selbst mit

ihren Stimmungen dem Leser nahe zu bringen. Form und Farbe sucht man, natürlich bisweilen mit Fehlgriff, wieder von dem Gegenstand und weniger aus der Erinnerung zu holen; einzelne sind ihrer Sache schon ganz sicher.

Das Gesammturtheil muß demnach ein günstiges sein. Man bemerkt nicht nur — wie der alte Görres bei der Besprechung eines Musenalmanachs sagt — die sprossenden Flügel, sondern man freut sich bei einigen schon über den starken, kühnen und hohen Flug. Die Kritik, die das Werk gefunden hat, ist denn auch vorwiegend günstig. Das wohlwollende Interesse, das man dem Buche entgegenbringt, verdient es, nicht nur ob seines edlen Strebens, sondern auch seiner Leistungen.

Th.

XLIX.

Ein ästhetischer Commentar zu Homers Ilias.[1]

Dieses Buch hat zum Gegenstande die ästhetische Betrachtung der homerischen Ilias, als eines Kunstwerkes, die Darlegung des Planes der Dichtung, die Verfolgung der einzelnen Fäden durch das ganze Gewebe hindurch. Hiebei ergab sich überraschend die Beobachtung, daß überall, wo das Trumm in erkennbarer Weise abriß, „wo fremde, willkürliche Motive auftraten und die ursprüngliche Composition zersprengten, auch der sprachliche Ausdruck als ein fremdartiger, entlehnter, mechanisch gebrauchter sich erwies" (Vorwort S. VI). Man wird diesen sprachlich-ästhetischen Parallelismus nicht in allweg

---

1) Von Eduard Kammer. Paderborn, Schöningh 1901. gr. 8°. (XII, 346 S.)

mit dem Verfasser zu entdecken und anzuerkennen vermögen und wird seine manchmal sehr radikalen Verwerfungsurtheile ablehnen müssen. Aber volle Zustimmung verdient seine Forderung, daß das Edelste aus Homer und nur dieses den Schülern in geschlossener Form geboten werden sollte. Das gilt auch für das Laienpublikum, das der Verfasser neben der Schüler- und Lehrerwelt mit im Auge gehabt hat. Mit Rücksicht auf letzteres sind daher die Arkana der philologischen Kritik streng ferngehalten.

Der erste Theil (die ursprüngliche Ilias; die Menschen der ursprünglichen Ilias) ist in hervorragendem Maße geeignet, nicht fachmännische Leser fast spielend in die Voraussetzungen und Grundlagen der homerischen Poesie, der Ilias insbesondere, einzuführen. Möchte es diesem prächtigen Buche vergönnt sein, auch in weiteren Kreisen der Gebildeten das Interesse zu erwecken und zu erhalten für jenen Dichter, an dessen Tisch sich alle Geistesgrößen genährt, der „nicht nur die Grundlage, sondern sozusagen ein Typus unserer Kultur“ ist, von dem kein Geringerer als Schiller den Ausspruch gethan: Wenn man auch nur gelebt hätte, um den 23. Gesang der Ilias zu lesen, so könnte man sich über sein Dasein nicht beschweren!

Tübingen. Dr. J. Fürst.

L.

Briefe von Katerkamp an den Erbdrosten Adolph und den Bischof Kaspar Max von Droste zu Vischering.[1]

Mitgetheilt von Dr. F. Lauchert.

Theodor Katerkamp kam als junger Priester, nachdem er eben die Priesterweihe empfangen hatte, im Jahre 1787 in das damals reichsfreiherrliche, nachmals gräfliche Haus Droste-Vischering, als Erzieher der beiden jüngeren Söhne Franz Otto und Clemens August. In dieser Stellung blieb er zehn Jahre lang, bis zur Vollendung der Studien seiner Zöglinge, mit denen er in dauernder Freundschaft verbunden blieb.[2]) An den Schluß dieser Erzieherthätigkeit fällt die große Reise durch Deutschland und die Schweiz nach Italien, die er als deren Begleiter mitmachte, von Juni 1796 bis August 1797.[3])

---

1) Mit gütiger Erlaubniß des Herrn Erbdrosten Grafen Droste zu Vischering nach den im gräflich Droste'schen Archiv zu Darfeld befindlichen Originalen veröffentlicht.

2) Dem Andenken Franz Otto von Droste's († 1826) widmete er den 3. Band seiner Kirchengeschichte (1827); der 5. Band derselben (1834) ist dem Erzbischof Grafen Spiegel von Köln, dem Bischof Kaspar Max von Droste von Münster und dem Weihbischof Clemens August von Droste gewidmet.

3) Vgl. den schönen Brief, den die Mutter seiner Zöglinge vor dem Antritt der Reise am 13. Juni 1796 an Katerkamp schrieb; bei H. J. Kappen, Clemens August, Erzbischof von Köln (Münster 1897), S. 20 f.

Die Reise ging über Cassel, Hofgeismar (wo sie unfreiwillig länger aufgehalten wurden; s. unten den 1. Brief), Marburg, Frankfurt (4. Juli), Aschaffenburg, Würzburg (9. und 10. Juli), Augsburg, München[1]); von da (Abreise am 18. Juli) nach Lindau, Konstanz (21.—23. Juli), zu Schiff nach Schaffhausen, Zürich (31. Juli bis 3. Aug.); August und September wurde in der Schweiz zugebracht, Mitte Sept. am Vierwaldstätter See, dann Bern, Lausanne (5. Okt.); 14. Oktober über den Mont Cenis nach Italien; über Turin (15.—19. Okt.), Florenz nach Rom, wo die Reisenden am 31. Oktober ankamen. Am 3. April 1797 hatten sie Audienz beim Papste, reisten dann am 20. April nach Neapel und machten von hier vom 5. Mai bis 16. Juni eine Seefahrt nach Sicilien. Von Neapel wieder in Rom angekommen, traten sie im Juli die Heimreise an, hielten sich in der ersten Hälfte des August in Wien auf und kehrten dann über Dresden nach Münster zurück.

Katerkamp — äußerte später Clemens August — „ließ anfangs nicht ahnen, was noch aus ihm werden sollte. Erst später, besonders seit der italienischen Reise, entwickelte sich zum Erstaunen Aller sein bewunderungswürdiges Talent, das bis zu seinem Tode immer herrlicher sich entfaltete.“ [2]) Es ist deshalb gewiß von Interesse, ihn selbst über die auf dieser Reise empfangenen mannigfaltigen Eindrücke berichten zu hören, soweit eben die leider nicht zahlreichen und meist nur kurzen Briefe reichen; umsomehr als, soviel ich weiß, anderweitige Briefe des ausgezeichneten Mannes bis jetzt nicht veröffentlicht sind. [3])

---

1) Von München aus wurde in Ebersberg auch Sailer besucht; vgl. die Schilderung dieses Besuches in einem Briefe Clemens Augusts bei Kappen a. a. O., S. 22 f.

2) Kirchen-Lexikon (1. Aufl.), XII, 638. Vgl. Kappen S. 4.

3) Katerkamp theilt überhaupt mit der großen Mehrzahl der besten Männer des katholischen Deutschlands das Geschick, daß sehr wenig für sein Andenken geschehen ist. Eine etwas eingehendere

Die Briefe sind von verschiedenen Stationen der Reise an die beiden älteren Brüder seiner Zöglinge, den Erbdrosten Adolph und den Weihbischof Kaspar Max nach Münster resp. Darfeld gerichtet; den Briefen von dieser Reise ist noch ein älterer Brief vom Jahre 1792 an die beiden letzteren beigegeben, als diese ihre Romreise machten. Ausgelassen wurden nur Stellen, die sich auf geschäftliche Angelegenheiten beziehen, desgleichen ein paar kurze Mittheilungen, die sich ausschließlich mit solchen beschäftigen.

1. Katerkamp an den Erbdrosten Freiherrn Adolph v. Droste zu Vischering.

Frankfurt, 5. Juli 1796.

Wir kamen gestern gesund und glücklich hier an. . . . Wir sind zur rechten Zeit hier angekommen; denn wäre unsere Reise etwa vier Täge später gefallen, so wäre wahrscheinlich unser Weeg von Marburg hieher abgeschnitten worden.

Die beyden Brüder speisen in diesem Augenblick beym Kurfürsten.

Unser Aufenthalt zu Hofgeismar ist zufällig länger ausgefallen, als wir uns vorgenommen hatten, weil eine successive Unpäßlichkeit der beyden Domherren, die aber doch von keinem Belange war, die Abreise verhinderte: wir reiseten den 1ten Juli von da, nachdem wir fast 8 Tage die Fürstin [1]) und Kätchen [2]) dort gesehen hatten.

Lebensskizze liegt nur vor in der „Trauerrede auf den Tod des verstorbenen Domdechants und Professors der Theologie Dr. Katerkamp", gehalten von Brockmann; Zeitschrift für Philosophie und kath. Theologie, 11. Heft (1834), S. 113—132. Vgl. außerdem: Kirchen-Lexikon (1. Aufl.), XII, S. 637—639 (Uedinck); 2. Aufl., VII, 333—335 (Fechtrup); Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller (Münster 1866), S. 170 f. Ein Porträt ist dem 5. Bande der Kirchengeschichte vorangestellt.

1) Gallitzin.

2) Katharina Stolberg.

Von H. v. Fürstenberg werden sie hoffentlich nun schon Nachrichten von seiner völligen Herstellung haben; wir verließen ihn, zwar auf der Beßerung, aber doch noch sehr schwach.

Adieu, liebster H. Erbdroste; viele Empfehlungen an die Fr. Erbdrostin und den Herrn Bischof.

Katerkamp.

NB. Die beyden Domherren hatten so fest gehoffet, hier die ersten Briefe zu finden, und es ist keiner da.

2. Katerkamp an den Weihbischof Kaspar Max von Droste zu Vischering.

Würzburg, 10. Juli 1796.

Bei ihrem gestrigen Geburths-Tage haben wir Ihnen den Seegen des Himmels für Zeit und Ewigkeit aus unserer Ferne zugewünscht. Wir waren vielleicht an mehr, als drey Orten aus einander getrennt, doch alle vereinigt in dem, der das Ziel unserer Liebe ist, und der unsre Wünsche erhören kann.

Wir haben gestern Bekantschaft mit dem Prof. Reuß[1]) gemacht; er erzeigte uns alle mögliche Höflichkeit und errinnerte sich mit vieler Freude Ihrer: wir hörten am Nachmittag sein Kollegium über die praktische Vernunft und nach dem Collegium kamen wir mit ihm in einen Streit über das Kantische Moral-Prinzip, der sich dahin endigte, daß wir ihn nicht bekehrten, und er uns nicht zu Kantianer machte.

Der Mensch soll durchaus keinen Beweg-Grund aus Furcht vor Strafe, nicht aus Hofnung der Belohnung hernehmen, blos der magere Grundsaz: Es ist Gesez soll seine Handlungen bestimmen. Die Beymischung jener Grundsäze verunreinigt die Moralität des Menschen; und wenn die Moralität bisher keine größern Fortschritte gemacht hat, so liegt die Ursache blos in dieser Vermischung. Kant hat sie gesäubert,

1) Maternus Reuß, O. S. B., seit 1782 Professor der Philosophie an der Universität Würzburg, † 26. Sept. 1798; eifriger Kantianer. Vgl. über ihn und seine Schriften A. Lindner, Die Schriftsteller des Benediktiner-Ordens in Bayern, Bd. II (1880), S. 199–201.

und durch ihn können wir hoffen, daß es mit uns armen Menschen in Zukunft beßer aussehen werde.

Wir machten ihm den Einwurf: Hofnung der Belohnung sey das Streben auf ewig mit Gott durch Liebe vereinigt zu werden, warum denn durch Liebe die Moralität des Menschen verunreinigt würde?

Die Liebe ist eigennüzig, versezte er. Es giebt, sagte ich, eine Liebe des Bedürfnißes, die das ihrige sucht, und es giebt eine Liebe, die sich ganz in den Vollkommenheiten des geliebten Gegenstandes verliehrt, und sich selber vergist, contemplative Liebe.

Contemplation ist mystische Schwärmerey, gehört zur Sinnlichkeit und verunreinigt. Will man durch Liebe, die Erfüllung des Gesezes verstehen, nun ja, dann gebe ich Liebe zu; aber eine Liebe, die durch Vernunft erregt wird.

Ich denke geleitet wird; die Liebe ist nicht das Werk der Vernunft. Es giebt eine Liebe des Herzens, und für sie ein eignes Organ, einen moralischen Sinn. Es ist kein geringer Nachtheil, den diese Philosophie stiftet, daß sie den Menschen zerstückelet, und eine seiner wichtigsten Seiten unbebauet läst.

Wie soll denn diese Liebe erregt werden, wenn nicht durch Vernunft?

Unmittelbar. Das Vollkommene trift unmittelbar, wie das Schöne, sobald es nur gehörig erkant wird.

Er gab einigermaßen zu, und verläugnete dadurch (so viel ich den Kant kenne) seine Kantischen Grundsäze.

Ein verderblicher Grundsaz, woran diese Herren schon krank liegen, ist der: So wie das positive Gesez nach dem Naturgesez bestimt und erkläret werden muß, so müße alle Offenbarung der Vernunft gemäs erkläret, in so fern sie der Vernunft gemäs ist angenommen, und im Gegentheil verworfen werden.

Ich befürchte, es werde noch mit den wißenschaftlichen Revolutionen gehen, wie mit der politischen in Frankreich: Eine National-Versamlung fängt an einzureißen, und eine folgende sezt das Werk fort, bis endlich alles durch einander geworfen ist.

Der Eindruck, den mir Reuß macht ist folgender: Seine borstigen Haare und sein volles stark gebautes Gesicht kündigen mir einen Mann an, der wohl zu einer eichenharten Philosophie aufgelegt ist, aber wenig Feinheit des Sinnes hat. Dieses dünkt mich, zeigt sich auch noch aus folgendem: wir fragten ihn, ob nicht die Kantische Moral den Menschen dahin bringen müste, auf sich selbst zu ruhen, und alle Kraft zur Befolgung des Gesezes in sich selbst zu suchen. Er gab zu, und nannte das einen edlen Stolz, den ein Vater in seinem Kinde lieben müste.

Wenn ich einen Geistlichen und noch dazu einen Mönch sehe, der Kantisch ist, so entsteht fast unwillkürlich das Vorurtheil in mir, daß Ehrgeiz oder Eitelkeit ihn zu Paradoxen verleite. Reuß zeigt eine übertriebene Gesprächigkeit, bey der man fast nicht zum Worte kommen kann; ein Umstand, der jenes Vorurtheil in mir bestätigt.

Ich konnte es nicht laßen, ihm von dieser Seithe etwas Stof zum Nachdenken zu geben. Wir besahen das Naturalienkabinet des Prof. Plank, wovon ihnen ihre Brüder schon weitläufiger schreiben werden. Plank ist ein sehr simpler Mann und ein äuserst fleißiger Samler. Als Plank sich einmal entfernte sagte ich dem Reuß: „Es gefällt mir so wohl, daß „man an diesem Manne seinen reinen Eifer für sein Geschäft „so klar durchblicket. Diese reine Liebe findet man so selten „bey Menschen, auch bey denen, die sich auf Wißenschaften „legen. Die meisten müßen sich mit den Antrieben behelfen, „die ihnen der Ehrgeiz und Eitelkeit giebt.“ Er fand es auch so.

Das Seminarium ist ihnen bekannt, und es ist ihnen gewis aufgefallen, daß die äusere Einrichtung unseres Münsterischen Seminariums noch manche Vorzüge über dem hiesigen hat. Leibes[1]) ist ein einfacher guter Mann, aber ob er alles

1) Franz von Leibes, 1785—89 Professor der Dogmatik in Würzburg, 1789—99 Regens des Klerikalseminars, † 19. Febr. 1828; „vir mitis, benignus, simplicis cordis, ab omnibus dilectus“; A. Ruland, Series et vitae Professorum ss. Theologiae qui Wirceburgi ..... docuerunt (Wirceburgi 1835), p. 191 s.

hat, was zu einem Regens erfordert wird? Das ist eine andere Frage. Wir fragten ihn, was für Strafen bey ihnen gebräuchlich wären. Er antwortete: Abbruch am Eßen, oft müßten sie auch über Tisch ein geistliches Buch vorlesen. So giebt man das Schöne zur Strafe.

Katerkamp.

3. Katerkamp an den Erbdrosten.

Lausanne, 5. Oct. 1796.

So eben komme ich hier an von Bern; eine starke Erhizung an den Augen, woran ich diese Woche habe leiden müssen, hat mich genöthiget im Wagen die gerade Landstraße zu reisen, ohne meine beyden Gefährten zur Valle Sainte begleiten zu können: morgen werden sie auch hier eintreffen. Dieselbige Ursache hat mich auch gehindert aus Bern an Sie schreiben zu können. . . .

Ich danke Ihnen, liebster H. Erbdroste für ihren freundschaftlichen lieben Brief, ich habe ihn am 9ten 7ber erhalten; seitdem sind wir, fast ohne Athem zu schöpfen, auf der Reise: dieses Blättchen soll keine Antwort auf ihren Brief sein. Bald entledige ich mich meiner Schuld. Möchten wir doch bald erfreulichere Nachrichten von unserer lieben Mutter, der Fürstin erhalten: auch hören wir hoffentlich wohl bald die Nachricht von der glücklichen Entbindung der lieben Erbdrostin! Leben Sie wohl

Ihr
aufrichtiger Freund
Katerkamp.

4. Katerkamp an den Erbdrosten.

[Rom], 17. December 1796.

Ich vereinige mich mit Ihnen, liebe beide Elteren! zu der Wiege der kleinen Sophie, und freue mich in ihrer Seele der holden Unschuld, die ihnen aus derselben entgegen lachet! o! wüßten es heut zu Tage alle Elteren, was für ein Glück es sey, in ihren neugebohrnen Kinderen, nicht Sproßen des Fleisches und Blutes, sondern Kinder Gottes zu sehen, die aus

Gott gebohren, und Tempel des hl. Geistes sind: könnten sie mit dem Auge des Glaubens an der Wiege die Stäte sehen, wo der Engel Gottes über dem Kinde wachet, so würden sie so undankbar das Christenthum nicht von sich wegwerfen. Aber, was geht uns das an, was andere thuen. Was sie wegwerfen, das wollen wir sorgfältig aufnehmen, und uns zum Schaze bereiten, an dem keine Motte frißt.

Wohl Ihnen, liebe beide Elteren, um des Glückes willen, das Ihnen Gott vor so vielen Elteren gegeben hat, die heut zu Tage keine Christen seyn wollen. Aber die Gebethe der Freunde Gottes auf Erden, die in die Segel ihrer Kinder wehen, und die schönen Beyspiele, deren Namen sie ihren Kinderen in die Krone flechten, sind ein Segen Gottes für Sie, den Sie vor so vielen tausend christlichen Elteren voraus haben. Ich wünsche Ihnen Glück dieses Seegens wegen, und freue mich ihrer Sorgfalt, mit der Sie über die Pfänder Gottes wachen werden, und die sie einst am Tage der Garben in die Scheune Gottes samlen muß.

Sie haben wohl Recht, lieber H. Erbdroste, wenn sie mit mir in Rücksicht des Schreibens nicht zufrieden sind: ich hatte ihnen außer dem Reise Bericht, den ich vor kurzem überschicket habe, einige Gedanken über den Charakter der Schweizer zugedacht: aber ich bin einmal ein elender Schreiber, der nicht leicht zum Werke kommen kann; nun ist die Sache schon einmal veraltet, und da wir schon so entfernt von der Schweiz sind, so würde es für mich eine zwecklose Sache seyn, die sie auch wenig interessieren würde, wenn ich jene alte Sachen noch nachhohlen würde. Doch soll dieses von Ihnen abhangen: wenn Sie es noch foderen, so seze ich mich noch hin, und bringe ihnen so viel als mein Gedächtnis faßet. Die Zeit ist hin. Empfehlen Sie mich vielmal der Lieben Erbdrostin.

Ihr aufrichtiger Freund
Katerkamp.

5. Katerkamp an den Weihbischof Kaspar Max von Droste.

Rom, 31. Dec. 1796.

Glückseliges neues Jahr, lieber Herr Bischof! Haben Sie vielmal Dank für die übergeschickten Testimonien. Sie haben

freylich recht, daß ich sie nicht hätte verliehren müßen. Aber so geht es auf der Reise: ich glaubte sie wohl verwahret in meinem Porte-feulle (so!) zu haben, und wer denkt denn daran, daß er sein Porte-feulle aus der Tasche verliehren werde? oder wenn es ja aus der Tasche kommen sollte, daß es auch aus dem Wagen fallen werde? ich habe indeßen die Nachricht, daß sie wiedergefunden sind und in einem Wirths-Hause für mich aufbewahret werden: von woher ich sie bald wieder empfangen werde.[1])

Wir wandern bald unter den Trümmern des alten Roms, bald unter den Schönheiten alter und neuer Zeiten: wenn ich mich nicht in der Gesellschaft von zwey so fleißigen Schreibern befände, so würde ich öfterer schreiben: aber da wir alle drey das selbige sehen, und das selbige hören, so denke ich: was nüzt es, die nämliche Weise zum dritten mal aufzutischen? und wenn dann für die Feder nichts zu thun ist, so denke ich, läst man das Herz allein schalten.

Am Weyhnachts-Tage sahen wir den Pabst pontifizieren. Sie haben gewis diese Feyerlichkeit, und diese Pracht, die gewis nirgendwo, als in Rom zu sehen ist, mehrmahlen zugesehen, Der Pabst erscheint in diesem Glanze mit unbeschreiblicher Würde: — da stocke ich schon: ich schreibe ja von einer Sache, die Sie längst wissen. Liebster Bischof! nehmen Sie mit dieser Wenigkeit vorlieb: und nehmen Sie meinen Willen für das Werk.

Empfehlen Sie mich vielmal ihrer lieben Mama, Großmama, Tante, die Schwestern und Brüder alle, und wünschen Sie Ihnen allen in meinem Namen ein fröhliches neues Jahr. Auch den Herren Weddige und Merkel.

Katerkamp.

---

1) Ueber diesen Verlust hatte Franz von Droste am 5. November 1796 an Kaspar Max geschrieben: H Katerkamp hat das Unglück gehabt, seine Testimonia Presbyteratus einige Stationen von hier zu verlieren; nun wird er freylich doch wohl die Erlaubniß Meße zu lesen kriegen, aber unter der Bedingniß die Testimonia beyzubringen. Da er zugleich Testimonia haben muß, daß kein Interdict, Censur &c. auf ihm liege, und nicht aus dem Lande geloffen sey, so bittet Er Ihm vom Vicariat Dimissorialen zu verschaffen, d. h. die Erlaubniß die Messe lesen zu mögen in welchem Lande und Orte er komme &c. wie man es beym Vicariat am besten wißen wird.

6. Katerkamp an den Erbdrosten.

Rom, 14. Jan. 1797.

— In der verfloßenen Woche entstand hier wieder die Sage von dem Bewegen der Augen an dem Bilde bey der Kirche del Gesu. Wir sind verschiedene male da gewesen, zu einer Zeit, wenn das versammelte Volk bethete. Wir haben nichts gesehen, auch noch keinen erfahren können, der mit Gewisheit sagte: er hätte es gesehen. So oft wir da waren, war keiner unter dem Volke, der ausrief, als wenn er etwas sähe. Dieser Umstand ist für mich eine Bestätigung der ersten Wunder, die so viele gesehen haben; denn er zeigt wenigstens, daß das Volk nicht so leichtgläubig und so der Täuschung unterworfen ist, als man wohl glauben möchte. An den ersten Wundern kann man nicht mehr zweifeln. Sie kennen die Angelica, und wissen [wie] wenig ihre Ruhe sie zur Uebereilung stimmt. Diese glaubte einmal die Bewegung der Augen zu sehen; sie dachte bey sich selber: sollte das keiner aus dem Volke bemerken, und alsbald fieng das versammelte Volk an, zu jauchzen. Sie versichert, daß Protestanten die mit ihr bekant sind, Engländer und Preussen das Factum bestätigen. Es soll auch nicht ohne Früchte geblieben seyn: besonders da die geringere Volks-Klaße sehr für eine revolution gestimmt war, und sich schon geneigt erklärte, die Franzosen zu empfangen. Dem beßeren Theile und vielleicht dem grösten muß man das Zeugnis geben, daß man wohl nirgend so häufig in den Kirchen das Volk versamlet, nirgend so ruhige stille Andacht findet, als hier. Von der Neigung zu Neuerungen sind die Römer nicht ganz frey. Aber man kann aus dieser Neigung keine böse Folgen fürchten, weil sie durch keinen Haß der Stände angefeuret ist.

Ueber die Wunder denke ich heut nach Eutin zu schreiben; ich habe im verfloßenen Monathe an Kätchen geschrieben, wo ich noch nicht die Sache so bezeugen konnte, als jezt. Leben Sie wohl, lieber H. Erbdroste, 2c.

7. Katerkamp an den Weihbischof Kaspar Max v. Droste.

Rom, 21. Jan. 1797.

Da die beyden Brüder heut nicht schreiben, so komme ich desto zuversichtlicher zu ihnen, lieber H. Bischof, weil ich weiß,

daß ich Ihnen nicht zum zweyten mal auftische, was Sie schon einmal genoßen haben. Zu aller erst sollen Sie herzlichen Dank haben für die gute Nachricht, die Sie uns von unserer lieben Fürstin mitgetheilet haben. Daß Sie an dem Tage, an welchem Sie schrieben, zum ersten male ausfahren wollte, das ist doch schon ein Zeichen von einer Festigkeit ihrer Gesundheit, und wir wollen hoffen, daß sie nach der Zeit noch mehr gewonnen habe. Ich bin oft um ihrentwillen nicht wenig besorgt gewesen: aber nun laße ich die Sorge fahren.

Da Sie in ihrem lezten Briefe von einem neuen Werkchen von Claudius[1]) nicht melden, so muß ich Sie darauf aufmerksam machen, damit ihnen dieses nur ja nicht entgehe. Es ist gegen Göthe und Schiller geschrieben. Ersterer hat eine Menge Epigrammen in den Schillerschen Horen (eine periodische Monathschrift) wider verschiedene deutsche Schriftsteller geschrieben; unter welchen mehrere zwar Göthens beißenden Wiß verdienen mögen. Aber er hat sich auch vermeßen, mit unverschämter plumper Dreistigkeit die beyden Stollbergen, und insbesondere unseren Frid. Leopold anzugreifen, und zwar aus dem bösen Grunde, weil ihm Stolbergs kristlicher Sinn zuwider war.[2]) Wenn Sie die Schrift von Claudius gelesen haben, so haben Sie gewis sich gefreut über den schönen Wiß, mit

---

1) „Urians Nachricht von der neuesten Aufklärung nebst einigen andern Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Bothen", Hamburg 1797. Die „Kleinigkeiten" sind die gegen Göthe's und Schiller's Xenien gerichteten Antixenien, von denen Katerkamp hier spricht. — Am 11. März schreibt Franz von Droste an Kaspar: „Dank für des Asmus Schriftgen; Ihr werdet später gesehen haben, daß wirs schon kannten; sie sind aber darum recht willkommen und wir werdens schon anzubringen wißen".

2) Gemeint sind die beiden Distichen Göthe's in den Xenien:

Dialoge aus dem Griechischen:

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F[riedrich] S[tolberg],
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht.

Das Brüderpaar.

Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.

welchem Claudius, mit scharfer Geißel peitschend dem Göthe vergilt.

Sie wissen schon, daß wir auch an der Piazza d'Ispagna wohnen, dort kommen wir alle Tage auf dem Monte Trinità oder in der Villa Medicis und sehen dort ganz Rom unter uns. Welcher Anblick! Ich kenne nichts größeres, das von Menschen-Händen hervorgebracht wäre. Alle übrige Städte sind, von einer Höhe, oder in der Entfernung gesehen so ein abgezirkelter Fleck, den man mit einer Hand bedecken kann. Rom verlieret sich zwischen den mannigfaltigen Hügelen, ohne sichtbare Gränze: ein großes indefinitum!

Possis urbe Roma nihil visere majus, sagte Horaz.[1]) Heut waren wir in der Chiesa St. Agnese und wohnten der Einsegnung der Lämchen bey. Sie wißen, daß hier die lebende Wolle geweihet wird, aus welcher die bischöflichen Pallien bereitet werden. Wir sahen die armen geduldigen Schäfchen aufs Altar legen, und die Einsegnung verrichten: Spazierten dann auserhalb der Stadt zum Anio, versenkten uns im Geiste auf dem Monte Sacro unter die aufrührerischen Römer, wenn sie einmal Volkstribunen foderend, dem sanften Redner Messenius Agrippa folgten, das andere mal nicht eher zurückzukommen drohten, bis die Zehn-Männer niedergelegt hätten. „Bis hieher, sagten wir einander kam Hannibal, und gieng beschämt zurück!"

(Dann durchgestrichen: Möchten die Karthaginenser unserer Zeit doch mit eben der Demüthigung von) —

Wenn ich wieder zurückkomme, so bringe ich Ihnen ihre Bibel für den Gebrauch, den sie mir leistete, mit Zinsen zurück. Diese Zinse ist ein schönes Andenken, das ich daran geknüpft habe. Sie wißen, daß am Weyhnachtstage die Krippe unseres Herrn in der Maria magg. ausgestellet ist. Ich hatte gerade ihre Bibel bey mir und rührte sie an die Krippe. Ich denke: wir laßen uns in keine gelehrte und kritische Fragen über die Aechtheit der Krippe ein: wir glauben es schlecht und recht,

1) Possis nihil urbe Roma Visere maius.
(Carmen saeculare, v. 11 s.)

und es soll uns nicht schaden, daß wir ein Andenken von ihr bey uns führen.

Leben Sie wohl, lieber H. Bischof! grüßen Sie alle die unsrigen nach der Reihe.

Katerkamp.

8. Katerkamp an den Erbdrosten.

Rom, 4. Febr. 1797.

(Am Anfang des Briefes ist im Zusammenhang geschäftlicher Mittheilungen bemerkt, daß Franz v. Droste, der sich auf den Empfang der Subdiaconatsweihe vorbereitete, eben in Exercitien begriffen sei.)

... Franz ist in seiner retraite besonders wohl zufrieden: er geht mit unbeschreiblicher Heiterkeit und frohem Sinne seiner Standes-Wahl entgegen. Er wird bis künftigen Dienstag noch in dem Kloster bleiben: dann empfängt er die quatuor minores, und wahrscheinlich am Sonntag das Subdiaconat.[1]) Ich denke, er wird im Geiste eine Salbung empfangen, die ihn zum lieblichen Wohlgeruch vor Gott machen wird.

Die lezte Niederlage der Oesterreicher macht Roms Lage von neuem bedenklich, indeßen ist hier alles so still und ruhig, als wenn an keinen Feind zu denken wäre. Doch vergist man nicht aufs eifrigste Anstalten zur Gegenwähr zu machen. Alle Truppen werden vor und nach aus der Stadt zur Gränze hingezogen, und die Stadt blos der guardia civica überlaßen: es ergehen proclamationen an das Land-Volk, worin sie aufs dringendste aufgefodert werden, ihr Haab und Gut und ihre Religion, mit allen Kräften zu schüzen. Alle Kaufleute auf dem Lande sind bey 200 Scudi Strafe verpflichtet, ihre Pferde gegen einen zu bestimmenden Preis, der aber doch nicht über 60 Scudi seyn soll, einzuliefern: wer 100 Rubien Einsaat besizt, ist verpflichtet, ein Pferd zu lieferen, wer 200 hat, liefert 2 u. s. w. Man achtet die Armee auf 20,000 Mann; sie wird jezt von östreichschen Offizieren exerciert. Wäre sie einmal discipliniert genug, so müste sie doch noch etwas abhalten

---

1) Er empfing die Subdiaconatsweihe am 24. Februar 1797.

können. Aber bisher fehlt es noch durchaus an Artillerie und Artilleristen.

Da ich mich zum schreiben hinsezte, fühlte ich mich, ihren Aufträgen gemäs, aufgefodert, ihnen etwas Politisches mitzutheilen: aber wie ich überhaupt wenig Beruf zum Politiker habe, so ist mir in Rom vorzüglich alles Politizieren zum Eckel. Möchte Rom frey bleiben von feindlichen Anfällen! Es scheint ja ein so billiger Wunsch, daß Gott den Siz seines Stathalters und jene Stadt schüzen werde in welche so manche Schäze von Schönheiten alter und neuer Welt gesamlet sind, retten möge.

Leben Sie wohl, lieber Herr Erbdr., grüßen Sie herzlich Fr. Antonia und alle übrigen

Katerkamp.

9. Katerkamp an den Erbdrosten.

Rom, 25. März 1797.

Ich hatte Ihnen, Liebster Herr Erbdroste! heut einen ordentlichen Brief zugedacht: aber nun höre ich so eben, daß heut Katechismus ist: und das verargen Sie nicht, wenn ich Ihnen mit einem kleinen Brief erscheine, um zu Rom den Katechismus nicht zu versäumen. Außer dem, was Sie auch schon aus den vorigen Briefen ihrer Brüder wißen, giebt es hier nichts Besonderes neues: und das alte wißen Sie, weil Sie es selber mit Augen gesehen haben. Uebrigens können Sie auch wohl aus den lezten Friedensnachrichten selber abnehmen, daß der Theil von Rom, der die Werke der schönen Künste zu schäzen weis, in Trauer sein müße, weil nun keine Rettung für die Erhaltung derselben zu seyn scheint. Gestern sahen wir noch vielleicht zum lezten mal den Apollo und Laokoon: ein Römer stand neben uns, und sagte: adesso a ragione di piangere e noi piangiamo tutti und hiemit stieg ihm [ein] Seufzer auf, der ihm wie ein gezicktes Schwerd durchs Herz fuhr. Wir können uns freuen, daß wir noch eben zur Zeit gekommen sind, um diese schönen Werke zu sehen, übrigens ist es kein angenehmer Anblick, selbst für den Fremden nicht, dieselbe einpacken zu sehen. . . .

10. Katerkamp an den Erbdrosten.

Rom, 1. April 1797.

. . . Sie wißen gewis schon durch die Domherren, daß wir gleich nach Ostern nach Neapel reisen werden. Julia Reventlov, die auch den ersten Tag nach Ostern abreisen wollte, hat ihre Reise noch bis den 4ten May aufgeschoben. Die gute Julia befindet sich seit einiger Zeit nicht so gut, als wir sie im Anfang fanden: der Graf nimt von Tag zu Tag an Gesundheit zu: man hat allen Grund zu hoffen, daß er ganz wieder hergestellet werden wird. Leben Sie wohl, liebster Herr Erbdroste; grüßen Sie vielmahl die liebe Erbdrostin und alle angehörige.

Katerkamp.

11. Katerkamp an den Weihbischof Kaspar Max v. Droste.

Piano di Sorrento, 18. Juni 1797.

Aus dem schönen Thale von Sorrento komme ich auch mal wieder zu Ihnen liebster H. Bischof, um Ihnen für ihre Errinnerungen meiner, in den Briefen an ihre reisenden Brüder zu danken, und zugleich Ihnen meinen beschiedenen Theil unserer Sizilianischen Reise mitzutheilen: ich gestehe Ihnen, so gerne ich mich auch aus diesem freundlichen Thale Ihnen mittheile, so umwölket doch meinen Sinn etwas, warum ich für izt lieber schweigen möchte; aber es ist einmal entschieden, daß diese Reise unseren Münsterschen Freunden mitgetheilet werden soll: und nun will ich auch diesen Plan nicht stören. Erwarten Sie indes nicht vielmehr, als eine Abschrift einiger flüchtig, während der Reise, hingeworfenen Bemerkungen.

Unsere Reise von Sizilien hat sich so von selbst eingelenkt; stillschweigend verstand es sich daß sie gemachet werden müste: und es war nie eine Frage über das: Ob, sondern nur: Wann sie vor sich gehen sollte: und daher kann ich sagen, daß ich dazu weder abgerathen, noch zugerathen habe: doch habe ich sie immer gewünscht, so wohl für mich, als für meine beyde Gefährten: einmal, weil ich es sehr nüzlich hielt das Land zu sehen, in welchem der Herr die Strahlen seiner Herrlichkeit und Macht mit so reicher Hand ausgegoßen hat, dann

können. Aber bisher fehlt es noch durchaus an Artillerie und Artilleristen.

Da ich mich zum schreiben hinsezte, fühlte ich mich, ihren Aufträgen gemäs, aufgefodert, ihnen etwas Politisches mitzutheilen: aber wie ich überhaupt wenig Beruf zum Politiker habe, so ist mir in Rom vorzüglich alles Politizieren zum Eckel. Möchte Rom frey bleiben von feindlichen Anfällen! Es scheint ja ein so billiger Wunsch, daß Gott den Siz seines Stathalters und jene Stadt schüzen werde in welche so manche Schäze von Schönheiten alter und neuer Welt gesamlet sind, retten möge.

Leben Sie wohl, lieber Herr Erbdr., grüßen Sie herzlich Fr. Antonia und alle übrigen

Katerkamp.

9. Katerkamp an den Erbdrosten.

Rom, 25. März 1797.

Ich hatte Ihnen, Liebster Herr Erbdroste! heut einen ordentlichen Brief zugedacht: aber nun höre ich so eben, daß heut Katechismus ist: und das verargen Sie nicht, wenn ich Ihnen mit einem kleinen Brief erscheine, um zu Rom den Katechismus nicht zu versäumen. Außer dem, was Sie auch schon aus den vorigen Briefen ihrer Brüder wißen, giebt es hier nichts Besonderes neues: und das alte wißen Sie, weil Sie es selber mit Augen gesehen haben. Uebrigens können Sie auch wohl aus den lezten Friedensnachrichten selber abnehmen, daß der Theil von Rom, der die Werke der schönen Künste zu schäzen weis, in Trauer sein müße, weil nun keine Rettung für die Erhaltung derselben zu seyn scheint. Gestern sahen wir noch vielleicht zum lezten mal den Apollo und Laokoon: ein Römer stand neben uns, und sagte: adesso a ragione di piangere e noi piangiamo tutti und hiemit stieg ihm [ein] Seufzer auf, der ihm wie ein gezicktes Schwerd durchs Herz fuhr. Wir können uns freuen, daß wir noch eben zur Zeit gekommen sind, um diese schönen Werke zu sehen, übrigens ist es kein angenehmer Anblick, selbst für den Fremden nicht, dieselbe einpacken zu sehen. . . .

10. Katerkamp an den Erbdrosten.

Rom, 1. April 1797.

. . . Sie wißen gewis schon durch die Domherren, daß wir gleich nach Ostern nach Neapel reisen werden. Julia Reventlov, die auch den ersten Tag nach Ostern abreisen wollte, hat ihre Reise noch bis den 4ten May aufgeschoben. Die gute Julia befindet sich seit einiger Zeit nicht so gut, als wir sie im Anfang fanden: der Graf nimt von Tag zu Tag an Gesundheit zu: man hat allen Grund zu hoffen, daß er ganz wieder hergestellet werden wird. Leben Sie wohl, liebster Herr Erbdroste; grüßen Sie vielmahl die liebe Erbdrostin und alle angehörige.

Katerkamp.

11. Katerkamp an den Weihbischof Kaspar Max v. Droste.

Piano di Sorrento, 18. Juni 1797.

Aus dem schönen Thale von Sorrento komme ich auch mal wieder zu Ihnen liebster H. Bischof, um Ihnen für ihre Errinnerungen meiner, in den Briefen an ihre reisenden Brüder zu danken, und zugleich Ihnen meinen beschiedenen Theil unserer Sizilianischen Reise mitzutheilen: ich gestehe Ihnen, so gerne ich mich auch aus diesem freundlichen Thale Ihnen mittheile, so umwölket doch meinen Sinn etwas, warum ich für izt lieber schweigen möchte; aber es ist einmal entschieden, daß diese Reise unseren Münsterschen Freunden mitgetheilet werden soll: und nun will ich auch diesen Plan nicht stören. Erwarten Sie indes nicht vielmehr, als eine Abschrift einiger flüchtig, während der Reise, hingeworfenen Bemerkungen.

Unsere Reise von Sizilien hat sich so von selbst eingelenkt; stillschweigend verstand es sich daß sie gemachet werden müste: und es war nie eine Frage über das: Ob, sondern nur: Wann sie vor sich gehen sollte: und daher kann ich sagen, daß ich dazu weder abgerathen, noch zugerathen habe: doch habe ich sie immer gewünscht, so wohl für mich, als für meine beyde Gefährten: einmal, weil ich es sehr nüzlich hielt das Land zu sehen, in welchem der Herr die Strahlen seiner Herrlichkeit und Macht mit so reicher Hand ausgegoßen hat, dann

auch, weil die scheinbaren Gefahren selbst, für mich einladend waren. Ich meine, daß wir arme Sünder es nothwendig haben, uns zuweilen ganz in der Hand Gottes, und durchaus abgetrennet von unserer eignen Hülfe zu fühlen. Es kömt ja alles und fast einzig darauf an, daß wir den Gözen, der in uns ist, und auf den wir trauen, umstürzen, und statt seiner ganz in Gott zu ruhen lernen: da leidet es dann oft Gefahr, daß die Formeln, in denen wir Gott dem Herren vorsagen, daß Wir nichts sind, und alles von ihm haben und ganz von ihm abhangen &c. nichts als glatte Worte sind, die so wenig Grund haben, als die Complimente der großen Welt. Wir fahren dieser Aeußerungen ungeachtet, fort, auf uns selbst zu rechnen, und den Gözen anzubethen. Gott der Herr, deßen Rathschlüße undurchdringlich sind, hält seine eignen Weege, durch welche er die Seinigen zur Ruhe in Ihm bringen will: er gründet und kräftiget seine auserwählten Seelen durch die Weege des Leidens: Wer der Leiden noch nicht würdig genug ist, wie ich, oder noch zu jung dafür ist, wie ihre Brüder, die müßen die Gelegenheiten benuzen, die ihnen gegeben werden, um durch Aufopferung dahin zu gelangen. Ich sage nicht, daß man sich freywillig und vermeßentlich in Gefahr geben solle: aber, wenn ein wichtiger Nuzen erworben werden kann, so berechne man die Gefahr, sichere sich dagegen, so viel als durch menschliche Klugheit erreichet werden kann, und werfe die Ueberreste der Gefahr in die Hände der alles leitenden Vorsicht, in deren Namen das Werk angefangen wird.

Da das Packet-Boot in der Flotille ist, worin die künftige Königin abgehohlet wird, so musten wir uns nach einer andern Gelegenheit umsehen, worin wir unsere Reise nach Palermo, sicher vor den Barbaresken, vollenden könten. Es gab Schiffe aus Venedig und Genua, die bequem genug eingerichtet waren: aber sie waren von einer mit den Barbaren im Krieg befindlichen Seemacht: ein anderes Schwedisches gab zwar Sicherheit genug, weil Schweden mit ihnen im Frieden ist: aber der Kapitain versicherte uns, daß er sich einer Visition (so!) von Seiten der Korsaren müste gefallen laßen, und dadurch würden wir einer unangenehmen Quarantaine ausgesezt seyn. Wir fanden endlich eine Schebecke aus der Insel Pantellaria, die

mit einem Frey-Paß aus Tunis versehen war, der gegen alle drey See-Mächte Sicherheit gab.

Der Tag unserer Abfarth war auf den 5ten May bestimt: eine große Anzahl von Paßagieren, die sich ungefehr auf 18 Personen belief, hatte sich auf diesem Schiffe einschreiben laßen: um vor unangenehmer und böser Gesellschaft gesichert zu seyn, hatten wir uns die Kajüte des Kapitains ausbedungen.

Am 5ten May kamen alle gegen Sonnen-Untergang zusammen; das Verdeck war voll von Reisenden, und solchen die ihre abreisenden Freunde bis an Bord begleiteten. Ein eigenes Gemische von Charakteren: römische Grazie verbunden mit italiänischer Heftigkeit: städtische Urbanität und gelehrte Pedanterey: kaufmännische Geschwäzigkeit und militärischer Leichtsinn, das alles vereinigte sich in den Menschen von verschiedenem Stand und Verhältnißen, die unsere Reise-Gesellschaft werden sollten. Die Segel wurden gespannet, und wir verließen an dem heiteren und windstillen Abend, mit langsamen Fortgang den Hafen. Unsere ganze Gesellschaft blieb auf dem Verdeck und genoß des schönen Anblicks der großen Bucht von Neapel, dieser Berg-an liegenden Stadt und des dampfenden Vesuv's. Gegen die Nacht begaben sich die übrigen unter das Verdeck, und wir in die Kajüte. Die Schiffer hatten uns vorzüglich in Affection genommen, daher kam der Bruder unseres Kapitain mit noch anderen Matrosen zu uns herein, um uns über unsere Gesellschaft zu beruhigen: Sie wären alle, Leute von Stand und gutem Charakter: Sono tutti professori, sagte Er. Aber viel intereßanter, als die ganze Reise-Gesellschaft, waren uns unsere Schiffer: ich habe kein Volk in Italien gesehen, das nur einiger maßen mit diesen Pantellaresken und mit allem, was ich aus dieser Insel gesehen habe, an Munterkeit, Herzlichkeit und freundlichem Sinne verglichen werden könnte. Sie sind die wahren Schweizer Italiens, und vielleicht mehr als Schweizer. In dem Elemente worin sie leben, und an der Schwelle eines fürchterlichen Feindes (ihre Insel liegt nur 6 deutsche Meilen von Tunis) haben sie sich so in die Hand Gottes hingegeben, daß sie kaum eine Vermuthung wagen; fragt man sie über künftige Witterung, so ist ihre Antwort: Iddio la sà; speriamo di Dio. Man wird schwerlich ein Volk

Schif weniger tief gesunken wäre. So gern rechnen wir arme Menschen auf uns selbst.

Der Sturm lies etwas nach, aber der Scirocko hinderte uns noch immer einzulaufen: unsere Schiffer gaben auch den Tag die Hofnung dafür auf, und lenkten statt deßen dem Capo di Gallo vorüber, um in der Bucht von Carini vor dem Winde Schuz zu suchen. Indem wir langsam die Küste hinab segelten, sahen wir von der entgegengesezten Seithe ein anderes Schif ankommen, daß uns ein Zeitlang aufmerksam hielt, weil wir zweifelten, ob es nicht eine Barbareske seyn möchte. Der Kapitain dieses Schiffes hatte uns eben so im Augenmerk und foderte uns durch einen Kanonen-Schuß auf, die Flagge aufzustecken: die Schiffer nennen das in ihrer Sprache richiamare l'ubbidienza. Wir waren indes beruhiget, als wir auf demselbigen die genuesische Flagge wehen sahen, und wir befürchteten nun nichts feindseeliges mehr.

Unsere Reisegefährten unterhielten uns unterdeßen über die Wachtsamkeit Siziliens, indem sie uns auf die Wartthürme zeigten, unter deren Schuz wir uns gelegt hatten, und als zu wiederholten malen eine brennende Fackel aus ihnen hervorgestreckt wurde, erklärten sie uns: das sey ein Zeichen, daß das Meer jezt sicher wäre: sie wusten das nicht beßer: denn in der That ist dieses Zeichen eine Auffoderung zur Wachtsamkeit gegen wahrgenommene Feinde. Unser (so!) Schiffer verstanden es auch beßer: plözlich riefen sie: a basso, a basso! ich folgte dem Beyspiel der übrigen, die sich hingestreckt auf das Verdeck hinwarfen, und alsbald hörte ich den Knall einer schwer geladenen Kanone, die auf unser Schif gerichtet war. Jezt flüchtete sich alles unter das Verdeck, und bald darauf hörten wir den zweyten Schuß. Zum Glück brach die Nacht an, die uns Schuz, und unseren Gegneren Zeit gab, sich über unsere friedfertigen Gesinnungen zu belehren.

Am folgenden Morgen schickte unser Kapitain nach Palermo, um die Erlaubnis einzuhohlen, an Land gehen zu können; in jeder Stadt, die mit einem Hafen versehen ist, giebt es eine besondere Commission, welche die Päße untersuchet und auf die Gesundheit der Ankommenden Achtung giebt: die Schiffer nennen

diese Erlaubnis pratica. Wir giengen in einer Barke unter Capaci an Land und fuhren zu Lande nach Palermo.

Palermo liegt an dem schönen Meerbusen, der von der einen Seite von dem Capo di Safarano und von der anderen von dem Monte dei Pellegrini geschüzt wird: wie der Meerbusen ins Land hineingehet, so weichen auf gleiche Art die Gebürgigen Ufer zurück, und bilden ein geraumiges Thal von unbeschreiblicher Fruchtbarkeit. Die Stadt giebt selbst in ihren Ring-Mauern Genus der schönen Natur: man steht in ihrer Mitte und sieht von der einen Seithe aufs Meer, und von drey anderen Seithen auf die hohen Gebürge.

Werden Sie sich nicht verwunderen, wenn ich sage, daß ich in Palermo Theil am Hof-Leben genommen habe: dieses war das erste mal und es wird wohl nicht leicht zum zweiten mal der Fall werden, wofern es nicht ein geistlicher und ein so nüchterner Hof ist, wie der von Palermo. Nach der lezten Verschwörung, worin auch der Vice-König von Sizilien begriffen war, vertrit der Erzbischof,[1]) ein siebenzigjähriger Greis die Stelle des Vicekönigs: ohne seine geistlichen Pflichten zu vergeßen, beschäftiget er sich bis spät in die Nacht für das Wohl der Unterthanen: sein weißes Silberhaar und sein freundliches Auge verkünden einen unbeschreiblich milden Sinn, der grade mit dem Ernste verbunden ist, den die Stelle, worauf er stehet, fodert: Er und der Pabst gehören unter die liebreichsten, sanftesten und liebenswürdigsten Menschen, die ich auf dieser Reise gesehen habe.

In Palermo ward unsere Sizilianische Reise näher überlegt: Da wir nicht Zeit genug hatten, die ganze Küste zu umreisen, so hatten wir eine zwiefache Alternative vor uns: entweder die nordliche Küste über Messina bis Syracus zu Lande zu bereisen, oder zu Waßer die westliche und südliche Küste zu umziehen: die zweyte Art hatte das vor sich, daß wir zwey Zwecke vereinigen konnten, den Genus der Natur und der griechischen Alterthümer, da uns durch die erste nur Genus

---

1) Der damalige Erzbischof von Palermo war Philipp Lopez y Royo, seit dem 17. Juni 1793; derselbe resignirte am 24. Juli 1798; Gams, Series episcoporum p. 952.

der Natur zu Theil geworden wäre: es fragte sich nur, ob wir auf die Art sicher genug reisen könnten. Da uns jeder versicherte, daß wir auf einem maltesischen Spironar ohne alle Gefahr reisen würden, so wählten wir das nüzlichste vor dem weniger nüzlichen.

Die Maltheser halten sich immer an der Küste, so bald sich eine Barbareske zeigt, gehen sie gleich an Land, und sind vor allem gesichert: ich muß auch als Haushalter hinzusezen, daß diese Art die wohlfeilste ist.

Wir verließen am 17ten May Palermo, und ruderten um das Capo di Gallo. Das Meer war noch nach einem Sturm, den es die Tage vorher gelitten hatte, sehr unruhig: wir konnten daher nicht weiter kommen, als bis in die Bucht von Carini, wo wir zuerst gelandet waren. Wir legten uns hier unter Schuz einer Warte, und blieben dort den Tag über. Nach Mitternacht des folgenden Tages ruderten unsere Schiffer bis Castel a mare, wo wir am Morgen an Land giengen, um die Reste der alten Trojanischen, von Aeneas gestifteten Stadt Segesta zu sehen. Unser Weeg gieng durch Thäler von ganz eigner Fruchtbarkeit: zur Rechten hatten wir eine Reihe von Bergen, die über einem fruchtbaren Fuße nackte Felsen hervorstreckten, zur Linken und vor uns große und geraumige Thäler wo zwischen den umgebenden Bergen, der Blick sich bald in weite Ebenen verlor, die alle mit dem Seegen Gottes bedecket waren, und wiederum im Rückblick von dem großen Meer überrascht ward. Sie kennen die schönen Ueberbleibsel eines keuscheren Geschmacks, die man zu Segesta sieht. Wir kamen am Abend wieder in unserem Speronar an, und segelten am folgenden Morgen an der schönen Küste mit günstigem Winde nach Trapani.

Ich habe mich auf dieser Reise oft an dem großen Anblick des Meeres gelabet: es sind stille feyerliche Augenblicke — Augenblicke voll von Ahndungen der Gegenwart Gottes, wenn man in feyerlicher Stille am Gestade wandelt und bald mit dumpfen Murmeln die Wogen spielend sich nahen sieht, oder wenn sie ein anderes mal unter dem wehenden Hauche Gottes mit lautem Getöse und zürnender Eile zum Gestade hinstürmen und schäumend sich an den Riegeln Gottes brechen. Ich pflege

dann auch wohl an die grauen Schweizer-Berge und die abgestumpften Fichten zu denken, die der Sturm Gottes an ihnen zerbrach, oder mit herabgeschleuderten Steinen zerschmetterte, und dann denke ich an

Die Stimme des Herren über den Waßern!
Stimme des Herren in der Herrlichkeit,
Stimme des Herren, der die Zedern zerbricht!
Und zerbrechen wird der Herr die Zedern auf Libanon!

Oder:

In des Herren Hand sind der Erde Gränzen,
Denn sein ist das Meer und Er hat's gemacht
Und das feste Land gründeten seine Hände.
Komt laßt uns anbethen und niederfallen vor dem Herren
Denn er ist der Herr unser Gott
Wir aber sind sein Volk und die Schäflein seiner Weide.[1])

(Die Fortsetzung der Reise in Sicilien, von der Ankunft in Trapani am 19. Mai bis zur Ankunft in Catania am 3. Juni schildert Clemens August unter demselben Datum; den Schluß, von da bis zur Rückkehr nach Neapel am 16. Juni, besonders die Besteigung des Aetna, beschreibt der gleichzeitige Brief von Franz.)

12. Katerkamp an den Erbdrosten Adolph v. Droste zu Vischering und dessen Bruder Kaspar Max, nach Rom.
Ohne Datum. (Mit dem Vermerk: Erh. Rom d. 13. März 1792.)

Meine lieben Herren
Erbdroste und Domprobst!

Ich weis mir ihre Briefe, die Sie an ihre Brüder schicken, für meinen Theil ziemlich gut zuzueignen; das gute, nützliche, angenehme sehe ich auch an, als wäre es zum Theil mir gesagt; das wollen Sie ja auch! Darum erkläre ich nochmal, so gierig ich auch nach ihren Briefen greife: rauben Sie sich um meinetwillen keine Zeit, die [Sie] für Gott, für andere und für sich so nützlich anwenden können; mir ist es

1) Ps. 28, 3—5 und Ps. 94, 4—7.

mit ihrem guten Willen genug, den Sie, Herr Erbdrost, in dem Briefe an Franz erklärten.

Ich sehe aus ihren Briefen, daß Sie in der moralischen Welt viel Dunkel und Schatten finden; aber wenn man auch dagegen Männer wie Jakobi, Lamezan, Sailer, Statler und den Bischof von Wirzburg sieht, die sich wie helle Morgensterne in dunkelen Nächten zeigen, so bleibt man außer Gefahr, von den Reizen der Welt zu sehr gefeßelt zu werden; wer die Finsterniß in ihrer ganzen Schwärze und zugleich das Licht in voller Schönheit sieht, der wird, dünkt mich, nicht lange mit der Wahl anstehen. Doch: das ist nur wenig gesagt: auch in diesen Fällen würden wir auch unserem Auge nicht einmal Reinheit genug zuschreiben können, wenn nicht eine unsichtbare Hand unsere Schritte leitete, und alles von uns entfernte, woran wir straucheln können. Sezen Sie doch alles Zutrauen auf den, der die Lilien auf dem Felde bekleidet, und ohne dessen Vorwißen kein Haar von unserem Haupte fällt; denn wenn der sich doch um Dinge bekümmert, die in unseren Augen so unbedeutend sind, wie könnte er denn seines Ebenbildes vergeßen? Könnte die Mutter ihres Kindes vergeßen, so vergäße doch Gott seines Sohnes nicht, der es ja dadurch ward, daß er mit des Eingebohrnen Blute erkauft ward!

> Der Herr leitet mich, nichts wird mir fehlen; dort auf seiner Weyde hat er mich gelagert; an erfrischenden Bächen erzog er mich; auf sich hat er meinen Geist gerichtet; auf den Weeg der Gerechtigkeit führt' er mich, um seines Namens willen. Und gieng ich nun auch durch dunkle Thale des Todes, so fürcht' ich doch kein Uebel.[1])

Von ihrem aufrichtigen Freunde
Katerkamp, der in seinem unwürdigen
Gebete sich ihrer erinnert.

---

1) Ps. 22, 1—4.

LI.

Eugen Boré, Forscher und Missionär im Orient.

(1809—1877.)

(Schluß.)

Ein weiterer Erfolg auf einem anderen Gebiete trug dazu bei, Boré in seinem ferneren Wirken noch mehr zu ermuthigen. Das Lob, das ihm für die Uebersendung seiner Memoiren durch die Académie des inscriptions et belles lettres zu Theil wurde, und das ehrende Zeugniß des Grafen Sercey ließen ihn näher mit Guizot bekannt werden. Im Jahre 1841 wurde er zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Auch die Verdienste um die Religion, die sich Boré erworben, lenkten die Aufmerksamkeit der höchsten kirchlichen Stelle auf ihn, und Papst Gregor XVI. ernannte ihn mittels Breve vom 5. April 1842 zum Ritter des Sylvesterordens. Nicht lange darauf erhielt er auch von Seite der Académie des inscriptions et belles lettres ein äußerst schmeichelhaftes Schreiben, in welchem ihm seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede an Stelle Mr. de Saulcy's mitgetheilt wurde. Mehr als diese Ernennung mußte ihn jedoch ein Brief Guizot's, der ihn für den Consulatsposten in Jerusalem vorschlug, ehrend berühren. Leider überwog der Geist des Protestantismus bei dem Staatsmann, und Mr. Guizot überlegte sich die Sache nochmals und verzichtete auf seine Absicht, Boré diesen

wichtigen Posten anzuvertrauen. Man trug in jenen Tagen Bedenken vor einem so noblen und entschieden katholischen Charakter, wie dessen Boré einer war. — Behufs rascherer Ermöglichung und Ausführung seiner Pläne fühlte Boré das Bedürfniß, sich mit den maßgebenden Faktoren Roms und Frankreichs persönlich ins Benehmen zu setzen. So machte er sich denn auf den Weg nach Europa und sagte Persien Lebewohl. Ueberall, in Frankreich wie in Italien, empfing man ihn mit dem größten Wohlwollen. —

Der Orient hatte es ihm nun einmal angethan, und wir finden ihn noch im Jahre 1842 wieder in Konstantinopel. Ein wichtiges Ereigniß im December 1845 überzeugte ihn, daß seine Bemühungen in Paris zur Annahme der von ihm im Orient für richtig gehaltenen Politik nicht vergeblich gewesen.

Der Herzog von Montpensier, Prinz des königlichen Hauses, verlangte während seines Aufenthaltes in Konstantinopel auch sämmtliche religiösen Etablissements zu besichtigen. Als der Prinz sich anmeldete, war es Boré, dem die Ehre zufiel, diesen zu empfangen und zu begleiten. Mit sichtlichem Interesse informirte sich der Herzog über die Werke, die für das Ansehen des französischen Namens im Oriente von nicht geringer Bedeutung waren. Boré ertheilte ihm jede gewünschte Aufklärung, und benützte dabei auch die Gelegenheit, ihm seine Ansichten auseinanderzusetzen. Diese gingen nicht auf eine Theilung des türkischen Reiches, sondern auf dessen Organisation nach den Errungenschaften der heutigen Civilisation und der religiösen Freiheit hinaus. Seine Ansicht war es ferner, die Religion vom Staate zu trennen; derselbe sollte aufhören, speciell muselmännisch zu sein, er sollte einfach ottomanisch sein. Griechen, Bulgaren, Armenier, Albanesen und der Araber — sie alle sollten ein gemeinsames Vaterland haben, und aufhören, in dem Türken nur den Feind zu erblicken. Diese Umwandlung erfordere aber vor Allem zweierlei: die Ge-

währung der Gewissensfreiheit für alle Unterthanen — auch die Muselmänner, die deren eigentlich am meisten entbehrten — und die Promulgation eines Civilrechtes, das ebenfalls für alle Nationen ein gleiches sein solle. Dieser Gedanke war vielleicht ein Traum; es wäre sehr fraglich gewesen, ob der Plan, selbst wenn er realisirt worden wäre, dazu beigetragen hätte, eine bessere Lösung herbeizuführen, als der heutige Zustand der Ungewißheit, dessen wir so oft Zeuge sind.

Das weise und kluge Auftreten Boré's, seine hohe Intelligenz, seine tiefe Kenntniß orientalischer Angelegenheiten und seine erprobte Hingabe für die Interessen Frankreichs bestimmten die französische Regierung, ihm zu wiederholten Malen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und ihn mit wichtigen und schwierigen Missionen zu betrauen. Gelegentlich der Ausführung einer solchen, die Kleinasien, sämmtliche Inseln des Archipels und Syrien betraf und eine lange Abwesenheit von Konstantinopel erforderte, verstand er es geschickt, seinen Aufenthalt in Palästina zum Studium der Frage des hl. Landes, die damals bereits Europa zu beschäftigen begann und die dann einige Jahre später zum Krimkriege führen mußte, auszunützen. Am 31. Juli 1841 schrieb Boré an die Propaganda in Rom und drückte den stillen Wunsch aus, noch Priester werden zu wollen. Einerseits war es jedoch seine tiefe Demuth, die ihn für diesen hohen Stand als unwürdig erscheinen ließ, anderseits waren es berufene Stimmen, die ihn versicherten, er könne, wenn er im Laienstande verbleibe, mehr und nachdrücklicher für die Sache Gottes und das Heil der Seelen wirken, als wenn er noch Priester werde; daher sein Schwanken und seine Unentschlossenheit in dieser Richtung. Doch die Stunde der Berufung war auch für ihn gekommen. Am 7. April 1850 wurde er zum Priester geweiht und er entschloß sich unmittelbar darauf zum Eintritte in die vom hl. Vincenz von Paul gestiftete Congregation der Missionen. Kurz nach seiner Priesterweihe verließ Boré Konstantinopel, um sich nach

Paris zu begeben und dort im Mutterhause der Lazaristen sein Noviziat durchzumachen. Trotz seines berühmten Namens bemühte er sich, klein und demüthig wie der geringste und letzte der Postulanten zu sein. Nachdem er am 25. Mai 1851 wieder nach Konstantinopel zurückgekehrt war, beschäftigte er sich von neuem mit allen jenen Werken, denen er sich schon vorher gewidmet. Beauftragt mit der Leitung des Colleges in Bebeck, reservirte er sich selbst die Ertheilung des Religionsunterrichtes, der Philosophie, Geschichte und vergleichenden Geographie. Die Einführung verschiedener glücklicher Neuerungen in dem Unterrichtsplane fand allenthalben die freudigste Zustimmung der Levantiner. Kurze Zeit darauf erhielt sein Ansehen ein vermehrtes Prestige durch die Verleihung des Titels eines Provinzials oder Visitators und jenes eines apostolischen Präfekten, mit welchem Rom ihn auszeichnete. In Smyrna, Kleinasien, Salonichi, auf dem europäischen Continent, auf Naxos und Santorin, dem Archipel, überall bedeutete Boré eine Art katholischer Renaissance. Ja seine Spuren gingen wieder nach Chaldäa und Persien, wo er einst gesäet und wo nun der gute Samen zur Reife gelangte.[1])

Unter diesen Arbeiten waren inzwischen zwei weitere Jahre verflossen, als der orientalische Krieg zum Ausbruche kam. P. Boré hielt den Krieg für nützlich; er sah in demselben eine Gelegenheit für Frankreich, sein Protektorat im Orient und seine wahre Mission, die Vertheidigung der Kirche, wieder aufzunehmen, und die Erleichterung der Möglichkeit der Rückkehr der Dissidenten zur Einheit der Kirche. Unmittelbar nach dem Beginne des Krieges wurden in Konstantinopel eine Reihe von Ambulanzen — 14 an der Zahl — errichtet und der Dienst in denselben vom Kriegsministerium den Söhnen und Töchtern des hl. Vincenz

1) Um diese Zeit, bezw. ein Jahr vorher fällt die Errichtung des armenischen Bisthums Ispahan.

von Paul anvertraut, und P. Boré als Visitator und apostolischer Präfekt mit der Oberleitung derselben beauftragt. Missionäre wie Schwestern legten eine wahrhaft bewunderns-werthe Hingabe an den Tag. Fünfundzwanzig derselben erlagen den Anstrengungen des schweren Dienstes. P. Boré reservirte sich speciell das Hospital in der Stadt. Seine Aufmerksamkeit und Fürsorge erstreckte sich gleichzeitig über alle: Engländer, Russen oder Franzosen. Soweit es ihm möglich war, suchte er die Wünsche Aller zu erfüllen. Einen ganz besonderen Trost bereitete ihm der religiöse Geist, der in allen Armeen herrschte. Wenn er sich den Reihen der gefangenen Russen näherte, griffen sie alle nach seinem an der Brust herabhängenden Kruzifixe, um es mit Inbrunst an ihre Lippen zu führen. Einer von ihnen verlangte von ihm die Absolution. „Aber ich kann sie Dir ja nicht geben, mein Sohn, da Du Schismatiker bist," erwiderte ihm P. Boré. — „Ich, Schismatiker! das weiß ich nicht, ich bin in diesen Sachen nicht so unterrichtet; aber das weiß ich, daß ich bald zu Gott gehen muß; führt mich zu ihm, ganz gleich auf welchem Wege, aber nur führt mich hin!"

So gutmüthig P. Boré sonst war, ebenso entschieden konnte er auch auftreten, wenn es die Umstände verlangten. Beweis dessen ist unter Anderem nachstehende Thatsache, wo er sich nicht fürchtete, den mit den allgemeinen Gesetzen der Menschlichkeit im Widerspruche stehenden Gesetzen des ottomanischen Reiches zu trotzen. Vier junge Georginer wurden von türkischen Soldaten ihren Angehörigen geraubt und nach Konstantinopel auf den Markt geführt, wo sie von einem hohen türkischen Würdenträger gekauft wurden, der sie absolut zur Annahme des Islam zu zwingen versuchte. Glücklicher Weise gelang es ihnen, zu entweichen und in dem Hause der Lazaristen in Galata eine Zuflucht zu finden. Darüber grenzenlose Aufregung des betreffenden Beamten und der gesammten muselmännischen Kreise Konstantinopels. Der Polizeichef reklamirte die Flüchtlinge sofort

von den Lazaristen. Weit davon entfernt, sich ob dieser Forderung und auch durch Drohungen einschüchtern zu lassen, erwiderte P. Boré, daß er die unter den Schutz der Lazaristen Geflüchteten nicht nur nicht herausgeben, sondern sein Haus auch ferner allen denen öffnen würde, die sich in die gleiche Lage, Schutz suchen zu müssen, versetzt sehen sollten. Der türkische Beamte wagte es nicht, auf der Herausgabe der Flüchtlinge noch weiters zu bestehen, da die Ottomanen die Abendländer zu nöthig hatten, um sie herauszufordern. Aber man rächte sich für diese Niederlage an einigen katholischen Georginern, die man unter den seichtesten Vorwänden in das Gefängniß werfen ließ. Die ganze Angelegenheit verursachte in der Hauptstadt nun erst recht eine gewaltige und leicht begreifliche Erregung. Sie deckte die ganze Wunde der Sklaverei offen auf und ließ selbst die Gewissensfreiheit als gefährdet erscheinen. Derartige Ausschreitungen durften in einem Lande, für welches zwei christliche Nationen das Blut ihrer Söhne vergossen, unmöglich mehr geduldet werden. Die französische Botschaft vertrat die Klage der Lazaristen und stellte der Pforte vor, wie es der Civilisation Hohn spreche, Leben, Ehre und Gewissen von der Laune eines Einzelnen abhängig zu machen, und daß, wenn die Türkei, deren Verfall seit Langem seinen Anfang genommen, eine Regeneration erhoffe, sie sich die abendländischen Nationen zum Vorbild nehmen müsse, und sich absolut nicht mehr in den Geleisen der Vergangenheit weiter bewegen dürfe. Die Institution selbst, die zu derartigen Mißbräuchen führte, wurde rücksichtslos verurtheilt. Die Folge hievon war ein Ferman des Sultans im November 1854, der die Sklaverei im ganzen Bereiche des ottomanischen Reiches verbot. Die Abschaffung der Sklaverei in der Türkei war ein wirklicher Triumph der christlichen Civilisation, und nicht in letzter Linie ein Hauptverdienst P. Boré's, der hiezu redlich seinen Theil beigetragen hatte.

Daß sich die Sorge P. Boré's ganz besonders auch

auf die Werke der Frömmigkeit erstreckte, ist klar. Daher war auch sein Hauptbestreben auf das Wichtigste derselben, die Errichtung von Kirchen und Kapellen, gerichtet. Seit sechzehn Jahren bemühten sich die unirten Armenier vergeblich um die Erlaubniß zum Baue einer Kirche in Konstantinopel. Der seeleneifrige Missionär benützte seinen Einfluß bei hochgestellten Personen der Regierung zur Erlangung der nothwendigen Genehmigung. Doch auch jetzt, nachdem diese bereits ertheilt war, trat ihm der Fanatismus des Pöbels, von irgend einer Seite aufgestachelt, noch öfters hindernd in den Weg, und versuchte, trotzdem selbst der Scheik-ül-Islam sein Votum für den Bau der Kirche abgegeben, die Arbeiter mit Gewalt von dem Weiterbaue abzuhalten. Erst als P. Boré in ostentativer Begleitung des Sekretärs Mehemet Ali's an dem Bauplatze erschien, hörte jede Opposition plötzlich wie mit einem Zauberschlage auf. Die Vollendung dieses Gotteshauses war ein wirkliches Ereigniß und eröffnete sozusagen eine neue Aera. Seit den Tagen der lateinischen Kaiser gab es in Konstantinopel keine katholische Kirche mehr, die dieser Bezeichnung würdig gewesen wäre.

Im Jahre 1866 wurde P. Boré, der in dem Plane der göttlichen Vorsehung zu einer noch höheren Bestimmung ausersehen sein sollte, als Generalsekretär der Congregation nach Paris zurückberufen. Seine zahlreichen Verbindungen, die er allenthalben angeknüpft, und seine hervorragenden Talente waren es, die ihm das specielle Vertrauen seiner Mitbrüder verschafften, und ob deren man ihn für am geeignetsten hielt, beiden Congregationen diejenigen Dienste zu leisten, die man von ihm zum Wohle derselben, namentlich auch der barmherzigen Schwestern erwarten zu dürfen glaubte.

Da kam der Krieg vom Jahre 1870; das Mutterhaus der Lazaristen in Paris wurde zum Sitze einer Ambulanz eingerichtet. Ein Theil der Priester blieben zur Pflege der Kranken in der Stadt, die übrigen vertheilten sich auf die

improvisirten Spitäler in der Umgebung P. Boré selbst widmete sich im Hause und der Ambulanz der Schwestern in der Vorstadt Arcueil speciell der Pflege der Blatternkranken.

„Einer unserer armen Soldaten, schreibt er unterm 24. September in seinem Tagebuche, ist heute Morgen an den kleinen Blattern gestorben. Von fürchterlichen Schmerzen gepeinigt, bereitete er sich mit lebendigem Glauben auf seinen Gang in die Ewigkeit vor. Arcueil ist verlassen, und es fehlt an einem Schreiner, einen Sarg zu bekommen. Auf einer improvisirten Bahre trug man ihn hinaus, aus Furcht vor Ansteckung von Niemand begleitet, als meiner Wenigkeit und Schwester de Norp, beide mit der internationalen Binde am Arme. Es war diese Vorsicht sehr am Platze, denn kaum hatten wir einige Schritte hinter uns, als wir bereits Schützen im Hinterhalte gewahrten, jeden Augenblick bereit, Feuer zu geben". Die Lage sämmtlicher innerhalb der Bannmeile gelegenen Communen war in den Tagen der beiden Belagerungen eine äußerst kritische. Arcueil war an manchen Tagen gleichzeitig dem Artilleriefeuer der Deutschen und den Kanonen des Forts Bicêtre und Montrouge ausgesetzt. Die Strenge der Jahreszeit vermehrte noch die Leiden der Belagerung, die durch die Commune ihren Höhepunkt erreichten. „Diese Nacht, schrieb P. Boré am 18. März 1871, glaubte ich gegen 2 Uhr Morgens ein fernes Geräusch, das Läuten der Glocken der Hauptstadt zu vernehmen, und am Morgen, gegen 5 Uhr war ich überzeugt, daß mich mein Gehör nicht getäuscht, und das Geräusch der traurige Ton der Sturmglocken gewesen. Alle Verbindungen zwischen der Stadt und der Bannmeile sind abgeschnitten, und wir wissen nicht, was in der unglücklichen Stadt, wo die sociale Revolution zu triumphiren scheint, vor sich geht. Armes Frankreich! Du mußt den Kelch der göttlichen Rache bis zur Neige leeren, und der Welt zeigen, daß die nämliche allmächtige Hand, die dich bis an die Pforten des Todes geführt, einzig und allein

im Stande ist, dich wieder zu neuem Leben zu erwecken und deine Wunden zu heilen".

Am 12. März 1874 verschied der Generalsuperior der beiden Congregationen, der Lazaristen und der barmherzigen Schwestern, P. Etienne. Der Tod dieses ausgezeichneten Ordensmannes, der die Familie des hl. Vincenz von Paul, die unter den Schlägen und Nachwehen der Revolution nahezu vernichtet schien, mit geschickter, energischer Hand wieder zu neuer Blüthe brachte, ließ eine große Oede zurück. Die Wahl seines Nachfolgers war für die beiden Congregationen eine Frage von hoher Bedeutung. Sechs Monate nach dem Tode P. Etienne's ging P. Eugen Boré von der Generalversammlung als Generalsuperior gewählt hervor. Man kann wohl sagen, daß der Eifer, das Wissen, die Erfahrung, der Ruf und der unermüdliche Schaffensgeist P. Boré's dazu beitrugen, seine Mitbrüder schon im voraus zu seiner Wahl zu bestimmen.

Da P. Boré schon seit dem Jahre 1867 als Generalsekretär seiner Congregation gewirkt, war es ihm um so eher möglich, sich leicht in seine neue Stellung, seine neuen Aufgaben hineinzufinden. Als Generalsuperior ging sein ganzes Bestreben dahin, seiner hohen Mission, soweit es in seinen Kräften stand, voll und ganz gerecht zu werden. Unmittelbar nach seinem Amtsantritte entschloß er sich, die zahlreichen Provinzen beider Congregationen persönlich zu visitiren. Nachdem mit Italien der Anfang gemacht und dasselbe durcheilt, lenkte er seine Aufmerksamkeit zunächst Großbritannien zu, wo die barmherzigen Schwestern erst seit dem Jahre 1859 sich niedergelassen. In Begleitung der Generaloberin der Filles de la Charité, Schwester Lequette, besuchte er die dortigen Häuser der Congregation, sowie das Waisenhaus zu Leyton, in der Nähe Londons, das die englische Regierung in ihrer Toleranz den barmherzigen Schwestern anzuvertrauen kein Bedenken trug.

Von England aus führte ihn sein Weg nach den afri-

kanischen Colonien, wo er der Reihe nach die Diöcesen Algier, Oran und Constantine besuchte und troß der schwierigen Reiseverhältnisse wohl kaum eine Niederlassung außer seinem Gesichtskreise ließ. Als im folgenden Jahre der Krieg die Türkei verwüstete, konnte P. Boré angesichts des Elendes eines Landes, in welchem er schon vor seiner apostolischen Carriere seine Kräfte entfaltete, nicht unempfänglich bleiben. Ohne für die eine oder die andere kriegführende Nation Partei zu ergreifen, sandte er seine Schwestern zur Pflege der Verwundeten und Sterbenden in beide Lager. Im gleichen Jahre noch unternahm er seine letzte Reise, und zwar in ein Land, in welchem den beiden Congregationen in Folge des gerade noch in seiner vollsten Schärfe tobenden „Culturkampfes" schwere Wunden geschlagen wurden, nach Deutschland. Dennoch war auch hier, namentlich aber in Köln, seine Aufnahme eine geradezu herzliche. Er und Schwester Lequette, die ihn begleitete, besuchten eine Reihe noch bestehender Häuser und setzten dann ihre Reise über Berlin nach Myslowitz an der österreichisch-polnischen Grenze, wo sie am 10. August eintrafen, fort. Einige Stunden später waren sie in Krakau. In Lemberg bewunderten sie die einzigartige Disciplin von vierhundert gefangenen Frauen, die Frucht der Intelligenz und des Seeleneifers des Gefängnißgeistlichen, der der Congregation der Lazaristen angehörte, und der liebevollen Hingabe von sechzehn zur Beaufsichtigung angestellten barmherzigen Schwestern.

Von hier aus durchquerten P. Boré und Schwester Lequette nun die verschiedensten Theile der österreichisch-ungarischen Monarchie: Ungarn, Mähren, Steiermark und Kärnthen. In Graz begrüßten die Studenten P. Boré in französischer, deutscher, slavischer, ungarischer und lateinischer Sprache und waren nicht wenig erstaunt, den Generalsuperior fließend in französischer, deutscher, slavischer und lateinischer Sprache erwidern zu hören. Von hier führte ihn der Weg zunächst zurück nach Frankreich.

P. Boré's Lebensalter war zwar noch kein so hohes, daß man nicht noch auf eine längere Reihe von Jahren für den Unermüdlichen hätte hoffen dürfen. Allein die zahlreichen, beschwerlichen Reisen blieben nicht ohne ihre Folgen, wenn auch P. Boré hierüber niemals eine Klage laut werden ließ. Dennoch trat die Katastrophe zu einer Zeit ein, in welcher man es noch am wenigsten erwartet hätte. Man erzählt sich, daß er auf wenige Stunden vom Mutterhause abwesend, auf dem Heimwege von einem förmlichen Wolkenbruche überrascht worden, und ihm nach seiner Rückkehr die Anwesenheit einiger Personen, die mit ihm Geschäftliches zu reden hatten, gemeldet wurde. Ohne sich die Zeit zum Wechseln der Kleider zu nehmen, erschien er sofort im Sprechzimmer, und nachdem er sich zurückgezogen, überfiel ihn ein förmlicher Stickhusten. Dennoch schien die Krankheit sich noch nicht wirklich gefährlich gestalten zu wollen. Am 2. Mai schrieb er noch einige empfehlende Worte für verschiedene arme Pfarreien an den Direktor des Oeuvre apostolique, Msgr. Gaume; es war dies sein letzter Akt der Barmherzigkeit, den seine im Wohlthun unermüdliche Hand noch vollzog. Am Tage darauf nahm die Krankheit bereits einen derart beunruhigenden Charakter an, daß er die heil. Sterbesakramente verlangte und empfing. Morgens 8 Uhr segnete er auf Wunsch die ganze Communität. Unterdessen ließ sich der Cardinalerzbischof Guibert anmelden. Gegen 9½ Uhr ertheilte Seine Eminenz nach einigen erbauenden Worten dem Sterbenden den inzwischen eingetroffenen Segen des hl. Vaters. Mit den Worten „Seht, wie ein Heiliger stirbt", entfernte sich der Kirchenfürst vom Sterbelager, und eine Stunde später gab P. Boré im Alter von 68 Jahren seinen Geist in die Hände seines Schöpfers und Erlösers zurück. War sein Generalat auch nur ein kurzes, so wird dessen Wirken dennoch mit unauslöschlichen Buchstaben in den Annalen der beiden vom hl. Vincenz von Paul gestifteten Genossenschaften eingeschrieben bleiben.

Zum Schlusse dieses wahrhaft apostolischen Lebens möge ein kleiner Rückblick auf die Geschichte des Christenthums in Persien überhaupt und auf den Stand desselben in der Gegenwart seinen Platz finden.

Ohne Zweifel kam das Christenthum durch syrische Glaubensboten schon sehr frühzeitig nach Persien,[1]) ja es ist mehr als wahrscheinlich, daß es sogar apostolischen Ursprunges ist. Am Ende des dritten und Anfangs des vierten Jahrhunderts stand die Kirche Persiens in hoher Blüthe. Im Jahre 325 erscheint schon ein persischer Bischof Johannes auf dem Concil zu Nicäa. Im ersten Drittel des 4. Jahrhunderts brachen zwei blutige Christenverfolgungen aus, von denen die letztere 40 volle Jahre dauerte, während welcher Tausende von Christen ihren Glauben mit dem Martyrium besiegelten. Was der blutigen Verfolgung noch entgangen, fiel der Irrlehre des Nestorianismus zum Opfer, und was dieser noch nicht vollständig zerstörte, verwüstete der Islam, dem auch die alte Religion der Perser, die Religion Zoroasters, weichen mußte. Gut 700 Jahre hindurch gab es in ganz Persien keine anderen Christen mehr, als nur Nestorianer. Im Anfange des 14. Jahrhunderts kam der Dominikaner Franco aus Perugia nach Persien und predigte dort das Evangelium mit solchem Erfolge, daß ihn Johannes XXII. im Jahre 1318 zum Metropoliten der damaligen persischen Hauptstadt Sultanieh ernannte. Unter der Herrschaft der Timuriden (1337—1405) ging der Katholicismus in Persien abermals zu Grunde. Erst 300 Jahre nach Franco's Auftreten in Persien, im Anfange des 17. Jahrhunderts, wagten sich die Carmeliten von der Reform der hl. Theresia neuerdings nach Persien und fanden auch in der That bei Schah Abbas I. wohlwollendste Aufnahme. Mit Erlaubniß desselben gründeten sie sogar in Ispahan ein Kloster und es hatte

1) Siehe Artikel „Persien" im Freiburger Kirchenlexikon.

den Anschein, als sollte das Christenthum einer neuen Blüthenperiode entgegengehen. Urban VIII. errichtete im Jahre 1629 zu Ispahan ein lateinisches Bisthum und übertrug die Mission den Carmeliten. Ueberall erhoben sich Kirchen; den Carmeliten folgten Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner und Augustiner, die miteinander in der Bekehrung Persiens wetteiferten und Tausende von neuen Bekennern der Kirche zuführten.

Eine abermalige Verfolgung unter Nadir-Schah im Jahre 1736 vernichtete wiederum Alles. Erst im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts sandte Rom armenisch unirte Priester nach Persien. Im Jahre 1834 erließ Feth-Ali-Schah eine für die Christen sehr günstige Verordnung und gewährte ihnen ungehinderte Ausübung ihrer Religion im ganzen Reiche. So standen die Dinge, als Boré nach Persien kam.

Im Jahre 1840 wurde dann die Mission, wie bereits ausgeführt, den Lazaristen übertragen. Seit 60 Jahren arbeiten sie nun an der Bekehrung der Schismatiker, denn obwohl der Schah persönlich dem Christenthum nicht feindlich gegenübersteht, kann trotzdem von einer Bekehrung der Muhamedaner naturgemäß soviel wie keine Rede sein und dürften Conversionen als außerordentliche Gnadenerweisungen zu großen Seltenheiten gezählt werden. Die Erfolge unter den Schismatikern sind zwar klein, aber stetig. Harte Zeiten für die Lazaristen und die Katholiken Persiens brachte die Hungersnoth im Jahre 1872, besonders weil die schon seit 1850 in das Land gekommenen Protestanten mit ihren reichlichen Mitteln die Katholiken zu gewinnen suchten. Allein viele derselben ließen sich in ihrem Glauben nicht irre machen, sondern zogen lieber den Hungertod vor, als daß sie ihn verleugneten.

Im Jahre 1874 erfolgte unter Pius IX. die Wiederherstellung des lateinischen Bisthums Ispahan und damit

auch die Errichtung der ersten apostolischen Delegatur. Die Zahl der Katholiken ist beständig im Wachsen begriffen. Sie sind besonders vertreten in den westlichen Provinzen und Städten. Lazaristen und barmherzige Schwestern wirken in Urmiah, wo auch der apostolische Delegat, Mſgr. Lesné, der ebenfalls der Congregation der Lazaristen angehört, residirt; ferner in Khosrowa, Ispahan, Teheran, Salmas, Tauris und anderen Städten des Reiches. Sie leiten und unterhalten Priesterseminare, Waisenhäuser, Pensionate und Volksschulen Im Inneren des Landes sind vorzüglich armenisch-unirte Priester thätig. Außer dem lateinischen Bisthume Ispahan, das allerdings nur etwas über 200 Katholiken, meist Europäer, zählt, bestehen noch die beiden chaldäischen Diöcesen Salmas und Urmiah und das armenische Bisthum Ispahan. Die Diöcese Salmas, deren gegenwärtiger Bischof, Mſgr. Isaak Koudabache, ebenso wie der Bischof von Urmiah, Mſgr. Thomas Audo, ein Zögling der Propaganda ist, wurde im Jahre 1847 errichtet und zählt heute 10,000 chaldäische Katholiken, 11 Priester, 12 Kirchen und Kapellen und 21 Stationen, das im Jahre 1880 errichtete chaldäische Bisthum Urmiah dagegen 5200 Katholiken mit 43 Weltpriestern, 42 Kirchen und Kapellen und 70 Stationen. Die Lage dieser letzteren Diöcese ist um so schwieriger, als sie von den Protestanten in der bekannten und üblichen Weise durchwühlt wird — anstatt Muhamedaner oder Schismatiker zu bekehren, verlegt man sich auf das scheinbar leichtere Geschäft, die „Bekehrung" der Katholiken.

Endlich besteht auch noch das von Pius IX. im Jahre 1850 errichtete armenische Bisthum zu Ispahan, das zur Zeit vom armenischen Patriarchen von Cilicien administrirt wird. Das Bisthum zählt 7600 katholische Armenier, 11 Priester und 4 Kirchen bezw. Kapellen.

Einschließlich der 12 Lazaristen zählt die Kirche Persiens demnach gegenwärtig 77 Priester, 58 Kirchen und Kapellen

und 91 Stationen, und einschließlich der 200 Lateiner im Ganzen 22,900 Katholiken, denen ca. 43,000 schismatische Armenier und ca. 25,000 schismatische Chaldäer (oder Nestorianer) sowie eine Anzahl Protestanten und über fünf Millionen Muhamedaner gegenüberstehen. Den 77 Priestern der drei Riten stehen außerdem noch gegen 40 barmherzige Schwestern zur Seite.

Wenn Persien demnach heute wiederum nahe an 25,000 Katholiken zählt, so ist dies nächst der göttlichen Vorsehung wohl ganz besonders den Söhnen und Töchtern des heil. Vincenz von Paul, und nicht in letzter Linie P. Boré, der seiner Zeit sein Möglichstes dazu beitrug, die Aufmerksamkeit aller maßgebenden kirchlichen wie weltlichen Kreise auf Persien hinzulenken, zu verdanken. Wenn es einmal gelungen sein wird, wenigstens alle Schismatiker zur Einheit der Kirche zurückgeführt zu haben, so wird vielleicht auch einmal die Stunde schlagen, in der die Muhamedaner das Christenthum mit anderen Augen ansehen werden als bisher, denn es ist leider Thatsache, daß gerade im Orient die unseligen Spaltungen der christlichen Kirche wesentlich dazu beitragen, dieselbe in den Augen des Islam für minderwerthig zu halten und in Mißkredit zu bringen.

LII.

Die Gesellschaft und der Kampf um's Dasein.

V.

Am Schlusse des Artikels „Gemeindesocialismus“ wiesen wir hin auf die Bestrebungen der Bodenreformer, Grund und Boden aus dem Privatbesitz in den Gemeindebesitz überzuführen, wobei sie sich aber, wie gesagt, einer bedenklichen Ueberschätzung der Grundrente schuldig machen. Die Riesengewinne der städtischen Bodenspekulanten, das Anschwellen der städtischen Grundrenten haben die Bodenreformer ganz verblendet, so daß sie ganz übersehen, daß auf dem Lande die Verhältnisse gerade entgegengesetzt liegen. Der Grundsatz, von dem sie ausgehen, daß die Grundrente wachsen muß mit jedem Menschen, der mehr in unser Volk hineingeboren wird, mit jedem Fortschritt der Culturarbeit, die in Gemeinde und Staat geleistet wird, paßt nur für die bevorzugten Grundstücke; die große Masse des ländlichen Besitzes unterliegt gerade dem entgegengesetzten Einflusse, sie unterliegt dem Gesetze der abnehmenden Grundrente, dem Gesetze der Werthverminderung. *Je mehr die Grundstücke im Werthe steigen, die mit Industrie und Handel irgendwie in Beziehung stehen, desto mehr sinken die reinen Ackerbaugüter im Werthe* und sind kaum mehr anzubringen. [1])

---

1) Damit soll nicht geleugnet werden, daß eine zeitlang zu Beginn der industriellen Entwicklung, namentlich in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts, die Grundrente allgemein stieg, aber gerade dieses Steigen hat die Krisis, den Rückfall um so schwerer gemacht.

Es ist nicht mehr so, wie es an sich sein sollte und wie es auch die Bodenreformer voraussetzen, daß die ganze Preisbildung auf agrarischer Grundlage ruht. Nur in naturalwirthschaftlichen Perioden hängt von den Getreide- und Viehpreisen der Güterwerth ab, woran noch in späterer Zeit Worte wie pecunia erinnern. Nur in solchen Perioden gewährt der Getreidepreis für den Statistiker einen Ausgangspunkt, woran er andere Preise mißt. Heute wie zu allen geldwirthschaftlichen Zeiten hat sich das Verhältniß umgekehrt und der Bauer hat gar keinen Einfluß mehr auf die Preisbildung. Aehnlich war es schon einmal in der römischen Kaiserzeit und am Schlusse des 15. Jahrhunderts, beides traurige Zeiten für die Landwirthschaft. Und doch hatte hier wie dort die Landwirthschaft immer noch größeren Einfluß und behielt die Zeit immer noch einen naturalwirthschaftlichen Charakter, der nie so gründlich zerstört war wie heute. Heute bilden sich die Preise auf dem internationalen Geldmarkte und hier fällt der höchste Preis den Produkten zu, wo am meisten zu verdienen ist. Man darf bloß ein klein wenig das Treiben der Börse beobachten, um herauszufinden, daß für die Industrie, ihre Produkte und Effekten im selben Maße Hausse vorherrscht, wie für die Landwirthschaft Baisse. Dort werden die Preise emporgeschraubt und hier gedrückt ebensosehr auf Kosten der Produzenten als der Detailhändler, der Mehlhändler, welch letztere freilich wieder für ihre Verluste sich an dem Consumenten schadlos halten können.

Am merkwürdigsten ist nun aber die Erscheinung, daß vielen Nationalökonomen, denen doch auch das Wohl der Landwirthschaft am Herzen liegen sollte, die Preise immer noch nicht nieder genug sind. Die Getreidepreise, die Bodenpreise, meinen sie, seien immer noch zu hoch, das Brod zu theuer. Die Fleischpreise lassen sie vorläufig — erst jüngst

ist es anders geworden — aus dem Spiel, verweisen sie doch die Bauern, um sie von den Getreidepreisen abzulenken, auf die Viehzucht. Schon jetzt, sagen sie, verdienen die Bauern den größeren Theil ihrer Einnahmen aus der Vieh- und Geflügelzucht, aus Eiern, Milch, Butter, Schmalz, namentlich gelte das für kleine Bauernbetriebe, die hohen Getreidepreise haben überhaupt bloß Werth für Großgrundbesitzer, wogegen bekanntlich Heim nachwies, daß schon Kleinbauern mit 20 Morgen und weniger an den Getreidepreisen interessirt seien. Sollte das aber auch nicht zutreffen und sollte es wirklich möglich sein, eine Viehzucht in jenem Umfange einzuführen, wie sie in England besteht, trotz anders gelagerter Bodenverhältnisse, so würde doch die Ausdehnung der Viehzucht den Bauern nicht weit helfen. Sie würde nicht viel helfen aus dem einfachen Grunde, weil sich die Bauern dann selbst gegenseitig immer stärker Concurrenz machten und die Preise drückten, und die Noth wäre die alte. Unter den bestehenden Verhältnissen bietet die Viehzucht bei schlechten Getreidepreisen doch noch einen Rückhalt; wenn aber das Getreide nichts mehr gilt und das Fleisch und die Eier obendrein, was ist dann zu machen?

Billiges Brod und billiges Fleisch wäre gewiß ein Ideal, das höchste Ziel der Volkswirthschaft, da gerade die Billigkeit in diesen wichtigsten Nahrungsmitteln die Arbeit der gesammten nichtbäuerlichen Bevölkerung wesentlich erleichtert, wenn nur die Nationalökonomie angeben könnte, wie das Ziel zu erreichen wäre, ohne daß der Bauernstand zu Grunde geht! Verschiedene Wege hat man schon vorgeschlagen, aber kein einziger führt sicher und bietet eine unbedingte Gewähr, das Getreidemonopol sowenig wie gewaltsame Verbilligung des Bodens, eine Schuldenerleichterung sowenig als ein Steuererlaß, im Grunde genommen freilich auch nicht der Schutzzoll. Ueberall stehen Bedenken im Wege und bei allen Versuchen handelt es sich

nur um ein Tasten, Probiren. Auf unseren Gesetzgebern lastet eine schwere Verantwortung, mögen sie nicht fehlgreifen und wenigstens die gefährlichsten Abwege vermeiden!

Die Bauern arbeiten mit Unkosten — meinen Männer wie Brentano —, weil Grund und Boden noch zu theuer sei, und besser könne es nur werden, wenn die Güterpreise sinken; Grund und Boden müssen immer noch billiger werden, umsomehr als das Gesetz der sinkenden Erträge keine Erhöhung des Landwerthes erhoffen läßt. Gerade darum, meint er, sei die Industrie mit aller Macht zu fördern, da bei ihr das Gesetz steigender Erträge herrsche. Ein wesentlicher Schritt zur Verbilligung des Bodens wäre, meint Brentano, vollzogen, wenn alle Reste der mittelalterlichen Gebundenheit beseitigt wären, wenn man mit Grund und Boden wie mit einer andern Waare handeln könnte, wenn der Güterhändler wie jeder andere Kaufmann angesehen sei. Wenn man solche Vorschläge hört, kann man sich eines gewissen Humors nicht erwehren angesichts eines Ueberflusses von Landangebot.[1] Hat man denn davon noch nie etwas gehört? Noch nie gehört, wie schwer Pachtgüter im Großen und Kleinen Abnehmer finden? Gerade weil es an Käufern, namentlich an kleinen Käufern fehlt, bildet sich wieder ein neuer Großgrundbesitz und werden die kleinen Besitzer verdrängt Reiche Fabrikanten und Händler kaufen massenhaft Land zusammen und lassen es theilweise zu Wald liegen; man kennt ja die ergreifende Erzählung Roseggers in Jakob dem Letzten. So ging es in Frankreich, so geht es auch in allen Gegenden Deutschlands, wo die Industrie noch nicht hingedrungen ist und Ackerbau sich nicht lohnt. Freilich schrecken solche Aussichten die modernen Industrieschwärmer nicht; trotz all der warnenden

1) Daher scheint mir auch in den Vorschlägen, wie sie die Nationalsocialen, wie sie Jentsch macht: Ausdehnung des Reichsgebietes, Colonien, keine durchschlagende Lösung der Agrarnoth zu liegen, obwohl sie zu beherzigen sind.

Folgen, die Rom und England uns vor Augen hält, streben sie auf Latifundien und Plantagen los, wo Bauern als Wanderarbeiter und Kleinpächter einen kärglichen Verdienst finden. Nur in der Nähe von Städten dürften sich nach ihnen einige Gärtner kümmerlich halten; die große Masse freier Bauern aber müßte verschwinden.

Im Sinne einer überwundenen Nationalökonomie, die nur auf den Reichthum hinstrebte, die lebendigen Menschen aber außer Acht ließ, einer Nationalökonomie, die Brentano selbst als überwunden hinstellte, sprach er bekanntlich das große Wort gelassen aus, daß man den Untergang des Bauernstandes hinnehmen müsse und daß der Bauernstand dies Opfer bringen müsse, wenn das allgemeine Interesse, d. h. der Volksreichthum es erheische. Mit diesen traurigen Worten schloß er den Congreß des Vereins für Nationalpolitik 1901 und trat so in direkten Gegensatz gegen seine Eröffnungsrede, worin er eben die Nationalökonomie geißelte, die nur Waaren, aber keine Menschen kennt. Dagegen bemerkt Damaschke ganz richtig: „Jedes Volk hat nur einen Bauernstand. Man kann aus Landarbeitern Fabrikarbeiter machen. Aber man kann nicht umgekehrt aus den Städten heraus eine neue Landbevölkerung schaffen. Es ist ein geradezu verhängnißvoller Irrthum, der aus dem Worte spricht, das mir einer der bekanntesten Antiagrarier einmal sagte: Lassen Sie uns erst diese Landbevölkerung, die sich mit den Junkern verbündet, niederzwingen, dann setzen wir natürlich neues agrarisches Volk an“ (73). Ebenso sagt Jentsch: „Möchten der Plantagenbau mit Wanderarbeitern auf Latifundien und der von verstädterten Gärtnern betriebene Gemüsebau sich noch so glänzend rentiren, in socialer und politischer Beziehung würde das für den zu Grunde gegangenen Bauernstand nicht entschädigen“. Eben darum wird Jeder, dem es um die Hebung des Bauernstandes zu thun ist, für eine Rückkehr zur Gebundenheit, die Schaffung von Heimstätten eintreten, die gegenüber den

adeligen Fideicommissen nur einen gerechten Ausgleich darstellen würden, obwohl sie den Nachtheil mitführen, unternehmungslustige Bauern zu hemmen und untüchtigen Wirthen ein Ruhekissen zu bieten.

In falscher Richtung suchen die Bodenreformer das Ziel, die sich in dieser Hinsicht wenig von Brentano unterscheiden. Von vornherein vermögen sie die Quelle des Uebels gar nicht zu erkennen, da sie, wie gesagt, die gerade entgegengesetzte Bewegung der städtischen Grundrente und der ländlichen mißachten und die so verschiedenartigen Fragen der städtischen und der ländlichen Bodenreform zusammenkoppeln. Trotzdem verdient die klare Darstellung socialer Nothstände in der genannten Schrift Damaschke's „Bodenreform“ größtes Lob; belehrend ist nämlich der geschichtliche Rückblick auf die Bodenreform in Israel, Griechenland und Rom — eine Ergänzung bietet das siebente Heft der ebenfalls von dem unermüdlichen Damaschke herausgegebenen Streitfragen (Berlin, Harrwitz), nämlich Moses, eine Vorlesung von Henry George, und sehr willkommen ist der Lebensabriß von Henry George. Daher kann die Schrift Interessenten bestens empfohlen werden.

VI.

Die Bodenreformer fassen einseitig nur die Grundrente ins Auge und übersehen den Kapitalprofit. Wenn ihre Pläne durchgingen, würde sich das ungünstige Verhältniß zwischen Industrie und Landwirthschaft noch mehr zu Ungunsten der letzteren verschieben und der Kapitalprofit würde noch wachsen. Auf der Industrie beruht an und für sich schon die Hoffnung und der Stolz der modernen Zeit, sie ist das Schoßkind aller Staaten, die sie als Quelle des Reichthums und als Versorgungsanstalt für die große Masse des Volkes betrachten. In der That lebt ja in Deutschland weit über die Hälfte der seit einem halben Jahrhundert verdoppelten Bevölkerung von der Industrie, nach mancher

Schätzung sogar zwei Drittel. Daher wendet sich ihr alle Sorgfalt zu und überhäuft man sie mit Maßregeln des Schutzes und der Sicherheit. Obgleich sie sich ganz wohl ohne Schutzzölle behaupten könnte, genießt sie nicht nur der Zölle, sondern vielfach auch der Prämien, was ihnen die Landwirthe gerne bewilligen im Gegensatz zu den freihändlerischen Landwirthen der siebenziger Jahre, nur um selbst der Zollaussichten nicht verlustig zu gehen. Um ihren Absatz zu sichern, muß die Landwirthschaft sich in die bescheidensten Zölle fügen und um sie vor den so gefährlichen Krisen zu bewahren, duldet man die Kartellbildung. Gegen nichts zeigte sich die alte Gesellschaft empfindlicher als gegen jede Art von Aufkauf und jede Art von Monopol, und suchte sie durch Gesetze zu verhindern, die noch heute zum großen Theil fortbestehen, sogar in Amerika, dem klassischen Lande der Ringe; aber der Industrie zu lieb verliert man diese Furcht. Industrieschwärmern genügt das freilich noch nicht; sie verlangen in ihrem Interesse noch mehr Opfer. Und doch steht der ganze Exporthandel auf schwachen Füßen und bietet nur dem Innenhandel Gewähr gegen die unabsehbaren Verwicklungen und Schwankungen des Weltmarktes. Solange die Ausfuhr von Industriewaaren gedeckt wird durch die Einfuhr von Rohprodukten, liegen die Verhältnisse trotz des Schadens, den die Landwirthschaft dabei nimmt, noch günstig, aber je mehr alle Staaten sich krankhaft bemühen, eigene Industrien ins Leben zu rufen, werden die Verhältnisse schwieriger und kann sich die Industrie nur durch Specialisirung retten. Bei dem Austausch von Manufakturen gegen Manufakturen kann es sich nur noch um Specialitäten handeln, wofür allerdings phantasievolle Menschen, wie Brentano, glänzende Aussichten eröffnen. Aber angesichts von Stockungen, wie sie schon das vorige Jahr brachte, wird man diesen Phantasien, mehr Visionen als realistischen Gemälden, den Glauben versagen müssen.

Mit einer größeren Illusion hat wohl kaum ein National-

ökonom, der ernst genommen sein will, ein großes Volk einzuwiegen versucht; es ist ein Traumbild, wie es falscher und gefährlicher selbst die Socialisten in ihrem Zukunftsstaat nicht entwerfen. Wenn je ein Volk für Specialarbeiten sich befähigt zeigte, so waren es die Franzosen dank ihrer lebhaften Phantasie, ihrem feinen Geschmacke. Waren doch schon die Kelten Erfinder ersten Ranges! Nun sehe man, wie es ihnen unter dem Wettbewerb der Völker erging: sie können nicht genug Klagen erheben über den allgemeinen Rückgang nicht nur von Ackerbau und Viehzucht, sondern auch von Industrie und Handel. Wahre Cassandrarufe lassen sie ertönen, ein Charles Roux und ein d'Estournelles de Constant![1]) Der französische Markt selbst überschwemmt und die Ausfuhr von Wein und Wolle, von Seide und anderen Luxuswaaren gehemmt! Bordeaux, Limoges, Roubaix immer mehr dem Verfalle zuneigend, die Flüsse und Häfen versandet: dies ist die Lage. Die Ursache dieser traurigen Erscheinung haben manche, wie Schwob, der bekannte Mann mit dem „echt französischen Namen", der auf die deutsche Gefahr aufmerksam machte, in echt französischer Weise bei der Regierung gesucht, die es versäumte, die Industrie zu heben, zu schützen und den Handel zu erleichtern. Und ihm hat Oncken auf seinen Wanderreden nachgesprochen, ohne freilich ganz zu vergessen, den Mangel an privater Initiative hervorzuheben, und aus eigener Erfahrung berichtet, wie er die Loire auf seiner Reise schiff- und leblos gefunden habe. Nun mag ja wohl die republikanische Regierung einen großen Theil der Schuld daran tragen, die ja Wichtigeres zu thun hat, arme Nonnen zu vertreiben und das Heer von klerikalen Einflüssen zu reinigen. Aber im Allgemeinen zeichnete sich die französische Regierung von jeher aus durch ihren musterhaften Straßenbau, durch vorzügliche Canalisirung, worin sich namentlich Napoleon III. große Verdienste erwarb. Weder die Regierung noch Mangel

1) Revue des deux Mondes 1897, 142, 425.

an Unternehmungslust trägt die Hauptschuld; diese liegt vielmehr in der fessellosen Concurrenz, bei der viel weniger die innere Güte als die Billigkeit den Ausschlag gibt.

Wie bei den modernen Kriegen nicht die Tüchtigkeit, sondern die Zahl der Truppen entscheidet, so ist es auch auf dem Weltmarkte, wo nicht die Qualität, sondern die Quantität am schwersten in die Wagschale fällt. Sieger bleibt, der am billigsten arbeitet. Nun können aber viele Länder außerhalb Europas billiger arbeiten, weil sie keine alte Cultur einschnürt und unterdrückt. Unsere vielgerühmte Cultur, auf die wir ein Recht haben stolz zu sein, vertheuert die materielle Arbeit. Für unsere Heere, aber auch für unsere Anstalten der Kunst und der Wissenschaft, der Religion müssen wir viel mehr ausgeben, als halbbarbarische Völker, und diese Ausgaben hemmen uns im Wettkampf. Wie einst die Byzantiner, die in ihren Waffen und Rüstungen erstickten und so gegen die überlegenen Araber erlagen, so geht es den europäischen Industrieheeren der Neuzeit. Nun sagt man wohl, unsere Cultur hänge so mit unserer Industrie zusammen, daß sie diese fremden Völker, die Japaner, Russen — auch einen Theil der Amerikaner mag man hinzurechnen — nicht losgelöst von dieser Cultur nachahmen können. Leider widerspricht dem die Erfahrung. Diese fremden Völker sind klug genug, technische Handgriffe abzusehen, ohne sich mit dem Ballast unserer Bildung zu beladen. Das europäische Kapital ist mit Freuden bereit, bei ihnen dort Unternehmungen ins Leben zu rufen, wo die billigsten Hände zu finden sind, wo kein Arbeiterschutz, keine Arbeiterversicherung die Ausbeutung beschränkt. Und an Unternehmern fehlt es auch nicht, die ihrem Vaterland den Rücken kehren, sie können sogar noch hoffen als Lehrmeister fremder Völker gepriesen zu werden.

Erheben sich doch selbst schon aus England, dem Vorbild, dem Ideal der Industrieritter, mehr und mehr warnende Stimmen. Weisen die Industriemänner auf die steigenden

Erträge, die gewaltige Reichthumsquelle der Industrie hin, so setzen selbst Engländer mit Recht die Thatsache entgegen, daß die Industrie verhältnißmäßig viel weniger Leute beschäftigt und ihnen Lohn bietet als der Ackerbau, was die große Masse der Arbeitslosen beweise. Dem überschätzten Exporthandel zu lieb, meint ein Engländer, lasse man fruchtbare Landstriche brach liegen und zwinge die Arbeiter, das Leben von Vagabunden zu führen: so Wallace in dem Buch Studies Scientific and Social.[1])

Daß der Hinweis auf den Zukunftsstaat die Aussicht nicht günstiger gestaltet, versteht sich von selbst. Mögen auch die ärgsten Befürchtungen, die sich an die heutige Entwicklung knüpfen, nicht eintreten, so bleiben der trüben Aussichten genug In der That haben Manche sich schon als Schwarzseher entpuppt und sind namentlich die Uebel, aus denen der Socialismus den Zusammenbruch der Großindustrie prophezeit, nicht in voller Schärfe eingetreten. Ihre Theorie von der Verelendung der Massen, von der Concentration der Betriebe, von den Krisen hat sich nicht bewährt und es zeigte sich, daß doch nicht überall die mittleren Betriebe verschwinden, daß der Mittelstand nicht ausstirbt, und daß der Lohn sich nicht dauernd innerhalb jener Grenzen hält, die die nothwendigsten Lebensbedürfnisse bezeichnen, endlich daß die Krisen, wenn sie auch regelmäßig wiederkehren, doch nicht an Schärfe zunehmen und alles begraben. Ueber alle diese Dinge belehrt uns mit klarer anschaulicher Sprache, mit großer Frische und Entschiedenheit Franz Meffert in dem Buche „Arbeiterfrage und Socialismus“ (Mainz, Kirchheim 1901). Nur geht mir die Entschiedenheit, womit er die socalistischen Voraussetzungen

---

1) Vgl. den werthvollen Auszug in diesen Blättern im vorausgehenden Bande 129, 944.

ablehnt, manchmal etwas zu weit An dem sogenannten ehernen Lohngesetze, an der Concentrations- und Krisentheorie ist doch viel mehr Wahres, als bei den Ausführungen des Verfassers übrig gleibt. Die Verbesserung der Arbeiterlage, wie sie durch Gesetze, Versicherungen, Gewerkschaften erreicht worden, kommt, wie man namentlich an England sieht, doch nur der organisirten qualificirten Arbeit zu gut, während die Anderen unter um so ungünstigeren Bedingungen arbeiten. Daß ferner Krisen immer wieder eintreten müssen, lehrt eine einfache Beobachtung der Bewegung des Geldmarktes. Mit einer beinahe mathematischen Regelmäßigkeit folgen sich Zeiten der Spannung und Erschlaffung, des immer sich steigernden Credites und der Panik, des niederen und des hohen Zinsfußes und dem entsprechend umgekehrt des hohen und des niederen Geld- und Wechselkurses, der Hausse und Baisse. Dem Geld wohnt ein wahrhaft diabolisches Bestreben inne, sich selbst zu vernichten. Wenn einmal die Gesellschaft Vertrauen hat und Gelddarlehen Gewinne, wenn auch nur mäßige, versprechen, wachsen die Unternehmungen wie Pilze aus dem Boden, und an der Börse steigen die Papiere immerfort, während der Zinsfuß sinkt, bis das Vertrauen erschüttert ist.

Wenn viel Geld im Verkehr steht und umgetrieben wird, wobei noch künstliche Werthe nachzuhelfen pflegen, steigen die Waarenpreise, so lang bis die sich überstürzende Concurrenz einen wahren Ueberfluß erzeugt hat. Da sich gleichzeitig das Geld, namentlich das auswärtige, von dem Waarenmarkte wegen der hohen Preise zurückzog, müssen die Preise infolge des Ueberflusses an Waaren sinken und es entstehen die gefürchteten Absatzstockungen, die Krisen. Der Zinsfuß fängt an zu steigen, die Banken erhöhen den Discontsatz, um das entschwindende, abfließende, sich flüchtende Geld wieder anzuziehen, und der Kreislauf beginnt von

neuem. Wie eine Fata Morgana lockt die Aussicht auf Gewinn und wenn dann alles wieder blüht und strotzt, bricht das künstliche Gebäude zusammen; ein Fall zieht den andern nach sich mit mathematischer Sicherheit. Dieser regelmäßige Wechsel zwischen Ebbe und Fluth läßt sich höchstens mildern, nicht verhindern, aber dem Socialismus wird es sowenig gelingen als dem Kapitalismus, solche Uebelstände zu vermeiden.

Bei der Zurückweisung des Staatssocialismus, in den ja zuletzt die Idee vom Zukunftsstaat ausmündet, hätte endlich Meffert wohl auf die üblen Erfahrungen hinweisen können, die man mit Staatsbetrieben überhaupt macht. Bei allen staatlichen Leitungen großer Unternehmungen fällt der große Sporn weg, den das Privatinteresse verleiht, von der Gefahr der Staatsomnipotenz gar nicht zu reden. — Zum Schlusse muß ich leider eine persönliche Bemerkung machen.[1]) S. 230 ff. führt der Verfasser so ziemlich alle neueren Werke an, die von katholischer Seite zur Geschichtsphilosophie erschienen sind, verschweigt aber meinen Versuch, der in dem ersten Bande des Werkes: System und Geschichte der Cultur, unter dem Sondertitel „Ideen und Gesetze der Geschichte" vorliegt. Es würde mir nicht einfallen, dies hervorzuheben, wenn das Verschweigen nicht gerade von katholischer Seite consequent geschähe, während protestantische Forscher wie Bernheim, Rocholl, Barth und Lamprecht es der Erwähnung, zum Theil sogar ehrenvoller Erwähnung werth gehalten hätten, und wenn ein einfaches Uebersehen vorläge, was aber deshalb nicht ganz angenommen werden kann, weil gerade Barth wiederholt, Rocholl wenigstens einmal erwähnt wird. Von weiteren Bemerkungen sehe ich hier ab und empfehle das Buch Mefferts

1) Seite 6 bei Meffert ist einfach zu schreiben Renan, nicht Rénan, S. 202 Köller statt Kölliker.

wärmstens, denn es gehört ohne Zweifel zum Besten, was von katholischer Seite über den Socialismus geschrieben wurde. Bleibt es auch an Schärfe und umfassender Auffassung hinter anderen Werken zurück, so übertrifft es sie an Anschaulichkeit, wie denn der Schwerpunkt auf der geschichtlichen Darstellung der socialistischen Bewegung beruht.

Maihingen. Grupp.

LIII.

Die Sixtinische Kapelle.

Die Fresken der Sixtina genießen einen Weltruf und doch wird Jeder, welcher dieses Heiligthum zum ersten Male betritt, eine gewisse Enttäuschung empfinden. Die unerbittliche Zeit hat auch hier ihren Einfluß geltend gemacht und, da jedes Werk von Menschenhand vergänglich ist, wird man mit der Thatsache rechnen müssen, daß auch die Fresken der Sixtina einmal nur mehr der Erinnerung angehören werden. Daraus ergab sich die Pflicht, Vorsorge zu treffen, daß die Fresken der Sixtina, so lange sie uns noch erhalten sind, in zuverlässiger Weise nachgebildet und erforscht werden. Durch eine glückliche Combination von Umständen sind dem seit Jahren in Rom lebenden Kunstforscher Dr. Ernst Steinmann die Mittel zur Verfügung gestellt worden, eine des Gegenstandes würdige Monographie über die Sixtina zu liefern. Aus Reichsmitteln wurden ihm die erforderlichen Summen in freigebigster Weise für seine Publikation zur Verfügung gestellt. Daß Steinmann seitens der deutschen Diplomaten und Gelehrten in Rom jede Förderung zu Theil wurde, versteht sich von

selbst. Für die Druckausstattung gewährte Prälat Friedrich Schneider seinen erfahrenen Rath. So entstand ein Prachtwerk, dessen erster Band sich mit dem Bau und Schmuck der Sixtina unter Sixtus IV. beschäftigt.[1])

Als echter Historiker zeichnet Steinmann zunächst den Hintergrund für seine Darstellung, indem er im ersten Abschnitt Sixtus IV. und seinen Hof schildert. Er beginnt mit einem geistvollen Kapitel über Charakter und Laufbahn des Roverepapstes, berichtet dann über die Bauthätigkeit desselben und charakterisirt endlich die damaligen Kardinäle und die Denkmäler, welche dieselben in Rom hinterlassen haben. In feinsinniger Weise werden hier namentlich die jedem Besucher Roms unvergeßlichen Grabdenkmäler dieser Kirchenfürsten gewürdigt. Einleitender Art ist auch noch der zweite Abschnitt, der sich zunächst mit den Literaten im Rom Sixtus' IV., dann mit den Architekten, Malern und Bildhauern des genannten Papstes beschäftigt. Der Verfasser publicirt hier zum ersten Male ein bisher unbekanntes Bild des Antonazzo Romano und bringt vielfach Neues über die Thätigkeit des Melozzo da Forli und den viel zu wenig beachteten Freskencyklus im Spital von San Spirito. Der dritte Abschnitt ist der Palastkapelle Sixtus' IV. gewidmet, ihrer Baugeschichte, inneren Einrichtung und Ausschmückung mit Ausnahme der Wandgemälde. In eingehendster Weise werden der Architekt der Kapelle Giovannino de' Dolci, die späteren Anbauten und Restaurationen, die ältesten Beschreibungen, Stiche und Abhandlungen behandelt. Von besonderem Interesse ist der Abschnitt über den äußeren Bau des Heiligthums. Nach den eingehenden Untersuchungen des Architekten Giovan Battista Giovenale, der hier wie auch sonst Steinmann in vortrefflicher Weise zur Seite stand,

---

1) „Die Sixtinische Kapelle". Herausgegeben von Ernst Steinmann. Erster Band: Bau und Schmuck der Kapelle unter Sixtus IV. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. 1901.

kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Sixtina zugleich als Feste zur Vertheidigung des Vatikans bestimmt und deshalb mit einem Zinnenkranz versehen war. Mit besonderer Liebe ist auch der Skulpturenschmuck der Kapelle behandelt.

Die folgenden fünf Kapitel sind der Hauptaufgabe des Verfassers, der Beschreibung, Geschichte und Commentirung des malerischen Schmuckes der Sixtina gewidmet. Der Verfasser beginnt mit der Deckendekoration und behandelt dann in eingehendster Weise die Papstbildnisse, die an der Oberwand der Sixtina dargestellt sind. Die stilkritische Sichtung dieser Bildnisse hatten bereits früher Schmarsow und Ulmann versucht. Steinmann ist über dieselben weit hinaus und auch vielfach zu abweichenden Ergebnissen gekommen. Nach ihm hat Fra Diamante 7, Ghirlandajo 8, Boticelli 7 und Roselli 2 Papstbildnisse gemalt. Steinmann, welcher diese in schwindelnder Höhe angebrachten Portraits auf das genaueste untersuchte, hat zuerst Roselli unter den Malern entdeckt. Bei der Behandlung der berühmten Wandfresken aus dem alten und neuen Testament, welche das mittlere Stockwerk der Wände der Sixtina schmücken, hat Steinmann alles aufgeboten, um zu abschließenden Resultaten zu kommen. Von besonderem Interesse sind seine Ausführungen über die Bezugnahme auf die Zeitgeschichte, welche in mehreren Fresken unverkennbar ist. In der Bestrafung der Rotte Korah sieht Steinmann ein Denkmal der Ueberwindung des Schisma, welches Andrea Zamometic hervorzurufen beabsichtigte. Die Deutung dieses Bildes bildet einen Glanzpunkt des vorliegenden Werkes. In völlig überzeugender Weise sind hier aus den Originalquellen alle Beziehungen zur Zeitgeschichte klar gelegt. Es gereicht mir zur Freude, in der demnächst erscheinenden dritten und vierten Auflage des zweiten Bandes meiner Geschichte der Päpste noch ein bisher gänzlich unbeachtetes zeitgenössisches Quellenzeugniß bringen zu können, welches die Ausführungen Steinmanns in überraschender Weise be-

stätigt und sicher stellt. An demselben Orte werde ich auch darlegen, weshalb ich — cum pace clarissimi viri sit dictum — der Deutung von Pharao's Untergang und des Reinigungsopfers der Aussätzigen durch Steinmann nicht beistimmen kann. Durch die abweichende Deutung von Pharao's Untergang hoffe ich dann auch den von Steinmann vermißten typologischen Zusammenhang zwischen dem Fresco und der an der gegenüberliegenden Wand von Ghirlandajo gemalten Berufung der Apostel Petrus und Andreas herzustellen. Neben den typologischen Beziehungen der Sixtina-Fresken dürfte nach meiner Meinung in denselben noch ein zweiter theologischer Grundgedanke herlaufen, dessen Aufdeckung manches erklären wird, was bis jetzt unklar erschien. Es ist hier jedoch nicht der Ort, auf diese Dinge einzugehen und muß ich die Leser auf meine demnächst in der neuen Auflage der Papstgeschichte erscheinenden Ausführungen verweisen.

Kehren wir deshalb zu Steinmanns Werk zurück. Von höchstem Interesse sind in demselben vor allem die überaus sorgfältigen Ausführungen über die Vertheilung der einzelnen Fresken und Freskenpartien unter die verschiedenen von Sixtus IV. beschäftigten Maler. In den meisten controversen Punkten wird hier in überraschender Weise Klarheit geschaffen. So gingen z. B. die Meinungen über den Autor des Fresko's Pharao's Untergang bisher sehr auseinander. Schmarsow und Ulmann wollten die Richtung Domenico Ghirlandajo's darin erblicken, jedoch schrieb ersterer die Figurengruppe links dem Piero di Cosimo, letzterer dem Ghirlandajo zu. Knapp in seiner Monographie über Piero di Cosimo [1]) schloß sich Ulmann an. Steinmann hat auch hier die Forschung wesentlich weitergeführt; er liefert den Beweis, daß Piero und ein unbekannter Rosellischüler die Maler des genannten Bildes sind und daß dem Piero nicht blos die Gruppe links,

1) Halle 1899. S. 21.

sondern auch die Landschaft, dem Unbekannten die Untergangsscene rechts sowie der Abzug ins Gebirge links angehören. Wie hier, so wird man Steinmann ebenfalls beistimmen müssen, wenn er entgegen der bisher geltenden Ansicht, nach welcher das herrliche Fresko der Schlüsselübergabe als einheitliche Leistung Perugino's galt, den Nachweis führt, daß hier nicht weniger als drei Künstler gearbeitet haben: außer Perugino ein Schüler desselben und Luca Signorelli.

Ein noch ganz unbekanntes Gebiet betritt Steinmann in dem letzten Abschnitt seiner Publikation, welche die Kapelle Sixtus IV. als Cultusstätte behandelt. Mit einer schwungvoll, mit feinstem Verständniß geschriebene Schilderung der großen Kirchenfeste in der Sixtina schließt der Text des großen Werkes, dem noch drei Anhänge beigefügt sind. In den beiden ersten behandelt Steinmann mit erschöpfender Vollständigkeit die Biographien sowie Porträtdarstellungen und Medaillen Sixtus' IV. Der dritte Anhang bringt Dokumente zur Baugeschichte, zu den Fresken, zur inneren Einrichtung und endlich auch zum Cultus in der Kapelle, gesammelt und herausgegeben von dem bewährten Kenner und unermüdlichen Erforscher der römischen Archive, Dr. Heinrich Pogatscher, Bibliothekar des österreichischen historischen Instituts zu Rom.

Dem ausgezeichneten Inhalte von Steinmann's Werk entspricht die äußere Form, bei welcher die berühmte Verlagsanstalt von F. Bruckmann in München auf's neue ihren Ruf bewährt hat. Zurückblickend auf die vorliegende hervorragende Leistung darf man die feste Zuversicht aussprechen, daß Steinmann sich der weit schwierigeren Aufgabe, welche die weltberühmten Werke Michelangelo's in der Sixtina an ihn stellen, vollauf gewachsen zeigen wird.

L. Pastor.

LIV.

Die Säkularisation in Württemberg.[1]

Zu den schwersten Schlägen, welche die katholische Kirche im verflossenen 19. Jahrhundert getroffen haben, gehört die am Anfang desselben inscenirte Säkularisation. Die Wunden, welche sie der Kirche und dem kirchlichen Leben geschlagen, sind heute noch nicht vernarbt und geheilt. Und die Erinnerung an die gottgeweihten Stätten und die Schicksale ihrer Bewohner, wie sie vor 100 Jahren sich vollzogen, verursacht dem Geschlechte des begonnenen 20. Jahrhunderts noch schmerzliche Gefühle der Theilnahme. Gerade wie zum hundertjährigen Gedächtniß hat der eifrige Redakteur Erzberger seine umfangreiche Arbeit mit dem unten bezeichneten Titel erscheinen lassen. Auf Grund eines eingehenden Quellenstudiums und mit Benützung vieler ungedruckter Urkunden konnte der Verfasser ein großes und interessantes Geschichtsbild zeichnen.

Im I. Buch S. 1—190 behandelt er die Einleitung der Säkularisation und die allgemeinen Grundzüge derselben. Folgen wir seinen Ausführungen! Brachte die Reformation der 16. Jahrhunderts schon außer dem schweren religiösen Verlust auch einen sehr empfindlichen Vermögensverlust, so

1) Die Säkularisation in Württemberg von 1802-1810. Ihr Verlauf und ihre Nachwirkungen. Dargestellt von M. Erzberger, Redakteur am „Deutschen Volksblatt“. Stuttgart 1902. 448 S. Verlag der Aktiengesellschaft „Deutsches Volksblatt“.

war doch die mit dem Namen „Säkularisation" ausgeführte Beraubung der schwerste materielle Verlust für die Kirche. Württemberg hatte gegen Ende des 18. Jahrhunderts zwar einen katholischen Regenten in Herzog Friedrich Eugen; er lebte jedoch in einer Mischehe mit der Prinzessin Sophie Dorothea von Preußen und ließ seine zahlreiche Nachkommenschaft protestantisch erziehen, was ihm der Landtag mit 25000 Gulden jährlichem Zuschuß zu den Erziehungskosten seiner Kinder lohnte. Die mißlichen Ereignisse des Jahres 1796 veranlaßten den Herzog, unter harten Bedingungen für Württemberg einen Waffenstillstand mit Frankreich und am 7. August 1796 unter hohen Opfern einen Separatfrieden abzuschließen. In den geheimen Friedensartikeln versprach die französische Republik, sie werde verlangen und darauf bestehen, daß zu seinem (des Herzogs) Vortheile das Amt Oberkirch von dem Bisthum Straßburg, die Abtei Zwiefalten und die gefürstete Propstei Ellwangen säkularisirt werden. Der Verfasser der „Betrachtungen eines patriotischen Württembergers" (Reutlingen 1796) bemerkt hiezu noch: „Wie man versichert, hat sich der Herzog in einem zweiten geheimen Vertrag noch die Säkularisation der Abteien Marchthal, Neresheim und Rottenmünster bedungen." So entstand das erste Säkularisationsprojekt zu Gunsten Württembergs, von dem der eben genannte patriotische Württemberger schreibt: „Der verstorbene Herzog, ein Freund und Stand des deutschen Reichs, durchbrach alle Bande der Treue und Völkermoral, indem er seine gierigen Hände nach fremdem, nach einem ebenso heiligen und ebenso gegründeten Eigenthume, als jenes der Erbfürsten ist, ausstreckte, folglich eine Handlung beging, deren Maxime nie jene der Völker in ihren Verhältnissen mit anderen Völkern werden kann" (S. 9).

Am 17. November 1797 erfolgte der Friedensschluß von Campo Formio zwischen Frankreich und dem Kaiser, infolge dessen der letztere das Princip der Säkularisation anerkannte,

wenn er dasselbe auch in beschränktem Sinne angewandt und namentlich die drei rheinischen Erzbisthümer erhalten wissen wollte. Damit war das Schicksal der geistlichen Bisthümer in Deutschland entschieden, was die Verhandlungen auf dem Rastatter Congreß sehr deutlich zeigten. Am 11. März 1898 ging die Reichsdeputation auf die Forderungen Frankreichs, das linke Rheinufer abzutreten, ein. Zur Entschädigung der Stände erklärten die französischen Minister: „sie fänden diese in Säkularisationen", und in der 38. und 39. Sitzung vom 2. und 4 April 1798 wurde der Beschluß gefaßt, die Säkularisation zu realisiren. Nun kamen von allen Seiten Ansprüche auf Entschädigung ohne Zahl. Im August 1802 wurde die achtgliederige außerordentliche Reichsdeputation vom Kaiser zusammenberufen, die auch am 24. August im Rathhaussaale in Regensburg ihre erste Sitzung abhielt. Die Arbeit der Deputation war keine leichte; aber sie hatte im Grunde genommen nur das gutzuheißen und auszuführen, was Frankreich und Rußland bereits festgesetzt hatten. Wohl die größte Umwälzung, die in Deutschland mit einem Schlage sich vollzog, brachte der Reichsdeputations-Schluß vom 25. Februar 1803 mit sich; die zahlreichen geistlichen Besitzthümer verschwanden. Der Verlust der katholischen Kirche infolge der Säkularisation ist ein Ländergebiet von 1295 □-Meilen mit 2'361,176 Einwohnern und 12'726,000 Gulden jährlicher Einkünfte, welche jetzt den weltlichen Fürsten und zwar vorzugsweise protestantischen zu gute kamen. Der Reichsreceß bestimmte § 6: Dem Herzog von Württemberg für das Fürstenthum Mömpelgard nebst Zubehörden, wie auch für seine Rechte, Besitzungen, Ansprüche und Forderung im Elsaß und in der Franche-Comté: die Propstei Ellwangen; die Stifter, Abteien und Klöster Zwiefalten, Schönthal und Comburg mit Landeshoheit. Ferner: Rottenmünster, Heiligkreuzthal, Oberstenfeld, Margrethausen, nebst allen denjenigen, so in seinen neuen Besitzungen gelegen sind. Ferner das Dorf Dürmettstetten und

die Reichsstädte Weil, Reutlingen, Eßlingen, Rottweil, Giengen Aalen, Hall, Gmünd und Heilbronn (S. 51).

Die Säkularisation versetzte dem deutschen Kaiserthum den Todesstoß; sie beraubte das Kaiserhaus seiner treuesten Stützen und sicherte Frankreich den Triumph der Jahrhunderte lang erstrebten Schwächung Oesterreichs. Kein Krieg hat die Stellung des deutschen Kaiserthums so erschüttert, wie der von den deutschen Fürsten angenommene Reichsdeputations-Schluß von 1803. Häusser schreibt: „Dem römischen Kirchenthum und dem katholischen Klerus hatte selbst die Reformation keinen so entscheidenden politischen Stoß gegeben, wie die jüngste Umwälzung. Geistliche Kurstaaten, Fürstenthümer und Klöster waren in Masse verschwunden und weltlichen Regierungen verfallen, die, ob sie katholisch oder protestantisch waren, übereinstimmend nach den neuen Staatsmaximen des 18. Jahrhunderts und der Revolution verfuhren. Der Klerus, bisher der erste Stand des Reiches, war nun unterthan, wie alle anderen; die Stellung der deutschen katholischen Kirche als einer organisirten Macht war verloren, ihr großer, weit verbreiteter Besitz außerordentlich vermindert, der Einfluß auf Schule und Erziehung dem Klerus vollends entwunden und auch in der Leitung der eigenen kirchlichen Angelegenheiten die Einmischung der neuen Staatsgewalten unabwendbar geworden." Die Stimmenmehrheit im Reichstage ging von den Katholiken auf die Protestanten über. Das Kurcollegium zählte infolge der Umwälzung 6 Protestanten und 4 Katholiken. Nicht besser ging es im Fürstenrath: er wies 76 Protestanten gegen 53 Katholiken auf. Im Collegium der Reichsstädte verschwanden die katholischen Reichsstädte vollständig Gaspari bemerkt: „Die Protestanten werden also künftig die herrschende Partei im Reiche sein." Im deutschen Bund wurde des Verhältniß für die Katholiken noch ungünstiger; im „engeren Rath" standen den 4 katholischen Stimmen 17 protestantische gegenüber und im Plenum

den 19 katholischen gar 70 protestantische, welche in die inneren Angelegenheiten der katholischen Kirche einzureden suchten. Die Bemühungen des Kaisers um Herstellung der Stimmenparität waren vergeblich. Aeußerst schwer traf die Säkularisation den katholischen Adelsstand; er verlor fast seine gesammte seitherige Stellung. Hohe und reiche Stellen gingen ein. Adelige Ritterstifte (Comburg) und Damenstifte (Buchau), einst willkommene Versorgungsstätten, fielen der Säkularisation anheim (S. 71–73). Der Bürgerstand mußte auch die schweren Nachtheile der Säkularisation verspüren. Der weit größere Theil der aufgehobenen Klöster war mit Bürgerlichen besetzt und mit vielen derselben war die Reichsstandschaft, mit einigen sogar die Fürstenwürde für die Vorsteher verbunden. Das war nun für immer vorbei.

Wissenschaft und Kunst hatten schwere Nachtheile erlitten durch die Klosteraufhebung. Mit den Klöstern waren Studienanstalten verbunden; mit jenen hörten auch diese auf: damit war eine reiche Gelegenheit zum Studium den Katholiken geraubt. Die den Katholiken vorgeworfene „Inferiorität“ wurde von Dr. v. Hertling auf die Säkularisation zurückdatirt. Dekan Vanotti wies 1819 zur Erklärung der Abnahme der katholischen Studenten, zunächst der theologischen, eigens auf die Thatsache hin, daß früher ein katholischer Jüngling im Kloster gegen ein Entgelt von 30—40 Gulden jährlich als Schüler aufgenommen worden sei; jetzt verhalte es sich anders und die katholischen Eltern überlegten es sich lange, ob sie ihren Sohn mit den hohen Kosten in ein entfernt liegendes Gymnasium senden könnten. So hatte die Benediktinerabtei Weingarten, wohl das mächtigste Kloster Württembergs, ausgezeichnete Professoren und eine Pension mit 90 Zöglingen; um den mäßigen Preis von 140—150 Gulden wurden die jungen Leute trefflich gehalten, beaufsichtigt und unterrichtet. Die Säkularisation vernichtete auch diese Bildungsstätte. Die Klosterbibliotheken wurden auseinandergerissen, die Bücher verschleudert und verloren,

Kunstwerke versilbert oder geschmolzen, um Metallwerthe zu erhalten. Die Barbarei triumphirte.

Der Gesammtwerth der im Jahre 1803 von Württemberg säkularisirten geistlichen Besitzungen, Güter, Gebäude, Gefälle, Kunstwerke ist mit 20—21 Millionen Gulden nach damaliger Schätzung eher zu nieder als zu hoch gegriffen. Heutzutage ist der Werth ein viel höherer, da gerade die im Besitze der Klöster befindlichen Waldungen jetzt eine ganz andere Bedeutung gewonnen haben, als damals (S. 95). Der Friede von Preßburg, sodann das folgenschwere Jahr 1806 mit der Gründung des Rheinbundes und der Unterwerfung der unmittelbaren oberschwäbischen Reichsgrafen unter die Landeshoheit von Württemberg brachte eine ganze Reihe ehemaliger Klöster unter dessen Verwaltung, wie Ochsenhausen, Roth, Schussenried, Isny, Weingarten, Weissenau, Marchthal.

Auf confessionellem Gebiete nun hatte die Säkularisation für Württemberg große Veränderungen im Gefolge. Zu dem ganz protestantischen Altwürttemberg kamen jetzt die katholischen Bewohner der Stifte und Klöster Ellwangen, Comburg, Zwiefalten, Schönthal, Rottenmünster, Margrethausen, Heiligkreuzthal und die katholischen Reichsstädte Gmünd, Rottweil und Weilderstadt. Eine Aenderung der Gesetzgebung und Verwaltung war eine unabweisbare Pflicht der Gerechtigkeit und ein selbstverständliches Gebot der Staatsklugheit. In mehreren Religionsedikten war den katholischen Landestheilen volle Parität versprochen worden, aber schon im Jahre 1808 tauchen Klagen über die imparitätische Behandlung der Katholiken auf. Daher war es eine beständige Sorge der Katholiken, eine Ausscheidung des katholischen Kirchengutes herbeizuführen und die Rechte der katholischen Kirche gesetzlich festzulegen im Verfassungsentwurf. Aber die Regierung verzögerte die Ausführung jedesmal. So wurde während der 8 Jahre von 1820—28 kein einziger Zusammentritt der Stände versäumt, ohne daß auf die Ausscheidung des Kirchengutes gedrungen worden wäre. Endlich

wurde durch Errichtung und Dotation des Bisthums Rottenburg 1828 ein großer Theil der Verpflichtungen des katholischen Kirchengutes ausgeschieden und damit eine der wirksamsten Begründungen auf Ausscheidung beseitigt, wenn auch die Umwandlung des Geldeinkommens in Güter und Grundstücke noch auf sich warten ließ (S. 184). Die Verwaltung des katholischen örtlichen Kirchenvermögens wurde in den Jahren nach der Säkularisation durch Erlaß vom 9. Juli 1811 den Kameralämtern unterstellt, und sie gestaltete sich zu einer derartig theuren, daß überall Klagen erschollen; die Stiftungsgelder wurden oft zu ganz fremdartigen Zwecken (Straßenbauten, patriotischen Festen, Badereisen der Beamten) verwendet. Zur Abhilfe vielfacher Nothstände wurde 1808 der Interkalarfonds gegründet, welcher heute ein Vermögen von ca. 2½ Millionen Mark besitzt und vielfach Verpflichtungen übernahm, welche dem Staate obliegen würden (S. 161).

Das Jahr 1809 und 1810 brachte Württemberg wieder reiches Kirchengut: die Deutschordensbesitzungen in Mergentheim, Wengenkloster in Ulm, Söflingen u. a. mindestens 300,000 fl., da Wengen und Söflingen allein 90,000 fl. jährlicher Einkünfte hatte, 200,000 fl. aber für Mergentheim zum allerwenigsten angenommen werden müssen. Diese Einkünfte repräsentiren einen Werth von 10 Millionen Gulden. Die sämmtlichen Klostergüter und geistlichen Besitzthümer, die Württemberg von 1802—1810 in Besitz nahm, dürften ihrem Kapitalwerth nach auf beiläufig 41 Millionen Gulden nach damaligem Werthe angesehen werden. Der Vollständigkeit halber seien auch noch die geistlichen Besitzthümer erwähnt, die im Jahre 1806 unter württembergische Landeshoheit kamen, nachdem sie im Jahre 1803 den Reichsgrafen und einzelnen Fürsten zugewiesen worden; diese haben insgesammt ohne Weingarten einen jährlichen Ertrag von 460,000 fl., was einem Kapitalwerth von mindestens 14 Mill. Gulden entspricht. „Das gesammte ehemalige geistliche Besitzthum im heutigen Württemberg ist also mit 55 Millionen

Gulden — ohne alle Fahrniß, Einrichtung und Werthgegenstände — eher zu nieder als zu hoch angegeben". Nach den veränderten Geldverhältnissen berechnet Erzberger den Metallwerth von 55 Millionen Gulden auf 96'250,000 Mk.; von 41 Millionen Gulden zu 71'750,000 Mk. Wenn man berücksichtigt, daß seit 1803 eine gewaltige Steigerung der Erträgnisse des Waldes und eine Aenderung der Kaufkraft des Geldes sich ergeben hat, so kann man obige Summe mit 3 multipliciren (157—159). Sonach würde der Kapitalwerth des Kirchengutes in Württemberg nach heutigem Geldverhältniß und Kaufswerth 288'750,000 Mk. betragen; der vom Staate säkularisirte allein 215'250,00 Mk. Ohne Uebertreibung läßt sich also feststellen: „Das katholische Kirchengut im Königreich Württemberg repräsentirt nach seinem Bestand im Jahre 1803 einen Kapitalwerth von 300 Millionen Mark nach heutigem Geldverhältniß und Kaufswerth, Gebäude, Kostbarkeiten und Einrichtungen eingerechnet".

Im II. Buch S. 191—411 schildert Erzberger die Säkularisation der einzelnen Stifte, Abteien und Klöster. Das allgemeine Besitzergreifungspatent publicirte Herzog Friedrich II. am 23. November 1802, also vor dem Reichsdeputations-Schluß. Die Besitzergreifung erfolgte oft durch militärische Gewalt mit einer gewissen Feierlichkeit. Man hat auf das katholische Bayern hingewiesen, das in der Klosteraufhebung und Durchführung der Säkularisation am rücksichtslosesten vorgegangen sei, aber in Württemberg ist man nicht glimpflicher verfahren, „man behandelte die Klöster oft wie ein im Krieg erobertes Land". Heben wir aus der Menge der aufgehobenen Klöster die wichtigsten hervor!

Die gefürstete Propstei Ellwangen war das größte und reichste unter allen geistlichen Besitzthümern, die 1803 an Württemberg fielen. Die Besitzungen umfaßten ein Gebiet von 7 Quadratmeilen mit ca. 25,000 Einwohnern und 366,000 fl. Einkünften. Am 10. September 1802 kam der württem-

bergische General von Varnbüler und besetzte provisorisch Ellwangen und das dazu gehörige Gebiet. Das ehemalige Jesuitenkloster wurde Kaserne. — Ebenso wurde das adelige Ritterstift Comburg am 4. Oktober 1802 durch württembergische Truppen in Besitz genommen, die von Heilbronn einrückten. Der Convertitenfonds wurde widerrechtlich weggenommen. Die Pfründner beschritten den Rechtsweg, ohne einen praktischen Erfolg zu erzielen. Der Silberschatz in Comburg war der reichste von allen Stiftern und Klöstern, welche an Württemberg gefallen sind. „Die Säkularisation des Stiftes Comburg traf am schwersten und mit aller Wucht den Katholicismus in jener Gegend überhaupt; für die Katholiken war das Stift eine mächtige Stütze" (214). Sie verloren die Stiftskirche, die Klosterkirche in Kleincomburg, die Wallfahrtskirche auf dem Einkorn, das Convertitenhaus sammt Stiftung, die ziemlich reiche Armenstiftung mit 54,000 fl. Kapital. Auch das Kapuzinerkloster in Steinbach, welches sein Einkommen vom Ritterstift und Hospital bezog und die Aufgabe hatte die Pastoration in der Diaspora zu versehen, fiel mit Comburg.

Die Benediktinerabtei Zwiefalten wurde am 9. September 1802 durch Oberst von Irmtraut mit 250 Mann besetzt (S. 216 ff.). Es war ein reiches Kloster, besonders was die Kirchenschätze, die berühmte Orgel mit 64 Registern mit einem Werthe von 40,000 fl. und die großartige Bibliothek betrifft. Alles wurde weggeschafft. Holzherr sagt in seiner Geschichte von Zwiefalten: „Einst war dieses Kloster eine Pflegestätte der materiellen und geistigen Cultur, aus welcher Jahrhunderte lang segensreiche Einwirkungen auf weite Kreise hervorgegangen sind. Jetzt nach Aufhebung des Klosters . . . sind die schönen Klosterräume zum Landesirrenhaus umgewandelt, in welchem mehrere hundert von Unglücklichen in geistiger Umnachtung ihr Leben zubringen. Wo man früher den Chorgesang der Mönche hörte, schallt heute das Gekreisch der Irren; die Stätte wahrer Wissenschaft und Geistesbildung

ist der Ort, wo heute eindringlich die Schwäche und Unvollkommenheit des menschlichen Geistes gepredigt wird".

Die Cistercienserabtei Schönthal war wegen ihrer reichen Einkünfte von 80,000 fl. von den Reichsständen besonders heiß umstritten, bis sie durch Reichsdeputations-Schluß an Württemberg kam, welches sie gründlich leerte und öde ließ, wobei namentlich die Pension des Abtes und der Conventualen gering ausfielen — der Prior Diemer erhielt neun Jahre lang keine Pension. Die Besitzergreifung erfolgte am 16. Oktober 1802 durch Oberleutnant von Kechler mit 40 Soldaten. Das Kloster wurde zuerst zum Oberamt, dann zum Oberzollamt und 1810 zum protestantischen Seminar für Theologiezöglinge verwendet. — Das Gebiet der Cistercienserinenabtei Rottenmünster umfaßte 1½ Quadratmeilen mit ca. 3000 Einwohnern und über 50,000 fl. jährlicher Einkünfte. Die Besitzergreifung geschah am 17. Oktober 1802 durch Regierungsrath Weckherlin und 50 Mann Militär. Das Kloster stand bis in die letzte Zeit verödet und leer, bis es von den barmherzigen Schwestern vom hl. Vincenz in großartiger Weise umgebaut und jetzt zu einer Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke eingerichtet wurde. — Die Cistercienserinenabtei Heiligkreuzthal hatte ein Gebiet von 1½ Quadratmeilen mit 3200 Einwohnern und 49 970 fl. Revenüen. Das Kloster zählte bei der Aufhebung neben der Aebtissin 20 Chorfrauen, 13 Laienschwestern und 2 Oblatinen. Die Besitzergreifung konnte wegen Streitigkeiten mit Oesterreich erst 1804 erfolgen (225—55).

Die freie Reichsstadt Gmünd, welche durch Reichsdeputations-Schluß an Württemberg kam, hatte ein Augustinerkloster, ein Dominikanerkloster, ein Franciskanerkloster, ein Franciskanerinenkloster, ein Kapuzinerkloster, ein Collegiatstift und das nahe Dominikanerinenkloster Gotteszell. Das Augustinerkloster beherbergt Oberamt und Kameralamt; die Kirche wurde den Protestanten überlassen. Die Pensionen der Patres (100 fl.) waren sehr nothdürftig. Auch das

Dominikanerkloster wurde 1802 aufgehoben und zur Kaserne verwendet, die Kirche dient als Holzremise, Pferdestall und zu Schlafsälen für die Soldaten. Das Franciskanerkloster wurde wegen seiner Armuth und Beliebtheit bei der Bürgerschaft nicht sogleich, sondern erst 1809 aufgehoben. Seine Räume bergen seit 1824 das Lehrerseminar. 1810 wurde das Kapuzinerkloster aufgehoben. Kloster und Kirche kaufte später der Advokat Herlikofer um 3000 fl. und ließ alles abbrechen. Die Patres lebten bis zu ihrem Ende im Ellwanger Centralkloster. Das Franciskanerinenkloster wurde ebenfalls geräumt, jedoch den Nonnen später wieder überlassen. Das Dominikanerinenkloster in Gotteszell war das reichste unter den Gmünder Klöstern; es wurde alsbald aufgehoben und geräumt, jedoch den Nonnen das Zusammenleben in demselben gestattet und für immer zugesagt. 1808 kam plötzlich eine Aenderung, wodurch es zum Zuchthaus bestimmt wurde; jetzt befindet sich dort eine Strafanstalt für weibliche Gefangene (261—69).

In Heilbronn wurde 1802 das Karmeliterkloster aufgelöst, wodurch der Pastoration und Sammlung der Katholiken jener Gegend ein bedeutender Nachtheil entstand. Die Klosterkirche mußte an die Artilleriedirektion abgegeben werden. Auch das Klarissinenkloster mit 20 Insassen wurde aufgehoben; die Klosterkirche wurde zur Stadtpfarrkirche bestimmt, das Kloster ist jetzt Zuchthaus (S. 272).

Die freie Reichsstadt Rottweil wurde 1802 sammt ihrem Gebiet mit 1000 Mann Militär besetzt. Das Kloster der Dominikaner verfiel der gänzlichen Aufhebung; Chor und Kirche wurden geschlossen und die Insassen zu den Kapuzinern gewiesen, die Kirche überließ man den Protestanten. Das Kapuzinerkloster wurde 1805 aufgehoben. 1810 verkaufte man die leeren Gebäude, worauf der Besitzer das Kloster in ein Wirthshaus mit Brauerei, die Kirche in ein Getreidemagazin verwandelte. Der Aufhebung verfiel auch das Dominikanerinenkloster (S. 277). — Im Jahre 1805

säkularisirte man auch die württembergischen Besitzungen des Johanniterordens in Affaltrach, Dätzingen-Rohrdorf, Hemmendorf, Rottweil, Hall und Rexingen (S. 281 ff.).

In Rottenburg wurde am 27. Oktober 1806 das Karmeliterkloster aufgehoben und die reichen Stiftungen auch für die Jahrtage einfach eingezogen; am 29. Oktober 1806 hob man das Kapuzinerkloster auf und versetzte die Insassen in das Riedlinger Centralkloster; auch das Collegiatstift fiel. Die Religions- und Studienfonds wurden eingezogen (S. 285).

Der Kurfürst nahm 1805 durch eigenes Dekret alle Besitzungen des Deutschordens in unseren Landen in Besitz, wobei derselbe einen erheblichen Theil seiner Gebiete verlor; zu diesen gehört (S. 324) besonders das sogenannte Neckaroberamt, das aus 6 Oberämtern bestand. Das Jahr 1809 brachte Württemberg vollends den Rest des Deutschordensgebietes, der nicht unbedeutend war. Bei der Besitzergreifung ging es tumultuarisch und gewaltthätig zu. Die württembergischen Truppen nahmen die Stadt Mergentheim wie im Sturm. Mit dem Deutschorden gingen auch die von ihm abhängigen Klöster unter.

Die Klöster der Donaustädte Mengen, Saulgau, Ehingen, Riedlingen, Waldsee waren zum Theil schon dem josephinischen Klostersturm zum Opfer gefallen, als diese Städte 1806 an Württemberg kamen; das Kapuzinerkloster in Riedlingen und das Franciskanerkloster in Ehingen bestanden als Centralklöster für die Bettelmönche weiter (297 ff.).

Die Prämonstratenserabtei Marchthal mit einem Einkommen von 100,000 fl. wurde vom Fürsten von Thurn und Taxis aufgehoben. Die Säkularisation des Klosters bedeutete für die ganze Gegend einen schweren Schlag; im Kloster selbst fanden oft bis zu 40 Knaben kostenlose Aufnahme und Ausbildung für die höheren Studien. Auch die Armen und Nothleidenden wurden hart betroffen; denn das Kloster hatte im Jahre 18—20,000 Laibchen Brot an sie vertheilt (S. 355).

Württemberg war reich an Klöstern; es bestanden im Ganzen vor 120 Jahren 114 klösterliche Niederlassungen, wovon unter dem josephinischen Klostersturm und anderen Umständen 19 fielen, durch die Säkularisation aber 95. Propsteien, Stifte und Commenden waren im heutigen Württemberg vor der Säkularisation im Jahre 1802 18, männliche Ordensniederlassungen 48, weibliche 29. Die Klosterinsassen wurden mit rauher Hand aus dem gottgeweihten Stande, aus dem liebgewonnenen Leben gerissen und in die Stürme der Welt geworfen. Der Vorwurf, als ob die Klöster zur Säkularisation reif gewesen seien, wird durch die Thatsache widerlegt, daß sich die Klöster gutentheils im guten Stande und Rufe befanden, und daß die Insassen meistens den lebhaften Wunsch aussprachen: man möge sie in ihrem Kloster leben und sterben lassen! — Erzberger's Buch verdient auch außerhalb Württembergs volle Beachtung gerade zur hundertjährigen Erinnerung dessen, was die Kirche auch in anderen Ländern um jene Zeit erlitten hat. Für das Schwabenland aber, welches seit Langem nach Orden ruft, ohne bis jetzt auf Seite der Regierung Gehör zu finden, ist das Buch eine vortreffliche Stütze im Kampfe für die Wiederzulassung der Männerorden, an denen es einst so reich gewesen. J.

LV.

Neue socialwissenschaftliche Literatur.

2. Dr. Jäger über die Wohnungsfrage.[1])

Der Verfasser geht aus von den statistisch festgelegten Thatsachen der Wohnungsnoth. Von allen Seiten sucht er diese zu erfassen und zu beleuchten. Interessant sind besonders die Angaben über die Zahl der Kellerwohnungen. In Berlin z. B. sind 9,1 % aller Wohnungen unter der Erde zu suchen. An der Hand des sachkundigen Autors machen wir einen Rundgang durch alle bedeutenderen Städte Europas und werfen einen Blick in die trostlose Misere, in welcher Millionen Menschen freudlos dahinschmachten. Wir erfahren, welche horrende Preise die arbeitende arme Bevölkerung für diese menschenunwürdigen Miethhöhlen zu zahlen hat. Aber nicht bloß in den Großstädten ist die Wohnungsnoth vielfach bis zum Wohnungselend herangewachsen: traurige Zustände bezüglich eines so wichtigen menschlichen Bedürfnisses herrschen vielfach auch auf dem Lande. Das Bauernhaus ist nicht in jeder Beziehung eine Idylle. Freilich wirkt der lange Aufenthalt der Landbewohner in frischer Luft einigermaßen den herrschenden Mißständen entgegen. Aber ganz vermag er die Schäden der Wohnungsnoth nicht zu beseitigen. Besonders sind die Schlafräume der Kleingütler vielfach zu überfüllt, und wenn, wie das ja auch häufig der Fall zu sein pflegt, die Ernährungsverhältnisse keine genügenden sind, so kann auch Aufenthalt und Arbeit im Freien die Schäden in hygienischer Beziehung keineswegs gutmachen. „Daher trifft man in Dörfern häufig blasse, blutarme Gesichter und schwächliche Gestalten, während doch die Landwirthschaft mit Recht als der gesündeste Beruf gilt. Diese Beobachtung eines Rückganges der Volksgesundheit kann man besonders dort machen, wo die schlechte

---

1) Die Wohnungsfrage von Dr. Eugen Jäger, Mitglied des Reichstags und der bayerischen Kammer der Abgeordneten. 1. Band. 1902. Verlag der „Germania", A.-G. in Berlin. (Preis 5 Mk.)

wirthschaftliche Lage der Landwirthschaft den allgemeinen Ernährungsstand reducirt hat und man das Manco vielleicht durch Alkohol auszugleichen sucht." Welche Folgen solcher Rückschritt für die Gesammtheit einer Nation haben muß, liegt auf der Hand. Ist doch die Landbevölkerung immer noch der Quell, aus welchem unserer degenerirten städtischen Bevölkerung neues Blut und frisches Leben zugeführt wird; ist doch das kräftige Bauernvolk immer der unausgeschöpfte Fond, aus welchem sich die Wehrkraft eines Volkes bildet.

Fast noch schlimmer als in gesundheitlicher sind die Wirkungen der Wohnungsnoth in sittlicher Beziehung. Die Gesindekammern auf dem Lande geben häufig zu schweren Bedenken Anlaß „Am schlimmsten wirkt die enge Belegung der Schlafräume auf die Sittlichkeit der Familie, des Gesindes, der Kinder und damit auf die Erziehung und die gesammte sittliche Atmosphäre einer ganzen Bevölkerung. Das Buch des prot. Pastors Wagner ‚Die Sittlichkeit auf dem Lande' (2. Auflage 1896) . . . . gibt über diesen wichtigen Gegenstand außerordentlich trübe Bilder fast für ganz Nord- und Mitteldeutschland" (S. 70). Traurig waren insbesondere bis in die neueste Zeit die Wohnverhältnisse auf dem Staatsgute Trakehnen, und Jäger knüpft mit Recht daran die Bemerkung: „Wenn solche Zustände in der ersten und vornehmsten landwirthschaftlichen Staatsanstalt Preußens bestehen, wie sieht es dann erst mit der Fürsorge für die Wohnungen des Gesindes auf den meisten anderen Gütern Ostelbiens aus!" (S. 73.) Je weiter nach Osten, um so elender werden die Verhältnisse.

Die Ursachen der Wohnungsnoth in den Städten erblickt Jäger nicht so fast in dem Wohnungswucher, als in dem rapiden Wachsthum der Städte und dem Zurückbleiben der Wohnungsproduktion. Die Bauthätigkeit liegt in den Händen der Spekulation. Diese verschmäht es, gerade für die ärmeren Klassen der Bevölkerung Wohnungen zu schaffen. Jäger bezeichnet die Wohnungsreform als eine Culturaufgabe erster Ordnung. Wie diese seitens der Regierungen der modernen Culturvölker in Angriff genommen wurde, zeigt die ausführliche Darlegung der Geschichte der Wohnungsgesetzgebung. Die Führung übernahm aus leicht begreiflichen Gründen England.

Hier war es ja, wo die Geburtsstunde des modernen Kapitalismus schlug und zugleich das Proletariat mit seinen Nöthen ins Leben gerufen wurde. Die verschiedenen Wege und Vorschläge, auf denen man die Wohnungsnoth zu bekämpfen suchte, finden eingehende historische Behandlung. Was Staats- und Selbsthilfe, Humanität der Arbeitgeber wie die Genossenschaftsthätigkeit geschaffen, was durch Gemeinden und Stiftungen geleistet wurde, wird kritisch erörtert, und es ist ganz unmöglich, den reichen vielseitigen Inhalt des Buches in einem knappen Referat auch nur annähernd wiederzugeben. Das wird jedem Leser jedenfalls klar: Es gibt für die Beseitigung der Wohnungsnoth kein Universalmittel, welches allein im Stande wäre, befriedigende Zustände zu schaffen. Es bedarf eines Zusammenwirkens zahlreicher Faktoren, und hier mag dieser, anderwärts jener von größerer Bedeutung sein. Von besonderer Wichtigkeit ist in Deutschland die theilweise Verwendung der Kapitalmassen zur Wohnungsfürsorge für die Arbeiter. Wir erfahren, daß die 31 Anstalten den Arbeiterwohnungsbau bis Ende 1900 mit rund 70 Millionen Mark unterstützt haben, mit nahezu 10% vom Gesammtvermögen. Jäger wünscht eine weitere Ausdehnung dieser Leistungen (S. 317).

Wie stellt sich die Socialdemokratie zur Wohnungsreform? Die Frage beantwortet sich leicht; denn die Partei hat ja ein Interesse an dem weiteren Fortschritt der Proletarisirung. Besonders wird die Selbsthilfe der Arbeiter mit scheelen Blicken betrachtet. Man fürchtet, die wirthschaftliche Besserstellung eines Theiles der Arbeiterschaft durch Baugenossenschaften 2c. werde diese Arbeiter über das Niveau der Arbeiterschaft hinausheben und so eine Arbeiteraristokratie begründen. Jäger betont, die abwehrende Haltung der Socialdemokratie gegen die Wohnungsreform habe den deutschen Arbeiter schwer geschädigt (S. 339). Hingegen will der Liberalismus den herrschenden Nothstand lediglich auf dem Wege der Selbsthilfe beheben. Jäger gibt eine Kritik der von M. Brandts, von Schäffle und Lechler gemachten Vorschläge, sodann der Versuche, die im Deutschen Reich zur Linderung der Wohnungsnoth gemacht werden. Hierauf entwickelt der Verfasser die Grundsätze für Erbauung und Einrichtung von Arbeiterwohnungen, die Frage, ob Eigenthum

oder Miethhaus den Vorzug verdienen. Welcher Antheil hiebei den größeren Arbeitgebern, dem Staate, der Gemeinde zukomme, wie der gemeinnützige Wohnungsbau durch Gesellschaften, Genossenschaften zu fördern ist, kommt in lichtvoller Weise zur Darlegung.

Die schwierige und akute Wohnungsfrage, die zu den wichtigsten Partien der gesammten socialen Frage und Socialreform gehört, findet in dem Buche Jägers eine erschöpfende Behandlung, eine allseitige Beleuchtung, die nicht blos zu den bisher gemachten Versuchen kritisch Stellung nimmt, sondern selbständig die Mittel und Wege bezeichnet, auf denen diese unendlich complicirte Frage einer befriedigenden Lösung näher gebracht werden kann. Gerade diese erschöpfende Behandlung begründet den Hauptvorzug des Buches vor den vielen anderen, die lediglich einen Theil der Wohnungsfrage zum Gegenstand ihrer Untersuchung machen. Das Buch wird gewiß seinen Theil beitragen, anregend und belehrend hinsichtlich einer so hochwichtigen Frage zu wirken, die wie keine zweite der energischen Lösung bedarf. Denn die herrschende Wohnungsnoth bedeutet nichts anderes als Auflösung des Familienlebens, Sprengung der sittlichen Bande, Verfall der häuslichen Wirthschaft. Aber nicht allein für die bereits bestehende Familie ist eine den Anforderungen der Gesundheit und Sittlichkeit entsprechende Wohnung die unerläßliche Voraussetzung der Erfüllung ihrer Aufgaben, auch für die Jugendlichen und ledigen Arbeiter ist die Wohnungsnoth die schlimmste Quelle der Verwahrlosung und sittlichen Corruption. Die Fürsorgethätigkeit für die Jugendlichen, die heute so weite Kreise zieht und so bedeutende materielle wie persönliche Opfer der Sache des Jugendschutzes bringt, muß deshalb auch der Wohnungsfrage ihr reges Augenmerk schenken. Bereits macht in England die Bewegung zur Errichtung von Logirhäusern für Ledige immer bedeutendere Fortschritte. Wie die „Sociale Praxis" berichtet, ist Anfangs August in London das fünfte Rowtonhaus eröffnet worden, das nach Lord Rowton benannt ist. Es besteht die Absicht, demnächst ein Rowtonhaus für Frauen zu errichten. Damit wird ein Herd von moralischen Uebeln für Hunderte von Arbeitern zerstört. Dr. Franz Walter.

LVI.

Aus der katholischen Literatur Englands.

1. Ein sehr ansprechendes Lebensbild des Blutzeugen Sebastian Newdigate aus dem Karthäuserorden hat der Benediktiner Beda Camm soeben gezeichnet.[1]) Schon die Veranlassung zur Abfassung der anmuthenden Schrift verdient unsere Beachtung. In der kurzen lateinischen Widmung heißt es bedeutungsvoll: In gratiarum actionem pro fide recepta. Der Verehrung des Seligen hat die kraftvolle und erfolgreiche Fürbitte des letzteren entsprochen und auf diese glaubt P. Camm die ihm gewährte Gnade der Heimkehr zum katholischen Glauben zurückführen zu sollen. Er hat aber nicht einfach convertirt, ihm ist der weitere Vorzug von Oben verliehen worden, daß er in den Ordensstand treten und sich der Congregation der Benediktiner von Beuron anschließen durfte. In der bei Birmingham anmuthig gelegenen Abtei Erdington ansässig, hat Camm die katholische Literatur Englands durch einige sehr werthvolle Beiträge bereichert. Die lesenswerthe Schrift des deutschen Benediktiners von Oer „Ein Tag im Kloster" erschien von ihm in klassischer, freier Uebertragung und erregte allgemeine Aufmerksamkeit auch in der protestantischen Presse. Noch werthvoller aber steht da seine auf umfassenden Studien beruhende und durch sicheres kritisches Urtheil ausgezeichnete Lebensbeschreibung des ehrwürdigen Dieners Gottes, Dom

---

1) A Sketch of the Life and Sufferings of Blessed Sebastian Newdigate of the London Charterhouse. By Dom Bede Camm, O. S. B. London. Art and Book Company. 1901. 4°. 108 pag.

John Roberts, welcher unter Jakob I. von England 1610 für die Wahrheit des katholischen Glaubens sein Blut vergoß.[1])

Von gleichem Werthe erscheint die neue Arbeit über den Karthäuser-Blutzeugen Newdigate. Zwar sind die Hauptthatsachen aus dem Leben dieses Seligen bekannt. Indeß hat sich P. Camm ein besonderes Verdienst erworben, indem er den Ueberlieferungen seiner Familie in seinem Geburtsorte Harefield (Middlesex) fleißig nachspürte und das Bild der Eltern pietätsvoll zeichnete. Außerdem hat er noch besondere Studien im Britischen Museum in London gemacht und endlich seine Schrift mit einer Menge von Lichtdrucken und Holzschnitten ausgestattet, welche sich auf den Geburtsort des Blutzeugen, seine Hinrichtung zu Tyburn in West-London am 19. Juni 1535 und auf die alte berühmte Karthause in der englischen Hauptstadt beziehen, welche neben einigen Abtrünnigen eine noch erheblichere Zahl von Martyrern der Kirche unter Heinrich VIII. geschaut hat. Newdigate's Geburtsjahr wird nicht angegeben. Er empfing seine höhere Ausbildung an der Hochschule in Cambridge und trat nach deren Vollendung in den persönlichen Dienst Heinrichs VIII., dessen Gunst er bald in hohem Maße zu erringen verstand. Daß der gewandte Hofmann den Ehestand gewählt, ist zwar bestritten worden, wird aber von Camm auf Grund seiner Studien bestätigt (12).

Das frühe Hinscheiden seiner Gattin lenkte Newdigate's Gedanken über die sichtbare Welt hinaus. Dazu kamen die tiefgehenden Veränderungen, welche das Leben am Hofe durch die lockeren Sitten des Königs leider erfuhr. Abgestoßen durch dieses Treiben, beschloß er, in die Londoner Karthause einzutreten, wo der 1531 verstorbene heiligmäßige Prior William Tynbygh ihm die Aufnahme gewährte. Nur stufenweise hat der König die Trennung des Reiches vom heiligen Stuhle zur Ausführung gebracht. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die loyalen Karthäuser von London, unter ihnen auch der Prior Houghton und der P. Newdigate, das Gesetz vom 24. Mai 1534 unterzeichneten, welches die Prinzessin Maria von der Thronfolge ausschloß und an deren Stelle die uneheliche Tochter des

---

1) Vgl. darüber meine Besprechung im Literar. Handweiser Nr. 677.

Monarchen und der Anna Boleyn, Elisabeth, berief (26). Camm spendet ein Facsimile der betreffenden Unterschriften aus dem Reichsarchiv.

Durchaus verschieden lagen die Dinge, als Heinrich VIII. 1535 durch die Macht neuer Gesetze das ganze Reich vom apostolischen Stuhle zu trennen suchte. Hier stieß der König bei den Karthäusern auf Widerstand. Die Prioren der drei Karthausen Robert Lawrence von Beauvale, Augustin Webster von Axholme und John Houghton von London lehnten die königliche Oberherrlichkeit in kirchlichen Dingen ab und besiegelten ihre Anhänglichkeit an den Papst mit ihrem Blute am 4. Mai 1535. Leo XIII. hat sie am 29. December 1886 selig gesprochen. Bald schlug auch für Newdigate die Stunde der Entscheidung. Am Tage der Hinrichtung seines Priors wurde gegen ihn und seine beiden Mitbrüder William Exmere und Humphrey Middlemore die Untersuchung eingeleitet. Zweimal hat König Heinrich VIII. seinen ehemaligen Freund Newdigate im Gefängniß besucht und umzustimmen gesucht. Vergebens. In der nämlichen Gerichtsverhandlung mit dem Cardinal Fisher zum Tode verurtheilt, hat Newdigate am 19. Juni 1535 für den Glauben sein Leben dahingegeben. Auch diese drei Blutzeugen hat der heilige Vater im December 1886 in die Reihe der Seligen aufgenommen. Nur mit dem Gefühle tiefer Rührung kann man den aus den ältesten und besten Quellen von P. Camm geschöpften Nachrichten über den Ausgang des frommen Mannes folgen, die außerdem durch weitere Angaben aus dem Schatze der Handschriften des Britischen Museums verstärkt wurden. Im Anhang erscheinen Abdrücke aus seltenen Druckwerken und Urkunden über die Verehrung des seligen Newdigate. In den tiefempfundenen „Verses printed in deference to the request of friends" (101—105) dürfen wir wohl dichterische Leistungen des glaubensfreudigen Verfassers P. Camm vermuthen.

Die fein ausgestattete Schrift dünkt uns ein Muster eines Heiligenlebens zu sein. Es wirkt reinigend und erhebend auf den Geist des Lesers ein.

LVII.

Die letzten Stunden Kaiser Karls VII. Albrecht.

Von Joseph Weiß.

Der Empfang, den die Stadt München am 23. Oktober 1744 dem zurückkehrenden Kaiser Karl VII. bereitete, war von ungeheuchelter Herzlichkeit. Man hatte sich nach dem Tage gesehnt. [1]) Als am 18. December auch die Kaiserin

1) Ein gedr. Flugblatt (klein 4°, 4 Seiten) in Akt Nr. 2374 des Geh. Hausarchives gibt dieser Stimmung originellen Ausdruck: „Lamentationes der Stadt München, So In der Abwesenheit Ihres Allergnädigsten Kayser Seynd abgesungen worden:

Ich empfang vil Glück-Wunsch-Zeilen
Die mich aber noch nit heylen /
Ohne Hertz kein Leben ist,
Carole das Hertz Du bist,
Dein Zuruckkunst kan mir geben /
Widerum ein neues Leben /
Liebe! ruff mit Trauer-Thon
Dise Lamentation:
Carole, Carole, revertere revertere ad
charam Patriam Tuam!

Niemand wird mir das verneinen,
Schwaches Hertz muß sich aufleinen,
Wo lein ich mich jetzund auf,
Nach geendtem Unglücks-Lauf?
Schlecht mit mir es annoch stehet!
Carolus die Stiß abgehet!
Liebe! ruff . . . . (wie oben!)

mit der kaiserlichen Familie feierlichen Einzug hielt, erreichte die Freude ihren Höhepunkt. Es war noch gar nicht so lange her, kaum 30 Jahre, da wurden ebenfalls in allen Kirchen Dankämter gelesen und auf dem Marienplatz ein feierliches Te Deum vor der Mariensäule veranstaltet,

---

Wann die Sonn den Lauff einstellet,
Ligt auf Erden all's entseelet,
　　Wo nit Kayser Carolus,
　　Dort ist Sonnen-Finsternuß,
Kein Vergnügen kan mir g'schehen,
Biß sich dise Sonn last sehen.
　　Liebe! ruff . . . . (wie oben!)

Joseph kunt ihm nit außschlagen,
Die erlittne Peyn / und Plagen /
　　Er gedenckte immer nach,
　　Biß er seinen Vatter sah;
Wenn ich Dich O Kayser hätte /
Alle Quall vergessen thäte,
　　Liebe! ruff . . . . (wie oben!)

Nit der Diener ist begnieget,
Wann das Glück die Knye ihm bieget,
　　Machet endlich loß sein Hand /
　　Von dem harten Unglücks-Band;
Sehen wil er seinen Herren,
Das, das ist auch mein Begehren.
　　Liebe! ruff . . . . (wie oben!)

Wer ist der zu mir herführet,
Dich, und was mit Dir regieret?
　　Welche Dir die Cron bereit /
　　Dich MARJA auch begleit;
Komm dann voll der Palmen-Zweigen /
Alle Ehr wir Dir bezeigen.
　　Höre doch den Trauer-Thon
　Diser Lamentation:
Carole, Carole, revertere revertere ad
　　charam Patriam Tuam.
　　　Finis.[14]

während Bürgerschaft und Soldaten aus ihren Flinten Salven abgaben. „Jamais on a vu tant de monde à Munich“ schrieb damals, am 18. Januar 1715, P. Theodor Smackers an die Kurfürstin Therese Kunigunde, der er die Festivitäten schilderte.[1]) Aehnlich spricht diesmal eine Augenzeugin von einem „concours prodigieux d'étrangers de distinction . . . Munich était alors dans le plus grand brillant“; wir hören von der Ankunft hervorragender Fremden, unter denen uns „le Duc et prince de deux-ponts,[2]) . . . le nonce du pape Stopani,[3]) l'envoye de France Schavigni,[4]) cellui despagne delbené[5]) de Hollande Eilva“[6]) neben anderen besonders genannt werden.

Die Augenzeugin ist Maria Anna Josepha, Kaiser Karls VII. am 7. August 1734 geborene Tochter.[7]) Von ihrer Hand sind Bruchstücke von Aufzeichnungen erhalten, 8 Lagen von einzelnen Bogen in fol.: die 1. Lage umfaßt zwölf Bogen, die 2. acht, die 3. sieben, die 4., 5., 6. und 7. je zwölf, die 8. elf Bogen, halbbrüchig auf beiden Seiten beschrieben und mit zahlreichen Aenderungen, Einschiebungen

1) Geh. Hausarchiv Akt Nr. 754. Il y a en ville partout des fêtes et les cabarets sont pleins; les rues retentissent de nouvelles chansons . . . u. s. w.

2) Herzog Christian IV. und sein Bruder Friedrich (Michael). Vgl. Trost und Leist, Pfalzgraf Friedrich Michael S. XIII.

3) Joh. Franz Stoppani, geb. 1695, Nuntius in Florenz, Venedig, 1743 am kaiserlichen Hof. Vgl. Zedlers Groß. vollständiges Univ.-Lexikon. Bd. XL, S. 415.

4) Theod. Chavignard v. Chavigny. Vgl. Heigel, Das Tagebuch Kaiser Karls VII. . . . herausg. S. 200.

5) del Bene.

6) Tjaard of Tjeerd van Aylva (1712—1757); vgl. v. d. Aa, Biogr. Woordenboeck I, 457.

7) Sie heirathete am 10. bezw. 20. Juli 1755 den Markgrafen Ludwig Georg von Baden-Baden, wurde am 22. Oktober 1761 Wittwe und starb am 7. Mai 1776.

u. dgl. auf dem Rande.[1]) Der Anfang fehlt; sie beginnen mit dem „II cahier", reichen lückenhaft bis etwa zum 7. Oktober 1763 und setzen ein mit dem Ereigniß des 23. Oktober 1744:[2]) „La guere, en un mot toute les circonstances agreables et flatteuses semblerent nous laisser plus rien a desirer; c'est dans ces dispositions que nous arrivames heureusement a munic entre les acclamations et les rejouissances publiques de toute la vills, et dinames pour la premiere fois en famille dans la chambre a coucher de sa Majesté l'Imperatrice."[3]) Dann kommen die oben schon mitgetheilten Bemerkungen über den Fremdenzulauf, die Rückkehr des Hofstaates und einen kleinen Unfall, der einer Hofdame durch das Hochwasser bei Günzburg[4]) zustieß. „Nous comencames," fährt die Schreiberin fort, „la nouvelle anée de 1745 avec une joje unanime; [il eut se jour grand apartement dans les chambres de lempereur. S. M. mon tres chere Pere y fit une partie de trente-un avec de ministres, S. M. J. ma tres chere Mere joua au piquet avec les premieres dame, l'Ellecteur,[5]) ma chere soeur aine[6]) et moi fimes chacun leurs parties a part, une foule de monde fut

---

1) Ich habe sie im Jahre 1897 im k. Geh. Hausarchive vereinzelt vorgefunden, gesammelt (jetzt Akt Nr. 825a XX) und auf sie hingewiesen im Histor. Jahrbuch XVIII (1897), 837 anläßlich des Lehmann-Naudé'schen Streites über den Ursprung des siebenjährigen Krieges.

2) Sie schließen also in gewissem Sinne an das Tagebuch Kaiser Karls VII. an. In den hier mitgetheilten Sätzen ist die Schreibweise des Originals beibehalten, nur die Interpunktion eingeführt.

3) Maria Amalia, Gemahlin Karls VII.

4) Am Einflusse der Günz in die Donau.

5) Maria Anna Josepha meint ihren Bruder, den nachmaligen Kurfürsten Maximilian III. Joseph. Vergl. unten S. 632 Anm. 5.

6) Antonia Maria, vermählt 1747 mit Kurfürst Friedrich Christian von Sachsen.

presente.*] Wie die Bezeichnung, mit der sie hier (S. 620, Anm. 5) ihren Bruder einführt, erkennen läßt, hat Maria Anna Josepha ihre „Denkwürdigkeiten“ — jedenfalls die eingeklammerte und im Original auf dem Rande angefügte Stelle — niedergeschrieben, als Maximilian III. Joseph Kurfürst war; sie entstanden, worauf namentlich auch die Schriftzüge, Tinte, Aenderungen, Einschiebungen u. dgl. schließen lassen, in verschiedenen, auseinanderliegenden Zeiten. Für die Staatsgeschichte sind von diesen Aufzeichnungen keine Enthüllungen zu erwarten, dagegen bieten sie manchen Beitrag zur Lebensgeschichte der Prinzessin, zur Geschichte des Münchener Hofes und ähnlichem. Hier erwähne ich sie wegen ihrer Nachrichten über die letzten Stunden Kaiser Karls VII. Eine „Descriptio tristissimi et luctuosissimi obitus augustissimi Rom. imperatoris Caroli VII“, von einem Zeitgenossen aus dem Münchener Franziskanerkloster[1]) stammend, gibt mit den Erinnerungen Maria Anna Josepha's verläßige Kunde von den näheren Umständen beim Ableben des Kaisers.

Ueber letztere ist ja schon von den Zeitgenossen viel gesprochen und gemunkelt worden. Noch am Todtenbett entstand ein Gezänk unter den Aerzten, zwischen den „Stahlianern“[2]) und den „Mechanikern“, zu welchen der Protomedicus Dr. Wolter gehörte, dem die „Stahlianer“ vorwarfen, daß er durch seine Purganzen und Aderlässe den Tod verschuldet habe. Ja, im Jahre 1765 kam es

1) Handschriftlich mit Aenderungen und Zusätzen, auf 10 Folioseiten in Akt. Nr. 784 des k. Geh. Hausarchives. Für ihre Herkunft spricht der Tenor des Berichtes, sowie die hier in den Anmerkungen 2, 3, 4 S. 627 erläuterten Angaben der Descriptio. Eine ähnliche Beschreibung verwahrt das k. Geh. Hausarchiv über die letzten Stunden Max Emanuels.

2) Georg Ernst Stahl aus Ansbach, Chemiker und Mediciner, der Begründer der Lehre vom Phlogiston und vom Animismus (psych. Einfluß). H. Kopp, Die Entwickelung der Chemie 44 ff.

sogar zu einer Anklage gegen Dr. Wolter,[1]) weil das Gerede ging', er habe den Kaiser „gegen Empfang einer gewissen Summe von einem sicheren Hof zum Tod befördert, . . . Ihro Durchl. unsere gnädigste Churfürstin[2]) unfruchtbahr gemacht, auch Ihro Durchl. die Herzogin[3]) von 3 Kündern und Se. Durchl. den Herzogen[4]) mit Einer Medicin in Lebensgefahr gebracht". Die Sache wurde beigelegt. Man wollte wissen, daß eine Nonne schon für 1744 dem Kaiser einen gewaltsamen Tod prophezeit und daß er selbst am Neujahrstage 1745 geäußert habe: es wäre ihm „eine Cabala gemachet worden", daß er dieses Jahr aus Melancholie sterben würde; der Verfasser aber habe sich unfehlbar geirrt, denn aus Melancholie stürbe er gewiß nicht.[5]) Das Erscheinen eines Kometen im Jahre 1744,[6]) „majori et notabiliori luce corruscans" wie die erwähnte Descriptio hervorhebt, verfehlte nicht, all diesen dunkelen Gerüchten nachträglich Nahrung zu geben.

---

1) Akt des k. Geh. Hausarchives Nr. 2076 und 1712 K 10.
2) Maria Anna Sophie, Gemahlin Maximilians III. Joseph.
3) Maria Anna (Josepha), Herzogin Marianne, die bekannte Gemahlin des Herzogs Klemens Franz von Paula. Ueber ihre 6 Entbindungen s. Häutle, Genealogie S. 78.
4) Klemens Franz von Paula, Sohn Ferdinand Marias, des Bruders von Karl VII.
5) Geschichte und Thaten d. Kaysers Carls d. Siebenten. S. 467 f. Näheres auch bei Finsterwald (Ludewig), Erläuter. Germania princeps IV, 2587 ff.
6) Lipowsky, Lebens- und Regierungsgeschichte d . . . Karl Albert S. 461 Anm., läßt den Kometen am 3. Dez. 1744 durch den am 25. April 1744 gestorbenen Professor der Astronomie in Upsala, Anders Celsius (nach ihm ist die hunderttheilige Thermometerskala benannt), entdeckt werden; nach Wolf, Gesch. d. Astronomie S. 711 f., hat ihn jedoch am 9. Dez. 1743 Klinkenberg zu Harlem bezw. am 13. Dezember Loys zu Cheseaux und darnach Gottfried Heinsius in Petersburg zuerst gesehen. Lipowski verwechselt anscheinend Celsius und Heinsius.

Ohne Zweifel sind die tiefschmerzlichen Gemüthsbewegungen der letzten Zeit für die schwer erschütterte Gesundheit Karls VII. der Todesstoß geworden,[1]) „attaqué des maux d'ésprit et de corp" sah der Kaiser den Morgen des neuen Jahres 1745 anbrechen, wie ehedem den Morgen seines Krönungstages.[2]) Allein er wollte nichts merken lassen und es gelang ihm, seinen Zustand bis zum Dreikönigstage leidlich zu verbergen. „On ne parloit que de rejouissances, fétes et spectacles; une belle opera devoit en faire louverture, pour laquelle on faisoit tous les preparatifs, lorsque le jour de Roys sa Majesté l'Empereur fut attaqué de la goute.[3]) Il se soutint neanmoins et se traina malgré des douleurs tres violente a l'office divin et au vebres.[4]) Mais le mal augmentant, il fut contraint le lendemain de garder la chambre. On crût ce mal dont il avoit deja ressenti souvent les attaques, sans aucune consequence; aussi n'y put on pas apercevoir le moindre danger." Es war die Gicht, der alte Feind, der das Leben Karls VII. längst bedrohte. Trotzdem hielt der Kaiser am Sonntag 10. Januar noch einmal öffentliche Tafel, „epulum dixisses funebre quia ultimum," sagt die Descriptio. Am Montag dem 18. Januar offenbarte sich der Ernst der Lage: der Kranke, wie es heißt, infolge einer Erkältung, die er sich zuzog, weil er im Schweiß das Bett verließ und vier Stunden im kalten Zimmer auf einem Stuhle saß, bekam einen Schüttelfrost, „einen würcklichen Fraiß", so daß der Leibchirurg den Mund mit einem Taschenmesser aufbrechen mußte. Er blieb anderthalb

---

1) Also die Ansicht unter anderen von Hormayr, Anemonen II, 193, von Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre III, 4—6, und Heigel, das Tagebuch K. Karls VII., in: Neue hist. Vorträge 2c. S. 288.

2) Heigel, Das Tagebuch 2c. herausg. S. 50.

3) goutte.

4) aux vêpres.

Stunden ohnmächtig.[1]) Man ließ ihm zur Ader und constatirte „den Brand auf der Lungen". „Toute la cour fut en allarme, surtout sa Majesté l'Imperatrice, dont la tendresse et le soins vers son auguste epoux ont caracterisé tout le tems de son mariage; elle n'epargna n'y larmés[2]) n'y prieres avec toute la ferveur, dont une princesse sy devote quelle fut capable pour obtenir du tres haut, si settoit[3]) sa divine volonté, la santé dun si cher epoux. Nous y joignames touts nos larmes, soupirs et surtout nos prieres; il sembloit que le ciel les avoit exaucés, car le jour suivant la violence du mal settoit[4]) beaucoup rallenti. Nous comencions a respirer et avoir deja lesperance certaine de sa guerison. Mais helas! ce trionfe fut de peu de duré, car le jour suivant nous ravit tout espoir et nous enleva ce cher per, qui ettoit notre joie, notre consolation et nos delices." Um 11 Uhr Nachts vom 18. auf den 19. begehrte der Kaiser die Sterbsakramente, „facta antecedenter dolorissima erga Augustissimam[5]) deprecatione publica de injuriis Eidem hucusque illatis quae Aug^ma accepto quamprimum nuncio de adversa Imperatoris valetudine ad aegrotantem advolavit seque ab eius lecto avelli non permisit" (Descriptio). Am Dienstag den 19. fanden in allen Kirchen vor ausgesetztem Allerheiligsten öffentliche Fürbitten statt. „Augustissima Imperatrix Maria Amalia audito solo extremae infirmitatis periculo tantum fuit passa deliquium, ut a praesentia Augustissimi quasi semi-mortua in cubile suum reportari debuerit: ingeminante interea etiam inter lacrymas Augustissimo illam divi Augustini deprecationem: ‚Hic ure, hic seca: tantum in aeternum

1) „per sesqui horam tantum passus est deliquium", Descriptio.
2) ni larmes.
3) c'était.
4) s'était.
5) = die Kaiserin.

parce!' "[1]) (Descriptio). Am Mittwoch dem 20. Januar war der Zustand des Kranken bereits hoffnungslos. In aller Frühe — um 7½ sagt Maria Anna Josepha, „circa octavam" die Descriptio — wurde die kaiserliche Familie berufen. Zunächst, wie die Descriptio (aber nicht als Augenzeuge, vgl. S. 632, Anm. 2) berichtet, die Kaiserin und der Kurprinz, den der Vater „coram intimo Ministerio suo, dominis Legatis exteris pro tempore in urbe degentibus ac omnibus quorum interfuit praesentibus" für großjährig erklärte. Dann folgt die Abschiedsscene mit der Familie,[2]) welche von Maria Anna Josepha, die von einer vorausgängigen besonderen Berufung des Kurprinzen und der Kaiserin nichts zu erzählen weiß, folgendermaßen geschildert wird: „On vint nous eveiller tous a 7 heure et demi du matin, pour nous rendre chez lui. Nous nous habilliames a la hate, et lorsque nous entrames, nous le trouvame helas! dans un ettat si deplorable, qui nous donoit a conoitre, que sa mort ettoit proche. Il ne lignoroit pas, et nous donna les derniers adieu Helas! quel moment pour une famille exploré! Notre auguste mere et nous tous nous trouvions a lentour de son lit, en fondant en larme, lorsquil nous parla de la sorte:[3]) Mes chers enfans, je suis pret a vous quiter, Dieu le veut, je m'y resigne. Suivez les dernieres volonté d'un pere, qui

---

1) Ueber diese angebliche Augustinusstelle verdanke ich der Güte des Herrn P. Odilo Rottmanner O. S. B., Stiftsbibliothekars von St. Bonifaz, einer Autorität auf dem Gebiete der Augustinusforschung, folgende Mittheilung: „Die — von Asceten — oft angeführte Stelle findet sich 1) nicht in den uns erhaltenen echten Schriften Augustins; 2) nicht in der Augustinus-Concordanz von Lenfant, in der viele echte und unechte Schriften berücksichtigt sind; 3) habe ich seit vielen Jahren vergeblich in Sammlungen apokrypher Augustinusschriften sie gesucht".

2) Um dieselbe hat sich eine ganze Legende gesponnen. Vergl. Lipowsky a. a. O. 463 f.

3) Die gesperrten Stellen sind im Original unterstrichen.

vous cherit, respectes et aimes votre Mere, vous en avez une bien vertueuse. Obeisses, aimez, suivez ses exemples vous conjointement. Regardez mon fils come votre pere a mon defot;[1]) il prendra soin de ce montrer tel a votre egard. Allors ce tournant vers le prince Ellectoral: Mon fils, lui dit il, respetes toujours votre Mere, eccoutes ses conseil, car elle est sage et prudente, suivez les; je vous recomende mes enfans, soyez leurs pere. Le prince Ellectoral fondant en larme promit de suivre ses ordre et davoir soin de nous, ce quil a bien montré en tout cas, en nous servant de pere. Nous nous ecriames tous conjointement: Eh quoi! mon cher pere devrons nous donc vous perdre? Il nous repondit: Adieu, mes chers enfans receves mes derniers embrassement et la benediction paternelle, que je vous done pour la derniere fois. Allors il nous ordona a tous de sortir et fit la confession. [2]) Entretems nous ettions tous rassemblé dans la chambre attenant, ne faisant que pleureur. La confession achevé, nous rentrames, lorsquil reçut le saint viatique et lextreme onction par le nonce du pape;[3]) il ettoit tres present a lui, meme repondant a toutes les prieres. Apres ce moment, je ne le revis plus. Nous retournames tous dans nos chambres, passames la journé en pleurs et tristesse. Le mal empira toujour."

Nachdem die Familie sich wieder entfernt hatte, sagt die Descriptio, beschäftigte sich der Kaiser nur wieder mit sich, „usque ad supremum vitae suae halitum sibi prae-

1) défaut.

2) Seinem Beichtvater P. Menrad Rosé S. J. Nachträglich Beichtvater der Kurfürstin Maria Anna, Gemahlin Maximilians III. Joseph. Vgl. Zimmermanns churbayr. geistl. Kalender 1754.

3) S. Anm. 3 S. 619.

sentissimus, saepius haec verba ingeminando: Die Welt hat mich verlassen, also will ich auch sie gern verlassen."[1])

Im Franziskanerkloster neben der Residenz — heute Residenzplatz — saßen die Mönche gerade beim Abendessen, um ½5, da meldete der Pförtner dem Quardian und dieser dem Provinzial P. Thomas Culinas,[2]) es sei ein Bote aus der Residenz da, um den „theologus caesareus" P. Johann Nepomuk[3]) zu rufen, damit er dem Kaiser die Generalabsolution ertheile. Alle drei eilten sofort nach der Residenz hinüber, indem sie vom Passionsaltar der Klosterkirche das „capitegium S. Ignatii"[4]) mitnahmen. Während sie unter-

1) Unterstrichen im Original. Vielleicht hat dieser Ausruf des Kaisers die Grundlage geboten zu der Version bei Hormayr Anemonen II, 192 f.: „Das Unglück wird mich nicht verlassen, bis ich es verlasse", und III, 9: „Das Unglück verläßt Mich schon nicht eher, bis Ich es verlasse".

2) Vgl. über ihn Minges, Geschichte der Franziskaner in Bayern S. 157. Quardian war P. Prudentius Schröder, s. Geiß im im Oberbayr. Archiv. XXI, 26. — Die Schilderung der Vorgänge hier folgt den Angaben der Descriptio.

3) Ein geb. Graf von Deym. Ueber seine spätere abenteuerliche Geschichte s. Minges a. a. O. 179 ff.

4) Nicht zu verwechseln mit dem Birett des hl. Ignatius, welches Leo Gallus S. J. an Herzog Wilhelm V. und im Jahre 1747 Kurfürst Maximilian III. Joseph an die Michaelskirche schenkte, wo es gegenwärtig sich auf dem Ignatius-Altar befindet; vgl. darüber Schulz, Die St. Michaels-Hofkirche S. 25. Das „capitegium" ist das kleine, runde Tonsurkäppchen. Die Schmidtische Matrikel v. J. 1738 (Deutinger, Die ältesten Matrikeln, I, S. 220 f.) verzeichnet nebst dem „brachium" des hl. Antonius in der Franziskanerkirche: „pileolus seu capitegium . . . qui aegrotis quasi quotidie et ferme semper cum miro affectu imponitur", und ähnlich sagt A. Crammer „Diese Kirche zählet neben vielen Altären einige Kapellen, besonders des hl. Anton von Padua, in dessen Altare und Brustbild ein Spindel von seinem Arm, welche Kaiser Ludwig IV., Herzog in Baiern, im Jahre 1327 hieher verehret, aufbehalten, und in großer Verehrung gehalten wird. Auf dem sogenannten Paßion-Altare ist auch auf

wegs waren, meldete man aus der Residenz, es solle auch der P. Lektor Isaias[1]) kommen und die kleine Monstranz mit der Reliquie des hl. Antonius von Padua mitbringen. Im Sterbezimmer trafen sie den Obristkämmerer Graf Johann Maximilian Emanuel von Preysing, den Beichtvater P. Rosé S. J., den Leibarzt Dr. Joseph Berger, zwei Kammerdiener und einen Lakai. Man legte dem Kaiser das „Käppchen" auf und reichte ihm die Reliquie zum Kusse, während ihm die Generalabsolution ertheilt wurde; hierauf wurden die beiden Heiligthümer auf einen Tisch gestellt und die Patres knieten zu beiden Seiten des Lagers nieder.

Um 1/28 begann der Todeskampf. „On sonna lagonie avec toute les cloches, mais pour que nous ne pouvions nous en apercevoir, on fit du bruit dans nos chambres." Graf Preysing ließ jetzt den Nuntius rufen, der mit Rochett und Stola erschien, fünf Schritte vom Bette niederkniete zwischen P. Johann Nepomuk, der die Kerze, und P. Isaias, der das Buch hielt, und mit Beiden laut die Allerheiligen-Litanei betete. Kaum war er fertig, da bemerkte P. Menrad Rosé, der am Kopfende saß, daß der Athem des Sterbenden stocke. Er machte P. Johann Nepomuk ein Zeichen, dieser näherte sich und gab die „candela Lauretana"[2]) dem Kaiser in dessen auf der Bettdecke ruhende („extra culcitram iacenti")

---

des hl. Ignatii Haupte sein Häublein ausgesetzt, welches den Kranken vielfältig nicht ohne großen Frucht der erlangten Gesundheit auf das Haupt gesetzet wird". („Sechstes Heiliges Jubel-Jahr des Deutschen Roms", 1776, S. 35 ff.)

1) Nach dem Nekrologium des Klosters: P. Isaias Werkmeister aus Tölz, von hohem Ansehen im Orden (gütige Mitthlg. des Herrn P. Parthenius Minges). Ueber die Reliquie des hl. Antonius s. vorige Anmerkung. Wohin diese Reliquie und das capitegium bei der Säkularisation gekommen sind, konnte ich nicht feststellen.

2) Wohl eine in Loretto geweihte Kerze. Karl VII. Albrecht hatte im Jahre 1737 mit seiner Gemahlin eine Wallfahrt dahin gemacht. Vgl. Finsterwald a. a. O. 2517 und Hartle im Oberbayr. Archiv XXXV, 188.

linke Hand, welche der Leibarzt Dr. Berger mit seiner Hand unterstützte. Alle traten nun an das Lager heran und knieten nieder: rechts vom Kopfende P. Menrad Rosé, P. Johann Nepomuk und P. Isaias, am Fußende Graf Preysing und der Nuntius, links vom Kopfende Dr. Berger, die beiden Kammerdiener und der Lakai sowie der Provinzial P. Thomas, welcher den Verscheidenden mit Weihwasser besprengte, während der Quardian P. Prudentius am Tische bei den Reliquien kniete.[1]) Um 8³/₄ wiederholte P. Johann Nepomuk die Absolution, „dum P. Rosé, qui brevi ante ajebat se absolvisse agonizantem, absolutionem repetere recusavit etiam post monitionem D. Nuntii Apostolici“ (Descriptio). Drei Minuten vor 9 Uhr hatte Kaiser Karl VII. ausgelitten, „elevato prius pectore in altum quasi uno palmo concidit in lecto suo mortuali et inclinato capite expiravit animam“ (Descriptio).[2]) Hierauf hieß, wie die

1) Von einer Anwesenheit der kaiserl. Familie, von einem Sterben „in den Armen seiner Gemahlin“ und was ähnliches noch alles über die letzten Stunden berichtet wird (von Lipowsky a. a. O., Schreiber, Gesch. Bayerns II, 75, und anderen), kann also nicht die Rede sein; Maria Anna Josepha und die Descriptio berichten übereinstimmend, daß nach den Abschiedsworten des Kaisers und dem Empfang der Sterbsakramente die Familie sich auf Geheiß des Kaisers entfernte und bei den letzten Augenblicken nicht zugegen war.

2) Der Sektionsbefund (Akt Nr. 784 des k. Geh. Hausarchives) lautet auf Brand an beiden Lungenflügeln infolge zurückgetretener Gicht; außerdem wurde ein Geschwür auf dem linken Lungenflügel constatirt, sowie ein fetter Polyp in der rechten und ein häutiger Polyp in der linken Herzkammer nebst dem Brand in beiden Herzkammern. Die rechte Niere zeigte ebenfalls Brand und den Schwund; die linke enthielt einen Stein von der Länge eines halben Daumens, der die Harngänge verstopfte. Man kann sich angesichts dieses Befundes denken, wie schwer der arme Kaiser zu leiden hatte. [„Inprimis lobus uterque pulmonum a retrograda podagra |: eroneo motu naturae dum omnis dolor in utroque pede disparuit :| gangranosus fuit deprehensus et in

erwähnte Quelle berichtet, P. Rosé alle dableiben, das Gemach öffnen und die Außenstehenden eintreten: „ejulatus ferme omnium erat tantus, ut P. Rosé silentium indicere debuerit ad faciendam suam quam in commissis habuit propositionem, his in substantia verbis: Ich habe auß Befehl Sr. Majestät vnsers allbereit verschiedenen allergdgsten Kaysers zumelden, das nemmlich Ihro Kayl. Maj. selbst noch bey Lebs-Zeiten haben wollen verschidene Leuthe hereinkommen lassen, vmb vor solchen eine persöhnliche reumüthige Abbittung zu machen wegen der bewust gegebenen Aergernussen. Weilen man aber auß erheblichen Vrsachen Ihme ein solches nit zugelassen, so hat Er mir seinen Willen und Befehl hinterlassen, hiemit vor Allen solche Abbittung in Seinem Nahmen zu machen, und durch alle Anwesende im ganzen Land, wo sich wer gerärgeret hätte, kundt machen zu lassen, auch All und Jedem zu bedeuthen, wie das Ihro Kayl. May. alles mit einem recht Christl. und auferbäulichen Lebens-Wandl wurde ersetzet haben, wie mir solches bestens bewust, wan Ihnen Gott das Leben länger verlyhen hätte. Quibus dictis ejulatus adhuc major factus in Aula pertransiit totam Metropolim."

Den Hinterbliebenen theilte man die Todesnachricht erst am anderen Tage mit; speciell Maria Anna Josepha erfuhr

---

sinistro insuper ulcus monstravit materiam subfusam, quae durante morbo fecit excreta, continens. Cor externe naturaliter fuit constitutum, interne vero in dextro eius ventriculo polypus adiposus, in sinistro polypus membranaceus fuit inventus. Seposito diaphragmato explorabatur ventriculus, qui interne inflammatus materiam viscosam retinebat. Hepar et lien ex integro sphacellatus. Renes quod attingit, erat dexter inflammatus arenulis impletus et tabificus, in sinistro inhaerebat lapis longitudine dimidii pollicis mediocris, qui fortiter impactus asper versus ureterem intrusus glaber erat. Vesica urinaria omnimodo vacua, reliqua intestina utrumque sana. Quaestio nunc exurgit: que causa tam celeris mortis? Respondeo: Febris inflammatoria acuta et gravis".]

sie nach und nach in der schonendsten Weise durch ihren Beichtvater.[1]) „On nous annonça cette triste nouvelle que le lendemain; cependant au moment quil expia, je sentis une froide sueur, qui me passa du pied, jusqu'a la tete, mais come l'on mavait laissé de lesperance quil se trouvoit mieu, je n'en attribuois pas la cause a un evenement si deplorable. Mes femes de chambres prirent soin de cacher leurs tristesse, et je me couchois flottant entre la crainte et lesperance avec le propos de faire le lendemain mes devotions pour obtenir de dieu, si settoit sa divine volonté, la guerisson de ce cher pere qui helas ne vivoit plus. A mon reveil, mon premier soin fut de m'informer de sa santé; lon me dit que cettoit de meme que le jour precedent."

Die Descriptio weiß dann noch zu erzählen, daß am Mittwoch dem 20. um 12 Uhr Mittags nach dem Gebetläuten die Uhr auf der Frauenkirche mit einemmale abgelaufen sei und „schier eine halbe viertl Stundt geschlagen, wie es vor dem Tod Churfürstens Max Emanuelis eben geschehen zu seyn bemerket worden." In die Sterbekerze habe P. Johann Nepomuk folgendes Distichon eingegraben:

„Quae morientis erat Caroli candela parentis,
Haec necis et vitae lux mihi semper erit",

und die Kerze dem Kurfürsten Maximilian III. Joseph überbracht, der sie angenommen, die Verse gelesen und gesagt habe: „Ich empfehle Ihnen in das Heil. Gebett meinen lieben Herrn Vattern und wills zum Angedencken zu meinem Bett anhefften lassen." „An factum hoc sit," schließt die Descriptio, „nec ne, ignoratur, quia P. Stadler S. J., Serenissimi Confessarius, contra hoc factum dentibus stridebat."

Ein „rührendes Trauerspiel von dieser Geschichte voll

1) P. Jos. Göldling S. J. Vgl. Zimmermans churbayr. geistl. Kalender 1754.

grausamer Wechselfälle von Hoffnung und Täuschung"[1]) hatte am 20. Januar 1745 seinen ergreifenden Schluß gefunden. Wenn wir uns an die Aufzeichnungen Maria Anna Josephas und die Descriptio halten, sind die Schlußscenen allerdings weniger dramatisch und hochpolitisch[2]) gewesen, als vielfach berichtet wird. Es könnte nur sein, daß bei der Großjährigkeitserklärung, die am Todestage (20. Januar) frühmorgens gegen 8 Uhr erfolgte und bei der nach Angabe der Descriptio[3]) die Kaiserin sowie der Kurprinz „coram intimo ministerio" erschienen, der Kaiser auf die Bedeutung des Aktes hingewiesen hätte. Aber er wird, wenn man seinen elenden Zustand bedenkt,[4]) schwerlich im Stande gewesen sein, viel im Zusammenhang zu sprechen und ein politisches Testament zu entwickeln. Ja, gerade die wenigen, schlichten und bewegten Sätze, welche uns von seiner Tochter[5]) als sein Lebewohl überliefert werden, entsprechen dem damals „zu ernster Ascetik"[6]) neigenden Wesen Karls VII. und seiner zärtlichen Anhänglichkeit an seine Kinder[6]) weit besser

---

1) Heigel, Das Tagebuch Kaiser Karls VII. in: Neue histor. Vorträge und Aufsätze S. 258.

2) Vgl. darüber neuestens M. Schwann, Der Tod Kaiser Karls VII. und seine Folgen, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte (1900) XIII, 2 S. 77 ff.

3) Der Gewährsmann der Descriptio kommt jedoch hiefür nicht als Augenzeuge zur Geltung, sondern erst von dem Augenblicke an, da die Franziskaner am Sterbelager anlangen und das ist nach der Abschiedsscene bezw. erst am Abend des Tages.

4) „ettat si deplorable qui nous donoit a conoitre que sa mort ettoit proche" drückt sich Maria Anna Josepha aus.

5) Sie war damals zehn Jahre alt und hat gewiß die Abschiedsworte im Sinn behalten, wenn die Niederschrift auch erst später erfolgte (sie spricht z. B. nicht vom „prince royal" — wie die Ausdrucksweise beim Tode Karls VII. gelautet hätte — sondern vom prince électoral; s. auch oben S. 620 Anm. 5); sie legt auf den Wortlaut derselben ganz besonderes Gewicht und unterstreicht ihn eigens zu dem Zwecke.

6) Vgl. Heigel, Das Tagebuch ꝛc. in: Neue histor. Vorträge ꝛc. S. 261 und 281, sowie Das Tagebuch ꝛc. selbst S. 80 f. über den Gram des Vaters beim Tode der Prinzessin Therese Benedikta.

als eine verstandesmäßige politische Ermahnung. Er hatte anderes zu denken, und wenn auch die öffentliche Abbitte, welche er dem P. Menrad Rosé auftrug und die von diesem am Todesbette sowie von P. Michael Hofreither S. J. in der Leichenrede verrichtet wurde, an eine gleiche Verfügung erinnert, die Kurfürst Maximilian I. getroffen hat,[1]) so schließt das nicht aus, daß die Anordnung dem Kaiser aus dem Herzen gekommen ist. Sie erscheint sogar als natürlicher Ausfluß der weltabgewandten Stimmung, mit welcher Karl VII. Albrecht seine irdischen Angelegenheiten noch ordnete, ehe er unter Gebet und Zuspruch seines Beichtvaters von der Gesellschaft Jesu, der vier Franziskanerpatres, des päpstlichen Nuntius sowie in der Obhut seines getreuen Preysing, des Leibarztes Berger und weniger Diener seine müden Augen schloß. Was die Scene von den letzten Stunden, wie sie Maria Anna Josepha und die Descriptio überliefert, politisch an Höhe verliert, gewinnt sie rein menschlich an Tiefe. Die Seelenstimmung des „Tagebuchs“ konnte nicht leicht in einen harmonischeren Schlußaccord ausklingen.

---

1) Vgl. Adlzreiter, Annal. III, S. 601 (lib. XXXIV, n. XLV), und Finsterwald a. a. O. III, 2176.

LVIII.

Skizzen aus dem Peloponnes.

5. Von Bassä nach Olympia.

Zacha, 18. April.

Endlich, endlich! — Dieser Seufzer kam so recht von Herzen, als wir spät Abends in Zacha anlangten. Nach dem Uebergange über die Neda waren wir vom frühen Morgen an lange auf jammervollem, steinigem Sumpfboden geritten, aufwärts, abwärts, hinweg über einen rechten Zufluß der Neda und dann erst recht die schroffen Höhen hinan, gegen Norden uns zur Seite das sagenreiche Lykaiongebirge, links im Rücken das Tetrasi, welches wir überstiegen hatten. Plötzlich, mitten im Gluthbrand der gegen Mittag wandelnden Sonne, sahen wir uns vor dem ersten Ziel dieses Tages, vor dem Apollotempel von Bassä, der seinen Namen hat von einem untergegangenen, einst der Stadtgemeinde Phigalia zugehörigen, gleichnamigen Dorfe. Wie waren wir Alle von Entzücken hingerissen, da nahe dem Gipfel des alten Kotilion (1150 m) unser Weg mit einem Male auf eine räumlich beschränkte Hochfläche mündete! Schwer ist es zu sagen, was mehr der Bewunderung werth ist, dieses in Ruinen noch herrliche Tempeljuwel, das wie ein Zauberwerk plötzlich vor uns erstrahlt, oder der unvergleichliche Rundblick. Ja, Gottes Welt ist wunderschön! Rechts tief unten blinkt der Spiegel des jonischen Meeres, das von einer weißlich schimmernden

Linie umsäumt in seinem Schwunge sich einbiegt zum kyparissischen Meerbusen. Deutlich läßt sich die tiefgerissene Furche des Nedathales verfolgen bis hinunter, wo der Fluß nördlich von Kyparissia ins Meer fällt. Doch siehe diesen breiten, massigen Tafelberg, der hinter den Schluchten des Flusses weit im Süden sich emporthürmt! Der Ithome, das unzerstörbare Denkmal des heldenmüthigen Ringens eines wackeren Volkes. Sonst hebt er sich tiefschwarz vom leuchtenden Becken des messenischen Golfes ab, heute aber, im heißen, dunstigen Mittag, hat es ihm genügt, dunkle Schleier um seine Riesenschultern zu legen. Nach links hin gewahrt man den Gipfel des Tetrasi, auf dem wir gestern standen, unter ihm erblickt das Auge den Eira mit seinem großen, einsamragenden Baum. Ueber den Tetrasi her aber gleißen uns, dem Scheine nach aus schimmerndem Marmor erbaut, die schneeigen Zacken des Taygetos entgegen. Von ihm aus dann gen Norden ein Gewoge von Bergrücken und Gipfeln bis zu den von allen Seiten gleich imposanten Massivs des Chelmo (Aroania) und Kyllene, deren weithin leuchtende Schneefelder das großartige Panorama im Norden nicht weniger wirkungsvoll abschließen, als der Taygetos im Süden. Ob Homer nicht solch einen Rundblick im Auge hatte bei den Versen:

„Hell sind alle die Warten der Berg' und die zackigen Gipfel,
Thäler auch, aber am Himmel eröffnet sich endlos der Aether."
(Ilias 16, 299.)

Wahrlich, in diesen Wunderdom Gottes mit seinen gigantischen Säulen, seinen herrlichen Hallen, seinen bezaubernden Perspektiven und dieser märchenhaften Symphonie der Farben ein anderes Meisterwerk aus Menschenhand zu stellen — das war eine Aufgabe, wie sie lockender für den griechischen Genius sich nicht denken läßt. Zu großem Werke aber brauchts auch einen großen Mann. Die alten Phygaleer — die Reste ihrer Stadt liegen ziemlich weit unter uns über dem Steilabfall des Nedabettes, das von

dort aus vollständig beherrscht und gesperrt werden konnte -
verschlossen sich dieser Erkenntniß mit nichten. Mag m
ihnen sonst nachsagen was man will, ob sie rauhe, unwirsc
Gesellen heißen mochten, ob sie mehr, als gut that, d
edle Gabe des Dionysos liebten, den sie bezeichnender We
als ἀκρατοφόρος, als „Spender ungemischten Weines", ehrt
(Paus. 8, 39, 6), ob sie auch ihre Söhne als heimatlo
Reisläufer in aller Herren Länder sandten: das Eine mu
man ihnen lassen, daß dieses gewiß nicht reiche Bergn
hier oben ein Werk geschaffen hat, wie man es so schn
nicht wiederfindet.

Der peloponnesische Krieg hatte begonnen. Drüben
Athen wüthete die Pest und hell klang Apollos silbern
Bogen. Sei es nun, daß auch in den arkadischen Berg
die Seuche vereinzelt auftrat oder daß die Phigaleer
besonderer Weise für ihres Leibes Wohlfahrt besorgt ware
kurz sie nahmen es auf sich, dem Apollon Epikurios, de
Schützer gegen Krankheit und Tod, einen neuen Tempel
errichten. Es muß hier vordem schon eine apollinisc
Wallfahrtsstätte gestanden haben, und möglich ist es au
daß die enormen Baukosten weniger aus dem Säckel d
Bürger, als dem reichgefüllten Opferkasten des alten Heili
thums gedeckt wurden. So beriefen sie denn in kühne
Selbstgefühl keinen Geringeren, als Iktinos, den Erbau
des Parthenon, daß er ihren Apollon durch seine Kun
verherrliche. Und so geschah es. Iktinos baute hier ein
Tempel von solcher Vollendung, daß in manchen Einzelheit
der Parthenon übertroffen wurde, der Gesammtwirkung na
aber im ganzen Peloponnes nur ein Heiligthum den Verglei
mit ihm wagen konnte, der Tempel der Athena Al
zu Tegea.

Heute ist auch er zur Ruine geworden; aber wer die
Ruine auf ihrer stolzen Höhe gesehen hat, dem wird i
Bild nie verblassend vor der Seele bleiben. Schon d
Richtung des Tempels nach Süden überrascht angesichts d

bei den Griechen durchgängig üblichen Ostung. Aber dann die entzückend schönen Säulen; noch tragen sie fast im ganzen Umfang das Gebälk. Der originelle Grundriß mit seinen Nischen liegt leicht erkenntlich zu Tage, die herrlichen Skulpturen des Frieses aber sind über Meer gewandert und bilden eine der schönsten Zierden des britischen Museums. Wenn man nun den steilen Saumweg sich emporgearbeitet hat und plötzlich unvorbereitet diese Tempelstätte vor sich schaut, so möchte man im ersten Augenblick an ein schönes Traumgebilde glauben. Hell erschimmernd im Strahl des fleckenlosen Lichts, eine köstliche Blüthe, bietet sich diese Ruine dem staunenden Wanderer. Wie kräftig und voll die Säulen, wie rein ihr Weiß, wie wohlthuend die Harmonie des geborstenen Wunderwerks. Man sieht kaum die umhergestreuten Trümmer, so gefangen ist das Auge im Moment. Wie nur die Verheerung bis hieher reichen konnte! Die Barbaren zogen ja alle unten vorbei. Aber was sie übersahen, das besorgten furchtbare Erdbeben und metallgierige Griechen selber. Trotz allem stehen noch 36 Säulen, doch müssen jetzt schon einzelne gestützt werden. Wann werden auch sie sinken? Indessen auch so noch glänzt aus dem Apollotempel von Bassä ein zaubervoller Widerschein aus Griechenlands bester Zeit. Man kommt gar so leicht in Versuchung, Athen als alleinigen Herd griechischer Bildung und Kunst zu betrachten, und nun sehen wir hier zwischen rauhen, wenig gesegneten Felshöhen eine Kleinstadt, welche zu den höchsten Opfern bereit ist, um ihrem Schutzgeist eine ideale Zella zu errichten; hier oben in weltentrückter Ferne finden wir eine begeisterte Gemeinde, welche dem Höchsten, was das griechische Leben verschönte, der Schönheit und der Kunst, ihren Cultus weihte. Und ähnlich wird es wohl in ganz Griechenland gewesen sein. Wir können zu klassischen Zeiten dieses Land uns kaum anders vorstellen, als überall geschmückt mit den edelsten Werken. Welch herrliches Wandern muß das damals erst gewesen sein! Man lese

nur die Periegese des Pausanias mit etwas mehr Phantasie, als sie ihm selber zur Verfügung stand, man denke sich den Zauber des noch wohlgehegten Landes hinzu, und es entsteht vor uns ein Bild, zu schön und lockend, als daß es hienieden hätte lange währen können. (Ueber den Apollotempel vgl. das Monumentalwerk von O. M. v. Stackelberg, Der Apollotempel von Bassä. Rom 1826.)

Unser Angelis — doch halt, meine Leser kennen den Trefflichen ja noch nicht, ihn, den jeder Theilhaber der Institutsreisen gut im Andenken behält. Angelis Kosmopulos war das Haupt unserer zahlreichen Agogiatenschaar, ihr Kopf und ihr Wille. Er ist selbst ein Sohn Arkadiens. Seine Wiege, wofern seine Mutter einer solchen sich erfreute, stand oben in dem Bergdorf Maguliana (in der Nähe von Gortys). Man kennt die Magulianoten weitum in Hellas als tüchtige Zimmerleute. Wenn die weicheren Lüfte des Frühjahrs wehen, ziehen sie mit Kind und Kegel hinaus, um durch ihre Arbeit sich und den Ihrigen Brot zu verdienen — eine hübsche Parallele zu manchem Gipser- oder Topfhändlerdorf auf deutschem Boden. Doch unser Angelis schlug andere Wege ein. Durch irgend welche Gelegenheit fand er Beziehungen zum deutschen Institut in Athen, man ward auf den intelligenten Mann mit dem offenen, treuen Gesicht aufmerksam, gewann seine Dienste, und seitdem war er bei allen größeren Ausgrabungen und jeder Reise des Instituts betheiligt in der wichtigen Stellung eines Aufsehers über die Arbeiter oder des Generalissimus der Agogiaten. Dieser Angelis also, mit seinen mächtigen, breiten Schultern, dem kurzen, gedrängten Nacken und dem breitstirnigen Haupt der Typus eines hellenisirten Albanesen, waltete hier oben zugleich des Amtes eines Küchenchefs und hatte, während wir in das Werk des Iktinos uns vertieften, auch nicht Müßiggang getrieben, sondern nach echter Pallikarenart ein Lamm am Spieße gebraten und dieses war für seine *κύριοι* bestimmt. So saßen wir denn gar bald

zusammen, in allen möglichen Situationen auf den Tempeltrümmern zerstreut. Als er dann noch helläugigen Retsinato uns kredenzte, ein etwas ins Gröbere gearbeiteter Ganymedes, da begann gar bald ein frohgemuthes Leben — kurze, aber köstliche Augenblicke, bei deren Erinnerung einem wohl das Herz im Leibe warm werden kann.

Nun ging's an der Spitze des Kotilions vorbei, die uns den Ausblick nach Nordwest entzogen hatte, dem Alpheiosthale zu, der Hauptsache nach ununterbrochen bergunter. Aber welch glühender Sonnenbrand, so schlimm hatte er uns noch nie mitgespielt während der ganzen Reise. Seine Gluth brach sich auf dem nackten Felsgestein mit verdoppelter Gewalt. Wenn dann endlich einmal ein Quell aus den Felsen sprang, wie flugs war da alles aus dem Sattel, wie lief der Becher mit dem köstlichen, kühlenden Naß in die Runde, dieser Göttertrank war uns doch willkommener als der Retsinato unseres Angelis. Ja, ihr alten Griechen in eurem heidnischen Wahn wußtet gar wohl, weshalb ihr auf eure Quellgottheiten, die Schützer solch seltenen Orts, hohe Dinge hieltet. Nach mehrstündigem, anstrengendem Ritt öffnete sich uns plötzlich der Blick auf Andritzaina. Dasselbe, ein freundliches Städtchen von etwas mehr als 2000 Einwohnern, hat eine Lage von seltener Lieblichkeit. An zwei Berghängen hingebaut, ist es durchflossen von einem schäumenden, wasserreichen Bach, der aus steiler Schlucht hervorbricht. Mitten im Schatten frischen Grüns nistet es; besonders eindrucksvoll wirken schön gewachsene Cypressen und mächtige Platanen, die Schattenbäume des Südens. Zu beneiden sind die Andritzainoten aber vor allem um den herrlichen Blick hinaus in die nun allmählich sich aufthuende Thalwelt des Alpheios, Ladon und Erymanthos. Wie labt sich hier an dem rauschenden Sturzbach und an den grünbekleideten Berglehnen das Auge; ein wahrhaft erquickender Wechsel der Scenerie nach dem Ritt durch die kahle, wenn auch großartige Fels-

wildniß der letzten Stunden. Doch bin ich des Schauens nicht ganz froh geworden. Eben als wir den letzten Hang herniederkamen, zog bergan ein Elternpaar; auf einem Mulari, das ihnen folgte, saß ein Mädchen; es mochte kaum sieben Lenze haben, ein zartes, durchsichtiges Ding, bleich wie Marmor und zu einem Schemen abgemagert. Mit einem Blick von unsäglicher Wehmuth sah das Kind auf die frohe, fremde Reitergruppe. Kein Wunder dieser Schmerz. Denn an dem jungen Leben hatte offenbar die Schwindsucht schon tief genagt. Also auch hier in dieser köstlichen Bergluft die Massenmörderin Phthisis. Für die klugen Aerzte in Mantegazza's „Un giorno a Madera" hätte dies eine interessante Beisteuer gegeben.

Nach kurzer Rast vor der Schenke von Andritzaina zogen wir weiter. Denn schon begann die Sonne sich zu neigen. Die Wege zwar blieben gleich schlecht, wie ganz anders aber war das Land geworden, das wir durchzogen. Kaum hatten wir hinter Andritzaina einen mäßigen Höhenrücken gewonnen, da lag mit einem Mal offen vor uns das Alpheiosthal. Silberhell schimmernd im Abendschein grüßte der vielgewundene Fluß herauf; er ist von da ab unser steter Begleiter und bietet immer neue, überraschende Ansichten. Und die herrliche Vegetation um uns! Man meint wirklich durch einen verwilderten Park zu reiten. Zunächst führt der Weg durch üppige Rebenpflanzungen, dann folgen Maquien (2—3 Meter hohes Buschwerk) von tropischer Ueppigkeit und undurchdringlicher Dichte. Mauerhoch steht der Kirschlorbeer, und zahllose Eriken in nie gesehener Größe blühen ihm zu Füßen. Daneben dichter Laub- und Nadelwald mit einem Heer helljubilirender Vögel. So ist's eben in Griechenland — hier der wahre Wüstencharakter, wie ein Schimpfwort von Fraas lautet; dicht daneben aber, wo nur ein Bächlein fließt oder ein Quell springt, das wahre Paradies. Was könnte aus diesem Land werden, wenn die Bewässerung ihm nicht fehlte. Wonnetrunken

schweift das Auge über die entzückende Abendlandschaft, weg über Abhang und Thalgrund bis hinüber zu den Schneebergen im Norden. Kyllene und Chelmos sind nicht mehr allein, zu ihnen hat der mittags durch die Kuppe des Kotilion verdeckte Erymanthos (jetzt Olonos) sich gesellt. Kühler Lufthauch umfächelte uns. Inmitten solcher Herrlichkeit eilte uns nicht und so zogen wir gemächlichen Schrittes zwischen Thal und Bergesspitze dahin. O wonnevolles Reisen im Südland!

Die Schleier der Dämmerung sanken ins Thal, als wir Zacha erreichten, ein ärmliches Dorf mit 767 Einwohnern. Nach Landesart ist es an den steilen Abhang geklebt, der zum Alpheios sich senkt, und liegt 425 m hoch. Nicht im fieberigen, meist auch zu engen Thal, nicht auf den sturmgepeitschten Höhen, sondern an einer sonnigen Halde, wo ein nie versiegender Bergbach oder eine immer fließende Quelle einladet und ein stetiger, kühler Luftzug weht, da legt der Neugrieche seine Siedelung an. Uebrigens hat Zacha im Vergleich zum gestrigen Kakaletri einen immerhin besseren Anstrich. Man meint, die Einwirkung der nahen, elischen Ebene mit ihrem Reichthum zu bemerken, und manch ein Stück Geld wird auch in die Ortschaft fließen für den trefflichen Wein, der hier gebaut wird. So bedeutet unser Nachtquartier einen merklichen Aufschwung für uns. Nicht auf die harten Dielen des Bodens (wir waren diesmal in einem zweistöckigen Bau, dank der ausgleichenden Gerechtigkeit Dörpfelds) möchte ich dieses bezogen wissen. Aber hier gab es bereits wieder Kaffee, trefflich mundete der Zachawein, für den consistenteren Theil sorgten die Conservenbüchsen, hernach noch als Extrazulage duftender Tabak, nach Byron („Die Insel") „im West und Ost des Christen und des Türken Trost", dazu das prächtige Gebell der Hunde, denen solcherlei Einquartirung recht überraschend gekommen sein mochte, endlich die weiche, balsamische Nachtluft und das schimmernde Sternengezelt hoch

oben — meine Leser werden begreifen, daß es uns recht vergnüglich zu Muth war. Und morgen sollten wir post tot discrimina rerum in Olympia sein!

Folgenden Tags dehnten wir unsere Ruhe etwas weiter aus, manches war ja hereinzubringen. Auch sollte in weiser Schonung der theilweise schon versagenden Kräfte erst um 7 Uhr abgezogen werden. So ward es ermöglicht, daß die zwei Knirpse des Hauses das Schauspiel betrachten konnten, wie ihre Gäste unter Zuhilfenahme etlicher Töpfe vom Staub der vergangenen Tage sich wieder reinwuschen. Hätte man es nicht vorhergewußt, so wäre es ihren verdutzten Gesichtern anzumerken gewesen, daß der Grieche der Berge solcher Sorge für sein Exterieur sich nicht allzuoft unterzieht. Er macht's hierin hoffentlich nicht gerade so, wie mit seinem Hause, das nur auf Ostern den Segen einer gründlichen Scheuerung erfährt, weshalb denn auch unsere trefflichen Reisehandbücher empfehlen, in der griechischen Provinz nur nach Ostern zu reisen. Indessen sei schon der Dankbarkeit wegen nochmals betont, daß wir recht erträglich versorgt waren im Vergleiche zu manchem Reisegenossen. Jene Mindestrequisiten höherer Cultur, deren Abmangel Goethe in seiner „Italienischen Reise“ unter dem 12. September 1786 so humorvoll beklagt, mußten allerdings auch wir vermissen.

Pünktlich, wie es bei einer wohldisciplinirten Truppe der Fall sein muß, zogen wir um 7 Uhr zu Thal. Der Abhang war wiederum zu steil, als daß wir die Reitthiere hätten benützen können; auch wäre es wirklich um den herrlichen Morgen Schade gewesen, hätten wir diesen wiederum in dem primitiven Gerüste des Samari verbringen müssen. So gings denn in munterem Tempo abwärts, Agogiaten und Thiere blieben allmählich in schöner Entfernung zurück. Und jetzt standen wir am Ufer des Alpheios, den ein griechischer Dichter den „lieblichsten der Ströme“ nennt. Just war er dieses Epithetons recht unwürdig.

Denn schmutziggelb wälzten sich seine Wasser dahin. Hier galt es nun ein kühnes Wagniß, wir mußten den Fluß durchreiten. Eine kurze Strecke weiter unten nämlich ist er nicht mehr passirbar, da Ladon und Erymanthos sich mit ihm hier auf engem Raum vereinigen. Unsere Thiere waren herangekommen. Wir kletterten in den Sattel und nun ging's hinein in die vorbeischießenden Fluthen, einer nach dem andern, eine lange Reihe, die der seichten Stelle des Flusses nachtastete. Wie lebendig mit einem Mal das Treibervolk geworden war, welcher Lärm! Ihre Thiere verstehen und spitzen erregt die Ohren. Es wird den armen Wesen denn auch Schweres zugemuthet; sie tragen auf durchaus nicht ungefährlichem Weg den Reiter, dazu doppeltes Gepäck und — mit kühnem Schwung sitzen auch plötzlich die Agogiaten noch hinten droben, so weit sie nicht bescheiden sind, Schuhe und Hosen ausziehen und „so" durchwaten. Doch die Aloga halten sich wacker. Glücklich kommen wir durch die schäumenden, gurgelnden Fluthen ans andere Ufer. Etliche kleine Defekte rechnet man da nicht; ein kaltes Fußbad soll ja nicht schaden, ein Sack weggeschwemmten Gepäcks kann wieder ersetzt werden, nur Seitensprünge sind strengstens zu vermeiden und darnach richteten sich die braven Thiere. So durchsetzten wir den Alpheios, dann nach kurzem Ritt über sandigen Boden mit brackigen Tümpeln den Ladon und endlich den Erymanthos.

Sie alle drei sind recht wilde Berggesellen und wissen von ihrer Thalfahrt gar manches zu erzählen; so der Alpheios, welcher der verbreiteten Annahme nach seinen Ursprung droben in der tegeatischen Ebene hat, aber erst nach zweimaligem Verschwinden in Erdspalten sein oberirdisches Bett behält, in dem er zunächst durch wilde, theilweise ganz unpassirbare Schluchten dahintost; so der Ladon, der nicht bloß die Abflüsse des Chelmos thalwärts leitet, sondern auch in interessanter Weise diejenigen des Kyllene empfängt; letztere sammeln sich nämlich in dem Becken des

Pheneossees, der seinen Ruhm der doppelten Eigenthümlichkeit dankt, daß er nirgends einen Abfluß hat und dennoch in längeren Zwischenräumen sich entleert, um dann wieder zu solcher Höhe anzuwachsen, daß die Gegend weithin unter Wasser gesetzt wird. Nun ist es gewiß kein Zufall, daß zur Zeit, da der Spiegel des Sees sinkt, der Ladon steigt und so sehr anschwillt, daß man nur mehr auf Fähren über ihn wegkommen kann (vgl. die Beobachtungen von Roß im Mai 1834. „Reisen durch Griechenland" I 106 f.). Kein Zweifel also, daß im Kephalari (Hauptquell) von Lykuria die Wasser des Pheneos nach langer unterirdischer Wanderung zu Tage treten (Philippson, Peloponnes 497). Der Erymanthes endlich kommt vom walddunkeln Olonos, dem Erymanthosgebirge der Alten. So ist das Alpheiosthal unterhalb Zacha ein interessanter Knotenpunkt wichtiger Flußwege, welche das Innere Moreas nach Westen hin aufschließen.

Als wir drüben auf dem rechten Ufer des Erymanthos angekommen waren, machten wir erst eine Beobachtung, die uns bisher entgangen war. In dieser Thalebene herrschte ja eine furchtbare, erdrückende Temperatur, doppelt empfindlich für den, der von Arkadiens Höhen herabgestiegen kommt. Von der „gliederlösenden" Wirkung solcher Gluth macht man sich im Norden schwer einen Begriff; bleiartig legt sich's in alle Muskeln. Wir mußten denn auch einen Gefährten im weiteren Verlauf dieses Tages zurücklassen. Unser Weg führte stets am rechten Ufer des breiten, gelben Alpheios dahin, jetzt durch Sand, dann über Haiden und dann wieder hinauf an den steilen bewaldeten Uferrand. Hinter der Ortschaft Moria, der letzten Station vor Olympia, packte das Reisefieber die ganze Karawane und es kam zu einem richtigen, schönen Trab. Wie steifbeinig die Mularia sich dabei aufführten. Die Freude, solch schöne Fortschritte in der edlen Kunst sich offenbaren zu sehen, wäre aber beinahe vergällt worden. Einer der Herren gerieth aus dem

Sattel und blieb im Steigbügel hängen. In wahnsinnigem Rasen jagte das Thier dahin, direkt auf das eben hier senkrecht abfallende Flußufer zu. Da gelang es, kaum 2 Meter vor der Böschung, einem von der Seite herbeistürmenden Agogiaten, das rasende Thier am Zügel zu erfassen. Ein Ruf der Freude flog über alle Lippen. Noch eine gute Viertelstunde, und dann ritten wir in Olympia ein. Der aus unmittelbarer Lebensgefahr Gerettete hatte allerdings etliche Schrammen davongetragen, eine Dreingabe, die er mit standhaftem Sinne hinnahm.

Olympia, 19/23. April.

Am andern Morgen hatten wir Gelegenheit, die Reihe unserer Erfahrungen in einem weiteren Punkte zu bereichern. Es war über Nacht ein richtiger Sirokko aufgestanden. Direkt aus Süden blies er vom afrikanischen Ufer an dieses elische Gestade, lähmend und betäubend. Man fühlt sich in seinem Gluthauch wirklich krank und elend. Nun kannten wir die Ursache der gestrigen Schwüle oben im Alpheiosthal.

Olympias Lage war für den Zweck eines religiösen Sammelplatzes von Gesammthellas zwar äußerst günstig, denn hier laufen die Straßen aus Arkadien sowie Ostgriechenland, aus Elis und Messenien zusammen und auch die Seeseite war durch den schiffbaren Alpheios offen; aber etwas Außerordentliches bietet seine Umgebung nicht. Ein breites Thal mit rauschendem, ungezähmtem Fluß, in den beinahe unter rechtem Winkel das gefährliche Wildwasser des Kladeos stürzt; in der Thalaue fleißiger Anbau, rings umher sanfte bewaldete Höhen, denen der Charakter idyllischer Lieblichkeit nicht abzusprechen ist — all das würde an ein deutsches Flußthal erinnern, wenn nicht die Gipfel Hocharkadiens heruntergrüßen und die Illusion stören würden. In dieser Beziehung also lohnte es sich nicht, nach Olympia zu fahren (gewöhnlich dient dazu die Bahnlinie Patras–Pyrgos). Auch allein die Geschichte des Ortes würde es nicht zum Zielpunkt

allgemeiner Aufmerksamkeit machen. Olympia sammt seinen Olympioniken würde heute noch in den Schulstuben das hergebrachte bescheidene Fortleben führen, das lange Jahrhunderte sein Los gewesen war, wenn es nicht deutscher Forschungseifer wieder ans Tageslicht gezogen hätte Die Franzosen hatten zwar schon im griechischen Freiheitskriege etliche Spatenstiche gethan, dabei war es aber geblieben. Erst den Anregungen von E. Curtius und dem Einflusse seines hohen Gönners, des Kronprinzen Friedrich von Preußen, gelang es, das nöthige Interesse wachzurufen. Der Deutsche Reichstag knauserte nicht und so kamen endlich 1874 die Verhandlungen mit Griechenland zum Abschluß. Die Bedingungen waren hochherzig genug. Alle Funde sollten Griechenland gehören, den Deutschen wurde das Recht der alleinigen Ausgrabung und der ersten wissenschaftlichen Verwerthung der Ergebnisse eingeräumt. So begannen 1875 die Grabungen, um 1881 zum Abschluß zu kommen. Dem Reich verursachte das ganze Unternehmen einen Aufwand von ca. 800,000 Mark.

Und der Erfolg? Man muß gestehen, daß die Erwartungen in der Form, in der man sie hegte, enttäuscht wurden. Man hatte vor allem gehofft, eine reiche Ausbeute von Statuen zu machen. Indessen der Wald von Bildsäulen wollte sich nicht finden. Eine Entschädigung wenigstens durfte man darin sehen, daß zwei Werke von unschätzbarem künstlerischem Werth aufgedeckt wurden, nämlich der praxitelische Hermes und die Nike des Paionios. Unsere Kenntniß der Kunst des 5. Jahrhunderts aber wurde bereichert durch die Entdeckung der Giebelgruppen und der Metopen vom Zeustempel. Von einer Reihe kostbarer Fragmente und den gut gearbeiteten römischen Porträtstatuen sei nur Erwähnung gethan. Auf anderem Gebiet liegt die Bedeutung der zahlreichen architektonischen Terrakotten mit ihren unerwarteten Aufschlüssen, der Bronzefunde von theilweise höchstem Alter, deren Zahl 14,000 übersteigt, und der massenhaften Inschriftsteine, die namentlich für die Dialektforschung so wichtig sind.

Dieses alles aber wird in den Schatten gestellt durch die Ergebnisse auf dem Felde der Architektonik, und hier sind Sakral- und Profanbauten in gleicher Weise betheiligt. Man denke nur an den ungeheuren Zeustempel (die Säulen hatten mehr als 2 Meter Durchmesser, auf einer Kapitellplatte ist Raum genug zu einem behaglichen Lager für 5 Männer), an die Räthsel, welche das Heraion längst den Gelehrten aufgegeben hatte und die nun dahin gelöst sind, daß es ursprünglich ein Holzbau war, dessen Einzeltheile bei Ausbesserungen allmählich in Stein errichtet wurden, an die lange Reihe von Schatzhäusern aus uralter Zeit; weiterhin an die reiche Belehrung, welche man bei der Aufdeckung der vielen profanen Gebäude gewann, so des Prytaneions, des Buleuterions, der Echohalle, des Südostbaus, des Südhalle, des Leonidaions, der Palästra, des Stadions, des großen Gymnasions und vieler anderer Baulichkeiten; vergessen darf nicht werden die byzantinische Kirche, die zu den ältesten, erhaltenen christlichen Kirchen gehört und mehr Beachtung verdiente (vgl. J. Strzygowski in der „Röm. Quartalschrift“ 1890, S. 7 ff. Bötticher, Olympia 311). All das bedeutet für die Archäologie ein Material, dessen Bearbeitung noch nicht einmal allerwärts in Angriff genommen ist. Indem weiteres Detail übergangen sei (prähistorische Funde, Verhältniß Olympias zur mykenischen Cultur, Kanalisation des Festplatzes), möge nur die gewichtige Thatsache betont werden, daß der Altisbezirk der Exerzirplatz war, auf dem die deutsche Ausgrabungstechnik zu der Höhe der Vollendung herangeschult wurde, welche alle andern mitforschenden Nationen, ihre Schülerinen, anerkennen. Faßt man alles zusammen, so kann von Enttäuschung nicht mehr die Rede sein, im Gegentheil, wir Deutsche können mit berechtigtem Hochgefühl dieses großen, epochemachenden Werkes uns freuen.

Die Größe des Unternehmens wird niemand verkennen, der berücksichtigt die Tiefe der Grabungen (bis über 6 m), die peinliche, nichts Wesentliches übersehende Genauigkeit, die

Masse der freizulegenden Bauten und die Kürze der Zeit trotz der Ungunst des Klimas. Ganz abgesehen davon, daß Sommers die Grabungen überhaupt unterbrochen werden mußten, so war auch das Jahr über ein Wohnen in diesem Fiebernest nicht möglich; die deutsche Station mußte in dem Dorfe Druwa, das westlich vom Kladeos auf freier Höhe liegt, ihr Unterkommen suchen. Und trotzdem war die Arbeit 1881 gethan, im Vergleich zu der Zeit, welche nunmehr die Franzosen an Delphi und Delos herumflicken, ein wahrer Triumph.

Die Leser erwarten nun wohl, daß ich mit ihnen einen kleinen Rundgang durch das Ausgrabungsfeld mache. Doch muß ich mich einer solchen Aufgabe entschlagen. Für eine ins Einzelne gehende Schilderung würde der zur Verfügung stehende Raum nicht zulangen. Wir selbst standen ja während 3½ Tagen täglich unsere 7 Stunden im Altisbezirk, um einigermaßen mit den Details bekannt zu werden; das gäbe wohl einen langen Faden. Wer aber einen kurzen Ueberblick zu haben wünscht, wende sich vertrauensvoll an Bädeker oder Meyer.

Zum olympischen Museum aber möchte ich noch Führer sein. Das ist nun endlich einmal ein „Museum", nicht eine Baracke, wie die von Charvati, Epidauros, Megalopolis, sondern ein stattlicher, tempelartiger Bau. Er ist ganz aus Privatmitteln erbaut. Der athenische Bankier Syngros that seine Kasse auf, Dörpfeld entwarf die Pläne, und so steht nun der elegante Bau, ein Zeugniß opferwilliger neugriechischer Liberalität. So thun sie ja nicht selten, diese neugriechischen Crösusse. Haben sie in harter Lebensarbeit ihr Schäfchen ins Trockene gebracht, so kennen sie kein schöneres Ziel, als durch irgend eine großartige Schöpfung oder Schenkung zur Verherrlichung des heißgeliebten Hellas beizutragen. Unseren deutschen Geldkönigen wäre ein Stück dieser schönen Begeisterung theilweise dringend zu empfehlen. Dieses Museum, auf einer Anhöhe über der Thalsohle rechts

vom Kladeos sich erhebend, birgt nun die beweglichen Funde von der Feststätte. Da ein allgemeines Resumé derselben schon gegeben ist, so schreiten wir durch den Eingang und den großen Saal zwischen den beiden Giebelgruppen des Zeustempels hin ohne Umwege zur Nike des Paionios, welche die dem Eingange gegenüber liegende Schmalseite des Saales schmückt. Sie ist nur ein Torso, dem der Zeiten Ungunst arg mitgespielt hat, ohne seine großartige Gesammtwirkung vernichten zu können. Die Nike, dargestellt als blühende Frauengestalt von überirdischer Schöne, stürmt im vollen Fluge von Zeus hernieder, Sieg zu bringen. Wunderbar lebendig kommt die rüstige Bewegung zum Ausdruck, energisch greift der linke Fuß aus, das feingearbeitete Gewand flattert in prächtiger Verwirrung nach rückwärts. Das Problem, eine frei schwebende Gestalt in Marmor zu geben, ist hier in virtuoser Weise gelöst. Wie muß dies Werk auf seiner mehr als 6 m hohen Basis überwältigend gewirkt haben. Martin Greif mag die Empfindung, die manchen Hellenen im Aufblick zu dieser Idealgestalt beseelt haben wird, getroffen haben, wenn er (Gedichte S. 380) die Nike anredet:

„Wenn die Götter schon selbst des erfrischenden Glückes bedürfen,
Glaube, der ringende Mensch rufet noch banger nach dir."

Die daneben stehende Grüttner'sche Reconstruktion des Kunstwerkes hat mir aber nur auch gar nicht imponirt.

Das Kostbarste, was das Museum von Olympia birgt, ist aber der praxitelische Hermes. Zu beschreiben brauche ich ihn nicht, denn wer kennt ihn nicht, den freundlichen, beinahe zu menschlichen Gott mit dem schwärmerischen Ausdruck des Antlitzes, den herrlichen Schultern, der tadellosen, schön gewölbten Brust mit den spielenden Muskeln, dem reizend abgebeugten Rumpf und der echt praxitelischen Behandlung von Spiel- und Standbein, und wer kennt den kleinen, prächtigen Jungen auf seinem linken Arme nicht, der aber auf den Photographien immer so schlecht wegkommt, da er das Fenster im Rücken hat? So brauche ich, wie gesagt,

ihn nicht zu beschreiben, und doch wird man ihn, so man ihn nicht selber geschaut hat, niemals recht kennen, am allerwenigsten aus Gipsabgüssen. Wie wunderbar plastisch und voll Leben wird alles, wenn man den Marmor sieht, diesen Marmor, der mit seinem Leuchten den Ruhm der Brüche von Paros verkündet und jetzt in seiner weichen, gelblichen Patina geradezu Leben zu athmen scheint. Und daneben der Gips, dem Goethe einmal treffend das Urtheil spricht mit der Bemerkung: „Im Gipsabguß ist das edle Halbdurchsichtige des gelblichen, der Fleischfarbe sich nähernden Steins verschwunden. Der Gips ist immer dagegen kreidenhaft und todt“.

Untergebracht ist der Hermes in einem Einzelkabinett, das man durch zu beiden Seiten der Nike befindliche Einlässe erreicht. Wenn es nach dem Willen der Athener gegangen wäre, so hätte er seine Heimstatt finden sollen drüben in einem der vollgepfropften Museen der Residenz. Natürlich hatte nicht hauptstädtische Eitelkeit den Athenern diesen Wunsch eingegeben, sondern die quälende Furcht, dem Hermes möchte in Olympia durch eines der häufigen elischen Erdbeben ein Unheil widerfahren. Die engherzigen Eleer wußten diese zarte, so wohlbegründete Fürsorge offenbar nicht zu würdigen und wollten ihren Hermes, auf ihrem Boden gefunden, auch auf ihrem Boden behalten, und so steht er denn heute noch im olympischen Museum. In den Rücken haben sie dem Gott eine kräftige Eisenstange gebohrt und diese in dem Mauerwerk des Baues verankert. Der Uneingeweihte könnte vermuthen, man habe dadurch einem Entrinnen des Hermes vorbeugen wollen. In Wirklichkeit aber soll durch diese, zunächst etwas komisch wirkende Vorsichtsmaßregel der durch Poseidon Erisichthon dem Bilde seines Neffen drohenden Gefahr gewehrt werden. Hieher, in dieses Gemach, zog es uns immer und immer wieder, man wird des Anblicks kaum recht müde, bei jedem Kommen offenbart sich neue Schönheit. Thatsächlich dürften denn auch wenige Bildwerke sich rühmen,

binnen ein paar Jahren sich die weite Welt erobert zu haben, wie der Hermes. Von Herzen freute ich mich, als ich nach meiner Rückkehr aus Griechenland im Sommer 1899 anläßlich eines Schülerausfluges unserem Hermes wieder begegnete in der Stube des Bauernwirthshauses eines weltabgelegenen Albdorfes. Seine Büste stand droben an der Wand auf einer Console, friedlich gesellt zum Apollo von Belvedere.

Den letzten Abend auf dieser erinnerungsreichen Stätte benützte ich zur Besteigung des Kronoshügels. Dieser schiebt von Norden her seinen Fuß weit in die Ebene des Alpheios herein und gipfelt in starker Steigung in einer Höhe von 122,6 Metern. Die Sonne hing bereits weit drunten am Horizont und die Schatten reckten sich lang, als ich die tiefe Schlucht des Kladeos überschritt, auf dessen linkem Ufer der Weg unmittelbar emporstrebt. Ich ging allein des Weges, denn Wegelagerer gibts in diesem räuberberüchtigten Griechenland weniger, als bei uns, und in der Stille des Abends und bei solcher Umgebung wandert sichs am schönsten allein. So ganz gemüthlich kommt man allerdings nicht durch, wenn man möglichst rasch geradean will. Lästiges Dorngestrüpp, unter dem da und dort eine aufgestörte Schlange hinraschelt, macht manchen Verdruß. Dann folgt lichteres Gehölz von Nadelbäumen und endlich stehen wir droben auf herrlicher Warte unter weitästigen Pinien. Der erste Blick sucht natürlich den hl. Bezirk. Unmittelbar zu Füßen dehnt er sich aus in grotesker Eigenart. Die weißschimmernden Quaderlinien der Fundamente ohne Zahl, die Tempelflächen, die Säulenstümpfe, die noch stehen, die gewaltigen Trommeln und Blöcke, die wahllos ausgestreut scheinen, das immer noch hochaufragende Mauerwerk der byzantinischen Kirche, dann die Steilwände der noch nicht abgegrabenen Flächen — ein einzig merkwürdiges Bild. Weiter drüben aber zieht der Alpheios in breitem Bette dem Meere zu; sein Tosen zieht gedämpft bis hier herauf. Sonst aber rundum weihevolle

Stille; man hört nur das monotone Rauschen der Wipfel, hin und wieder den verlorenen Schrei eines schlaftrunkenen Vogels oder den Lockruf eines Hirten, der seine Heerde sammelt. Eben sinkt der Sonnenball hinter den Höhen von Druwa, roth flammt der Himmel auf, die Spitzen der Berge baden sich in flüssigem Golde. Nur rückwärts gegen Arkadien beginnen tiefe Schatten zu lagern. Wie geschäftig ist Frau Phantasie in solch dämmernder Abendzeit! Ich sehe die Verkündiger des olympischen Gottesfriedens, die Spondophoren, von dieser Stätte ausziehen in alles hellenische Land, um anzusagen, daß nunmehr für die heilige Festzeit alle Fehde in dem waffenfrohen Volke ruhe. Von allen Seiten ziehen sie dann heran, nicht bloß die Küstenpfade entlang kommen sie, sie steigen von den dunkeln Gebirgen herab, sie nahen auf den feuchten Pfaden des Meeres. Die Panegyris von Gesammthellas erfüllt die Altis, die besten der Stämme prüfen im heißen Wettstreit ihres Leibes Tüchtigkeit und auch alles höhere geistige Vermögen, das in Griechenland blüht, findet hier offenen Markt. Mit dem errungenen Oelzweig ziehen die Sieger heim, um in der Vaterstadt Denksäulen zu empfangen und Ehrensold zu erhalten. Seltsames Volk, das für einen Oelzweig Denkmäler baut! So wichtig waren ihnen diese Kämpfe, daß sie dieselben nicht einmal unterbrachen, als die asiatische Völkerwoge schon von Norden heranfluthete. Dem Xerxes war es ein Räthsel, daß die Hellenen zu solcher Zeit „spielten". Aber was hier geschah, war für Hellas mehr als Spiel.

Im Westen glühte der Abendhimmel im letzten Verglimmen, als ich an den Abstieg dachte. Goldene Schleier woben sich wohl eben auch um Schwabens Berge.

Riedlingen, 14. X. 1902. B. Krieg.

LIX.

Cultur und Weltherrschaft.

Imperialismus, enge Verbindung der einzelnen Stämme und Nationen, welche dieselbe Sprache sprechen, dieselben Gesetze beobachten, dieselben Gesinnungen hegen, demselben Ziele zustreben, ist das Zauberwort unserer Tage. Nicht nur das Aufblühen von Handel und Gewerbe ist durch das Zusammenwirken aller menschlichen Kräfte, auch der Fortschritt in Wissenschaft und Kunst, die Entwicklung und Vervollkommnung des Individuums sowohl als des Staates ist nur möglich, wenn die Einzelnen, die Gemeinden, die Provinzen, die Staaten aus dem Zustand der Isolation heraustreten, sich einer einheitlichen Leitung unterordnen, sich von der allgemeinen Strömung tragen lassen und aufhören, ihre eigenen Wege zu gehen, ihren eigenen Ideen nachzuhängen. Während man früher in großen Männern, in Kraftnaturen eine Verkörperung des Zeitgeistes erblickte, in Städten wie Athen, Rom, Sparta, Florenz, in Republiken wie Venedig Mittelpunkte des politischen und geistigen Lebens fand, sucht man sie gegenwärtig in Weltreichen und bemüht sich, Stämme und Nationen, ganz unbekümmert um ihre Geschichte und Entwicklung, zusammenzuschweißen und eine Riesenmaschine zu schaffen (von einem Organismus kann man da nicht mehr reden), die, alle Höhen niederdrückend, alle Tiefen ausfüllend, eine platte, glatte Ebene herstellt. Vorerst hat man auf drei oder vier Krystallisationspunkte hingewiesen, denen sich alle schwächeren,

unstäten Elemente angliedern, sich unterordnen und dienstbar machen sollen, auf vier große Rassen: die angelsächsische, deutsche, slavische und chinesisch-japanische, welche bestimmt sind, das Ideal der echten Humanität zu verwirklichen.

Wir wollen uns zunächst mit der angelsächsischen Rasse in dem britischen Weltreich und den Vereinigten Staaten Amerikas beschäftigen und untersuchen, ob diese Länder eine höhere Stufe der Entwicklung infolge des Imperialismus erstiegen haben. Weder die Demokratie, welche die Parole Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe ausgegeben hat, und allen Menschen dieselben Rechte und dieselben Gelegenheiten, sich geistig auszubilden, verheißen, noch der Imperialismus, welcher die bevorzugte Klasse zur Herrschaft über die übrigen berufen hat, war im Stande, die Unterschiede zwischen Individuen und Ständen zu verwischen, alle Menschen auf dieselbe Stufe emporzuheben, oder auch nur einen Durchschnittsgrad von Bildung zu erzielen. Beschränken wir uns in unserer Untersuchung auf England und vergleichen wir dessen Leistungen und Errungenschaften auf religiösem, sittlichem, socialem und wissenschaftlichem Gebiete mit denen seiner Nachbarn, so entdecken wir, daß der Vortheil nicht ganz auf der Seite Englands ist. England hat wohl den Grund zu seiner Weltherrschaft gelegt und seinen beiden Rivalen Frankreich und Spanien so großen Abbruch gethan, daß der endgiltige Sieg über dieselben nur eine Frage der Zeit war, aber auf religiös-sittlichem und auf socialem Gebiet trat ein bis dahin unerhörter Tiefstand und eine Versumpfung ein, bis durch den neuerwachten Philanthropismus, dann durch die anglokatholische Oxforder Bewegung 1835 ein besserer Geist sich Bahn brach. Von all den unterworfenen Rassen aus allen den eroberten Ländern sind dem Sieger keine neuen Bildungselemente zugeflossen, von keinem sind neue Anregungen ausgegangen: ja, es ließe sich leicht nachweisen, daß die Auswanderer in die Colonien, seien es Beamte, Soldaten

oder Ansiedler, manche der guten Eigenschaften, die sie von Hause aus mitbrachten, eingebüßt, und nur die conventionellen Formen, die mehr äußerlichen Sitten und Gewohnheiten beibehalten, den inneren Geist aber theilweise eingebüßt haben. Die Rückwirkung der Colonien und unterworfenen Provinzen auf das Mutterland war keine günstige. Das Wachsthum der absolutistischen und die stetige Abnahme der demokratischen Ideen haben zum Theil ihren Grund in dem von den ehemaligen Siedlern und Beamten der Colonie geübten Drucke.

Indien — sagt Goldwin Smith „Commonwealth or Empire" (New-York 1902 p. 67) — hat England keine großen Männer geliefert (dasselbe gilt von den übrigen Colonien); wenn sie nach Hause kommen, sind sie abgelebt und taugen nicht viel. „Indien war höchstens ein Exerzierplatz für unsere Generale." Abgesehen von der Bereicherung unserer historischen und geographischen Kenntnisse, hat die Eroberung großer Länderstrecken, die Bezwingung alter Culturvölker die englische Wissenschaft wenig gefördert. Selbst die Gründung von Volks-, Mittelschulen und Universitäten in Indien, Canada 2c., selbst die mit Eifer betriebenen Studien der alten Sprachen haben durchaus nicht den edlen Wetteifer wachgerufen, der in früheren Zeiten die Wissenschaft so mächtig gefördert hat. Die Wirkungen der modernen Eroberungen sind denen der Kreuzzüge nicht gleichzustellen. Das englische Kapital, das in Eisenbahnen, Fabriken, Bergwerken ihrer Colonien angelegt worden ist, hat reichliche Zinsen getragen und die materiellen Hilfsquellen Englands vermehrt, aber das geistige Kapital hat infolge der Colonien eher ab- als zugenommen. Die Colonien boten den jungen Gelehrten so viele vortheilhafte Stellungen, die jederzeit offen standen, daß sie nicht nöthig hatten, durch schriftstellerische Arbeiten Professuren zu erobern. England würde wahrscheinlich im 19. Jahrhundert weit mehr Sterne erster und zweiter Größe am wissenschaftlichen

Himmel aufweisen, wenn es gar keine Colonien besessen und gleich Deutschland durch Pflege von Kunst und Wissenschaft die latenten Kräfte entbunden hätte. Der beste Beweis für unsere Behauptung ist die Thatsache, daß die Engländer in der Erforschung der Sprachen, der Religionen, der Alterthümer der von ihnen unterworfenen Nationen weniger geleistet haben als die Deutschen und Franzosen, und die Resultate der Wissenschaft weit weniger zu verwerthen verstanden als jene.

Die Reform und Ausgestaltung eines Staates durch weise Gesetze fällt in England zusammen mit dem liberalen Regime. Die Perioden der auswärtigen Kriege waren in der Regel äußerst arm an Reformen und unfruchtbar, dagegen reich an Gesetzesübertretungen und Willkürakten. Fast alle Gesetze des 19. Jahrhunderts, welche das Ideal einer Volksregierung anstrebten, sind entweder von liberalen Ministerien durchgesetzt, oder durch die liberale Partei den Conservativen zur Zeit des Friedens abgetrotzt worden. Auswärtige Kriege gaben den Conservativen — den Vorgängern des Imperialismus — einen Anlaß und einen Vorwand für Bekämpfung von Reformen. Wir erinnern hier nur an den Transvaalkrieg

Man wird vielleicht einwenden: England hat wenig oder nichts von geistigen Gütern von den Siedlern, die es ausgeschickt, von den barbarischen Nationen, denen es seine hohe Cultur vermittelt hat, empfangen; aber ist es nicht ein Gewinn für eine große Nation, überall den guten Samen der Civilisation ausgestreut zu haben, und zu sehen, wie er aufgegangen und wie infolge dessen das Antlitz der Welt erneuert worden ist? Ist es nicht ein Ruhm für England, trotz des Undankes, den es erfahren hat, stets eine wohlwollende Gesinnung gegen andere Völker an den Tag gelegt zu haben? Diese Fragen sind nicht ganz unberechtigt, der gute Wille Englands kann nicht bestritten werden, aber die Ausführung ließ viel zu wünschen übrig.

England hat leider in seinen Anordnungen und Gesetzen, unbekümmert um die Würde der unterworfenen Völker, die eigenen Ideen durchgeführt und deshalb so wenig Dank geerntet; seine Beamten haben vielfach eine seltene Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe gezeigt, aber Herzlichkeit und Sympathie, als wäre sie eine Schwäche, als würde sie die Eingeborenen zur Unbotmäßigkeit verleiten, verschmäht. Das Allerwichtigste im Christenthum, das Gesetz der Liebe den Eingeborenen gegenüber zu erfüllen, hielten sie sich nicht für verpflichtet, und verwirkten so den Dank ihrer Untergebenen nicht blos in Indien, wo Dankbarbeit als eine besondere Tugend geschätzt wird, sondern auch anderswo. Der Engländer, der seinesgleichen gegenüber von Milde und Güte überfließt, wird gegen den Eingeborenen steif und kalt, ja grausam. Die Freunde, die ihn früher gekannt, sind erstaunt über die Wandlung, die in ihm vorgegangen. Diese alten indischen Beamten sind ein hartes, gefühlloses Geschlecht, die die edlen Eigenschaften des Herzens verloren haben und Andere, die sich irgendwelche Vergehen zu Schulden kommen ließen, aufs strengste strafen. Lord Elgin schreibt über seinen Besuch in Indien: „Wenn man sich zum ersten Mal unter den Hindus befindet, wird man verlegen infolge der vielen von ihnen gemachten Verbeugungen. Dieses Gefühl verliert sich bald, man behandelt sie mit der größten Gleichgiltigkeit, nicht wie Hunde, denen pfeift man, die streichelt man, während man die Hindus als Maschinen betrachtet, mit denen man weder Verkehr, noch Sympathie haben kann“ (Smith l. c. p. 73). Derselbe Berichterstatter schildert die 1857 gegen die Chinesen begangenen Greuel und fühlte sich nie so beschämt in seinem ganzen Leben, wie damals, als er sich durch die erhaltene Ordre verpflichtet sah, „die friedliche Stadt Canton bombardiren zu lassen“. „Hätte,“ sagt Elgin, „der chinesische Gouverneur meine sehr gemäßigten Bedingungen angenommen, dann hätte es Flüche auf mein Haupt geregnet seitens der Seesoldaten der

Armee, und die Missionäre und Frauen hätten dazu den Takt geschlagen" (p. 76). Nicht alle Engländer haben den Muth und die Aufrichtigkeit von Lord Elgin. Aus mißverstandenem Patriotismus suchen sie Thaten ihrer Landsleute zu beschönigen, die sie an Fremden sofort verurtheilen würden. Die wahrhaft humanitären, geschweige die religiösen Gesinnungen werden durch Eroberungen — in einem Weltreich — nicht genährt, die englische Nation macht von den übrigen, die gleichfalls ein Weltreich begründet und dasselbe durch Gewaltmittel zusammengehalten haben, keine Ausnahme. Es sah sich gleich diesen genöthigt, drückende Steuern zu erheben, Armeen und Flotten zu unterhalten, um die Unterworfenen an der Wiedererlangung ihrer Freiheit, Zerbrechung ihrer Ketten zu verhindern.

Eines geht aus unseren Ausführungen klar hervor; der Verkehr mit den Orientalen hat den Charakter der Engländer nicht verbessert, sondern im Gegentheil den Dünkel und die Verachtung der niederen Rasse großgezogen, der gegenüber man sich von allen Verpflichtungen der Humanität freispricht. Der Aufenthalt in den von englischen und französischen Siedlern bewohnten Colonien von Canada, von Australien und Südafrika hat gleichfalls schlimme Wirkungen gehabt. „Die Stadt Johannesburg wird von einem vollkommen glaubwürdigen Zeugen als eine Stadt von Spielhöllen, Salons, Bordellen, Kreisen von Boxern bezeichnet, in der die in Niederlassungen von Goldsuchern übliche Lasterhaftigkeit weit überboten wird" (cf. Smith S. 56). Der Vollblut-Engländer schaut auf die Nachkommen der aus England eingewanderten Colonisten, die ja in Australien zum Theil Sträflinge waren, mit einem mit Verachtung gemischten Mitleid herab und läßt Canadier und Australier durchaus nicht als ebenbürtige Mitbürger gelten. Dem tiefer Blickenden bleibt dieser Mißton nicht verborgen, die Beziehungen sind durchaus nicht so herzlich, wie man erwarten sollte. Die Copie kann nie den Werth des Originals besitzen, die von

England herübergenommenen Gesetze, Institutionen, die aus England eingeführte Literatur sind auf Engländer und englische Verhältnisse zugeschnitten und können auf fremdem Boden durchaus nicht denselben Einfluß üben wie in der Heimat. Für Australien und Canada wäre eine selbständige Entwicklung politischer Institutionen, der Literatur und Kunst weit ersprießlicher gewesen, als die Aneignung fremden Eigenthums. Der oberflächliche Beobachter glaubt sich nach England versetzt, wenn er in die Gesellschaft von Canadiern und Australiern eingeführt wird, bemerkt aber bald den Unterschied. Die feine Bildung, der Anstand der englischen Kreise wird nur zu sehr vermißt, die schlimmen Eigenschaften der Emporkömmlinge treten nur zu sehr hervor. England hat sich um die Erziehung der Jugend in beiden Colonien die größten Verdienste erworben, das Ideal, das seinen Staatsmännern vorschwebte, war, den Armen sowohl als Reichen den Zugang zu den niedersten bis zu den höchsten Lehranstalten zu verschaffen, sie in den Stand zu setzen, ihre Wißbegierde zu befriedigen. Tüchtige Schulmänner aus Großbritannien und Irland wurden für das Unternehmen gewonnen; der Zweck, den man im Auge hatte, wurde indeß nur unvollkommen erreicht. Manche erwarben sich eine respektable Durchschnittsbildung; aber große Dichter, große Schriftsteller, große Staatsmänner und Entdecker gingen aus den Mittelschulen und Universitäten nicht hervor. Es scheint nach den Erfahrungen, die man in den Vereinigten Staaten und in den britischen Colonien gemacht hat, ein allgemeines Gesetz zu sein, daß Individuen und Stämme, wenn sie in ein neues Erdreich verpflanzt werden, in ihrer geistigen Entwicklung zurückbleiben und ein Mittelmaß selten überschreiten. Ist dem so, dann haben wir einen weiteren Beweis für den Irrthum der Imperialisten, welche die geistige Entwicklung forciren zu können glauben. Der Mensch ist eben keine Treibhauspflanze, große Männer kann man nicht züchten, feste und unwandelbare Gesetze für die Entfaltung und

Entwicklung des Geistes sind noch nicht gefunden. Die verhältnißmäßig kleinen Städte Athen und Florenz haben innerhalb einiger Jahrhunderte größere Männer hervorgebracht als die Vereinigten Staaten und die britischen Colonien seit ihrer ersten Besiedelung bis herab auf die Gegenwart. Ja England, Schottland und Irland haben einzeln innerhalb desselben Zeitraumes größere literarische Leistungen aufzuweisen, als alle englischen Colonien zusammen. Wir sehen hier ab von technischen Fortschritten, von Erfindung und Vervollkommnung von Maschinen.

Manche Engländer versprechen sich von der Einführung einer Weltsprache, die nach ihrer Ansicht keine andere sein kann als die englische, die allergrößten Vortheile; alle Dichter würden sich der herrlichen Sprache, die ein Shakespeare, ein Milton gebildet haben, bedienen, alle Redner, Historiker würden ihren großen englischen Vorbildern nacheifern; die kostbare Zeit, die man auf Erlernung fremder Sprachen verwenden muß, könnte man dem Studium der großen Schriftsteller widmen. Wir fürchten, die Durchführung dieses Projektes würde die geistige Unfruchtbarkeit aller Rassen mit Ausnahme der englischen zur Folge haben, übrigens eignet sich die englische Sprache weder für die Philosophie noch die Naturwissenschaften, da sie alle ihre Kunstausdrücke vom Griechischen geborgt hat. Für den Kaufmann wäre eine solche Sprache bequem, für die Literatur aber der größte Nachtheil.

Der geheimnißvollen Macht und dem Einfluß, welche die vaterländische Sprache und Literatur auf die Geschicke einer Nation ausübt, sind unsere Geschichtsschreiber selten nachgegangen, und doch sind es nicht sowohl die großen Thaten der Vorzeit als ihre Darstellung durch große Dichter und Schriftsteller, die das Erwachen aus tiefem Schlaf, die geistige Erneuerung herbeigeführt haben. Nur die Literatur, die an die alte anknüpft, auf der alten Grundlage weiterbaut, wird wahrhaft populär und bleibt frisch und lebens-

kräftig. Eine Nation, die sich einer Blüthenperiode rühmen, die große Schriftsteller aufweisen kann, mag wohl dem oberflächlichen Beobachter als rückständig erscheinen, wird aber früher oder später sich erheben. So lange die geistigen Güter weit höher stehen als die zeitlichen, muß man kleine Staaten wie Portugal, Dänemark, Holland höher einschätzen als die meisten britischen Colonien, die ungleich größere materielle Hilfsquellen besitzen. Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraph und Telephon, volkreiche Städte mit breiten Straßen, mächtige Regierungsgebäude und Banken machen die Cultur nicht aus, sie sind nur die schöne Außenseite, welche den Mangel an Geist und Bildung verdeckt; in den kleinen Universitätsstädtchen Deutschlands vor 50 Jahren war oft mehr Bildung als in den großen Städten der englischen Colonien. Einsame Denker haben die Wissenschaft mehr gefördert, als die Universitäten von Canada und Australien. Imperialismus und Socialismus würden, wenn man sie gewähren ließe, durch ihre Methoden eine geisttödtende Einerleiheit und Eintönigkeit begründen, die zur Unterdrückung jeder Selbständigkeit und geistigen Freiheit führen würde. Die Verknöcherung und Entartung des Byzantinismus würde durch unsere modernen Weltbeglücker weit überboten, alles würde platt gerollt werden. Wir können nicht glauben, daß die englische Sprache berufen sei, alle anderen zu verdrängen, daß das englische Volk die Aufgabe habe an der Spitze des Fortschrittes zu marschiren und andere Nationen mit sich fortzureißen. Die unverwüstliche Kraft Altenglands, von der man so oft behauptet, sie könne sich die ausgedehnten Grenzen des britischen Reiches nicht einengen lassen, und werde durch den Naturtrieb gezwungen, sich noch weiter auszudehnen, ist offenbar im Abnehmen und weit mehr ein Krankheitssymptom, als ein Beweis der Gesundheit und des Ueberschusses von Lebenskraft. Wir haben früher gezeigt, daß das englische Volk infolge seines Strebens in das Ungemessene, Weite das Naheliegende, Erreichbare sich entgehen

ließ, und die Gelegenheit, Canada und Australien zu großen Staaten zu machen, versäumte. Uebrigens ist der Ausdruck Expansion nicht zutreffend. Ein so lose verbundener, durch weite Meere, breite Ländermassen, die sich in fremden Händen befinden, getrennter Ländercomplex, der keinen eigentlichen Mittelpunkt hat, kann sich an Festigkeit mit so compakten Staaten wie Deutschland und den Vereinigten Staaten nicht vergleichen. Beide Staaten vermögen binnen kurzer Zeit ihre Streitkräfte zu concentriren, dem Feinde, von welcher Seite er komme, eine genügende Zahl von Truppen entgegenwerfen, die ihn so lange zurückhalten können, bis Verstärkung anlangt. England ist kaum in der Lage auch nur die Küsten Großbritanniens gegen die Landung eines Feindes zu vertheidigen und müßte beim Ausbruch von Feindseligkeiten sich auf einen Vertheidigungskrieg beschränken und thäte klug daran, sich seiner Colonien mehr und mehr zu entledigen. Eine Conföderation oder ein Schutz- und Trutzbündniß, in dem die von den Verbündeten zu erfüllenden Pflichten genau geregelt wären, würde eine Verminderung der Steuern für das Mutterland ermöglichen und dieselben zur richtigen Erkenntniß der Sachlage führen. In der eitlen Hoffnung, die Colonisten würden bereitwillig und von selbst alle Zugeständnisse machen und die Sache Englands als die eigene betrachten, wagt man es nicht, billige Forderungen zu stellen, die gebührenden Beiträge für die Unterhaltung der Kriegsmarine und des Landheeres zu bestimmen. Die Colonisten bilden sich ein, England sei stark genug, es mit allen Feinden aufzunehmen, und denken nicht daran, ihren Theil der Lasten zu tragen.

Die bisher befolgte Methode wird bittere Früchte tragen. Beamte, Kapitalisten, Kaufleute bereichern sich auf Kosten der Colonisten, die infolge ihrer Großmannssucht in Schulden gerathen, wenig einträgliche öffentliche Arbeiten unternehmen — und für weit nützlichere Dinge wie Hebung von Ackerbau, Unterstützung des kleinen Mannes kein Geld haben, die Ver-

theidigung des eigenen Landes aber der englischen Regierung überlassen. Manche Colonien sind indeß so verschuldet, daß sie die zur Vertheidigung ihrer eigenen Grenzen nöthigen Geldsummen nicht erschwingen können Was soll erst beim Ausbruch eines großen Krieges geschehen, wenn die Engländer dermaßen im eigenen Lande beschäftigt sind, daß sie weder Schiffe noch Truppen schicken können? Die stolzen Worte „Imperium Britannicum“, „Pax Britannica“, sind schöner Schall. Die Zeit, in der die englische Nation die absolute Herrin der Meere war, ist vorüber und alle ihrerseits gemachten Anstrengungen, dieselbe Machtstellung wieder zu erlangen, könnten nur eine allmählige Verblutung und Erschöpfung gleich der Spaniens im 18. Jahrhundert zur Folge haben. Durch Anspannung aller Kräfte und übermäßige Belastung der Unterthanen könnte England allenfalls eine Flotte aufstellen, die denen von zwei Nachbarn die Spitze bieten könnte, nimmermehr seine Seemacht so vermehren, daß die feindlichen Flotten sich nicht aufs offene Meer wagen könnten, sich vielmehr in die befestigten Häfen verkriechen müßten. Die „Pax Britannica“ hängt ab von dem guten Willen der übrigen Mächte. Das wissen die englischen Minister recht gut, darum haben sie ihre Werbung um die amerikanische und deutsche Bundesgenossenschaft so standhaft fortgesetzt und das Wort „Brudervolk“ so oft im Munde geführt.

England ist weit entfernt, einem eifersüchtigen und neidischen Nachbarn ebenbürtig oder gar überlegen zu sein und demselben Respekt einzuflößen. Es weiß recht wohl, wie manche seiner wichtigsten Positionen, die Herrschaft im Mittelmeer und in Aegypten bedroht sind, und hat deßhalb den Krieg in Transvaal mit solcher Zähigkeit geführt, weil es, falls der Suezkanal verloren geht, den wichtigen Hafen in der Kapcolonie für den Verkehr mit Indien als unentbehrlich betrachtet. Die Unsicherheit und Unfertigkeit der englischen Zustände — man befindet sich offenbar in einem

Uebergangsstadium — die bangen Erwartungen und Befürchtungen seitens der übrigen Mächte lassen die Gemüther nicht zur Ruhe kommen. Die Weisen sehnen sich nach einer friedlichen Politik, welche nur ein freisinnigeres Ministerium bringen kann, um die Culturarbeit wieder aufnehmen zu können, die unter dem gegenwärtigen Ministerium vernachläßigt worden ist.

Das von den Imperialisten angestrebte britische Weltreich ist zwar keine Gefahr für das europäische Gleichgewicht, weil die Colonien in wesentlichen Punkten, z. B. Freihandel, freie Concurrenz, Staatssocialismus auseinandergehen. Aber es ist leicht möglich, daß es der Presse gelingt, die Fackel des Krieges zu entzünden. Es ist die Aufgabe eines weisen Staatsmannes, dies zu verhindern und zu der Politik, die England groß gemacht hat, zurückzukehren. Die Hunderte von Millionen, die auf Landheer und Flotte verwendet worden, hätten den Ackerbau heben, das Loos der Armen lindern, die infolge des Alters Arbeitsunfähigen unterstützen, die Wissenschaft und Kunst fördern können. Bis jetzt hat die Regierung einfach den Zuschauer gespielt und diese Aufgaben den Wohlthätigkeitsgesellschaften überlassen. Wie leicht können diese den Dienst versagen, wenn die Steuerschraube mehr angespannt wird, wenn Handel und Gewerbe zurückgehen, wenn die früheren Wohlthäter einen Theil ihres Einkommens einbüßen. Vom Staate, dessen Einkünfte gleichfalls zusammengeschrumpft sind, Unterstützungen zu erwarten, ist eitel. Die Millionäre könnten in diesen Krisen hilfreich eintreten, aber jedermann kennt ihren Eigennutz und ihre Gewinnsucht; sie würden aus der Nothlage des Landes für sich Nutzen zu ziehen suchen. Für die Cultur, für den intellektuellen Fortschritt läßt sich sonach von dem Imperialismus nichts erwarten.

A.

LX.

Zum St. Martinstage

(11. November).

1. In früherer Zeit, und wohl auch jetzt noch, namentlich in ländlichen Kreisen, ist Martini ein bekannter Zahlungstermin, weil um diese Zeit die Ernte vollendet ist. Nach dem St. Martinstage wurden viele Geschäfte regulirt: Lieferungen, Dienstverhältnisse, Pachtzahlungen u. s. w. Schon der Sachsenspiegel nennt Martini als den Tag, an welchem das Rauchhuhn fällig war. „Je welkes veis gift man den tegeden sunder hunre (Hühner). Je welken hof unde wurd unde sunderlik hus vertegedet man mit eneme hune in sente mertens dage" (Sachsenspiegel Buch 2, Art. 48 § 5). Dem Volke genügte vielenorts der eine Martinstag nicht; man feierte außer dem 11. November noch den 4. Juli als den Tag der bischöflichen Weihe und zugleich der Erhebung der Reliquien des heil. Martinus. Das Hauptfest wurde Winter-Martini (Martinus hiemalis), das zweite Fest Sommer-Martini (Martinus aestivus) genannt. Weil St. Martin zu den im Volke viel verehrten Heiligen gehört, so wird sein Gedenktag in den Sprichwörtern und Wetterregeln oft genannt. Viele dieser Sprichwörter sind aus den Rechtsgewohnheiten der Vorzeit zu erklären, z. B. „Michael mahnt, Martin zahlt". Die Bezahlung des Zinses fällt nach altdeutschem Rechte in eine solche Zeit, in welcher der Pächter die Früchte bereits verwerthet haben kann. Man zahlte Zins zwischen Michaeli und Martini; vom äußersten Zahltage an ist der Pächter, der noch nicht bezahlt hat, im Verzuge. Deshalb heißt es auch: „St. Martin ist ein harter

Mann" (weil an seinem Tage die Zinsen bezahlt werden mußten), oder auch: „St Martin ist der Steuerheilige". Schwerer ist das Rechtssprichwort zu erklären: „St. Martin führt den Schlüssel zu jeder Seele auf dem Pfade zum letzten Urtheile." Grimm und Graf deuten dasselbe in folgender Weise: Bei den alten Deutschen wurde Gericht gehalten zur Zeit der Sonnenwenden. Als das Christenthum den heidnischen Naturdienst niederlegte, traten die großen Hochzeiten des Kirchenjahres an die Stelle der Sonnenwenden, wobei der letzteren ungefährige Zeit beibehalten wurde. Einheitliche Zeiten sind nicht wahrzunehmen, und nur im breiten Durchschnitte können die Zeiten um Ostern, Peter und Paul und als drittes „echtes Ding" (allgemeiner Gerichtstag) der Martinstag bezeichnet werden. Der Sonne rechts erschließende Kraft ist auf den Heiland und seine mit Schlüsselgewalt gerüsteten Heiligen übertragen, und, während es früher zwei „echte Dinge" gab, das eine „bei Gras", das andere „bei Stroh" (Frühjahr und Herbst), bildet in der christlichen Zeit die Dreizahl die Regel bei dem „echten" oder „guten" Dinge; daher auch die Redensart: „Aller guten Dinge sind drei". — In der christlichen Kunst wird St. Martin wie der hl. Georg dargestellt als Ritter auf weißem Rosse; deshalb stellte man wohl die Räthselfrage: „Welche sind die vornehmsten Heiligen?", und gab darauf die Antwort: „St. Martin und St. Georg, denn sie reiten, während die anderen zu Fuße gehen." In den Wetterregeln kommt der Martinstag oft vor, z. B.: „Martinstag trüb, macht den Winter lind und lieb"; „St. Martin thut das Feuer in den Kamin", denn es beginnt die kalte Jahreszeit; „Zu Martini kommt der Winter auf einem Schimmel geritten"; „Wenn die Gänse um Martini auf dem Eise steh'n, müssen sie zu Weihnachten im Kothe geh'n". Sehr verbreitet ist die Meinung, daß man am Martinstage aus dem Brustbein der gebratenen Martinsgans die Beschaffenheit des bevorstehenden Winters bestimmen könne; im Hessischen hat man dafür die Regel: ist es weiß, so soll es strenge Kälte; ist es dunkel, so soll es viel Schnee und laues Wetter geben. In England wird ein schöner Spätherbst „St. Martinssommer" genannt. In der Eifel erklärt man den St. Martinstag als den sicheren Anfang der kalten Jahreszeit; denn dort heißt es: „Nach der Aller-

heiligen-Misse sind wir des Winters gewisse; wenn er dann nicht kommen mag, dauert es nur bis Martinstag". Die Venetianer bemerken mitleidsvoll: „Von Martini bis zum Weihnachtsfeste geht es jedem Armen schlecht."

2. Ueberaus häufig kommt der hl. Martinus in den deutschen Bisthümern als Kirchenpatron vor; die Erzdiöcese Köln hat 64, das Bisthum Trier 68, das Bisthum Münster 18, das Bisthum Paderborn 32 St. Martinskirchen. Martinus, der von Gott reich begnadigte Bischof von Tours, lebte in der Zeit, als das Christenthum unter den Germanen begründet wurde. Er gehört zu den verehrtesten Heiligen der alten Kirche, berühmt unter dem Titel „der apostelgleiche Mann". Als Priester, als Ordensmann und als Bischof entfaltete er durch Lehre und Leben eine ganz außerordentliche Thätigkeit gegen Laster und Irrlehre und wurde der Eroberer der Kirche in Gallien. Ueberall erscheint er als siegreicher Streiter; um ihn stürzen die Götzenbilder zusammen; er stellte sich unerschrocken dem fallenden heiligen Baume der Gallier entgegen und machte mit gebietendem Worte den heidnischen Gebräuchen ein Ende: Jahrhunderte war er den Deutschen ein hochgeehrtes Vorbild des Glaubensmuthes, der christlichen Ergebung und der aufopferungsvollen Nächstenliebe. Man hat nicht mit Unrecht St. Martin den Heiligen der germanischen Völkerwanderung genannt; in Pannonien geboren, im Frankenlande wirkend, gehört er dem Osten und dem Westen der germanischen Welt mit gleichem Rechte an und vereinigte in sich, wie Hieronymus, den Ernst und die Tiefe seiner vielbewegten Zeit. Sulpicius Severus, der christliche Sallust, schrieb ein eigenes Buch über das heilige und wundervolle Leben desselben, und Gregor von Tours, der als Diakon eine Wallfahrt zum Grabe des heil. Martinus machte, begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit der Geschichte der Wunder seines großen Vorgängers und Schutzheiligen. Auf Ersuchen des hl. Gregor hat Venantius Fortunatus die Thaten des hl. Martinus in einem Epos besungen. So haben wir über das Leben des großen Bischofs schon aus der ältesten Zeit eine ziemlich reiche Literatur, und es ist daraus zu erkennen, daß seine Verehrung in der Christenheit eine große und ausgebreitete war. Das kirchliche Officium

nennt ihn „gemma sacerdotum", „den Edelstein unter den Priestern".

Bedeutsam steht der hl. Martinus am Eingange der fränkischen Kirchengeschichte. Die Franken, die ihn mit treuer Liebe verehrten, erbauten unter seiner Anrufung viele Kirchen. Die deutsche Primatialkirche zu Mainz erwählte ihn zum Patron. Seitdem die Reliquien des hl Liborius im Paderborner Dome ruhten, wurde der hl. Martinus in Deutschland noch mehr gefeiert; denn er war es gewesen, der dem hl. Liborius im Leben und auch noch im Sterben so nahe stand. Die unmittelbarste Anregung zur Verehrung dieses fränkischen Heiligen haben aber die fränkischen oder doch unter fränkischem Schutze stehenden ersten Glaubensboten gegeben. Von allen Pfarreien des alten Bisthums Utrecht ist etwa der zehnte Theil dem hl. Martinus geweiht. Anfangs wurden als Kirchenpatrone nur die hl. Märtyrer gewählt; Martinus, der so hoch in Ehren stand in der Andacht des Volkes, macht hierin schon früh eine Ausnahme. Es läßt sich eine ganze Anzahl alter Martinskirchen nennen, z. B. die alte Pfarrkirche zu Bonn, die Kirche zu Nottuln in Westfalen und die aus dem achten Jahrhundert stammende St. Martinskirche zu Würzburg. Die Verehrung des hl. Martinus ist besonders durch den Benediktiner-Orden, der die christliche Cultur des Abendlandes zum großen Theile begründet hat, verbreitet worden. Die Kirche auf Monte Cassino hatte der hl. Benediktus den Patronen und Vorbildern des Einsiedlerlebens und der Glaubensboten, dem hl. Johannes Baptista und dem hl. Martinus, geweiht; diesen beiden Heiligen haben deshalb die Benediktiner in ihrem weiten Missionsgebiete viele Heiligthümer gewidmet. Auf Kirchenbildern ist der heil. Martinus bald als Bischof dargestellt, bald als Ritter auf weißem Rosse mit dem Manteltuche, das er dem Bettler reicht. Weil er das Manteltuch als Abzeichen hat, wurde er von der im Mittelalter mächtigen Zunft der Tuchmacher zum Patron erwählt; sie hatten nach Lang das folgende Wappen: einen aufrecht stehenden Greif, offenen Helm und eine Krone, darüber den kaiserlichen Adler mit der Tuchscheere auf der Brust. Die Tuchmacher in München verehrten den hl. Benno als Schutzheiligen, weil er Stadtpatron war. Die christliche Kunst gab

dem hl. Martinus auch die von Sonnenstrahlen umgebene Hostie als Abzeichen. Das ist entweder aus seiner Legende zu erklären, welche erzählt, daß einst, als er das heilige Meßopfer darbrachte, die Hostie über seinem Haupte geschwebt und wie eine Sonne geglänzt habe; oder es soll dieses Abzeichen, wie später der von Sonnenstrahlen umgebene Name Jesu als Kennzeichen auf den Bildern des hl. Franciscus Xaverius und anderer Glaubensboten, die großen Verdienste des hl. Martinus um die Ausbreitung des Christenthums anzeigen.

Da die zahlreichen St. Martinskirchen mit den Bildern ihres Patrons geschmückt zu werden pflegten, so kommen auch die Bilder des hl. Martinus sehr häufig vor; fast alle hervorragenden Züge seiner Legende sind auf den Kirchenbildern dargestellt worden. Darstellungen des Heiligen, wie er seinen Mantel mit dem Bettler theilt, finden sich häufig auf französischen Miniaturen, ferner auf den Bildern der Maler Israel van Mecken, Rubens und van Dyck. Kupferstiche von Krafft und Vischer stellen diese Scene dar. Eine alte Statue in der Karthause zu Paris stellt ihn als Bischof dar, neben ihm die Gans. In der Domkirche zu Chartres und der St. Martinskirche zu Köln ist auf Basreliefs dargestellt, wie Christus dem hl. Martinus erscheint, angethan mit dem von dem Heiligen dem Armen dargereichten Manteltuche. Das Bild ist eine Mahnung an die Worte des Herrn: „Was immer ihr dem Geringsten aus meinen Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan" (Matth. 25, 40). Das Hauptbild der St. Martinskirche zu Tournay stellt den Heiligen als Bischof dar, wie er einen Besessenen heilt. Das Bild von Baldi (Belvedere zu Wien) bringt zur Anschauung, wie der hl. Martinus ein todtes Kind erweckt.

3. Unter den Reliquien des hl. Martinus wird besonders sein mit einer Kapuze (cappa) versehener Mantel verehrt. Dieses Kleid wurde an seinem Feste (11. November) in Prozession getragen; die Träger hießen capellani, und der Ort, wo es aufbewahrt wurde, capella. Der Name „Kapelle" zur Bezeichnung eines Heiligthumes oder einer kleinen Kirche wird von Einigen darauf zurückgeführt. In manchen Gegenden backt man am 11. November sogenannte Martins-Hörner, und noch

verbreiteter sind die Martinsfeuer; zumal der Kinderwelt, die so treu ihre Ueberlieferungen bewahrt, ist der St. Martinstag ein Lichtfest geblieben, und sie gehen am Abende dieses Festes unter Gesang mit Lichtern umher. Wie Bischof Hefele in seiner Conciliengeschichte erklärt, wurden die Martinsbrode zur Zeit des hl. Bonifatius von den christlichen Glaubensboten eingeführt an Stelle der Brode, welche in Götzengestalt von den Heiden gebacken wurden. Und so werden wohl auch die Martinsfeuer von den christlichen Missionären zuerst eingeführt worden sein, um durch sie heidnische Gebräuche zu verdrängen. Diese Feuer und Lichter waren zugleich passende Sinnbilder des Glaubenslichtes, das St. Martin, in den Volksliedern als „Galliens Sonne“ gepriesen, den Landbewohnern gebracht hat.

Weit verbreitet ist die Volkssitte, am Abende des St. Martinstages die sogenannte Martinsgans zu essen. Zur Erklärung dieses Gebrauches wird wohl auf die Sage hingewiesen, nach welcher der hl. Martinus durch das Geschrei einer Gans in dem Versteck aufgefunden wurde, worin er sich, um der Bischofswürde zu entgehen, verborgen hatte; doch ist diese Nachricht zu wenig verbürgt. Andere wollen diese Sitte aus den Rechtsgewohnheiten der Vorzeit erklären in folgender Weise: Es war ehedem Gebrauch, am Martinstage Gänse zum Geschenke zu geben, oder in solchen den Zehnten zu entrichten, wie der Martinstag ja überhaupt ein vielenorts gebräuchlicher Termin für Abtragung gewisser Abgaben und Dienstleistungen war. Mit Martini endigte das Ackerbaujahr, dann wurden die Pachtzinsen fällig und es begann das neue Pachtjahr. Es war dieses auch ganz naturgemäß; denn nachdem die Ernte eingebracht und der Gelderlös gewonnen war, konnte am bequemsten der Pachtschilling geleistet werden. Leicht erklärt es sich, daß ein solcher Tag, an welchem der Eine das Geld empfing, der Andere seiner Schulden ledig wurde, dazu benutzt wurde, einen guten Schmaus zu halten und daß dabei der Vogel der Jahreszeit, die Gans, eine große Rolle spielte. So wurde der Abend oder der Vorabend des Martinstages mit großen Gelagen gefeiert. Nicht selten wurde dabei des Guten zu viel gethan; im Französischen wird noch heute für „schmausen“ der Ausdruck „martiner“ gebraucht, und man hat die Redensart

„mal de St. Martin". Die Erklärung ist schon annehmbarer; es ist aber zu bemerken, daß in Deutschland nach dem Rechte des Mittelalters nicht der Martinstag, sondern der Tag Mariä Himmelfahrt der Bestimmungstag für diese Art Zehnten war; es heißt im Sachsenspiegel (Buch 2, Artikel 58): „In wuers messe (Mariä Himmelfahrt, wo die Kräuterweihe stattfand) sint die gense zehnde verdinet".

Stadler (Heiligen-Lexikon) meint, es lasse sich für die Sitte des Essens der Martinsgans keine geschichtliche Grundlage auffinden; man nenne sie nur deßhalb Martinsgans, weil die Gänse um diese Zeit (im November) am häufigsten gegessen werden. Es sei übrigens daran erinnert, daß in der alten Kirche von Martini an die Adventsfasten begannen. Wie vor den großen Fasten im Frühlinge die Fastnachtsspiele, so wurde, scheint es, vor den Fasten im Spätherbste das Essen der Martinsgans eingeführt. Es hat diese Sitte wohl schon ein hohes Alter. In Erfurt wurde früher das Einläuten des St. Martinstages „der Gans Läuten" genannt. In den alten norwegischen Runenkalendern wird der Martinstag ebenso durch eine Gans bezeichnet, wie in den tiroler Bauernkalendern. Eine Gans sitzt auf dem Dache der alten St. Martinskirche zu Worms. Ulrich von Schwalenberg, so meldet eine Corveyer Urkunde vom Jahre 1171, schenkte der Abtei Corvey zum Martinsfeste eine silberne Gans.

Darfeld (Westfalen). Dr. Heinrich Samson.

LXI.

Päpstliche Verhandlungen mit der Königin Maria Stuart von Schottland 1561—1567.[1])

Mit der Königin Maria Stuart von Schottland habe ich mich in dieser Zeitschrift zum vorletzten Mal aus Anlaß der dritten Hundertjahrfeier ihres Heimganges im Jahre 1887 befaßt (Bd. 99, 282). Die auf den öffentlichen rechtlichen Urkunden des englischen wie des französischen Volkes aufgebaute Schrift Stevenson's „Die ersten achtzehn Jahre der Königin Maria Stuart von Schottland" wurde zur Anzeige gebracht. Mit der Genauigkeit, Sicherheit und unbestechlichen Gerechtigkeit eines langjährigen, verdienten Beamten des öffentlichen englischen Reichsarchives in

1) Papal Negotiations with Mary Queen of Scots during her Reign in Scotland 1561—1567. Edited, from the original Documents in the Vatican Archives and elsewhere, by John Hungerford Pollen, S. J., Edinburgh. Printed at the University Press by T. and A. Constable for the Scottish History Society 1901. 8°. CXLIII. 535 pag.

Ein vollständiges Exemplar konnte mir nicht geliefert werden. P. Pollen war nur in der Lage, mir einen Bürstenabzug zur Verfügung zu stellen, bei welchem das in Schottland selbst angefertigte Register fehlte und der nicht selten vor lauter Verbesserungen den Text nur schwer erkennen ließ. Aber selbst für diesen Abdruck gebührt dem Verfasser bei der Wichtigkeit seiner Leistung tiefempfundener Dank.

London abgefaßt, erbringt sie den Beweis, daß gegen Maria Stuart als Prinzessin, Königin und Wittwe während ihres Aufenthaltes in Frankreich, das sie im August 1561 verließ, auch nicht einmal der leiseste Vorwurf sich erheben läßt. Daran schließt sich die Besprechung von Philippson's „Histoire du règne de Marie Stuart“ (Bd. 112, 559 ff.).

Nachdem P. Stevenson, dessen Beziehungen zum hochseligen Cardinal Hergenröther in dieser Zeitschrift,[1]) dessen geistiger Werdegang und seltene Bedeutung für die Kenntniß der englischen Kirchengeschichte im Katholik von mir dargelegt wurden,[2]) in das Grab gesunken, ist sein Mantel auf die Schultern eines jüngeren Ordensgenossen gefallen, welcher, in seinem Geiste weiterarbeitend, die wissenschaftliche Welt mit einer magistralen Arbeit beschenkt, über die Beziehungen des heiligen Stuhles zu Schottland während der Regierung der Königin Maria Stuart in Schottland, also vom Jahre 1561, wo sie in Leith, der Hafenstadt von Edinburgh, Ende August landete, bis Ausgang 1567, wo sie, vom verrätherischen Adel bei Glasgow geschlagen, bei Königin Elisabeth Schutz suchte, aber Kerkerhaft eintauschte. Schon seit Jahren mit fleißigen Untersuchungen des Vatikanischen Archivs, sowie der übrigen italienischen, französischen, englischen, schottischen Archive befaßt, hatte P. John Hungerford Pollen S. J. eine erkleckliche Anzahl ungedruckter Urkunden über die Bemühungen des apostolischen Stuhles zum Schutze des Katholicismus bis zum Rumpfparlament von 1560, und dann zur Wiederherstellung des alten Glaubens nach dessen freventlicher Unterdrückung in seinen Mappen gesammelt. Besonders reich an seltenen Urkunden von überraschender Bedeutung erwies sich das eigene Ordensarchiv, in welchem die schottische Mission, wo die Jesuiten nach Ausweis der Kirchengeschichte gerade in der ersten Zeit der Glaubensspaltung mit beispiel-

1) 1896. Bd. 117, 44.
2) Katholik 1895. I, 289–310.

losem Eifer und seltenem Erfolg gewirkt haben, besonders vortheilhaft vertreten ist.

Eine äußerst willkommene Gelegenheit, seine kostbaren geschichtlichen Schätze zu verwerthen, wurde Pollen durch die schottische Gesellschaft für Geschichte dargeboten. Von dogmatischen Voreingenommenheiten wie man sie bei den Nachkommen der grimmigen Covenanters vermuthen sollte, sich frei wissend, pflegen die Vorsteher dieser Gesellschaft auch Leistungen katholischer Gelehrten, sowie Erzeugnisse protestantischer Geschichtsforscher, die sich mit der katholischen Vergangenheit befassen, in ihren Veröffentlichungen einen Platz anzuweisen. In diese letztere Klasse gehört die treffliche Ausgabe der Schriften des schottischen Humanisten Ninian Winzet, des nachmaligen Schottenabtes von Regensburg († 1592) durch Hewison, welche in dieser Zeitschrift von mir zur Anzeige gebracht wurde (Bd. 103, 27). Zu den ersteren zählt die „Päpstlichen Verhandlungen“ von P. Pollen. Das Buch enthält 259 Aktenstücke, von denen nur neun bereits gedruckt sind und die lediglich durch den Zweck eines besseren Verständnisses der übrigen Urkunden in die Sammlung Aufnahme erhalten mußten. Die übrigen, unter denen nicht weniger als zehn neue Briefe der Königin Maria Stuart sich befinden, erscheinen hier zum ersten Male. Pollen hat sie mit diplomatischer Genauigkeit zum Abdruck gebracht, jedem derselben, wie das der Bildungsstand der meisten Mitglieder der schottischen Geschichtsgesellschaft verlangte, eine sehr sorgfältige Uebertragung in englischer Sprache beigefügt, und durchaus zeitgemäß jene Theile, welche zu Schottland keine Beziehungen hatten, sondern fremdländische Fragen betreffen, unbarmherzig ausgeschieden.

Seine wissenschaftliche Haltung, über die Pollen in dem letzten Kapitel der Einleitung mit der Ueberschrift „Archive, Handschriften und Editionsgrundsätze“ berichtet, erscheint derart erhaben und lichtvoll, daß selbst der Stolz der „Voraussetzungslosen“ in deutschen Landen von ihm

lernen könnte, da er über die beiden verhandelnden Mächte, die Träger der Tiara, wie der schottischen Königin, mit einer Freiheit und Unbefangenheit urtheilt, die den Leser unwillkürlich für ihn gewinnt, wenngleich man sich, wie bei Paul IV. zugleich fragen möchte: Sind die Grenzen der Billigkeit hier nicht überschritten? Ueberhaupt möchten wir Niemand, der die Königin im Zauber der Romantik zu bewundern wünscht, den Rath ertheilen, nach Pollen's Buch zu greifen. Hier werden bittere Thatsachen erzählt, in ihrem ursächlichen Zusammenhang und ihrer kirchlichen und staatlichen Bedeutung erwogen und die Königin nach ihren Handlungen beurtheilt. Pollen erweist sich hier als ein Forscher von großem Scharfsinn, der eine gesunde und kräftige Kritik nicht scheut und eben damit über seine Vorgänger hinausgeht und neue sichere Ergebnisse erzielt hat.

In der Einleitung wird behandelt 1. Paul IV. und der Abbruch des Verkehrs mit Schottland; 2. Pius IV. und der Verlust Schottlands; 3. Wiederherstellung des Verkehrs mit Schottland; 4. Berichte über die Sendung des P. Gouda S. J.; 5. Das Concil von Trient; 6. Dispensation für Darnley; 7. Päpstliche Hilfsgelder; 8. Die Nuntiatur des Msgr. Laureo; 9. Die Ermordung Darnley's; 10. Die Rückkehr des Nuntius. Von großer Bedeutung sind auch die Anhänge 413—535, von denen nur die vornehmlichsten hier Erwähnung finden können: 1. Tagebuch des Giovanni Ferreri über Schottland; 2. Briefe des Cardinals Guise von Reims und seiner Nichte, der Königin Maria Stuart; 3. Spanische Urkunden über die geplante Ehe zwischen der letzteren und dem Erzherzog Karl; 4. Reiche Correspondenz der Generale der Gesellschaft Jesu über schottische Angelegenheiten in den Jahren 1562 bis 1567 (479—510); 5. Eingaben der Königin an den hl. Stuhl zum Zwecke einer Visitation und Besteuerung der schottischen Geistlichkeit aus den Jahren 1552 und 1556.

Pollen betont mit Recht die Thatsache, daß Maria von

Guise, die Mutter der Maria Stuart und Regentin von Schottland, bis „in die Fingerspitzen" Französin war, mit dem schottischen Volke und dessen Eigenthümlichkeiten zu wenig Fühlung hatte und die Verbesserung der kirchlichen Zustände viel zu lange aufgeschoben. Zwar schon 1555 in Rom angeregt, wurde die Verbesserung erst 1557 in Angriff genommen. Am 27. Oktober 1557 ertheilte Paul IV. dem nach Paris als Legaten gesandten Cardinal Trivulzio die Vollmacht zur Bestellung eines Visitators für Schottland.

Das umfangreiche Aktenstück schildert die innere Lage der schottischen Kirche in sehr düsteren Farben. Welt- und Ordensgeistlichkeit haben sich mit Schande bedeckt. In unverantwortlicher Weise hat der Episkopat die Kirchengüter veräußert, während die Kirchen selbst dem Ruin preisgegeben werden. Von Wiederherstellung derselben sei keine Rede. Gottgeweihte Jungfrauen verletzen ungescheut die Gesetze der Clausur, schwärmen in Privathäusern umher, gestatten unbefugten Personen den Eintritt in ihre Klöster und fröhnen ungemessenem Luxus. Welt- und Ordensgeistliche beiderlei Geschlechts lassen sich schwere Vergehen, die sogar an Häresie rühren, zu Schulden kommen und erregen unter den Christen großes Aergerniß. Zur Verbesserung dieser beklagenswerthen Zustände erhält der zu bestellende Visitator eine lange Reihe strenger Vollmachten. Keine derogatorische Clausel irgend welcher Art soll Ordensleute vor der Anwendung seiner geistlichen Jurisdiktion zu schützen im Stande sein (5—7). Am 29. Juni 1559 trägt Heinrich II. von Frankreich, Schwiegervater der Maria Stuart, dem Papst Paul IV. die nämlichen Klagen vor. Zur Begründung derselben will es aber unseres Bedünkens wenig passen, wenn der Monarch in dem nämlichen Athemzuge eine Besteuerung der schottischen Geistlichkeit zum Zwecke der Verstärkung der staatlichen Vertheidigung in Vorschlag bringt. Cardinal Trivulzio war es, der Maria Stuart und dem Dauphin Dispense zum Zweck der Eingehung der Ehe ertheilte. Sonst

entbehrt die Correspondenz des Cardinals bedeutender Mittheilungen über die schottische Kirche. Vom Visitator ist keine Rede, ebensowenig von einer Befragung des Cardinals seitens des Königs Heinrich II., welcher dem Kronprinzenpaar die Aufnahme des englischen Wappens in das schottische und französische befahl. Pollen betont hier mit Recht zur Abwehr der seit Jahrhunderten zur Rechtfertigung der englischen Reformatoren erfundenen Mähr, Paul IV. habe Elisabeth schon gleich nach ihrer Thronbesteigung als Königin von England verworfen und dieses dem englischen Gesandten in Rom in schroffer Weise zu erkennen gegeben, daß Elisabeth bis 1571, dem Jahre der Belegung mit dem Banne durch Pius V., in allen päpstlichen Urkunden als rechtmäßige Königin von England erscheine.

Mit Recht übt Pollen an dem Schreiben Heinrichs II. strenge Kritik. Wenn er dem Papst Vorwürfe mache wegen verspäteten Eingreifens in die kirchlichen Verhältnisse, da verdiene seine Politik die Anklage wegen verderblichen laissez-faire gegenüber den Neugläubigen in Schottland, bei denen die Abneigung gegen den französischen Einfluß mit der Bekämpfung des Katholicismus als Staatsreligion sich verschmolzen habe (Introd. 26).

Von nicht geringerer Bedeutung ist die offizielle Kundgebung der Regentin von Schottland, Maria von Guise, über die Ausbreitung der Reformation. „Diese neue Lehre, die sie evangelisch heißen, wurde im Geheimen ausgebreitet, und durch die Nachlässigkeit der Prälaten wurde die Königinwittwe in Unkenntniß darüber gehalten. . . . . Es liegt die Gefahr nahe, die katholische Kirche könne ohne großes Blutvergießen nicht wiederhergestellt werden. . . Würde aber der Papst Hilfsgelder, sowie einen Delegaten und andere befähigte Männer senden, um die falschen Lehren zu bekämpfen und auszurotten, dann könnte die Kirche vielleicht ihre alte Freiheit wiedergewinnen“ (Introd. 24). Allerdings kam ein Delegat in der Person des Bischofs Pellevé von

Amiens nach Edinburgh, Pius IV. ertheilte ihm am 25. Januar 1560 ausgiebige Fakultäten in einer Bulle, die im Druck mehr als vier Seiten umfaßt und so einen Blick in die umfassende Aufgabe thun läßt, welche des Delegaten harrte. Leider war es zu spät. Pellevé's Sendung blieb jeder Erfolg versagt (31—35).

Der Verlust Schottlands für die katholische Kirche wurde besiegelt durch den Vertrag von Edinburgh vom 6. Juli 1560, welcher dem französischen Einfluß ein Ziel setzte, und durch das aufrührerische Parlament vom folgenden Monat August. In den lehrreichen Abtheilungen 3 und 4 schildert Pollen die einsichtsvollen Bemühungen Pius' IV., den er gegenüber seinem Amtsvorgänger Paul IV. in ein sehr günstiges Licht stellt, zur Wiedergewinnung Schottlands, während die Urkunden 16—46 seiner Darstellung als Unterlage dienen. Die Sendung des niederländischen Jesuiten Goudil nach Schottland hat der Verfasser der Geschichte der katholischen Kirche in Schottland ausführlich behandelt.[1] Pollen ist so glücklich, weitere Urkunden darbieten zu können, welche sich theils auf die Einleitung dieser Sendung beziehen, theils Urtheile über ihre Bedeutung und ihren Erfolg enthalten.

Dazu sind namentlich zu rechnen die Briefe des Nuntius Commendone an Cardinal Borromeo aus Lübeck und Brüssel zwischen dem 5. September und 20. December 1560 und aus Ehrenbreitstein bei Koblenz am 21. Januar 1562. Commendone hat in dieser Sache eigenmächtig verfahren und durch einseitige Berichte nach Rom Gouda, der sich bald darauf als scharfsinnigen Beobachter und sehr genauen Berichterstatter erwiesen, in kein sehr vortheilhaftes Licht gestellt. Seine Briefe bewirkten die Berufung des P. Mercurian, der aber erst anlangte, als Gouda sich schon

---

1) A. Bellesheim, Mainz 1883. II, 39.

auf der See befand. Diesen Umstand nicht beachtend, ist Philippson in mehrere geschichtliche Irrthümer gefallen.

Besondere Beachtung hat Pollen der Stellung der Königin zum Concil von Trient gewidmet. Die Herausgeber der Akten des Concils, deren erster Band, von Professor Merkle in Würzburg herausgegeben, jüngst in diesen Blättern anerkennend besprochen wurde, seien freundlich darauf hingewiesen, daß Pollen die Schlußbände des Concils im Vatikanischen Archiv benützt hat und Auszüge daraus bringt. Die Frage des Anrechts der Maria Stuart auf den englischen Thron ist in Trient wahrscheinlich durch verbannte englische Katholiken in den Niederlanden angeregt worden. Der Kaiser bekämpfte sie, der Papst behandelte sie anfangs im Sinne der schottischen Königin, zog dann aber seine Befehle zurück. Von einer förmlichen Erklärung hat man in der nämlichen weisen Maßhaltung Abstand genommen, wie von der Verhängung des Bannes über die Königin Elisabeth. Aus Pollen's Darstellung entnehmen wir, daß er die gesammte Correspondenz über diese bedeutenden Fragen, die zum Theil ungedruckt ist, gesammelt und für eine Herausgabe vorbereitet hat (173). Sachgemäß bemerkt Pollen in einer kirchengeschichtlichen Reflexion: „Hier begegnen wir scharfen Contrasten beim Werke der Reform und Wiederherstellung der Kirche. Die conservative Schule entlehnt ihre Ideen dem Alterthum, und manchmal einem fernab liegenden Alterthum; Andere wünschten sich der Gegenwart anzubequemen, sie ‚lassen sich', nach der Auffassung der Anhänger der alten Schule, ‚von den Interessen des Staates drängen'. Beide Schulen sehen wir ihre Ideen austauschen, im vorliegenden Falle war der Sieg gänzlich auf Seite der Opportunisten" (Introd. 64).

Die sechste Abtheilung mit der Ueberschrift „Die Ehedispense für Darnley 1565" gehört zu den lehrreichsten des ganzen Buches, nicht nur infolge der zahlreichen neuen hochwichtigen Urkunden, die Pollen in Rom und anderwärts

gesammelt, sondern auch wegen des geschichtlichen Scharfsinnes, den der Verfasser hier entwickelt. Das Resultat seiner Untersuchungen lautet dahin: 1. Die von Pius IV. der Königin und ihrem Bräutigam Lord Darnley über die trennenden Ehehindernisse der Blutsverwandtschaft im zweiten gleichen und im vierten Grade gewährte Dispense kann nur in der Zeit zwischen dem 14. August und 15. September 1565 in Rom ertheilt worden sein. 2. Einem in weiten Kreisen bestehenden Gerüchte zufolge war sie bereits vor dem 17. Juli erflossen (Introd. 91). 3. Neben diesem Gerücht einher lief eine andere Meinung, die mit den Urkunden übereinstimmt. 4. Gemäß einer alten Abschrift der Dispensurkunde ist diese am 25. Mai 1565 ergangen (218—219). Daß dieses Datum aber unmöglich richtig sein könne und lediglich auf ein Versehen des Schreibers zurückgeführt werden müsse, dafür hat Pollen gewichtige Beweise beigebracht. Denn der mit Erwirkung der Dispense von Maria betraute und nach Rom gesandte Bischof Chisholm Dunblane ist dort erst am 14. August 1565 angelangt, ferner erklärte der Papst in seiner Consistorialrede am 1. September, es liege kein Grund vor, weßhalb er der Königin nicht sogleich Nachsicht von den Gesetzen (Ehehindernissen) gewähren solle, und am 15. September 1565 schrieb Cardinal Carlo Borromeo aus Bologna an Maria Stuart: „Und jetzt hat er (der Papst) mit großer Freigebigkeit, was Sie in Sachen des Bisthums Brechin beantragt, und die Ehedispense, dazu bewogen dazu durch Ihre königliche Würde und den Wunsch, seine Großmuth in dieser Sache zu bekunden“, gewährt (221). Weiter ist zu bemerken, daß mit dem Dispensinstrument fünf von Pollen mitgetheilte Breven vom 25. September 1565 an die Königin und die vornehmlichsten Mitglieder der Geistlichkeit und des Adels erlassen wurden, welche der Sendung Chisholm's, der Dispense und der Bedeutung des neuen Ehebundes gedenken. 5. Hieraus schließt Pollen, daß die am 22. Juli 1565 nach vollzogener Proklamation vor dem nach-

maligen Bischof John Sinclair von Brechin, einem ehrenwerthen Manne, zu Edinburg zwischen Maria und Darnley eingegangenen Ehe wegen kanonischer Hindernisse ungültig und Jakob VI., wenn keine Consenserneuerung nachher stattgefunden, worüber wir keine Nachrichten besitzen, als ehelich geboren nicht angesehen werden darf.[1])

Welche Rathgeber die Königin zu der voreiligen Abschließung der Ehe mit Darnley am 22. Juli 1565 veranlaßt, welche Beweggründe sie in diesem Punkte gedrängt haben, inwiefern sie sittlich sich mit Schuld belastet haben mochte, und ob und welche mildernde Umstände ihr zugebilligt werden dürfen, darüber hat Pollen seiner Einleitung ein lehrreiches Kapitel eingeflochten, welches dem Psychologen wie dem Kritiker alle Ehre macht, auf welches aber hierorts einzugehen, der Raum uns nicht gestattet (Introd. 91—98).

Ein einheitliches Ganze bilden die Abtheilungen 7—10, welche die Sendung des Bischofs Vincenzo Laureo von Mondovi in Piemont als Nuntius nach Schottland 1566—1567 schildern. Zur Erlangung päpstlicher Hilfsgelder im Kampfe gegen die Rebellen hatte die Königin im Februar 1566 den genannten Bischof Chisholm von Dunblane nochmals nach Rom entboten. Die hier einschlagenden neuen Urkunden (232—262) veranlassen Pollen zu einigen Bemerk-

1) Ein Curiosum aus dem Vatikanischen Geheimarchiv möge hier Platz finden. Pollen spendet die Urkunde der Dispense nach einer Abschrift, die Stevenson mit seiner sauberen, klaren Feder im Vatikanischen Geheimarchiv gegen 1876 angefertigt. Als Vorlage diente Stevenson nicht das Original, sondern eine alte Copie, deren Archivnummer er deutlich angibt (Arch. Vatic., Dispens. Matrim. Nr. 98). Natürlich drängte es Pollen, die Abschrift Stevensons an deren Vorlage nachzuprüfen. Vergeblich — die letztere ließ sich nicht mehr entdecken, obwohl alle Beamten des Archives bei der Wichtigkeit der Sache aufgeboten wurden, um Licht in dieselbe zu bringen. Der Grund liegt in den Veränderungen, welche die Archivnummern seit 1876 erfahren haben (218).

ungen über deren Bedeutung zur Widerlegung landläufiger Irrthümer: 1. Vor der Ermordung Riccio's am 9. März 1566 sind päpstliche Hilfsgelder nicht nach Schottland gelangt. 2. Ueber allen Zweifel erhaben ist, daß die vom englischen Gesandten Randolph in Edinburgh am 7. Februar 1566 geschilderte „päpstliche Liga apokryph ist“. 3. Endlich zeigen unsere römischen Aktenstücke, daß es im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, daß Riccio Beziehungen irgendwelcher Art zum Vatikan gehabt. In Edinburgh hat der Papst keinen bezahlten Emissär besessen.

Als durchaus „neu, vollständig, zuverlässig“ bezeichnet Pollen die von ihm gesammelten Urkunden über den Nuntius Vincenzo Laureo, welche von Nr. 69 bis 117 reichen und vorwiegend seinen Briefwechsel mit dem Cardinalstaatssekretär in den Jahren 1566 und 1567 enthalten. Sie sind „eine vorzüglich zuverlässige Quelle für die Geschichte des großen Dramas, in welchem Marias Geschicke langsam und tragisch ihr Ende erreichen sollten“ (Introd. 107). Unter den sonst unbekannten, aber für die Beurtheilung der schottischen Verhältnisse in den Jahren 1566 und 1567 bedeutungsvollen Prälaten erfahren wir auf Grund der Lebensgeschichte desselben durch seinen Sekretär Tritorio, daß er im Königreich Neapel gebürtig, im Jahre 1561 die Rolle eines Vermittlers zwischen der katholischen Partei in Frankreich und dem König von Navarra spielte und nach des letztern Tode in den Dienst des Cardinals von Este, eines Bewunderers der Königin Maria Stuart und Vertreters der französischen Interessen im heil. Collegium, aufgenommen wurde. Pius V. verlieh ihm bald nach seiner Thronbesteigung das ehedem von ihm selbst geleitete Bisthum Mondovi und bestellte ihn zum Nuntius an die schottische Königin. Später erhielt er die Nuntiatur in Polen, von welcher ihn der Papst wegen Vertheidigung der österreichischen Thronfolge abberufen mußte. Seine Thätigkeit in Polen wurde ohne Zweifel Veranlassung, daß auch seine auf Schottland bezüglichen Schriftstücke den Akten

der Nunziatura di Polonia im Vatikanischen Geheimarchiv eingeheftet wurden, aus welchen Pollen sie entlehnen durfte.

Pius V. erhoffte von der Sendung Laureo's seltene Erfolge für die Wiederherstellung der Kirche in Schottland. Laureo selbst hat die nämlichen Hoffnungen genährt. Aber schon vor seiner Ankunft in Paris, über welche Stadt er nicht hinausgekommen ist, langten Briefe von scharfblickenden und ortskundigen Männern in Rom an, welche der Nuntiatur alle Aussicht auf einen glücklichen Ausgang absprachen. „Die Königin von Schottland," schrieb der aus Belgien stammende Provinzial der französischen Jesuiten, P. Manare, aus Paris 26. Juni 1566, „bedarf in hohem Maße des Rathes und deshalb ernster, kluger, gottesfürchtiger Männer, aber eher einheimischer als auswärtiger und solcher, die von jenem Stuhl abgesandt werden, den sie mehr hassen als den Satan. Der Sache Gottes wäre mehr gedient, wenn der Papst dem als schottischen Gesandten am hiesigen Hofe weilenden Erzbischof von Glasgow, einem Manne von großer Unbescholtenheit, Klugheit, Ansehen, die Rückkehr in die Heimat befehlen wollte" (498). Laureo's Vorschlag an die Königin, sie möchte sechs der aufrührerischen Lords hinrichten lassen, entbehrte aller Klugheit und wurde von ihr abgelehnt; seine damalige Annahme, Darnley stehe nach Riccio's Ermordung mit den Lords noch in Verbindung, ermangelte jedweder Grundlage. Mit Bezug auf Laureo's erste Depesche nach Rom bemerkt Pollen: „Hätte er unter günstigeren Umständen die Reise nach Schottland unternommen, dann würden seine Rathschläge einen seinem hohen Friedensamte entsprechenden Charakter angenommen haben und sein Eifer würde an Kraft nichts eingebüßt haben, um die vom Papste gewünschten Verbesserungen zu erreichen" (Introd. 112). Kaum hatte er einen Theil der ihm überwiesenen Hilfsgelder ausgezahlt, da empfing er am 5. Oktober 1566 aus Rom den Befehl, von weiteren Leistungen Abstand zu nehmen. In Rom begann der Eifer

für Schottland zu erkalten, wo Königin Maria die Rebellen wieder in Gnaden aufgenommen und sich, wenn nicht alle Kriterien täuschen, mit Recht weigerte, Laureo's und des Cardinals von Lothringen Ansinnen der Bestrafung der Rebellen auszuführen.

Unterdessen erhielt Laureo am 20. Oktober 1566 den Befehl, nach Rom zurückzukehren, den er aber in Würdigung der auf dem Spiele stehenden Interessen der schottischen Kirche „mit löblicher Unabhängigkeit", wie Pollen betont, „so lange aufschob, bis er sich mit der Königin mit Bezug auf ihre Politik der Versöhnung und des Ausgleichs verständigt haben würde" (Introd. 104). Einen Tadel hat er in Rom deshalb nicht erfahren. Zwei Männer von gemäßigter Richtung sandte Laureo jetzt nach Schottland, den Bischof Chisholm und den schottischen Jesuiten Edmund Hay, die am 4. December 1566 Dieppe verließen. Ueber ihre Verhandlungen bei Maria fehlen uns Nachrichten. Thatsächlich haben sie nichts ausgerichtet. „Sie sind die beiden letzten Glieder in einer langen Reihe päpstlicher Gesandten, die vor der letzten katholischen Souveränin stehen, um sie vor jenem verhängnißvollen Schritte zu warnen, der ihren Fall besiegelte" (Introd. 118).

Laureo's sechs lehrreiche Briefe über Darnley's Ermordung können hier nur gestreift werden. Fünf sind neu, der sechste ist aus Labanoff's Sammlung der Briefe der Königin Maria Stuart bekannt. Ihre Bedeutung liegt in den eingehenden Mittheilungen über die grausige That, sowie in den frühen Daten, an denen sie geschrieben wurden. „Das Gemälde der ganzen Episode, welches sie liefern, ist das vollständigste, welches wir besitzen" (Introd. 119).

Wir nehmen Abschied von dieser hervorragenden geschichtlich-kritischen Leistung, welche der im Sinne Leo's XIII. und mit den Hilfsmitteln des Vatikanischen Archivs betriebenen Forschung zu großer Ehre gereicht.

Aachen. Alfons Bellesheim.

LXII.

Das Kaisergrab in den vatikanischen Grotten.[1]

Als im Jahre 1610 die letzten Reste der altehrwürdigen Peters-Basilika dem neuen Dome zum Opfer fallen sollten, wurden auch die Gebeine des einzigen in Rom beigesetzten deutschen Kaisers, Otto's II., in die große Papstversammlung der Unterkirche versenkt, in das „geisterhafte Dämmerdunkel jener größten Katakombe der Weltgeschichte, die der fühlende Mensch nicht durchwandert, ohne von dem Wehen der Geschichte berührt zu sein" (Gregorovius). Seitdem lag des früh hinweggerafften Kaisers Grabmal, das vorher in der Vorhalle des alten St. Peter gestanden hatte, und an dem volle sieben Jahrhunderte hindurch der Strom der Pilger vorbeigezogen war, vor welchem mancher deutsche Wanderer klagend und betend geweilt hatte, fast völlig in Vergessenheit; denn nicht viele Rompilger wissen von dem Vorhandensein der Grotten von St. Peter, wenigen ist bekannt, daß dieselben soviele Papstgräber bergen, noch wenigeren, daß unter den hohenpriesterlichen Leichen auch ein deutscher Kaiser schlummert, und den allerwenigsten ist vergönnt, in die Unterkirche hinabzusteigen und in die Geheimnisse dieses unterirdischen Museums einen Blick zu thun: infolge anarchistischer Drohungen, die erste Kirche der Christenheit in die Luft zu sprengen, ist der Zutritt zu den Grotten von St. Peter sehr erschwert und von der persönlichen Erlaubniß des Papstes abhängig.

Solcher Vergessenheit das nationale Monument zu entreißen, ist Zweck einer großartig ausgestatteten Publikation des Frankfurter Archäologen Karl Maria Kaufmann, welcher durch Untersuchungen und Messungen am Grabe selbst wie

---

1) Das Kaisergrab in den vatikanischen Grotten. Erstmalige archäologisch-historische Untersuchung der Gruft Otto's II. durch Karl Maria Kaufmann. X und 64 S. Folio mit 8 Tafeln und 26 Abbildungen im Text nach Originalaufnahmen. München 1902. Allgem. Verl.-Gesellsch. m. b. H. (Preis 25 Mk.)

durch archivalische Forschungen eine Reihe von historischen, archäologischen und kunstgeschichtlichen Fragen theils endgiltig zu lösen, theils wenigstens der Lösung näher zu rücken vermochte.

Die Katastrophe von Cotrone am Capo delle Colonne wird auf Grund der alten Berichte wie an Ort und Stelle gemachter Beobachtungen geschildert, über Krankheit und Tod (7. Dezember 983) des jugendlichen Helden neben Richers von Saint-Remi Angabe das Gutachten des Frankfurter Arztes Hrn. Dr. H. Heyder mitgetheilt, sodann aber auf das Grabmal und seine Geschichte übergegangen. Hier bieten die Berichte der Chronisten, alte Lebensbeschreibungen, Itinerarien und Pläne, das Protokoll des päpstlichen Notars Jakob Grimaldi über Oeffnung und Verlegung des Grabes im Jahre 1610 dem Verfasser noch reiche Gelegenheit, seinen Scharfsinn und seine Combinationsgabe walten zu lassen, um bei den oft schwer verständlichen und noch schwerer zu vereinigenden Angaben der Quellen zu einem gesicherten und einleuchtenden Resultate zu gelangen. Die beigegebenen zahlreichen Abbildungen und Pläne, fast ausnahmslos prächtig ausgefallen, bieten eine ebenso nothwendige als glückliche Verdeutlichung des Textes; der Plan der alten Kirche, Grund- und Aufriß der Grotten und zahlreiches Detail aus letzteren werden Allen außerordentlich willkommen sein, welche diese neuerschlossene Welt näher kennen lernen möchten.

Um die Hauptergebnisse der Monographie kurz zu verzeichnen: der Sarkophag, in welchem die kaiserliche Leiche ursprünglich ruhte — vermuthlich ein antiker Consularsarkophag, s. Tafel II unten —, stand im Atrium von St. Peter, beim Eintritt in's „Paradies“ der Kirche links; 1610 wurden die Gebeine aus demselben erhoben und (warum? scheint nirgends verrathen zu sein) in einen andern Steinsarg mit der Inschrift OTTO SECVNDVS IMPERATOR AVGVSTVS gelegt, welcher in der Unterkirche seinen Platz fand. Der alte Sarkophag kam in den päpstlichen Palast auf dem Quirinal und diente als Wasserbehälter; wie früher De Rossi, so haben auch De Waal und Kaufmann vergebens nach ihm gefahndet. Nur der riesige Porphyrdeckel, welcher, der Ueberlieferung nach vom Grabmal

Hadrians stammend, die Gebeine Otto's bedeckt hatte, wurde zunächst auch über dessen neue Grabstätte gelegt. bis er, inzwischen stark brüchig geworden, 1694 zum Taufbecken der Peterskirche verarbeitet ward.

Das durch den Brand vom Jahre 1167 zerstörte Mosaik an St. Maria in Turri (oder in Atrio) ist — gegen De Rossi — wohl zu unterscheiden von dem über dem Grabe Ottos an einer aedicula angebrachten, welches mit den Ueberresten des Kaisers in die Grotten übertragen wurde und im wesentlichen intakt geblieben ist. Eigenthümlich ist der Darstellung (Christus segnend zwischen den beiden Apostelfürsten) der hl. Petrus mit drei Schlüsseln — „ein Triregnum in Schlüsselform" —, wie man ihn nur wieder in dem berühmten Vatikanischen Codex des Kosmas Indikopleustes (Vat. gr. 699), einer Handschrift des 9. Jahrhunderts,[1]) findet. Damit ist diese ikonographische Eigenthümlichkeit auf byzantinischen Ursprung zurückgeführt und ein weiterer Beweis für die Identität des Mosaiks mit dem von der kaiserlichen Witwe, der byzantinischen Prinzessin Theophano, für das Grab ihres Gemahls gestifteten. S. 40 erhalten wir eine auf Grund der Angaben von Nikolaus Alemannus, Grimaldi u. a. entworfene Rekonstruktion der Aedicula mit dem Mosaik und dem Kaisersarg.

1) Durch die Darstellung S. 36 könnte der Unkundige auf die Meinung kommen, der Codex sei ein Autograph des Kosmas und dieser habe im 9. Jahrhundert gelebt, während er 547—549 schrieb; die Bilder des Vaticanus sind freilich ex vetustiori exemplari, et, opinante Bandinio, ex autographo depictae (Fabricius, Bibl. Graeca [4] IV, 255, vgl. K. Krumbacher, Byz. Lit. [2] 412 ff.). — Auch sonst ist der Ausdruck, offenbar in Folge von Eile, nicht immer so glücklich, wie man es vom Marchese di San Callisto gewöhnt ist, die Citirweise bisweilen ungenau (so Note 20, 42 u. ö. Baronius nur nach dem Jahre, ohne Paragraphen; ähnliche Citate N. 16, 31, 45, 56, 72, 90 [aus Gregorovius]); namentlich aber sind viele, theilweise recht mißliche Druckfehler stehen geblieben: S. 12 und im Register ist zu lesen „Friedrich I" (statt II), S. 21 „Innocenz XII" (statt II), Anm. 18 „Mon. Germ. SS. XVIII, 653 s." (statt VIII, 654); Anm. 21 paßt nicht zu dem Sätzchen, bei welchem die Notenziffer steht; die Interpunktion des Textes S. 18 ist sicher Z. 13 irrig: das quondam (= weiland) gehört eng zu Petri; S. 23 Mitte lies Ottonis, S. 26 Mapheus Begius, u. v. a.

Man wird den Römern des 17. Jahrhunderts keinen Vorwurf daraus machen, daß sie die von ihren Vorfahren des 10. Jahrhunderts im Atrium von St. Peter deponirte Leiche des römisch-deutschen Kaisers in die Unterkirche verwiesen: der Neubau des Domes erforderte die Entfernung, und auch mit den Grabmälern der Päpste wurde nicht anders verfahren. Gleichwohl dürfte die Anregung des Verfassers, die Gebeine Otto's II. aus dem unterirdischen Gefängniß wieder an eine Stätte zu verbringen, die den deutschen Rompilgern leichter zugänglich und des Todten etwas würdiger ist, in deutschen Herzen freudigen Wiederhall finden. K. schlägt vor, links in der Vorhalle der heutigen Peterskirche, als an der Stelle, die im heutigen Gesammtbau von St. Peter der ursprünglichen Ruhestätte des Herrschers am ehesten entspricht, den Sarg mit einem Porphyrstein in Form eines der Länge nach durchschnittenen Cylinders bedeckt, aufzustellen, und darüber in die Wand das historische Mosaik im Original oder in Copie einzulassen.

Ein Eingehen auf diese Anregung scheint bei dem in der höchsten Region eben wehenden romantischen Geiste umso näher zu liegen, als die Sache ohne große Kosten sich machen ließe, und man möchte es, von vielem andern abgesehen, schon um des Verfassers willen wünschen, der darin gewiß den erfreulichsten Lohn für seine schöne, mühevolle Arbeit fände.

Würzburg. Sebastian Merkle.

LXIII.

Herders Conversationslexikon in 3. Auflage.

Als wir vor Jahresfrist auf die Neubearbeitung des genannten Lexikons aufmerksam machten, glaubten wir die sichere Erwartung aussprechen zu können, daß die Verlagshandlung in der Lage sei, die in Aussicht gestellten acht Bände in rascher Folge erscheinen zu lassen, so daß in etwa sechs Jahren das ganze Werk vollendet wäre. Unsere Erwartung hat sich bis jetzt nicht ganz erfüllt; wir hofften auf Grund der Ankündigung schon spätestens Ende Juli im Besitze des 1. Bandes zu sein,

aber es ist darüber Mitte September geworden. Daß unter sothanen Umständen bei manchem Interessenten die Befürchtung Platz griff, es möchte, ähnlich wie beim Kirchenlexikon, die Geduld des Publikums wieder stark auf die Probe gestellt werden, ist nur zu erklärlich. Was die Verzögerung verschuldet hat, entzieht sich unserer Kenntniß. Trotzdem aber vermögen wir jene Befürchtung nicht ganz zu theilen, haben vielmehr Grund zur Annahme, daß das Versäumte nachgeholt werde und daß das Jahr 1907 die Vollendung eines für das katholische Deutschland ohne Zweifel hochbedeutsamen Unternehmens sehen werde.

Der nunmehr vollständige 1. Band reicht bis zu „Bonaparte". Er umfaßt nicht weniger als 1740 Columnen, eine jede mit 69 Zeilen. Das allein schon dürfte einen Begriff geben von der Reichhaltigkeit des Werkes. Eine Unmasse von biographischen, historischen und statistischen Notizen und Literaturangaben, größere und kleinere Abhandlungen, Erklärungen aller Art sind hier zusammengetragen, und das alles in präcisester Form, ohne Spur einer überflüssigen Wortmacherei. Jede Zeile zeugt von großem Fleiße und minutiöser Genauigkeit. Die bis auf die Kante getriebene Knappheit des Ausdruckes dürfte einem aufmerksamen Leser nur sehr selten das Verständniß erschweren. Begleitet ist dieser inhaltreiche Text von rund 400 Abbildungen; außerdem sind 8 nach dem neuesten Stande der geographischen Wissenschaft sorgfältig ausgeführte Karten (Afrika, Aegypten, Australien, Asien, Balkanhalbinsel, Belgien und Holland, Berlin nebst Umgebung und Bevölkerungsdichte der Erde), 13 statistische Beilagen (Alpen, Arbeiterversicherung, Asien, Attribute und Symbole der Heiligen u. a.) und 11 Tafeln (Aegyptische Kunst, Altchristliche Kunst, Athen, menschliches Auge, Baukunst des 19. Jahrhunderts, Bergbahnen und Bergbau, Bierbrauerei, Bildnerei des 19. Jahrhunderts und Blutgefäße des Menschen) beigegeben.

Wenn es im Programm hieß: „Allenthalben ist ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, auf die tausenderlei Fragen, die Gelehrt und Ungelehrt an ein derartiges Werk zu stellen pflegt, ebenso raschen und klaren wie zuverlässigen und ausgiebigen Aufschluß zu geben", so ist dieser Programmpunkt unseres Erachtens in einer Weise durchgeführt, daß auch die verwöhntesten Conversationslexikons-Liebhaber in verhältnißmäßig wenigen

Fällen Grund zu klagen haben werden. Freilich ist richtig, daß Brockhaus, Pierer und gar der auf 20 starke Bände angeschwollene Meyer mehr bieten, namentlich in Bezug auf Abbildungen, Tafeln, Karten und Beilagen. Aber für den gewöhnlichen Bedarf reicht Herder sicher aus; und wer über bestimmte Materien eingehendere Belehrung sucht, der kann und darf sich überhaupt nicht mit einem Lexikons-Artikel zufrieden geben, er ist genöthigt, in größeren Specialwerken und Fachschriften sich umzusehen. Dafür aber hat Herder durch seine reichen und diskreten Literaturangaben die Wege geebnet.

Das gilt allgemein. Namentlich aber hat es seine Bedeutung für die ihrer Kirche treu ergebenen, mit ihr fühlenden und lebenden katholischen Gesellschaftsklassen. Denn Herder hat sich vorgesetzt, „das anderwärts so sehr verkürzte katholisch-positive Element allenthalben zur Geltung zu bringen, den religiösen und socialen Organismus der katholischen Kirche, wie er sich zumal in dem Weltbau der Hierarchie und dem Blüthengarten des Ordenslebens und selbstvergessener Liebesthätigkeit kundgibt, umfassend zu würdigen, und verdiente Namen, die hauptsächlich um ihres katholischen Klanges willen unbeachtet geblieben, in die oft geflissentlich vorenthaltenen Ehrenrechte wieder einzusetzen". Der vorliegende 1. Band gibt fast auf jeder Seite Zeugniß davon, daß der Herausgeber bemüht war, sein Versprechen wahr zu machen. Namen, die im katholischen Deutschland einen guten Klang haben, aber in anderen Lexica vergeblich gesucht werden, sind uns bei Herder in Menge begegnet. Wir nennen nur den leider zu früh verstorbenen Limburger Domkapitular A. Abt, der unter dem Pseudonym „Walther von Münich" den Lesern der „A. u. N. Welt" so manche genuß- und lehrreiche Stunde verschaffte, den trefflichen Schulmann Alleker, den beredten Kapuziner Auracher, die verdienstvollen Jesuitenpatres Aschenbrenner und Beissel, den aus hoffnungsvollem literarischem Schaffen jäh hinweggenommenen Beuroner Benediktiner Bäumer, den als Gedeon von der Heide bekannten liebenswürdigen Sänger Dechant Berger von Boppard, das am Rhein so berühmte Arenberg am „Rothen Hahnen".

Der sprachliche Ausdruck ist, wie schon erwähnt, sehr knapp,

was als ein entschiedener Vorzug anzusehen ist. Doch darf das Streben nach einer möglichst gedrängten Darstellungsweise nicht verleiten, über die Forderungen einer tadellosen Stylistik leicht hinwegzugehen. Sätze, wie: „Ablaß . . . im heutigen Sprachgebrauch der stehende Ausdruck für die von den kirchlichen Oberen aus dem Kirchenschatze gewährte Nachlassung der zeitlichen Sündenstrafen"; und: „Seine (des hl. Benno) Reliquien kamen 1576 in die Liebfrauenkirche zu München, wo sie nebst Inful, Stab und Casula von ihm verehrt werden", werden als Härten empfunden und hätten unschwer vermieden werden können.

Neben diesen mehr formellen Mängeln sind uns auch einige sachliche aufgestoßen. Ob z. B. der Artikel: Hl. Augustinus, Kirchenlehrer, in allweg befriedigt, dürfte sehr fraglich sein. Wenigstens werden die Sätze: „Lange vor Descartes hat er auf die Selbstgewißheit des menschlichen Bewußtseins als die sicherste Grundlage aller Erkenntniß hingewiesen" und: „In der Selbstgewißheit des individuellen Bewußtseins scheint ihm auch unmittelbar die Idee Gottes zu liegen", vielfachen Widerspruch erfahren. In seinen „Grundlinien der Geschichte der Philosophie" (Mainz 1881) sagt Haffner bei der Charakterisirung der philosophischen Anschauungen des hl. Kirchenlehrers u. A. Folgendes: „Die so einfache und natürliche Bemerkung Augustins, daß die Wahrheit der Erkenntniß unserer eigenen Akte nicht bezweifelt werden könne und daß in dieser Erkenntniß die Existenz der Wahrheit überhaupt vorausgesetzt sei, ist nicht zu verwechseln mit dem Satze des Cartesius, daß das Selbstbewußtsein die principale Quelle der menschlichen Erkenntniß und das einzige Princip ihrer Gewißheit sei. Ebensowenig ist die Lehre Augustins mit der Günthers zu verwechseln, welcher aus dem Selbstbewußtsein alle metaphysischen Begriffe und Grundsätze und insbesondere die Erkenntniß Gottes ableitet. Indem der heil. Augustinus die Untrüglichkeit der Erkenntniß der eigenen Akte constatirt, hat er nur wiederholt, was die attischen Meister längst ausgesprochen haben, und hierin folgte ihm die ganze Scholastik. Es ist daher eine ganz unbegründete Ueberstürzung, wenn man den hl. Augustinus als Vorläufer des modernen subjektiven Idealismus

oder Cartesius und Günther als Wiederhersteller der Lehre Augustins feiert". So Haffner, und Haffner hat den hl. Kirchenlehrer wohl verstanden.

Bei dem Philosophen Beneke heißt es u. A.: „Psychologie und Ethik bilden die Grundlage der Erziehungs- und Unterrichtslehre, um deren Ausbildung er sich sehr verdient machte. Eine Reihe von praktischen Schulmännern übernahmen seine pädagogischen Anschauungen". Das klingt wie eine Empfehlung der Beneke'schen „Erziehungs- und Unterrichtslehre", mit der wir uns durchaus nicht einverstanden erklären können. Hören wir nur, was ein genauer Kenner Beneke's, Professor Flashar, in der Schmid'schen „Pädagogischen Encyklopädie" (2. Aufl., Bd. 1, S. 559) diesbezüglich sagt: „Mit dieser Auffassung der Erziehungswissenschaft als einer schlechthin empirischen und von der Psychologie abhängigen hängt denn auch der rationalistische Charakter zusammen, den die Pädagogik B.'s so entschieden an sich trägt. Daher wird die Erziehung als das Hinaufziehen der ungebildeten Vernunft zu der gebildeten erklärt, daher erscheint hier überall der Mensch nur, wie ihn der menschliche Verstand construirt, daher fehlt in diesem System dem Zöglinge jeder göttliche Keim und der Erziehung jedes göttliche Ziel".

Diese Bemerkungen zu den Artikeln „Augustinus" und „Beneke" können selbstverständlich nicht im Geringsten unser oben ausgesprochenes anerkennendes Urtheil über das neue Herder'sche Lexikon alteriren; sie wollen nur bescheiden zur Vorsicht mahnen.

P. Dom. Petry O. S. B.

Berichtigung.

Wie wir von gut unterrichteter Seite erfahren, hatte die in unserm Artikel „Joseph Bach" S. 481 erwähnte Broschüre „Der hl. Rock zu Trier" nicht den 1901 zu München verstorbenen Professor und Prälaten Joseph Bach, sondern einen Namensvetter desselben zum Verfasser, weshalb wir unsere diesbezügliche Angabe zu corrigiren bitten.

J. Sch.

LXV.

Oeffentliche und private Wohlthätigkeitspflege im Königreich Bayern.[1]

Von Dr. Hans Schorer.

Mit Spannung wird allseits im politischen Leben bei Eröffnung der parlamentarischen Verhandlungen der Budgetrede entgegengesehen. Der Staatshaushaltsplan bietet den Ausgangspunkt der Debatten, die sich von da aus oft in die allgemeinsten Fragen verflüchtigen. Das Budget gibt die Hauptzielpunkte im politisch-parlamentarischen Leben ebenso, wie es in der Staatswirthschaft eines Landes das Rückgrat bildet.

Es spricht hier die banale Thatsache von der regierenden Macht des Geldes, der sich auch Dinge, welche von dieser grob materiellen Wirklichkeit ihrem Wesen nach ganz losgelöst zu sein scheinen, wie z. B. Bildungszwecke, nimmer entziehen können. Was auf ganz ideellem Gebiete geschieht, geleistet wird, findet in den aufgewandten Summen seinen oft einzigen, deutlich sichtbaren Maßstab, einen klaren zahlenmäßigen Ausdruck. So sei es mir gestattet, als Ausgangspunkt die Aufstellung eines Wohlthätigkeitsbudgets für das Königreich Bayern vorzulegen, eines Haushalts-

---

1) Vortrag, gehalten auf dem deutschen Charitastag zu München am 18 Juni 1902.

planes der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeitspflege, wenigstens nach der Ausgabeseite hin, von wo aus dann bestimmende Gesichtspunkte gewonnen werden können für die Wohlthätigkeitspolitik, die sich vor allem in der Organisation bethätigen muß.

Zahllos sind die Klagen der Steuerzahler. Vom Katheder aus, in Lehrbüchern der Finanzwissenschaft, in großen wissenschaftlichen Werken verbreiten sich Gelehrte wie Politiker über Steuersysteme, über die Steuerpolitik, worunter den direkten Steuern ein weiter Raum zugemessen wird. Diese werden in der populären Anschauung als die Hauptleistungen an den Staat angesehen. Sie bilden auch in den Einnahmen des Staatshaushalts einen bedeutenden Posten. Im Jahre 1897 betrug im Königreich Bayern die Einnahme aus den direkten Steuern 32'296,840 Mk. und das Finanzgesetz hat dieselbe für 1900/1901 auf rund 36½ Millionen veranschlagt. Ob die sämmtlichen direkten Steuern, die im Königreich Bayern erhoben werden, im Stande wären, die Ausgaben des Wohlthätigkeitsbudgets in diesem Lande zu decken? Nein.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die einzelnen Posten des Wohlthätigkeitsbudgets. Das Material beruht mit einer einzigen Ausnahme auf amtlicher Feststellung und ist aus Veröffentlichungen des kgl. Bayerischen Statistischen Bureaus in dessen Zeitschrift für 1900, sowie im Statistischen Jahrbuch für 1901 gezogen. Die Zahlen liegen zerstreut unter den verschiedenartigsten Rubriken. Da neuere Veröffentlichungen in dieser Beziehung noch nicht erfolgt sind, beziehen sich sämmtliche Zahlen auf das Jahr 1898. Um die Uebersicht zu erleichtern, wird nach den einzelnen Angaben eine Zusammenfassung mit abgerundeten Zahlen erfolgen.

An erster Stelle seien genannt die Leistungen der gemeindlichen Armenpflege. Die Zahl der Unterstützten betrug (pro 1898) 195,708, der Unterstützungsaufwand

8'577,574 Mk. Die gemeindlichen Anstalten verzeichnen als Ausgaben auf den Zweck 4'005,350 Mark. Die unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Anstalten weisen 13 921 Unterstützte aus mit einem Aufwand auf den Zweck von 3'378,529 Mk. Die Ausgaben der Distrikte für Zwecke der öffentlichen Fürsorge belaufen sich auf 1'157,006 Mk., diejenigen der Kreisgemeinden auf 1'903,053 Mk. Unter den Ausgaben der Distrikte entfallen 268,298 Mk. auf Unterstützung mit Armenlasten überbürdeter Gemeinden. Bei den Privatwohlthätigkeitsvereinen und -Anstalten muß vorausgeschickt werden, daß eine statistische Nachweisung beschränkt bleiben muß auf die organisirte Privatwohlthätigkeit, welche ihre Wirksamkeit in ziffermäßiger Aufstellung zusammenzufassen und den Regierungsorganen zur Verfügung zu stellen in der Lage sind. Diese Privatwohlthätigkeitsvereine weisen zusammen 68 391 Unterstützte auf und verzeichnen als Ausgaben auf den Zweck 1'302,641 Mark. Bei den Privatwohlthätigkeitsanstalten beträgt die Zahl der Unterstützten 73 468 bei einer Ausgabe auf den Zweck von 3'664,864 Mark.

Nicht in Berechnung gezogen sind bisher die Wohlthätigkeitsstiftungen. Rechnungsausweise finden sich nur für die unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Wohlthätigkeitsstiftungen, welche 66 445 Personen mit 3'666,391 Mk. unterstützten. Das rentirende Vermögen der unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Wohlthätigkeitsstiftungen weist ein Kapital von 72'083,232 Mk., dasjenige der Gesammtheit der Wohlthätigkeitsstiftungen 264'041,882 Mark auf, also mehr als das 3½fache. Nehmen wir nun an, daß bei der Gesammtheit der Stiftungen die Ausgaben auf den Zweck eben so groß sind wie bei den unter gemeindlicher Verwaltung stehenden, so beläuft sich der Aufwand aus Wohlthätigkeitsstiftungen für Ausgaben auf den Zweck auf rund 13'276,000 Mark. Es dürfte hiebei eher der Einwand berechtigt sein, daß diese Zahl zu niedrig gegriffen ist. Wenn

eine Verzinsung von nur $4^1/_2$ % angenommen wird, so ergeben sich ebenfalls nahezu 12 Millionen Rente. Die unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Stiftungen mit ihren nur 72 Millionen Mark rentirenden Vermögen hatten eine Gesammteinnahme von über 5 Millionen, was einer Rente bei nahezu 7% Verzinsung entspräche. Wenn nun $13^1/_4$ Millionen als Ausgabe der Stiftungen in das Wohlthätigkeitsbudget eingestellt werden, so ist darin bloß das möglichste Minimum zu erblicken; diese Summe kann als ihrem Höchststand bis zu 20 Millionen hinauf reichen.

Ein zusammenfassender Ueberblick sei getheilt nach den Gesichtspunkten: öffentliche Wohlthätigkeitspflege auf der einen, private auf der anderen Seite. Der öffentlichen Wohlthätigkeitspflege zähle ich zu: die gemeindliche Armenpflege, die gemeindlichen Anstalten, die Leistungen von Distrikt und Kreis. In die Privatwohlthätigkeitspflege reihen sich ohne weiteres ein: die Privatwohlthätigkeitsvereine und -Anstalten. Dazwischen liegt nun ein schwankendes Gebiet, das meist für die öffentliche Wohlthätigkeitspflege in Anspruch genommen wird: die unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Anstalten und die Wohlthätigkeitsstiftungen. Ich theile beide der Privatwohlthätigkeit zu, weil die Verwaltung ein formal nebensächliches Moment bildet, dagegen der Ursprung, das Dasein dieser Wohlthätigkeitseinrichtungen der Privatinitiative zu danken sind; sie sind das Werk der privaten Wohlthätigkeit. Es belaufen sich nun Aufwand, bezw. Ausgaben auf den Zweck: bei der gemeindlichen Armenpflege auf $8^1/_2$ Millionen Mk. (200,000 Unterstützte, bezw. Unterstützungen), bei den gemeindlichen Anstalten auf 4 Millionen (16000), bei Distrikt und Kreis auf 3 Mill. (10000), also zusammen $15^1/_2$ Millionen Mark, 226,000 Unterstützte); bei den unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Anstalten $3^1/_3$ Millionen (14000), bei den Wohlthätigkeitsstiftungen $13^1/_4$ Millionen (200,000), bei den Privatwohlthätigkeitsanstalten $3^2/_3$ Millionen (73000), bei den Privat-

wohlthätigkeitsvereinen $1^{1}/_{4}$ Mill. (68 000), also zusammen $21^{1}/_{2}$ Millionen Mark (355,000 Unterstützte). Oeffentliche und private Wohlthätigkeitspflege hinwiederum zusammengenommen, ergibt als Schlußsumme ihres Gesammtaufwandes 37 Millionen Mark, womit um 581,000 Unterstützungen gewährt wurden.

Von diesen 37 Millionen werden von der öffentlichen Fürsorge in den Ausgaben der Gemeinden, Distrikte, Kreise $^{2}/_{5}$ aufgebracht, die übrigen $^{3}/_{5}$ dagegen aus Mitteln der Privatwohlthätigkeit. Gemeinhin ist man heute geneigt, das umgekehrte Verhältniß anzunehmen; die Privatwohlthätigkeit trete nur als Ergänzung der öffentlichen Fürsorge an die Seite. Den Kernpunkt bildet indeß immer noch die Privatwohlthätigkeit. So deckt sich auch der thatsächliche Zustand mit dem von dem Armengesetz von 1869 beabsichtigten: die öffentliche Hilfeleistung soll subsidiären Charakters sein; sie soll erst dann eintreten, wenn die übrigen Quellen, darunter auch die freiwillige Armenpflege, versagen. Die Fürsorge für den social und wirthschaftlich leidenden Theil unseres Volkes beruht denn auch heute noch in ihrem Schwerpunkt auf der Privatwohlthätigkeit, mag diese nun ihre Mittel seit Jahrhunderten aufgestapelt haben in reichen Wohlthätigkeitsstiftungen oder dieselben aus den wieder und wieder fließenden Gaben wohlthätigen Sinnes der unmittelbaren Gegenwart schöpfen. Den Stamm der für Wohlthätigkeitszwecke aufgewandten Mittel bilden die Wohlthätigkeitsstiftungen, welche obenhin ein Drittheil der Gesammtsumme jener 37 Millionen aufbringen.

Wie kaum eine Thatsache ist unser Wohlthätigkeitsbudget dazu angethan, eine auf charitativem Gebiet immer mächtiger werdende Forderung in ihrer ganzen tiefen Bedeutung, in ihrer Dringlichkeit, ihrer Tragweite ermessen zu lassen: Die Organisation, in der sich die Wohlthätigkeitspolitik krystallisiren muß.

Politik in der Wohlthätigkeit — auch für solche, die

sich auf diesem Gebiete rege bethätigen, vielfach noch ein ominöses Wort, ein Widerspruch in sich selbst; und feind wie sie diesem Gedanken sind, so sind sie abhold jeglicher Organisation, jeglichem Zusammenschluß auf dem Gebiete der Privatwohlthätigkeit im Innern, wie in dem Verhältnisse gegenüber der öffentlichen Wohlthätigkeitspflege. Einzig dem religiösen Sinne, christlichem Empfinden entspringendes Wohlthun soll der ideale Zielpunkt sein; die gute That, die sofort helfend einspringt, wo sie Elend findet, ob wirkliches oder fingirtes, darnach ist nicht zu fragen. Nun soll die Bedeutung individuellen Handelns, stillen Wohlthuns des Einzelnen gerade bei einem so fein differenzirten Gebiet, wie es das menschliche Elend, die Armuth, die socialen Leiden sind mit ihren vielen empfindsamen Seiten, nicht im entferntesten unterschätzt werden. Der großmüthige Edelsinn des Einzelnen wird für ein stilles Wirken, von dem Niemand oder nur sehr Wenige außer ihm selbst wissen, immer noch ein reiches Feld finden, ganz besonders da, wo das Elend erst hereinbricht, bei unverschuldeten Nothlagen, bei beginnender Armuth, bei den sogenannten verschämten Armen und Kranken. Es darf dabei aber doch nicht vergessen werden, daß diese Art von Nothleidenden einen Theil, einen kleineren Theil bilden, und daß den wirthschaftlich und social immer verwickelter werdenden Verhältnissen das stille Einzelnhandeln nicht mehr gewachsen ist, daß es sich hier organisiren muß. In einem von dem großen Verkehr abgeschnittenen Gebirgsdorf wird es Arme, Kranke, Nothleidende geben; eine Organisation der helfenden Kräfte wird niemand verlangen, sie wäre höchst überflüssig. Geber und Nehmer kennen einander persönlich, der Wohlthäter kann sich überzeugen, ob seine Gabe in gutem Sinne verwendet wird, ob noch mehr Unterstützung nöthig u. s. w.

Nun zur Großstadt mit ihrer halben Million Einwohner, wo die persönliche Kenntniß so schwer zu vermitteln ist, wo die verschiedenartigsten Quellen für den Bedürftigen

bestehen, die unter sich oft gar keine Verbindung haben, wo der berufsmäßige Bettel seinen Boden findet, wo ständiger Zuzug von außen statthat. Man betrachte dann die durch das ganze Land hin in immer raschere Fluktuation gelangende Bevölkerung, woran gerade der social leidende Theil des Volkes nicht zum mindesten betheiligt ist. Soll allein an den gesteigerten Verkehrsverhältnissen, mit ihrem gesetzlichen Ausdruck in der Freizügigkeit, soll an diesen das Wohlthätigkeitswesen vorübergehen können, ohne weiter darauf in seiner inneren und äußeren Organisation Rücksicht zu nehmen? Vor 50 Jahren schnaubten in Bayern 92 Locomotiven über das Land dahin, um 1½ Millionen Menschen von Ort zu Ort zu bringen; im Jahre 1899 waren 1600 Locomotiven in Thätigkeit und statt der 1½ Millionen Menschen von vor nicht ganz 50 Jahren waren 45 Millionen Menschen gefahren. Vor 50 Jahren (1852) betrug die Volkszahl Münchens 94,380, heute ist die halbe Million der Bewohnerzahl überschritten. Und da gibt es dann noch immer Wohlthätigkeitsvereine, -Anstalten, die glauben, mit dem bestmöglichen Erfolg bei derselben inneren Organisation fortwirthschaften zu können wie vor 50 Jahren, die der festen Ueberzeugung leben, daß es einer äußeren Organisation, eines Zusammenschlusses nach außen hin auch heute nicht bedarf! Als ob heute noch auch in den Städten altpatriarchalische Verhältnisse herrschten, wo sich die Verwandten eine moralische Verpflichtung weitgehender gegenseitiger Unterstützung auferlegen, als ob die alte Seßhaftigkeit in der Bevölkerung nicht verloren gegangen wäre, als ob große Bevölkerungscentren noch gar nicht existirten, als ob noch mit den alten bescheidenen Mitteln gearbeitet würde; in München z. B., wo 1900 bereits 3,24 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung vom Aufwand der öffentlichen Armenpflege entfielen, beträgt diese Quote noch 1881 erst 2,28 Mk., und die Gesammtausgaben der öffentlichen Armenpflege haben sich in den letzten zwanzig Jahren verdreifacht.

Nein, große Mittel sind es, mit denen heute gewirthschaftet wird; auf obenhin 37 Millionen Mark belaufen sich die im Königreich jährlich verausgabten Summen für Wohlthätigkeitszwecke, und da ist von größter Bedeutung das Wie der Verwendung dieser, man könnte sagen, Riesensummen. Erste Bedingung für möglichst fruchtbringende Verwendung ist das Zusammenarbeiten einmal der Privatwohlthätigkeitspflege unter sich, wie mit der öffentlichen Wohlthätigkeitspflege neben sich.

Die Betonung der Nothwendigkeit einer Wohlthätigkeitspolitik, eines planmäßigen Ausbaues des Wohlthätigkeitswesens, das stellt die Frage nach Land und Leuten, welche die in erster Linie zu berücksichtigenden Faktoren nicht nur der Staatspolitik, sondern jeglicher Politik im Interesse der Landeswohlfahrt bilden. Wie steht es nun mit der wirthschaftlichen und socialen Struktur Bayerns, wie greift dieselbe in das Gebiet der Wohlthätigkeitspflege hinüber? Da drängt sich einem vor allem die übliche Scheidung in agrarische und industrielle Bevölkerung auf. Hierin kann für Bayern ein Ebenmaß bestätigt werden, viel günstiger als in den meisten deutschen Staaten, günstiger auch als der Durchschnitt des deutschen Reiches. 46 Procent der Bevölkerung sind in der Landwirthschaft beschäftigt, 31 in der Industrie, 10 im Handel, 5 in freien Berufen. Noch viel wichtiger als die Scheidung nach Berufen ist diejenige nach Gememeindegrößenklassen, auf welche sich die Bevölkerung vertheilt. Nahezu $^2/_3$ der Bevölkerung des Königreiches, 64,7 Procent wohnen in Gemeinden unter 2000 Einwohnern; rund die Hälfte der Bevölkerung wohnt in Gemeiden unter 1000 Einwohnern. Als nächst liegende Folgerung ergibt sich für die Wohlthätigkeitspflege, daß sich in dieser großen Masse der Bevölkerung vor allem die nicht organisirte private Fürsorge bethätigen wird, und daß ein vordringliches Bedürfniß für eine Organisation der Privat-

wohlthätigkeit im allgemeinen nicht angenommen werden darf. Diese weite Bevölkerungsmasse stellt an die Wohlthätigkeitspflege auch verhältnißmäßig weit geringere Anforderungen als jene Bevölkerungsgruppen, welche in großen Städten wohnen. Einmal sind die Faktoren, welche zur Inanspruchnahme öffentlicher oder privater Hilfe führen, weit geringere. Die Lebensmittelpreise sind nicht so hoch, das ganze Auskommen ist ein viel billigeres, die Lebensansprüche sind viel bescheidener, die Verlockungen zu unnöthigen Ausgaben viel geringer, der moralische Druck, von vielen Personen, die einen alle persönlich kennen, als unterstützt angesehen zu werden, ist ein stärkerer. Die Grenze, wo über die Selbsthilfe hinaus fremde Hilfe begehrt werden muß, ist hier bedeutend herabgesetzt gegenüber den großen städtischen Bevölkerungscentren. Diese haben zur unmittelbaren Folge eine Steigerung der Lebenshaltung der breiten Schichten der arbeitenden Klassen, in deren Budget als ein bedeutender Posten die Wohnungsmiethe einrückt, die mit bedeutend höheren Lebensmittelpreisen zu rechnen haben, welche meist eine weniger gesunde Fabrikthätigkeit viel eher und viel früher erwerbsunfähig macht, die auch zumal in großen Betrieben leicht zur reinen Lohnarbeiterklasse heruntergedrückt werden, in welcher das Streben nach Besitzerwerb meist so ziemlich verschwunden ist. Die wirthschaftlich Schwächeren stellen eben das Hauptcontingent, mit dessen wirthschaftlicher und socialer Hebung sich die Wohlthätigkeitspflege vor allem zu befassen hat. Je gesündere wirthschaftliche und sociale Verhältnisse in einem Lande, in einer Bevölkerung herrschen, desto geringere Anforderungen werden an die Wohlthätigkeitspflege gestellt, und desto größere Mittel stehen der öffentlichen und privaten Fürsorge zur Beseitigung der sich immerhin einstellenden Nothlagen zur Verfügung.

Der industriereichste Bezirk im diesseitigen Bayern, Mittelfranken, weist auch die höchste Procentualzahl der von der gemeindlichen Armenpflege unterstützten Personen auf.

Nahezu 38 Procent der Bevölkerung dieses Kreises gehören der Erwerbsgruppe der Industrie an; die Procentzahl der Unterstützten beträgt 49, während der durchschnittliche Procentsatz des Königreiches sich auf 34 beläuft. Indeß bemißt sich das Unterstützungsbedürfniß nicht so sehr nach der beruflichen Erwerbsart, als vielmehr nach den Größenklassen der Bevölkerungscentren. In den unmittelbaren Städten des diesseitigen Bayern und in den 11 größeren Städten der Pfalz ist der Procentsatz der Unterstützten etwas mehr als doppelt so hoch denn in den Landgemeinden; hier treffen (1898) auf 100 Einwohner nur 26, in den Städten dagegen 53 von der gemeindlichen Armenpflege Unterstützte. Nun darf der Aufwand der gemeindlichen Armenpflege nicht immer und absolut als Maßstab für das Armenbedürfniß genommen werden. Die Mittel, mit denen dieses befriedigt wird, sind eben verschiedenartig. In Oberbayern z. B., welches 1/5 des gesammten Wohlthätigkeits-Stiftungsvermögens des Königreiches besitzt, werden verhältnißmäßig weniger verarmte Personen an die gemeindliche Armenpflege gewiesen werden, indem sie aus Stiftungsmitteln ihren Unterhalt bestreiten können. Sodann wird, wo reiche Stiftungen vorhanden sind, die Bereitwilligkeit zu geben, mit einem größeren Aufwand zu helfen, in weit höherem Maße zu Tage treten, als dort, wo von einer kleinen, gar noch ärmlichen Gemeinde bedeutendere Zuschüsse zur Armenkasse geleistet werden müssen. Wenn Schwaben für Erziehungszwecke im Verhältniß zu den übrigen Regierungsbezirken weitaus am meisten verausgabt, so ist sehr wohl in Betracht zu ziehen, daß dieser Kreis allein 33 Waisenstiftungen besitzt von den 100 des Königreiches, und daß das Vermögen derselben ein Viertel von demjenigen der Waisenstiftungen des ganzen Landes umfaßt, nämlich 1'133,889 Mk. So wirken allgemein eine hochentwickelte Privatwohlthätigkeitspflege, reiche Stiftungsmittel paralysirend auf Faktoren ein, die an sich geeignet wären, ein gesteigertes Armenbedürfniß herbeizuführen, das aber

nun in der Zahl der von der gemeindlichen Armenpflege Unterstützten nicht mehr zum Ausdruck kommen kann.

Die Privatwohlthätigkeitspflege hat heute ihre Hauptdomäne in der Kinder- und Jugendfürsorge. Im Jahre 1897 entfielen von 325 Privatwohlthätigkeitsanstalten nur 51 auf andere Zwecke, als Kranken-, Dienstboten-, Pfründeanstalten u. s. w. Das rentirende Vermögen eben genannter Anstalten betrug nicht ganz 1/3 des Gesammtvermögens der Privatwohlthätigkeitsanstalten, nämlich 2 1/2 Millionen Mark. Unter den Privatwohlthätigkeits-Vereinen bestanden 14 zur Unterstützung der verwahrlosten Jugend, welche 708 Personen mit 39,313 Mk. unterstützten; 9 Vereine zur Versorgung mit Brennmaterialien, welche mit 86,440 Mk. 6444 Personen Unterstützung gewährten; 19 Vereine zur Unterstützung armer Wöchnerinen (37,809 Mk. an 5398 Personen); 197 Johanniszweigvereine (181,559 Mk. an 6368 Personen); 24 Vincentiusvereine (164,984 Mk. an 8379 Personen); 246 sonstige Vereine der freiwilligen Armenpflege, welche an 41,094 Personen 792,536 Mk. vertheilten. Unter den letzterwähnten miteinbegriffen sind die Elisabethenvereine, die an Zahl gleich stark sind wie die Vincentiusvereine. Beide große Vereinsgruppen haben ihren höchsten Lokalbestand an Mitgliedern in München und Augsburg, und die Elisabethenvereine, wie in der Pfalz überhaupt am stärksten unter den bayerischen Kreisen verbreitet, in Kaiserslautern mit 2236 Mitgliedern. Die Elisabethenvereine zählten nach privaten Ausweisungen 1899 in München 3828, in Augsburg 1634 Mitglieder, die Vincentiusvereine in München 2342, in Augsburg 1106 Mitglieder. Die Gesammtzahl der Privatwohlthätigkeits-Vereine im Königreich betrug im Jahre 1898: 509, worunter 243 in der Stadt, 266 auf dem Lande sich befinden. Insgesammt unterstützt wurden 68,391 Personen mit 1'302,641 Mk. und zwar 60,797 Personen mit 1'166,888 Mk. in der Stadt, während der kleine Rest mit nur 7594 Personen und

135,753 Mk. auf das Land entfällt. Von dem rentirenden Vermögen dieser Wohlthätigkeitsvereine, welches 6'755,827 Mk. beträgt, entfallen 5'910,670 Mk. auf die städtischen Vereine. Bei den 356 Privatwohlthätigkeitsanstalten überragt zwar an Zahl das Land bei weitem die Städte; 143 solcher Anstalten befinden sich in städtischen, 213 in ländlichen Gemeinden. Aber was Zahl der Unterstützten wie das rentirende Vermögen, welches doch den Hauptmaßstab der Leistungsfähigkeit bildet, was diese anlangt, gewinnen die Städte wiederum bei weitem den Vorsprung.

Privatwohlthätigkeits-Vereine und -Anstalten, welche zur Mehrheit in den Städten ihren Schwerpunkt haben, kommen vor allem in Frage für die innere Organisation der Privatwohlthätigkeitspflege. Im Rahmen des gesammten Wohlthätigkeitswesens sind sie von steigender Bedeutung, wie ihre Entwicklung seit dem Jahre 1883 zeigt, von wo an die ersten Nachweisungen datiren. Die Zahl der Wohlthätigsvereine betrug damals 326, stieg in den folgenden 15 Jahren auf 509; Personen wurden 1883 unterstützt 58,000 mit 884,200 Mk. gegenüber 68,000 mit 1'302,000 im Jahre 1898. Noch bedeutend erheblicher ist der Zuwachs bei den Privatwohlthätigkeitsanstalten. Solcher waren 1898: 356 gezählt, im Jahre 1883 dagegen erst 144, und zwar 63 in den Städten, 81 auf dem Lande; ihre Zahl hat sich indeß in den Städten mehr als verdoppelt, auf dem Lande nahezu verdreifacht. Die Zahl der Unterstützten ist von 35,000 auf 73,000 gestiegen, der Aufwand von 1'169,200 Mk. auf 3'664,864 Mk. Die hauptsächlichste Steigerung der Privatwohlthätigkeitspflege in den ihr zugehörigen Anstalten hat sich nun vollzogen auf dem Gebiete der Kinderfürsorge in Erziehungs- und Rettungsanstalten, Kleinkinderbewahr-, Krippen-, Säuglingsanstalten. Die Zahl der gemeindlichen Anstalten für Unterbringung von Waisen und verwahrlosten Kindern betrug 1883: 28, 1898: 27. Die gemeindlichen Kleinkinderbewahr-

anstalten vermehrten sich an Zahl von 155 auf 209, deren Ausgaben von 508,793 Mk. auf 1'221,136 Mk. Nahezu Stillstand ist bei den unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Waisen- und Findelhäusern eingetreten; Rettungsanstalten unter gleicher Verwaltung gingen von 16 auf 9 zurück; Kleinkinderbewahranstalten stiegen von 29 auf 38, an Ausgaben auf den Zweck aber nur von 29,000 auf 30,000 Mk. Während bei den gemeindlichen Anstalten für Kinderfürsorge theils ein Rückgang, theils Stillstand oder verhältnißmäßig nicht bedeutendes Anwachsen zu bemerken ist, tritt bei den Privatwohlthätigkeitsanstalten für Kinderfürsorge in bemerkenswerthem Grade eine steigende Tendenz hervor. Die privaten Erziehungs- und Rettungsanstalten, im Jahre 1883 erst 40, wiesen 1898 schon 81 auf; während so an Zahl eine Verdoppelung eingetreten war, hatte sich der Aufwand auf den Zweck mehr als verdreifacht, statt 562,053 Mk.: 2'016,394 Mk. Die Kleinkinderbewahr-, Krippen- und Säuglingsanstalten der Privatwohlthätigkeit zählten 1883 erst 67, und 15 Jahre später 220; die Ausgaben auf den Zweck mehrten sich von 143,386 Mk. auf 372,570 Mk., das rentirende Vermögen verdreifachte sich, die Zahl der Unterstützten war nahezu viermal so groß geworden, 20,423 statt 5467. An dem Zuwachs ist Stadt und Land in gleichem Maße betheiligt; wies das Land 1883 erst 24 Erziehungs- und Rettungsanstalten privaten Charakters auf, so 1898: 51; befanden sich 1883 auf dem Lande erst 42 Kleinkinderbewahr-, Krippen- und Säuglingsanstalten, so zählte man dort 1898 bereits 137. Ein Vergleich mit dem, was die gemeindlichen und unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Anstalten auf dem Gebiete der Kinderfürsorge leisten, läßt so recht deutlich die überragende Bedeutung der Privatwohlthätigkeit auf dem Gebiete der Kinderfürsorge erkennen. Für 247 Kleinkinderbewahr-, Krippen-, Säuglings-, Suppenanstalten wandte die gemeindliche Armenpflege 247,025 Mk. auf, die Privatwohlthätigkeitspflege für 220 Anstalten mit

gleicher Zweckbestimmung 372,570 Mk. Erziehungs- und Rettungsanstalten sind 68 gemeindlich oder unter gemeindlicher Verwaltung und weisen einen Aufwand von 658,590 Mk. auf; die Zahl der Privaterziehungs- und Rettungsanstalten beträgt 81 mit einem Aufwand von 2'016,394 Mk.

In herrlichem monumentalem Werk hat Professor Gg. Busch in seiner Caritasstatue, von der eine Abbildung die Mitgliedskarte zum VIII. deutschen Caritastag schmückt, den Caritasgedanken verkörpert. Die trockene Kunst des Zählens und Messens und die Kunst phantasievollen Schaffens haben wenig miteinander gemeinsam. Und doch, ist es nicht, wie wenn der Künstler die Sprache der kalten Zahlen der Statistik gehört und so dem Wesen und Kern der Privatwohlthätigkeitspflege die schönste, treffendste Form gegeben hätte? Fürsorge für die Kleinen, Kinderfürsorge — haben rechnende Statistik und schaffende Plastik als denjenigen Ausdruck gefunden, welcher der Caritas das ihr am meisten charakteristische Gepräge gibt Arme, Kranke, Schwache — der Staat hat sich ihrer vor allem angenommen, ganz besonders in der socialen Gesetzgebung seit Beginn der achtziger Jahre. Das zarte Kindesalter, wo ein Schablonisiren, wie es eine staatliche Fürsorge mit sich bringen muß, am wenigsten gut angebracht wäre, es blieb vor allem dem Edelsinn der privaten Wohlthätigkeit überlassen. Diese hat darin eine ihrer ersten Aufgaben erfaßt und ist ihr in dem kurzen Zeitraum, für den rechnerische Aufstellungen Vergleiche erlauben, in erfreulichstem Maße gerecht geworden.

LXV.

Die confessionellen und nationalen Verschiebungen in Oesterreich.

Die soeben von der k. k. statistischen Centralcommission veröffentlichten Resultate der Volkszählung vom 31. Dezember 1900 gestatten ein Urtheil, wieweit der Wechsel, welchen das Hin- und Herfluthen der Bevölkerungsschichten mit sich bringt, für Oesterreichs Zukunft von Bedeutung sein kann. Mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse des Kaiserstaates sind hierbei gegenwärtig besonders zweierlei Verschiebungen von großem Interesse, die confessionellen und die nationalen. Diese sollen denn auch, gestützt auf obige amtliche Publikation[1]) und ergänzt durch die Volkszählung früherer Jahre, wie sie namentlich Rauchberg[2]) erschöpfend verarbeitet hat, im Folgenden zur übersichtlichen Darstellung gelangen.

I.

Was die confessionellen Verschiebungen betrifft, können wir der Uebersichtlichkeit halber, die kleineren Confessionen in der weiteren Behandlung füglich übergehen.

---

1) Oesterreichische Statistik, herausgegeben von der k. k. statist Centralcommission LXXX B. 1. Heft S. XXXII ff. u. S. 48 ff. (Wien, Hölder 1902). Der Verfasser ist Dr. Franz v. Meinzinger, k. k. Hofsekretär in Wien.

2) Rauchberg, Die Bevölkerung Oesterreichs auf Grund der Volkszählung vom 31. Dezember 1890 (Wien 1895) S. 200 ff.

Dahin gehören die Armenischorientalen in der Zahl von 698 (seit 1890 um beinahe die Hälfte zurückgegangen), die Armenischunirten mit

2096 Angehörigen (seit 1890 um ca. 500 abgenommen), die
356 Herrnhuter (um 200 zugenommen)
1104 Anglikaner (um 200 abgenommen)
418 Mennoniten (um 70 zurückgegangen)
104 Unitarier (um 47 abgenommen)
3559 Lippowaner (um 300 zugenommen) und die
1281 Mohammedaner (um 1200 namentlich durch bosnische Garnisonen in Wien zugenommen).

Um also nur die in Oesterreich ausgedehnteren Confessionen zu berücksichtigen, so waren von der übrigen Bevölkerung:

	1880	1890	1900
Römischkatholisch	17'693,166	18'934,166	20'660,279
Griechischunirt	2'533,323	2'814,072	3'134,439
Griechischorientalisch	492,058	544,739	606,764
Altkatholisch	6,134	8,240	12,937
Evangelisch A. C.	289,005	315,828	365,454
Evangelisch H. C.	110.525	120,524	128,557
Israeliten	1'005,394	1'143,305	1'224,899
Confessionslos	3,333	4,308	6,149

Der Durchschnittszuwachs sämmtlicher Confessionen betrug im Jahrzehnt 1880—90 = 7,91 % im Jahrzehnt 1890—1900 = 9,44 %.

Aus den vorausgehenden Ziffern erhellt nun, daß die Zuwachsprocente der einzelnen Confessionen in diesen Jahrzehnten folgendermaßen sich vertheilen:

	1880—90	1890—1900
Römischkatholisch .	+ 7,01 %	+ 9,12 %
Griechischunirt	+ 11,82 „	+ 11,38 „
Griechischorientalisch	+ 10,70 „	+ 11,39 „
Altkatholisch	+ 34,33 „	+ 57,00 „
Evangelisch A. C.	+ 9,28 „	+ 15,71 „
Evangelisch H. C.	+ 9,05 „	+ 6,67 „
Israeliten	+ 13,72 „	+ 7,14 „
Confessionslos	+ 29,25 „	+ 42,73 „

Das Resultat dieser Vermehrung tritt am besten in folgender Tabelle zu Tage, welche das Verhältniß der einzelnen Confessionen zur jeweiligen Bevölkerungsziffer klarlegt. Demnach waren von der gesammten österreichischen Bevölkerung

	1869	1880	1890	1900
Römischkatholisch	80,3	79,90	79,23	79,0
Griechischunirt	11,44	11,44	11,77	11,98
Griechischorientalisch	2,20	2,82	2,28	2,32
Altkatholisch	—	—	0,034	0,049
Evangelisch A. C.	1,22	1,30	1,32	1,39
Evangelisch H. C.	0,51	0,497	0,50	0,49
Israeliten	4,57	4,54	4,78	4,68
Confessionslos	—	0,015	0,018	0,024

Die Thatsache, welche hier in die Augen springt, daß das römischkatholische Element in den letzten drei Jahrzehnten in steter procentueller Abnahme (von 1869—1900 um 1,3 %) begriffen erscheint, möchte den Gedanken an eine stetige ruhige Los von Rom-Bewegung in Oesterreich nahelegen, welche merkliche Theile der römischkatholischen Bevölkerung anderen Confessionen zuführt. Bei näherer Untersuchung erweist sich jedoch diese Annahme großentheils als irrig. Die wenigstens seit der Mitte der 90er Jahre geführte Statistik der natürlichen Vermehrung der einzelnen Confessionen bietet erwünschte Aufklärungen.

Vergleicht man nämlich die natürliche (nur aus Geburten und Sterbeziffer resultirende) Vermehrung der Confessionen mit deren thatsächlicher Zunahme, so kommt man für das letzte Jahrzehnt zu folgenden Resultaten:

	natürl. Zunahme	thatsächliche	Differenz
1. Römischkatholisch	10,35 %	9,12 %	— 1,23
2. Griechischkatholisch	13,66 „	11,36 „	— 2,30
3. Griechischorientalisch	12,65 „	11,25 „	— 1,40
4. Evangelische (mit d. evang. Sekten)	11,88 „	13,12 „	+ 1,24
5. Israeliten	16,30 „	7,14 „	— 9,16
6. Sonstige Confessionen (Altkath., Confessionslos)	13,95 „	52,72 „	+ 38,77

In absoluten Zahlen ausgedrückt, erlitten mit Rücksicht auf die natürliche Zunahme:

Die Römischkathol.	einen	Verlust	von	232,861
„ Griechischkathol.	„	„	„	65,028
„ Griechischorient.	„	„	„	7,639
„ Israeliten	„	„	„	104,758; dagegen gewannen
„ Evangelischen	ein	Plus	„	5,429
Sonstige Confessionen	„	„	„	6,433.

Wie aus dieser Tabelle ersichtlich, zeigt die katholische Bevölkerung von vorneherein die geringste natürliche Vermehrungstendenz. Würde man dieser Thatsache in den einzelnen Ländern nachgehen, so würde man z. B. für das letzte Jahrzehnt constatiren können, daß alle Kronländer Oesterreichs, welche eine fast reine römischkatholische Bevölkerung aufweisen, den geringsten natürlichen Bevölkerungszuwachs, daß von ihnen nur Küstenland, Mähren (Schlesien) und Dalmatien über den österreichischen Durchschnitt der natürlichen Bevölkerungszunahme sich vermehrt haben, während die übrigen dahinter zurückgeblieben sind. So würde eine verhältnißmäßige Verringerung des Procentsatzes, welche die römischkatholische Confession in der Bevölkerung Oesterreichs behauptet, schon infolge dieser geringeren natürlichen Vermehrung eintreten. Allein die thatsächlichen Zunahmeprocente, welche von den natürlichen noch um —1,23% abweichen, beweisen es klar, daß noch andere Faktoren zur Erklärung beigezogen werden müssen, also etwa die Auswanderung und Austritt aus der Kirche. Der letztere allein genügt nicht zu dieser Aufklärung; denn wenn wir auch keine Statistik der confessionellen Uebertrittsbewegung besitzen, so haben wir doch mit eigenen Augen gesehen, wie das Aufgebot aller, oft auch recht unwürdiger Mittel nicht viel über 30.000 im Verlaufe von 3 Jahren zum Austritte aus der Kirche zu verleiten vermochte, d. h. etwa 0,15%. Da der weitaus größte Theil des verflossenen Jahrzehntes 1890

bis 1900 nicht unter dem Einflusse einer derartigen Bewegung stand, so ist die Differenz des der natürlichen Vermehrung entsprechenden und des thatsächlichen Vermehrungsantheils der Römischkatholischen in Oesterreich aus der Uebertrittsbewegung allein nicht zu erklären. Als Hauptfaktor muß vielmehr die Auswanderung angenommen werden. Dieselbe hat in den österreichischen Ländern innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte eine derartige Ausdehnung genommen, daß sie von 1890—1900 nicht weniger als 16,7 % des Bevölkerungsstandes des Zeitraumes 1870—80 betrug, in welch' letzterem nur 3,1 % der Bevölkerung ausgewandert waren; sie hat sich also gewissermaßen beinahe versechsfacht, nur 4 Gebiete (Triest, Salzburg, Vorarlberg und Niederösterreich) waren aktiv. Es ist selbstverständlich, daß dadurch auch die römischkatholische Bevölkerung tangirt wurde. — Wie sehr die Auswanderung das procentuelle Wachsthum einer Confession zu schmälern im Stande ist, zeigt das Beispiel der Israeliten in Oesterreich. Die große natürliche Vermehrung derselben (16,3 %) wird durch die Auswanderung (einigermaßen auch durch Uebertritte) derartig paralysirt, daß die thatsächliche Vermehrung in Oesterreich nur 7,14 % (also um 9,16 % weniger als die natürliche) beträgt, und so ihr procentueller Antheil an der Bevölkerung im letzten Jahrzehnt gefallen ist.

Im Gegensatz zur geringen Vermehrung der Römischkatholischen in der österreichischen Bevölkerung steht die verhältnißmäßig große natürliche Vermehrung der Griechen, der unirten wie der nichtunirten. Wohl werden auch sie durch Auswanderung reducirt (im letzten Jahrzehnt um —2,30 bezw. —1,40 %); aber ihre natürliche Fruchtbarkeit von 13,66 bezw. 12,66 % wird dadurch nicht so wettgemacht, daß nicht ihr Procentsatz in der Gesammtbevölkerung stetig steigen müßte. Den bisher genannten Confessionsgruppen ist also weder die Zuwanderung staatsfremder Glaubens-

genossen noch der Uebertritt einheimischer Personen merklich zu gute gekommen. Anders bei den Uebrigen. Zwei der oben genannten Gruppen (nämlich 4 und 6) weisen nämlich ein Plus von 1,24, bezw. 38,77 über ihre natürliche Zunahme auf. Hier tragen also äußere Ursachen (Zuwanderung, Eintritt anderer Confessionsgenossen) zum Wachsthum bei. Bei Gruppe 6 (den Altkatholiken, Confessionslosen, Mohammedanern, Lippowanern) bedeuten diese 38,77 % in absoluten Zahlen 5439 Personen. Von diesen waren ca. 1000 mohammedanische (bosnische) Soldaten. Bei unserer österreichischen Ehegesetzgebung, die nach § 64 A. B. G. die Ehen „zwischen Angehörigen einer christlichen Confession und solchen, welche sich nicht zu einer christlichen Confession bekennen", u. a. dann ermöglicht, wenn beide sich confessionslos erklären, wird die Zahl der Confessionslosen namentlich durch Uebertritte vermehrt. Auch die Altkatholiken hatten in den letzten Jahren deren zu verzeichnen. So erklären sich die angeführten 5439 leicht. Ebenso muß bei Gruppe 4 (Evangelische beider Confessionen, Unitarier, Herrnhuter, Mennoniten) der Zuwachs von 1,24 % über die natürlichen Vermehrungsprocente aus äußerlichen Ursachen, insbesondere aus der Einwanderung und einigermaßen aus den Uebertritten erklärt werden; in absoluten Zahlen beträgt dieses über die natürliche Vermehrung hinausgehende Plus im letzten Jahrzehnt, wie oben gesagt, 6433 Personen.

Die erwähnten Erscheinungen, also namentlich die relativ geringere natürliche Vermehrung der katholischen Bevölkerung, erklären es, wenn ihr Antheil an der Gesammtbevölkerung Oesterreichs in den letzten drei Jahrzehnten (um —1,3 %) gesunken ist, ohne daß man daraus auf eine weitgreifende, seit Jahrzehnten bemerkbare Abfallsbewegung schließen dürfte. Diese procentuelle Abnahme macht sich auch in den einzelnen Kronländern, allerdings in verschiedener Weise, geltend, wie aus folgender Tabelle ersichtlich wird:

Von der Gesammtbevölkerung bildete die römischkatholische Confession in:

	1890	1900
Niederösterreich	92,92 %	92,37 %
Oberösterreich	97,60 "	97,52 "
Salzburg	99,42 "	99,20 "
Steiermark	98,98 "	98,72 "
Kärnten	94,76 "	94,35 "
Krain	99,76 "	95,14 "
Küstenland	98,56 "	98,59 "
Tirol u. Vorarlberg	99,51 "	99,36 "
Böhmen	96,05 "	95,98 "
Mähren	95,29 "	95,27 "
Schlesien	84,32 "	84,66 "
Galizien	45,38 "	45,79 "
Bukowina	11,19 "	11,86 "
Dalmatien	83,33 "	83,66 "

Demgemäß hat sich der Procentsatz der Römischkatholischen in Dalmatien, Schlesien, Küstenland, Mähren, Galizien und Bukowina etwas gehoben, sonst vermindert; von den ersten drei Kronländern wurde oben gesagt, daß sie sich im Gegensatz zu anderen vorwiegend katholischen über den Durchschnitt der österreichischen Bevölkerung vermehren. Die gegenwärtige confessionelle Gruppirung in Oesterreich ist also diese: In den meisten Ländern, nämlich in allen außer Schlesien, Galizien, Bukowina, Dalmatien, zählt die katholische Kirche mehr als 90 % der Bevölkerung zu ihren Bekennern, nur in einem Lande (Bukowina) bildet die katholische Kirche (römischkatholisch und griechischunirt) nicht die Majorität. In Schlesien, das über ein Viertel der österreichischen Protestanten besitzt, tritt das Evangelische A. C. mit 13,4 % in den Vordergrund; in Galizien, wo die Griechischunirten (42,42 %) den Lateinern (45,7 %) fast gleichstehen, zählen die Israeliten 11 %. In der Bukowina herrschen die Griechischorientalen vor (68,5 % gegenüber 15,1 % Lateinern und Griechischunirten und 13,1 % Israeliten). In Dalmatien stehen

den 83,6 % Lateinern 16,2 % Griechischorientalen gegenüber. Die Evangelischen A. C. sind im Verhältniß zur Bevölkerung am stärksten vertreten in Schlesien (13,4 %), Kärnten (5,47 %), Bukowina (2,5 %), Oberösterreich (2,23 %), Niederösterreich (1,87 %), Böhmen (1,15 %) und Mähren (10,9 %); die Helveten in Mähren (1,6 %) und Böhmen (1,15 %). Die Altkatholiken haben ihr Hauptlager (80 %) in Böhmen und bilden hier 1,16 % der Bevölkerung, in Mähren und Niederösterreich 0,03 %. Die Israeliten zählen das größte Bevölkerungscontingent in der Bukowina (13,1 %), wohin im letzten Jahrzehnt aus Galizien etwa 100,000 Israeliten ausgewandert sind, ferner in Galizien (11,0 %), Niederösterreich (5 %), Triest (2,5 %). Ihre Gruppirung erhellt daraus, daß sich von der Gesammtzahl der österreichischen Israeliten 66,2 % in Galizien, 12,8 % in Niederösterreich, 7,5 % in Böhmen und der Bukowina befinden. Die Confessionslosen wohnen zur Hälfte in Niederösterreich (Wien), sie bilden da nicht ganz 1 % der Bevölkerung des Landes.

II.

Eine nationale Statistik Oesterreichs aus den Ergebnissen der letzten österreichischen Volkszählung herzustellen, ist eigentlich unmöglich. Denn es handelte sich dabei nicht darum, die Nationalität jedes Einzelnen, also etwa seine Muttersprache, sein nationales Bekenntniß festzustellen, sondern über seine Umgangssprache zu orientiren; dadurch werden für die öffentliche Verwaltung die Verhältnisse der sprachlichen Mischungen festgestellt, und das ist bekanntlich für dieselbe in Oesterreich von hoher Wichtigkeit. Die Umgangssprache fällt nun aber mit der Muttersprache nur bei einer ganz seßhaften Bevölkerung zusammen, wird aber sonst vom jeweiligen Aufenthaltsorte bestimmt. Die Fehlerquelle, welche sich hieraus für eine nationale Statistik Oesterreichs ergibt, wird indeß durch einen anderen Umstand

ganz bedeutend herabgemindert. In den politischen Kämpfen der Nationen Oesterreichs untereinander hat sich das Nationalgefühl mächtig gehoben, das Bestreben, seine Nationalität zur Geltung zu bringen, beeinflußt die Handlungsweise gar Vieler; insbesondere in national einigermaßen gemischten Bezirken kommt es vorherrschend zur Geltung. So übt es denn auch seinen Einfluß auf die Resultate der Volkszählung, insofern Viele nicht ihre langjährige Umgangssprache, sondern ihre Muttersprache als Umgangssprache angeben, obgleich sie kaum hie und da in die Lage kommen, dieselbe im Umgange gebrauchen zu können. Dadurch wird aber die Statistik der Umgangssprache offenbar der Statistik der Nationalität nähergebracht. Völlige Genauigkeit ist hier überhaupt nicht zu erreichen. Die Statistik enthält nur die Sprache der Inländer, bei manchen von diesen ist die nationale Zugehörigkeit überhaupt schwer zu bestimmen, andere werden von äußeren Rücksichten zu falschen Angaben verleitet; so gaben z. B. in Prag bei der letzten Volkszählung einige das czechische Idiom als ihre Umgangssprache an, obgleich sie desselben, wie die deutsche Abfassung des Zählungsbogens bewies, nicht einmal genügend mächtig waren.

Bietet so das vorliegende Datenmaterial im Einzelnen auch keinen ganz verläßlichen Maßstab für die nationalen Verhältnisse, so haben doch Nachproben, z. B. im Wege der Volksschülerstatistiken, bewiesen, daß sie im Allgemeinen denselben entsprechen, so daß man daraus den Stand der einzelnen Nationalitäten in Oesterreich und deren Wandlungen in den letzten Jahrzehnten ungefähr entnehmen mag. Von der Bevölkerung Oesterreichs meldeten nun als ihre Umgangssprache an:

	1880	1890	1900
Deutsch	8'008,864	8'460,580	9'170,939
Czechisch	5'180,908	5'472,871	5'955,397
Polnisch	3'238,534	3'719,232	4'259,152

	1880	1890	1900
Ruthenisch	2'792,667	3'105,221	3·375,576
Slovenisch	1'140,304	1'176,672	1'192,780
Serbisch-kroatisch	563,615	644,926	711,380
Italienisch	668,653	675,305	727,102
Rumänisch	190.799	209,110	230,963
Magyarisch (Bukowina)	9,887	8,139	9,516

In Procenten zur Bevölkerungsziffer gesetzt ist das Verhältniß folgendes:

	1880	1890	1900
Deutsch	36,75	36,0	35,78
Czechisch	23,77	23,3	23,23
Polnisch	14,8	15,8	16,6
Ruthenisch	12,8	13,2	13,17
Slovenisch	5,2	5,0	4,68
Serbisch-kroatisch	2,6	2,75	2,77
Italienisch	3,07	2,88	2,84
Rumänisch	0,88	0,89	0,9
Magyarisch	0,05	0,04	0,04

Aus diesen Ziffern geht im Allgemeinen hervor, daß das ziffermäßige Verhältniß der verschiedenen österreichischen Nationen zu einander in den letzten zwei Jahrzehnten sich nicht bedeutend verschoben hat.

Erweitert haben in dieser Zeit ihr Geltungsgebiet im Vergleiche zur Bevölkerung: die polnische (+ 1,8 %), serbisch-kroatische (+ 0,17), rumänische (+ 0,02) und ruthenische (+ 0,3, seit 1890 um — 0,1 zurückgetreten). Der Grund dieses Vordringens ist die verhältnißmäßig größere Vermehrung der betreffenden Volksstämme. Während der Durchschnitt der Volksvermehrung in Oesterreich im letzten Jahrzehnt 11,11 % betrug, war er in Galizien 15,30, in Bukowina 15,04, in Dalmatien 14.95, während er z. B. in Böhmen nur 10,22 erreichte. Zurückgetreten ist am meisten die deutsche Sprache (seit 1880 — 1,0 %) dann die slovenische (0,6), die czechoslavische (0,5) und die italienische (0,16) Umgangssprache.

Stellt man hinsichtlich des deutschen Idioms die Prüfung nach den einzelnen Ländern an, so findet man als Quote der deutschen Umgangssprache in:

	1880	1890	1900
Niederösterreich	96,8 %	96,0 %	95,0 %
Oberösterreich	99.48 „	99,45 „	99,38 „
Salzburg	99,7 „	99,74 „	99,5 „
Steiermark	67,0 „	67,8 „	68,7 „
Kärnten	70,2 „	71,5 „	74,8 „
Krain	6,1 „	5,6 „	5,58 „
Küstenland	2,0 „	2,3 „	2,7 „
Tirol u. Vorarlberg	59,4 „	59,8 „	60,3 „
Böhmen	37,17 „	37,20 „	37,26 „
Mähren	29,38 „	29,371 „	27,9 „
Schlesien	48,9 „	47,7 „	44,6 „
Galizien	5,4 „	3,4 „	2,9 „
Bukowina	19,1 „	20,7 „	22,0 „
Dalmatien	0,7 „	0,389 „	0,395 „

Daraus ergibt sich, daß der Procentsatz der Deutschen in den letzten zwei Jahrzehnten zugenommen in Kärnten (+4,6%), in Bukowina (+2,9), Steiermark (+1,7), Tirol (+0,9), Küstenland (+0,7), und um ein geringes auch auf dem heißumstrittenen Boden Böhmens (+0,09); abgenommen hat das Deutschthum in Schlesien (—4,3), Galizien (—2,5), Niederösterreich (—1,8), Mähren (—1,4), Krain (—0,5), Dalmatien (—0,3), Salzburg (—0,2) und Oberösterreich (—0,1).

Hinsichtlich der übrigen Idiome findet man, daß in den letzten 20 Jahren speciell in Niederösterreich alle Umgangssprachen, insbesondere die czechische von 2,8 auf 4,6 der Bevölkerung gegenüber der deutschen Avancen aufzuweisen; Wien allein ist seit 1890 von 94,4% auf 92,6% Deutsche gesunken. In Steiermark hat das slovenische Gebiet Einbußen (von 32,7 auf 31,1%) namentlich an das deutsche erlitten; ebenso in Kärnten (von 29,7 auf 25%). Das italienische Idiom ist in Tirol etwas zu Gunsten des deutschen

zurückgedrängt worden (von 45,4 auf 44,2), in Vorarlberg aber gegen dasselbe vorgedrungen (von 1,4 auf 4,9). Von ganz besonderem Interesse sind natürlich die Verhältnisse in jenem Lande, in welchem der heftigste nationale Widerstreit tobt, in Böhmen. Hier scheint das Resultat scheinbar dem offenkundigen Thatbestand zu widersprechen. Jedermann hierzulande hat den Eindruck, daß das czechische Idiom sich immer mehr ausbreite und selbst an solchen Orten festen Fuß fasse, wo es bis dahin nie gehört wurde. Man ist infolgedessen überrascht, in der Statistik von einem verhältnißmäßigen Zurückgehen desselben, und wäre es im Verlaufe von 20 Jahren auch nur um 0,12 % (von 62,79 auf 62,67 %), zu hören. In Wirklichkeit lassen beide Thatsachen sich leicht erklären, wie es soeben Prof. Dr. Rauchberg in einer äußerst interessanten Studie über die nationalen Verhältnisse in Böhmen[1]) gezeigt hat. Faßt man nämlich die procentuelle Zunahme der Bezirke im Vergleich zur nationalen Mischung derselben ins Auge, so ergibt sich, daß die Bevölkerung Böhmens in folgender Weise gewachsen ist:

	1880—90	1890—1900
in rein deutschen Bezirken um . .	5,91 %	10,23 %
in deutschen Bezirken mit czechischem Einschlag (über 10 %) um . .	10,91 „	15,54 „
in rein czechischen Bezirken um . .	4,25 „	6,95 „
in czechischen Bezirken mit deutschem Einschlag (mehr als 10 %) um	0,62 „	1,88 „

dagegen zeigt die Wanderungsbilanz:

	1880—90	1890—1900
für rein deutsche Bezirke . . .	— 0,53	+ 0,54
für deutschgemischte Bezirke . .	+ 2,04	+ 3,36
für rein czechische Bezirke . . .	— 5,43	— 2,95
für czechischgemischte Bezirke . .	— 6,98	— 6,58

1) „Deutsche Arbeit“ (München-Prag 1902. II. Bd. S. 1—33): Die Zahlenverhältnisse der Deutschen und Czechen in Böhmen.

Was besagen diese Ziffern? Sie besagen, um nur das letzte Jahrzehnt zu berücksichtigen, daß die Bevölkerung des Landes in den reindeutschen Bezirken beiläufig die Durchschnittsziffer der Vermehrung in Böhmen (sie beträgt, wie oben gesagt, 10,22%) einhält; daß die czechischen und czechischgemischten Bezirke weit dahinter zurückbleiben, dagegen die deutschgemischten Bezirke mit ihren 15,54% weit über dieser Durchschnittsziffer stehen. Woher diese große Vermehrung dieser letztgenannten Bezirke stammt, wird klar wenn man hört, daß in 27 Bezirken Böhmens (also einem Drittel des Landes) die Bevölkerung absolut zurückgegangen ist, darunter in 22 czechischen oder czechischgemischten Bezirken. Dieselben haben, wie obige Wanderstatistik beweist, vielfach ihre Bevölkerung an die industriereichen deutschen Gegenden abgegeben, in welchen 4 Orte sich bis über 100%, einer sogar über 300% vermehrt haben. Und da diese Bewohner hier in deutscher Gegend zu wohnen und zu arbeiten kamen, haben manche die deutsche Umgangssprache in ihren Zählzettel gesetzt und so deren Procentsatz in der Bevölkerung Böhmens etwas erhöht. Da aber diese Procenterhöhung in keinem Verhältnisse steht zu der oben ausgewiesenen größeren Vermehrung in deutschen und deutschgemischten Bezirken, so erhellt aus diesen Ziffern die Thatsache, daß in diesen deutschen und deutschgemischten Bezirken das czechische Idiom Fortschritte gemacht hat, daß ein Theil dieses „deutschen Sprachgebietes" czechisirt worden ist. So ist einerseits die, wenn auch geringe, Zunahme des deutschen Elementes im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung erklärt, denn die zugewanderte czechische Bevölkerung schloß sich theilweise der Umgangssprache des neuen Wohnortes an, andererseits auch die Thatsache des territorialen Vorrückens des czechischen Idioms bestätigt, das auf Kosten der Dichtigkeit derselben in anderen Bezirken vor sich geht und daher die Ziffer ihres Antheils an der Gesammtbevölkerung Böhmens nicht erhöht. Bedingt ist die gesammte Entwicklung durch

den großen wirthschaftlichen Aufschwung, den gerade die deutschen Bezirke (Nordwest- und Nordost-Böhmen) durch die Industrie genommen hat. Dadurch sind die deutschen und deutschgemischten Landestheile zu noch größerer Bedeutung für Böhmen emporgestiegen. — Das territoriale Vordringen des czechischen Idioms läßt sich, soweit die Volkszählungslisten in Betracht kommen, nirgends deutlicher veranschaulichen, als in der Landeshauptstadt Prag. Hier sollen, wenn man ihnen Glauben schenken kann, im letzten Jahrzehnt nicht weniger als ein Drittel der bisherigen deutschen Bevölkerung in das andere Lager übergegangen sein. Wenigstens gaben im Jahre 1880 noch 30,912 Einwohner, 1890 nur mehr 27,175, 1900 aber 18,261 die deutsche Sprache als ihre Umgangssprache an, während in den angrenzenden Vororten bei annähernd gleichen Verhältnissen[1] deren Zahl sich mäßig gehoben hat, nämlich 1880 7520, 1890 10462, 1900 11,147 Deutsche betrug. Wie Prof. Rauchberg aus der Volksschulstatistik nachweist, geben allerdings diese Zahlen, welche die czechische Bevölkerung Prags von 83,5% (1890) auf 89,5% (1900) anwachsen lassen, kein verläßliches Bild des thatsächlichen Standes, sondern beweisen wiederum, wie sehr die sprachlichen Angaben von äußeren Einflüssen abhängig sind.

Ein ansehnliches Vordringen des czechischen Idioms ist in Mähren zu bemerken (von 70,4% auf 71,3%); was es in Schlesien (von 22,9 auf 22,0%) verlor, entfällt, wie auch der deutsche Verlust (—4,3), als Gewinn an die polnische Umgangssprache (von 28,1 auf 33,2).

Das Polenthum hat außerdem namentlich in Galizien auf Kosten des ruthenischen und deutschen Elements Fortschritte gemacht (von 51,5% auf 54,7). Während das serbisch-kroatische Idiom im Küstenlande in der letzten Zeit gegenüber dem italienischen zurückweicht (im letzten Jahrzehnt um 2,3%), gewinnt es ebendemselben gegenüber in Dalmatien an Gebiet (seit 1890 um 4,5%). Die Fortschritte

der deutschen Sprache in der Bukowina (+2,9) wurden auf Kosten der Ruthenen (seit 1880 —1,0%) und Rumänen (—1,8%) errungen.

Natürlich sind diese Verschiebungen in einzelnen Bezirken und Städten viel bedeutender. Von Wien und Prag war schon die Rede; ebenso ist z. B. in Böhmen das czechische Element während des letzten Jahrzehnts im Bezirke Reichenberg von 5,4 auf 7,6%, im Bezirke Brüx von 18% auf 24,5, im Trautenauer Bezirk von 18,2 auf 20,3% gestiegen. In Mähren die Stadt Brünn von 68,7 auf 63,9, das Neutetschiner Ländchen von 58,9 auf 54,1% deutscher Bevölkerung gesunken. Auch umgekehrte Fluktuationen sind zu verzeichnen, so ist z. B. im Saazer Bezirke das czechische Element im letzten Jahrzehnt um 2,5% (von 7,7 auf 5,2) gefallen, in Mährisch Ostrau von 65,0 auf 55%, während hier das polnische Element um 8% und das deutsche um gut 1% stieg.

Die meisten dieser Nationen leben in geschlossenen Sprachgebieten; außerhalb solcher compakter Sprachgebiete kommt fast nur die deutsche, czechische und italienische Umgangssprache in Betracht, welche in nicht unerheblichen Massen auch in jenen Ländern zerstreut sind, in welchen andere Umgangssprachen die herrschenden sind. Verfolgt man hier den Wechsel der Gruppirung etwas näher, so nimmt man wahr, daß die deutschen und italienischen Diasporen (weniger als 10% der Bevölkerung) zurückgegangen sind, während das czechische Idiom (wie auch das polnische) fortfährt hier sich weiter auszubreiten, eine Erscheinung, die auch im Jahrzehnt 1880—1890 beobachtet wurde. So zählt man in Niederösterreich bereits einen Gerichtsbezirk (Marchegg) mit 12,2% Czechen, Großenzersdorf hat 8%, Mödling und Stockerau ca. 6%, Schwechat 7,9% und Wien 6,9%, welche die czechische Umgangssprache anmeldeten, wie überhaupt in Niederösterreich nur 6 Gerichtsbezirke existiren, welche nicht 0,1% czechischer Bevölkerung ausweisen.

Wollte man also die Grundsätze, welche hinsichtlich der politischen Sprachenverordnungen in Böhmen angestrebt werden (völlige Gleichberechtigung beider im Lande gebräuchlichen Idiome bei allen öffentlichen Behörden in allen Bezirken), als die allein richtigen annehmen und sich nicht, wie es die deutschen Parteien von jeher verfochten, den Standpunkt der praktischen Nothwendigkeit festhalten, so müßte man folgerichtig auch für Niederösterreich die Zweisprachigkeit verlangen. Ganz Niederösterreich mit seinen ca. 90 Gerichtsbezirken und 2'661,799 Einwohnern weist nämlich einen Procentsatz von 4,7 % czechischer Bevölkerung aus. Dagegen sind in dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete in Böhmen mit über 2 Millionen Deutschen 9 Bezirke mit nicht einmal 0,1 % Czechen, in 41 Gerichtsbezirken beträgt deren Procentsatz weniger als 1 %, in 55 Bezirken weniger als 3 %, in 70 Bezirken weniger als der oben angegebene Durchschnitts-Procentsatz von Niederösterreich. Daraus kann man wohl schließen, daß das praktische Bedürfniß für diesen geschlossenen Theil Böhmens ebensowenig eine vollkommene Zweisprachigkeit der Amtirung verlangt, als man sie bisher in Niederösterreich angesprochen hat. Nur das Bestreben, Böhmen oder, besser gesagt, den „Ländern der Wenzelskrone" eine Sonderstellung zu erringen, läßt von diesem thatsächlichen Stande der Dinge absehen und immer wieder Forderungen erheben', bezüglich welcher es unter den kämpfenden Parteien, wie die Dinge einmal liegen, nie zu einer Uebereinstimmung kommen kann.

Die vorliegende Skizze der confessionellen und nationalen Verschiebungen in Oesterreich während der letzten Jahrzehnte läßt eine tiefgreifende Umgestaltung auf diesen beiden Gebieten nicht erkennen. Eines aber kann doch nicht übersehen werden: die Entwicklung bewegt sich auch nach dem Ergebniß der statistischen Ziffern nicht im Sinne jener beiden Faktoren, welche als Hauptträger des österreichischen Staatsgedankens angesehen werden, der katholischen Kirche und des Deutschthums.

Prag. Dr. K. Hilgenreiner.

LXVI.

Die Kirche gegenüber dem Protestantismus in Deutschland.

Vor 1870 wurde einmal in diesen Blättern, auf Grund ausgiebiger Unterlagen, nachgerechnet, daß die Kirche seit dem westfälischen Frieden, besonders aber seit 1815, wohl eine Million Seelen eingebüßt, ihre Mehrung um diese Zahl geringer gewesen ist, als diejenige der Protestanten Hieran sind vorab die politischen Verhältnisse schuld. Durch die Theilung Polens, die Vereinigung Schlesiens mit Preußen, die Vernichtung der geistlichen Fürstenthümer, ausdrücklich durch den Wiener Frieden, sind viele katholische Länder unter protestantische Regierungen gekommen, wogegen umgekehrt nur geringe protestantische Gebiete dem einzig übriggebliebenen katholischen Staate Deutschlands, Bayern, einverleibt wurden. Oesterreich hat sogar noch einen kleinen katholischen Streifen an das scharf katholikenfeindliche Sachsen abgetreten, dessen Prediger seither an dem Abfall dieser Katholiken arbeiten.

Während der ersten Zeit des Neuen Reiches dauerte die stärkere Mehrung der Protestanten fort (von 1871 bis 1890); sie stiegen von 25,581,685 auf 31'026,810, die Katholiken von 14'869,292 auf 17'674,921. Dagegen standen 1900 35'231,104 Protestanten gegen 20'327,913 Katholiken. Im Jahre 1871 kamen auf 1000 Einwohner 623 Protestanten, 362 Katholiken, 12 Juden, 3 sonstige Christen u. s. w.; 1890: 628 Pr., 358 Kath., 11 Juden, 3 Sonstige;

Wollte man also die Grundsätze, welche hinsichtlich der politischen Sprachenverordnungen in Böhmen angestrebt werden (völlige Gleichberechtigung beider im Lande gebräuchlichen Idiome bei allen öffentlichen Behörden in allen Bezirken), als die allein richtigen annehmen und sich nicht, wie es die deutschen Parteien von jeher verfochten, den Standpunkt der praktischen Nothwendigkeit festhalten, so müßte man folgerichtig auch für Niederösterreich die Zweisprachigkeit verlangen. Ganz Niederösterreich mit seinen ca. 90 Gerichtsbezirken und 2'661,799 Einwohnern weist nämlich einen Procentsatz von 4,7 % czechischer Bevölkerung aus. Dagegen sind in dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete in Böhmen mit über 2 Millionen Deutschen 9 Bezirke mit nicht einmal 0,1 % Czechen, in 41 Gerichtsbezirken beträgt deren Procentsatz weniger als 1 %, in 55 Bezirken weniger als 3 %, in 70 Bezirken weniger als der oben angegebene Durchschnitts-Procentsatz von Niederösterreich. Daraus kann man wohl schließen, daß das praktische Bedürfniß für diesen geschlossenen Theil Böhmens ebensowenig eine vollkommene Zweisprachigkeit der Amtirung verlangt, als man sie bisher in Niederösterreich angesprochen hat. Nur das Bestreben, Böhmen oder, besser gesagt, den „Ländern der Wenzelskrone" eine Sonderstellung zu erringen, läßt von diesem thatsächlichen Stande der Dinge absehen und immer wieder Forderungen erheben, bezüglich welcher es unter den kämpfenden Parteien, wie die Dinge einmal liegen, nie zu einer Uebereinstimmung kommen kann.

Die vorliegende Skizze der confessionellen und nationalen Verschiebungen in Oesterreich während der letzten Jahrzehnte läßt eine tiefgreifende Umgestaltung auf diesen beiden Gebieten nicht erkennen. Eines aber kann doch nicht übersehen werden: die Entwicklung bewegt sich auch nach dem Ergebniß der statistischen Ziffern nicht im Sinne jener beiden Faktoren, welche als Hauptträger des österreichischen Staatsgedankens angesehen werden, der katholischen Kirche und des Deutschthums.

Prag. Dr. K. Hilgenreiner.

LXVI.

Die Kirche gegenüber dem Protestantismus in Deutschland.

Vor 1870 wurde einmal in diesen Blättern, auf Grund ausgiebiger Unterlagen, nachgerechnet, daß die Kirche seit dem westfälischen Frieden, besonders aber seit 1815, wohl eine Million Seelen eingebüßt, ihre Mehrung um diese Zahl geringer gewesen ist, als diejenige der Protestanten Hieran sind vorab die politischen Verhältnisse schuld. Durch die Theilung Polens, die Vereinigung Schlesiens mit Preußen, die Vernichtung der geistlichen Fürstenthümer, ausdrücklich durch den Wiener Frieden, sind viele katholische Länder unter protestantische Regierungen gekommen, wogegen umgekehrt nur geringe protestantische Gebiete dem einzig übriggebliebenen katholischen Staate Deutschlands, Bayern, einverleibt wurden. Oesterreich hat sogar noch einen kleinen katholischen Streifen an das scharf katholikenfeindliche Sachsen abgetreten, dessen Prediger seither an dem Abfall dieser Katholiken arbeiten.

Während der ersten Zeit des Neuen Reiches dauerte die stärkere Mehrung der Protestanten fort (von 1871 bis 1890); sie stiegen von 25,581,685 auf 31'026,810, die Katholiken von 14'869,292 auf 17'674,921. Dagegen standen 1900 35'231,104 Protestanten gegen 20 327,913 Katholiken. Im Jahre 1871 kamen auf 1000 Einwohner 623 Protestanten, 362 Katholiken, 12 Juden, 3 sonstige Christen u. s. w.; 1890: 628 Pr., 358 Kath., 11 Juden, 3 Sonstige;

lange nicht eingebracht, was während des Jahrhunderts für die katholische Kirche in Deutschland verloren gegangen ist.

Sehr beachtenswerth ist, daß von 1871 auf 1900 die Zahl der sonstigen Christen von 82,158 auf 203,678 gestiegen ist. Die meisten gehören den protestantischen Sekten an, sind aus einer der 32 „evangelischen Landeskirchen" entwichen, welche unser Vaterland noch besitzt. Sie dürfen als ein Zeichen der Zersetzung angesehen werden, welche noch ungleich stärker sich bekunden würde, wenn nicht alle Regierungen und Behörden ihr Möglichstes thäten, um ihre Landesschäflein zu behalten, den Austritt aus ihren Landeskirchen zu erschweren. Der Austritt verursacht vielfach Nachtheile und Verluste. Die Zahl der Juden stieg von 512,153 auf 586,948.

Für die 20'327,913 Katholiken Deutschlands bestehen 5 Erz- und 25 Bisthümer (Vikariate), 789 Dekanate 2c., 11 078 Pfarreien, 5397 Filialen (Kaplaneien, Kapellengemeinden, Seelsorgestationen 2c.) mit 18 037 Welt- und 1087 Ordenspriestern (zusammen 19 124), 212 männliche Ordensniederlassungen mit 4250 Ordensleuten, 2661 weibliche mit 32 831 Schwestern. Alle diese Ziffern — welche Paul Maria Baumgarten in dem vortrefflichen Werke über die „Katholische Kirche" [1]) angibt — dürften sich in den letzten Jahren noch etwas erhöht haben. Für die Seelsorge dürften, nach Abrechnung der Domherren, Seminarprofessoren, gebrechlichen oder zu alten Priestern u. s. w., schwerlich 17 000 Priester verwendbar bleiben. Die Zahl der Pfarreien, Seelsorgestationen und Priester würde schon genügen können, wenn sie gleichmäßig über das ganze Land vertheilt, oder vielmehr es möglich wäre, die Pfarreien genau zweck- und gleichmäßig einzutheilen. Aber schon die starke Mischung der Katholiken und Protestanten erfordert ohnedies eine größere Zahl Stationen und Priester, als in einheitlich katholischen

1) Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild, herausg. von der Leogesellschaft in Wien. München, Allgem. Verlagsgesellschaft 1900.

Gegenden, wo dieselben sich leichter wechselseitig aushelfen können.

Gehen wir nun die einzelnen Gebiete durch.

Ostpreußen — 269,196 K., 1'698,465 P. — und Westpreußen — 800,395 K., 730,695 P. — bilden die vom Deutschen Orden gegründeten Bisthümer Ermland und Kulm. Ermland zählt 300,000 — nach Anderen 410,000 K. — da ein Theil Westpreußens zu ihm gehört, 154 Pfarreien und 575 Priester; Kulm 605,000 (680,000?) K., 251 Pfarreien, 400 Priester. Pfarreien und Priester mehren sich, wie überhaupt in allen Sprengeln Preußens, seit Ende des Culturkampfes, aber lange nicht nach dem Bedürfniß der wachsenden Bevölkerung. Anläßlich des Jubiläums des jetzigen Bischofs (hochw. Herrn Thiel) wurde, dank einer von der Geistlichkeit überreichten Gabe von 25 000 Mk., die Seelsorgestation in Gumbinnen, Sitz einer Regierung, durch Ankauf eines Grundstückes besser gesichert.

Im Südosten stoßt das katholische deutsche Ermland an das von protestantischen Masuren (142,060) bewohnte Gebiet. Die Masuren sind Slaven, welche die masurisch genannte polnische Mundart sprechen. Durch Ermländer sind in ihren Städten (Willenberg, Ortelsburg, Johannisburg u. s. w.) katholische deutsche Gemeinden entstanden. In Königsberg (9—10 000 K. unter 187,186 Einw.) räumte die Regierung den Altkatholiken die einzige katholische Kirche ein, indem sie auf das Eigenthumsrecht des Staates pochte. Die arme Gemeinde konnte ihre Kirche nur durch Zahlung einer Abfindung wieder erlangen. Doch vermochte sie seither, natürlich durch Hilfe von außerhalb, eine zweite katholische Kirche in der sehr vergrößerten Stadt zu bauen.

Berlin, das für sich als Provinz zählt, weist 188,440 Katholiken auf, genau ein Zehntel der Bevölkerung; 1'590,115 Protestanten, 14 209 Sonstige, 92 206 Juden. Die Provinz Brandenburg 160,305 K., 2'907,863 P., 13 801 Sonstige, 26 766 Juden. Anfang der Sechzigerjahre gab es in Berlin

kaum 50 000, mit Einschluß Brandenburgs und Pommerns kaum 100,000 K. Die Katholiken sind meist Zugewanderte aus allen Gegenden Deutschlands, Oesterreichs u. s. w., wohnen hauptsächlich in den Städten, außer Berlin zum größeren Theil in dessen Außenstädten. Berlin besitzt ein Sechstel aller Juden Deutschlands, darunter sehr viel Reiche, die große Macht und Einfluß besitzen. Sie steuerten freigebig zu den 16 Millionen, welche die auf Anregung des Kaiserpaares — das selbst 4 Mill. hergab — seit 1890 in Berlin und seinen Außenstädten erbauten 35 Kirchen kosteten. Von den Außenstädten zählen Charlottenburg 189,300, Rixdorf 90 314, Schöneberg 95 939, andere bis 50-60 000 Einwohner. Mit seinen Außenstädten hat Berlin über 2'760,000 Einwohner, worunter 250,000 bis 300,000 Kath. Ein Predigerblatt klagte die Katholiken des Proselytismus an, indem es ihre 43 Gotteshäuser in Berlin und seinen Außenstädten als Beweis anführte. Nun ja, es befinden sich etliche 20 Pfarrkirchen und die größte kath. (Garnisons-) Kirche Berlins, St. Johann Baptist, darunter. Die Dominikaner besitzen eine Kirche und die Kapellen mehrerer Klöster und Anstalten sind ziemlich groß. Dazu etliche 60 Priester, so daß auf jeden 4-5000 Katholiken kommen, während eine einigermaßen genügende Seelsorge mindestens die dreifache Priesterzahl und 40 weitere Gotteshäuser erfordern würde. Vor 1860 gab es nur zwei Kirchen und zwei Kapellen in Berlin. Die seither hinzugekommenen Kirchen konnten nur mit größten Anstrengungen, dank der Opferwilligkeit der meist armen Katholiken und der Hilfe von Außen, besonders des St. Bonifatiusvereins, errichtet werden. Sie sind meist noch mit Schulden belastet. Die Regierung baute St. Johann-Baptist, der Kaiser gab 30,000 Mark zur St. Piuskirche, die Stadt den Platz der St. Sebastianskirche. Auch in Brandenburg und Pommern wurden während der letzten Jahre einige weitere Kirchen durch katholische Opferwilligkeit gebaut; statt der 40 Pfarreien vor 1860 dürften es jetzt

65–70 sein, wovon 10–12 auf die 38 169 Kath. kommen, die in Pommern unter 1,579,080 Prot. leben. Dort gibt es, bei Butow und Lauenburg, von altersher einige Tausend Katholiken, die zum Bisthum Kulm gehören. Im Kreise Schwibus (Brandenburg) gibt es von altersher mehrere Tausend Katholiken mit einigen Pfarreien, die zum Bisthum Breslau gehören.

Diese kleinen Bezirke abgerechnet, bildet Brandenburg einen von Breslau abhängigen Delegaturbezirk mit rund 380,000 Katholiken, also ausgiebig für ein Bisthum, dessen Errichtung, bei der großen Entfernung von Breslau (dessen Sprengel ohnedies zu den größten Europas gehört), der weiten Ausdehnung der beiden Provinzen, auch schon aus allgemeinen Gründen, in der Hauptstadt eines paritätischen Staates angezeigt wäre. Aber die Hauptstadt besitzt nicht einmal eine höhere katholische Schule, obgleich in Berlin und seinen Außenstädten auf 60–70,000 Einwohner ein von Staat oder Stadt erhaltenes Gymnasium oder gleichstehende Anstalt kommt. In Brandenburg und Pommern gibt es sogar kein einziges katholisches Lehrerseminar, so daß die erforderlichen (7–800) Lehrer und theilweise auch die Lehrerinen aus anderen Provinzen geholt werden müssen. Zwei katholische höhere Töchterschulen, wovon die eine von Ursulinerinen geleitet wird, kosten Staat und Stadt — welche ähnliche protestantische Anstalten unterhalten — keinen Heller. Die Cistercienser-Abtei zu Neuzelle wurde nach der Vereinigung der Lausitz (1815) mit Preußen, trotz Vertrag, 1817 aufgehoben. Der Ertrag ihrer Güter (150,000 bis 300–000 Mark?) wird seither größtentheils für protestantische Zwecke, besonders Gymnasien, verwendet. In dem mächtigen Abteigebäude ist ein protestantisches Lehrerseminar, während die Stadt zu vier Fünfteln katholisch ist. Als die 10 Millionen für den protestantischen Dom zu Berlin vom Landtag bewilligt wurden, wahrte Windthorst im Namen des Centrums ausdrücklich das Recht der Katholiken auf

eine ähnliche Bewilligung. Da fast keine freiwilligen Beiträge eingekommen, dürften wohl 2—3 weitere Millionen zur Fertigstellung, besonders im Innern, gefordert werden, wobei das Centrum Gelegenheit haben wird, die gerechten Ansprüche der Katholiken neuerdings geltend zu machen.

Posen zählt, neben 569,564 Pr., 1'280,172 Katholiken in den von einem Erzbischof verwalteten Sprengeln Posen und Gnesen, die zusammen 550 Pfarreien zählen. Von Gründung neuer Pfarreien hat seit Jahrzehnten nichts verlautet. Mit Hilfe des Staates hat der jetzige Erzbischof, Msgr. Florian v. Stablewski, vor sechs oder sieben Jahren, ein Priesterseminar zu Posen neu gebaut, für 140-150 Seminaristen. Da die höheren Schulen fast alle protestantisch oder gemischt, ist die Ergänzung des Priesterstandes sehr schwierig. Wenn es der Regierung wirklich um die Förderung des Deutschthums in der Provinz zu thun wäre, würde sie für die 2—300,000 deutschen Katholiken, wovon ein guter Theil geschlossen an der schlesischen Grenze wohnt, höhere Schulen gründen, damit sich die Zahl der deutschen Priester mehre, auch neue deutsche Pfarreien entstehen lassen.

Obwohl sehr gebräuchlich, decken sich die Begriffe polnisch und katholisch, deutsch und protestantisch, hier ebensowenig als in Ost- und Westpreußen. Im Südosten der Provinz Posen wohnen gegen 100,000 protestantische Polen, namentlich im Kreis Krotoschin, Haupttheil der 180,000 Hektare umfassenden, dem Fürsten von Thurn- und Taxis gehörigen Herrschaft gleichen Namens. Diese protestantischen Polen erstrecken sich auch auf das anstoßende Schlesien, namentlich den Kreis Kreuzburg. In Posen wie in dem polnisch redenden Theil Oberschlesiens (etwa eine Million Polen) sind durch die Städte, Bergbau und Fabriken, deutsche Sprachinseln entstanden. Die Verbreitung der deutschen Sprache hat durch die Verbannung des Polnischen aus der Schule mehr verloren als gewonnen. Die Kinder verstehen den deutschen Unterricht nicht, und die Bevölkerung sperrt sich dagegen,

pflegt nun das Polnische der Regierung zu Trotz, welche es nicht verstanden hat, ihr Zuneigung, Vertrauen einzuflößen. Die protestantischen Polen, wie auch die polnische Mundarten redenden (106,305) Litthauer bei Insterburg, (142,050) Masuren und (100,213) Kassuben, letztere in Hinterpommern und Westpreußen, werden in keiner Weise wegen ihrer Sprache bedrängt. Die Verfolgung der polnischen Sprache hat es dahin gebracht, daß jetzt die Schürungen der posen'schen Polen in Oberschlesien Boden zu finden anfangen, ein polnisches Bewußtsein dort hervorrufen. Von dem Königreich Polen, mit dem sie nur kurze Zeit vereinigt waren und seit fünf Jahrhunderten getrennt sind, war längst auch jede Spur verschwunden, selbst Sagen und Erinnerungen.

Die Polen aus Posen und Westpreußen wandern viel nach allen Provinzen. Im J. 1900 wurden ihrer gezählt: in Pommern 14,300; Brandenburg 24,300; Sachsen 24,700; Schleswig-Holstein 4200; Hannover 10,600; Westfalen 91,500; Hessen-Nassau 1500; Berlin mit Außenstädten 18,500. Die Polen Oberschlesiens finden in den dortigen Berg- und Eisenwerken reichlich Beschäftigung, wandern außerdem vielfach nach Berlin. Die Zunahme der Katholiken ist hier also vielfach den Polen zu verdanken. Die Kinder verlieren meist das Polnische.

Schlesien zählt 2'569,688 Katholiken, 2'042,583 Protestanten. Von den Katholiken stehen etwa 300,000 (Grafschaft Glatz, Bezirk Katscher-Leobschütz) unter den Erzbischöfen von Prag und Olmütz, so daß auf Breslau etwa 2'270,000 kommen, für welche (1886) 722 Pfarr-, 443 Hilf- (matres adjunctae) nebst 389 Nebenkirchen und Kapellen bestanden. Vor dem Culturkampf wurden 14—1500 Priester gezählt, nach demselben kaum 1200, jetzt sind es wohl 1480. Neue Kirchen sind eine Anzahl erbaut, andere zu Pfarrkirchen erhoben worden. Breslau zählt 9 Pfarrkirchen und eine Anzahl anderer Gotteshäuser für etwa 170—180,000 Katholiken unter 422,415 Seelen. Besonders in dem reichen, Bergbau

und Großgewerbe besitzenden Oberschlesien gibt es Riesenpfarreien (Königshütte 57,675 Seelen, Beuthen, Zabrze, Kattowitz u. s. w.), welche viele Ortschaften umfassen, bei 40,000 Seelen und darüber zählen. Eine Franziskaner-Niederlassung zu Leobschütz wurde nicht gestattet, dagegen eine der Kapuziner in Breslau. Vielfach kommen 4—5000 Katholiken, selbst mehr, auf einen Priester. Zur Diöcese Breslau gehört auch Oesterr. Schlesien mit 300,000 Katholiken.

Der Priestermangel ist auch durch den Berliner Delegaturbezirk mitverschuldet, da derselbe fast keine Priester stellt. Doch haben in einem Jahre einmal zwei mit Reifezeugniß von Berliner Gymnasien Abgegangene sich für den geistlichen Stand entschieden. Eine Stunde der Gnade! Gestand doch ein Berliner Student, welcher einige Zeit in Paris studirte: „Ich habe mich sehr gewundert, daß in Paris die Studenten meist gläubig sind. Bei uns, in Berlin, ist Unglauben schon unter den Gymnasiasten die Regel, die Primaner brüsten sich damit". Nähere Untersuchungen konnte Schreiber dieses nicht anstellen, der anderseits gewahrte, daß der Berliner unter Gläubigkeit zu verstehen schien, die Pariser Studenten hielten noch allgemeinhin an dem Christenthum fest. Daß protestantische Schulen kein Boden sind, auf welchem katholische Gesinnung und Weltanschauung gedeihen, leuchtet ein. Dagegen ist es schon in Berlin vorgekommen, daß Studenten der Universität zur Kirche geführt, sogar Ordensleute wurden. Obwohl sie eine starke Mehrheit in Schlesien bilden, besitzen die Katholiken nicht einmal halb soviel (12 gegen 30 etwa) höhere Schulen als die Protestanten. Die katholischen Gymnasien werden meist durch alte Stiftungen erhalten, die protestantischen überwiegend durch Staat und Städte. Neue katholische Gymnasien (z. B. in Beuthen, Peiskretscham) konnten nur gegründet werden unter der Bedingung, daß mehrere protestantische Oberlehrer angestellt wurden.

Die Provinz Sachsen zählt 206,121 K., 2'610,080 P. Die Katholiken bilden die Mehrheit in dem ehemals kurmainz-

ischen Eichsfeld (Kreise Heiligenstadt und Worbis), aber nur noch ein Sechstel (15,000 unter 85,828) in Erfurt, dessen Umgebung freilich ganz protestantisch ist. Der als Katholikenfeind bekannte Professor Beyschlag rühmte, daß es gelungen, die Katholiken in Erfurt von 1/3 auf 1/6 herabzudrücken. Außerdem hatten sich aus der gewaltsamen Fluth der Neulehre vereinzelte Klöster (Ilangsburg) und Gemeinden (auch in Halberstadt, Egeln) gerettet. Seit 1815 gehören die Katholiken zum Bisthum Paderborn, Hauptsitz des St. Bonifatiusvereins, welcher viele Pfarreien und Seelsorgestationen gründete, so daß jetzt 140 derselben zu zählen sind. Es herrscht im allgemeinen viel Eifer. Westfälische und Eichsfelder Einwanderer haben wesentlich zur Bildung der neuen Pfarreien in Brandenburg und Pommern beigetragen. Der in protestantischer Umgebung liegende Ort Helbra gab 1887 ein tröstliches Beispiel der Glaubenstreue. Während des Culturkampfes verwaist, waren die meisten Einwohner mehrere Jahre ohne Gottesdienst geblieben. Als Herr Bischof Kopp (von Fulda) in Vertretung des Bischofs von Paderborn die Gemeinde besuchte, hatte er, mit dem einzigen ihn begleitenden Priester, nicht nur mehrere Jahrgänge zur ersten hl. Communion zu führen, sondern auch, trotz guter Vorbereitung durch Lehrer und Eltern, dieselben zu prüfen, für die Firmung vorzubereiten. Dazu wollten alle Erwachsenen (etwa 2000), ebenso einige Kranke, die Sakramente empfangen. Von Nachmittags bis Mitternacht waren Bischof und Priester thätig, dann wieder von Morgens 5 bis Abends 10 Uhr, wo die letzten das hl. Abendmahl empfingen und gefirmt wurden. Die Leute waren nüchtern geblieben, trotzdem sie den ganzen Tag (viele in einer Fabrik) gearbeitet hatten. Während der Eßstunden kamen sie in die Kirche, gingen wieder nüchtern zur Arbeit zurück, wenn sie nicht zum Beichtstuhl hatten gelangen können. Der Bischof und sein Begleiter mußten um 10 Uhr abends sofort an einen andern Ort abgehen, wo man sie ebenfalls mit Sehnsucht erwartete.

Dank alten Stiftungen besteht ein katholisches Gymnasium in Heiligenstadt, während das katholische Gymnasium zu Erfurt mit dem protestantischen vereinigt, dieses als gemischt erklärt wurde. Thatsächlich ist es protestantisch, da nur selten ein oder zwei Katholiken sich unter etlichen zwanzig Lehrern finden. Das Gymnasium ist im Gebäude der aufgehobenen katholischen Anstalt, genießt auch deren Einkommen. Protestantische Schüler erhalten Unterstützungen aus den katholischen Stiftungen. Der berühmte Dom ist den Katholiken verblieben, so daß es nicht schwer fallen würde, für die Provinz ein Bisthum zu gründen, mit dem auch die 11,700 Katholiken (neben 301,953 Prot.) des Herzogthums Anhalt, sowie die 1800 (neben 171,551 Prot.) der beiden Fürstenthümer Schwarzburg vereinigt werden könnten. In Anhalt sind 6—8 Pfarr- und Seelsorgeorte, in Schwarzburg zwei.

Schleswig-Holstein hat 30,524 K., 1'349,297 P. Das Land bildet eine dem Bischof von Osnabrück unterstellte apostolische Präfektur mit 9 Pfarreien, 13 Stationen, zusammen 23 Kirchen. Obwohl sich die Katholiken (1895: 24,100) sehr vermehrt, ist keine neue Station gegründet worden. Unter dänischer Herrschaft waren die Katholiken sehr bedrückt.

Noch 1629, am Feste Peter und Paul wurden die Katholiken, denen der Graf von Schauenburg gestattet hatte, bei Altona Gottesdienst zu feiern, von dänischen Reitern überfallen, die Thüre der Kapelle eingeschlagen. Zwei Katholiken wurden getödtet, 26 verwundet, der Priester und die andern retteten zur Noth ihr Leben. Wie in allen protestantischen Ländern stand Jahrhunderte lang Todesstrafe auf das katholische Bekenntniß.

Während des Feldzuges von 1864 wurde in Flensburg katholischer Gottesdienst für die Soldaten eingerichtet und dadurch der Grundstein zu einer Pfarrei gelegt. Das preußische Gesetz verschaffte dann den Katholiken wenigstens einen Rechtszustand.

Bis 1868 gehörte Schleswig-Holstein zum Vikariat der nordischen Missionen, zu dem jetzt noch Hamburg (30,903 K., 712,338 P.), Lübeck (2190 K., 93,671 P.), Bremen (13,508 K., 208,815 P.), Eutin (Pfarrei des oldenburgischen Kreises Eutin in Holstein), Mecklenburg-Schwerin (8181 K., 597,268 P.), Mecklenburg-Strelitz (1612 K., 100,568 P.), Schaumburg-Lippe (785 K, 41,908 P.) gehören. In all diesen Staaten, etwa Eutin ausgenommen, sind die Katholiken bedrückt, wenigstens zurückgesetzt, benachtheiligt. Die Bedrückungen in beiden Mecklenburg geben denen im Königreich Sachsen nichts nach; doch hat die Regierung Abhilfe zugesagt, als die Sache im Reichstag, durch den Antrag des Centrums auf freie Religionsübung, zur Sprache kam. Namentlich Hamburg verwehrte (Ende der dreißiger Jahre) die Einsetzung des Apostolischen Vikars der Nordischen Missionen, die deßhalb dem Bischof von Osnabrück unterstellt wurden Seither ist die Stadt etwas duldsamer geworden, zeichnet sich aber immer noch dadurch aus, daß sie den katholischen Schulen jeden Zuschuß hartnäckig versagt.. Den Katholiken stehen die vortrefflichen, von der Stadt (mit den Steuern Aller) unterhaltenen Schulen ebensogut offen als allen Anderen, heißt es immer. Die katholischen Schulen werden mühsam durch Schulgeld, Beisteuern der Katholiken, Zuschüsse des St. Bonifatius- und des Lyoner Missionsvereins erhalten, können sich daher kaum entwickeln. Ihre Schülerzahl (2—3000) ist daher viel zu klein für die 30,000 Katholiken. Vor zehn Jahren wurde die auf eine Kirche (und eine Kapelle in der St. Michaelivorstadt) angewiesene Gemeinde wegen der ungeheuren Ausdehnung der Stadt in vier Pfarreien getheilt, welche jedoch sich mit Nothkirchen (eine Kirche ist im Bau) behelfen müssen. In Bremen wurde eine zweite Kirche in den letzten Jahren erbaut, dagegen, in den achtziger Jahren, die blühende höhere katholische Schule unterdrückt — weil sie dem städtischen Schulgesetz nicht entsprach, obwohl sie in ihren Leistungen den städtischen höheren Anstalten gleichstand.

In Hamburg opferten sich die Barmherzigen Schwestern bei der Cholera (1894) auf — aber der Gemeinde wurde laut Beschluß der Bürgerschaft nochmal der Zuschuß für ihre Schulen verweigert. Der Magistrat hatte denselben beantragt, befürwortet. In Bergedorf und Cuxhafen (Hamburg) und in Bremerhafen befinden sich katholische Kirchen, auch eine in Bückeburg (Schaumburg-Lippe).

Hannover zählt 338,906 Kath., 2'227,816 Prot.; es bildet die Bisthümer Hildesheim und Osnabrück. Für das Erstere werden 165,000 Kath. gerechnet. Das Herzogthum Braunschweig, 24 179 Kath., 436,976 Prot., gehört dazu. Trotz aller Hindernisse und Beschränkungen ist es gelungen, allmählich 15 Seelsorgestationen, wovon 3 in der Stadt Braunschweig, einzurichten, obwohl nur drei derselben als Pfarreien anerkannt sind. Die Katholiken müssen den Predigern Stolgebühren u. s. w. zahlen, von denselben die Ermächtigung zur Vornahme von Trauungen, Taufen, Beerdigungen einholen; Aufnahme von Protestanten in die Kirche wird schwer bestraft, kann Landesverweisung des Priesters nach sich ziehen. Kürzlich ist noch die Berufung zweier Barmherzigen Schwestern nach Braunschweig von einem hohen Ministerium nicht gestattet worden. Katholische Kindererziehung ist, selbst bei von auswärts gekommenen Eheleuten, gleichsam an die Genehmigung der Behörden gebunden, denen hochnothpeinliche schriftliche Erklärungen, Ausweise u. s w. vorgelegt werden müssen. Doch hat die Regierung, infolge der Zustimmung des Reichstags zu der vom Centrum beantragten freien Religionsübung, eine Abänderung der jetzigen Gesetze vorbereitet. Das Bisthum zählt 105 Pfarreien, etliche 30 Seelsorge- und Missionsstationen, 215 Priester, besitzt Priesterseminar, katholisches Gymnasium zu Hildesheim und andere Anstalten.

Osnabrück zählt 97 Pfarreien, über 300 Priester, die in den Nordischen Missionen und dem Apostolischen Vikariat Schleswig-Holstein angestellten inbegriffen, in Hannover

gegen 170,000 (mit den Missionen und dem Vikariat über 200,000) Seelen, zwei Gymnasien (zu Osnabrück und Meppen), Convikte, Priesterseminar. Also ein verhältnißmäßig gut versehenes Bisthum, welches denn auch sein Möglichstes für die Katholiken der Nordischen Missionen und Schleswig-Holsteins leistet. Eine schöne neue Pfarrkirche wurde in Osnabrück kurz vor dem (1901) dort abgehaltenen großartigen deutschen Katholikentag eingeweiht. In Osnabrück (51 487 Einw.) sowohl als in Hildesheim (42 843 E.) ist ein gutes Drittel der Einwohner katholisch. Im Sprengel Osnabrück erscheint die Zahl der Pfarreien etwas niedrig.

Westfalen, 1'616,462 K., 1'537,948 P., zerfällt in zwei Bisthümer. Paderborn zählte 1893: 476 (jetzt 501) Pfarreien, 22 Missionspfarreien, 18 Filialen, 15 Missionsvikarien, im Ganzen 680 Orte mit Seelsorge; jetzt sind es wohl einige mehr. Die Zahl der Katholiken beträgt gegen 1'100,000, wovon 206,000 in der Provinz Sachsen; 5157, neben 132,708 P., im Fürstenthum Lippe (mit 3 Pfarreien), Waldeck 1831 (55,285 P.). Also ein großes, ausgedehntes Bisthum, in dessen Bereich auch $5^1/_2$ Mill. Protestanten wohnen. Da eine Anzahl katholischer höherer Schulen vorhanden, die Bevölkerung ziemlich wohlhabend und gut kirchlich gesinnt ist, ergänzt sich der Priesterstand ohne zu große Schwierigkeiten. Die Zahl der Weltpriester dürfte jetzt 1100 übersteigen. Gleichwie im Bisthum Münster und im Rheinland sind auch Ordensniederlassungen und Ordensleute zahlreicher als in den östlichen Bisthümern.

In Paderborn wie in Münster sind überall die Nachwirkungen der Thätigkeit Fürstenberg's (1661—1683) zu verspüren. Dieser fromme eifrige Bischof hat durch sein Walten die ganze Bevölkerung auf der guten Bahn gehalten, vor den schädlichen Strömungen der Zeit bewahrt. Seine Schul- und sonstigen Einrichtungen sind vorbildlich geworden, haben Westfalen einen ausgezeichneten Platz im kirchlichen und Geistesleben Deutschlands geschaffen. Münster zählt

(1895) 369 Pfarreien, 1180 Priester, 946,523 Katholiken, wovon 526,519 im westfälischen, 345,037 im rheinischen, 74 967 im oldenburgischen Antheil des Sprengels. 1900 zählte Oldenburg 86 920 Katholiken neben 309,510 Protestanten. Die Zahl der Pfarreien mehrt sich fortwährend, muß es auch, da jetzt durchschnittlich an 2500 Seelen auf eine Pfarrei kommen. Die größte Stadt ist das vorwiegend katholische Duisburg (93 605 Einw.) im rheinischen Antheil. Dortmund (zu Paderborn) die größte Stadt Westfalens (142,418 E.), ist nahe zur Hälfte katholisch. In Münster (63 495 E.), wo zwei katholische Gymnasien ohne staatlichen Zuschuß bestehen, hat die Regierung, für 7307 Protestanten, ein protestantisches Gymnasium gegründet. Zu Münster gehört die Niedergrafschaft Lingen (die Obergrafschaft zu Osnabrück). Beide Gebiete sind ganz katholisch, aber Kirchen, Kirchengut, Schulhäuser u. s. w. wurden von der niederländischen Regierung 1674 weggenommen und calvinischen Predigern übergeben. Die Priester wurden verjagt, die Katholiken, unter protestantischen Pfarrzwang gestellt, mußten fast das ganze letzte Jahrhundert den Predigern Stolgebühren zahlen. Erst 1824 wurden wieder katholische Pfarrer geduldet, welche jedoch, bis Ende des vorigen Jahrhunderts, ganz von den Katholiken unterhalten werden mußten. Der Pfarrer macht jedes Jahr einen Sammelgang in seiner Gemeinde. Die Prediger thaten jedesmal Schritte, setzten alle Mächte und Kräfte in Bewegung, um jegliche Erleichterung der Bedrückungen zu verhindern. Sie genießen noch ungeschmälert das katholische Kirchengut, Kirchen und Schulgebäude, obwohl nur 1/15 der Bevölkerung (30-40 000 Seelen) calvinisch ist.

Rheinland zählt 4'021,383 Kath., 1'663,218 Pr. Die Diöcese Köln begreift die Regierungsbezirke Köln, Aachen und mehr als zwei Drittel des Regierungsbezirks Düsseldorf. Köln hat 370,689, Düsseldorf 213,000, Elberfeld 156,000, Barmen 142,000, Aachen 135,000, Essen 120,000, Crefeld

107,000 Einwohner. So viele Großstädte auf verhältnißmäßig kleinem Gebiete hat schwerlich ein anderer Sprengel der Welt aufzuweisen. Die Zahl der Katholiken erreicht 2½ Millionen, Pfarreien gibt es über 900 (980?), Priester 1800. Wegen der sich stark mehrenden Bevölkerung müssen jedes Jahr neue Pfarreien gegründet werden. Die Abzweigung eines Sprengels Aachen ist jetzt wiederum seit Jahren angeregt, aber noch um keinen Schritt gefördert worden. Aachen besitzt in dem von Karl dem Großen gegründeten Münster ein zu einer Kathedrale passendes Gotteshaus. Es wurde auch schon eine Dreitheilung des Riesensprengels angeregt: Düsseldorf verdiente in jeder Hinsicht einen Bischofsitz, welcher auch günstig auf seine Kunstthätigkeit wirken würde. Die drei aus der Theilung hervorgehenden Sprengel würden noch immer sämmtlich zu den größten der Christenheit gehören. Ueber das regsame kirchliche Leben, die große Werkthätigkeit, welche bei den rheinischen und westfälischen Katholiken herrschen, ist man wohl in ganz Deutschland unterrichtet. Während die Regierungsbezirke Köln und Aachen, außer Beamten und Zuzüglern, bis auf einige kleinere frühere Herrschaften ganz katholisch sind, ist der an 2 Millionen Einwohner zählende Bezirk Düsseldorf zu etwa zwei Fünfteln protestantisch. Zu vier Fünfteln protestantisch sind Elberfeld und Barmen, ähnlich eine Anzahl minderer Städte. Köln zählt 60,000 Protestanten. Da das Beamtenthum und die Offiziere ganz überwiegend protestantisch, sind die Protestanten sehr mächtig. Fehlt es doch auch dort nicht an liberalen Katholiken, welche ihnen in die Hände arbeiten. Als vor Jahren die Kaiserin mit dem Kaiser Köln besuchte, verlangte sie, daß ihr die hochstehenden Damen der Stadt vorgestellt würden. Es waren die Frauen des Regierungs- und des Gerichtspräsidenten, des befehligenden Generals, des Oberbürgermeisters u. s. w., sämmtlich protestantisch. Mit der katholischen einheimischen Damenwelt scheint die Kaiserin nicht in Berührung gebracht worden zu sein.

Trier zählt über eine Million Katholiken, obwohl im Regierungsbezirk Koblenz die Protestanten ein Drittel bilden. Der Regierungsbezirk Trier ist zu vier Fünfteln katholisch. Aber die Protestaaten sitzen, von Alters her, in dem ehemals nassauischen Fürstenthum Saarbrücken, wo durch Kohlengruben, Eisenwerke („König Stumm“ in Neunkirchen), Glashütten, Porzellanfabriken u. s. w. der Gewerbefleiß sich in den letzten Jahrzehnten riesig entwickelt hat. Der durch die starke Einwanderung überwiegend katholisch gewordene Kreis Saarbrücken ist einer der dichtbevölkertsten Striche Europas: über 200,000 Einwohner auf 6 Geviertmeilen. In diesen Gegenden sind auch seit Jahrzehnten eine Anzahl neuer Pfarreien gegründet worden, doch wären noch weitere nothwendig. Die beiden größten Städte des Sprengels, Trier (43402 E., darunter 5000 P.) und Koblenz (8000 P. unter 45000 E.) waren ganz katholisch, die protestantischen Gemeinden sind nach 1815 fast ausschließlich durch Beamte und Offiziere entstanden, die andere Protestanten nachzogen. Aehnlich ist es ja in allen katholischen Städten der Rheinlande und Westfalens gegangen. Die Zahl der Pfarreien dürfte jetzt 800 erreichen. Seit Aufhören des Culturkampfes haben etwa 200 Gemeinden ihre Kirchen neugebaut, worunter eine Anzahl wegen Gründung neuer Pfarreien. Ein schöner Beweis der Opferwilligkeit. Unter dem Kurfürstenthum zerfiel das Erzbisthum Trier in Ober- und Niederstift, letzteres unter eigener Verwaltung in Koblenz, so daß fast zwei vollständige Sprengel bestanden. Heute würde eine Theilung zwei stattliche Diöcesen ergeben.

Trier ist wohl diejenige Stadt Deutschlands, ja diesseits der Alpen, welche die meisten Heiligen zählt oder in ihren Mauern beherbergt hat. Zwanzig heilige Bischöfe; der hl. Ambrosius ist in Trier geboren, hat auch dort geweilt, gleich den hl. Athanasius, Hieronymus, Bernhard und vielen Anderen, mehreren Päpsten, der Kaiserin Helena (gebornen Triererin) und anderen heiligen Frauen. Die

Reliquienschätze sind weltberühmt, tragen dazu bei, von einem „heiligen Trier" zu reden. Die trierischen Martyrer sind keine bloße Legende; die Reste des bekanntesten derselben, des Stadthauptes (Consuls) Palmatius, hat sich Karl IV. für Karlstein (Böhmen) erbeten. Trier besitzt das einzige Apostelgrab, des hl. Mathias, diesseits der Alpen. Die Heilthumsfahrt führte 1844 gegen 1'100,000 und 1891 nahezu 2 Millionen Pilger nach Trier: die beiden großartigsten Kundgebungen kirchlichen Lebens im verflossenen Jahrhundert. Der Trier'sche Dom ist die älteste Kirche Deutschlands, ja der Christenheit. Zeigt er doch noch bedeutende wohlerhaltene Bautheile, sowie den Mittelraum des Palastes, den die hl. Helena zur Kirche einrichten ließ. Eine ganze Seite ist aus dem vierten Jahrhundert. In seiner jetzigen Gestalt zeigt der Dom den Stil des zwölften Jahrhunderts, welcher vorzüglich dem Plan des römischen Baues angepaßt erscheint. Dabei Altäre, Kanzel, Kunstwerke aus allen Jahrhunderten.

Bis zur französischen Revolution war der Trierer Erzbischof Metropolit der lothringischen Bisthümer Metz, Toul, Verdun, Saint-Dié. Sein Sprengel umfaßte auch das heutige Großherzogthum Luxemburg, die belgische Provinz gleichen Namens, sowie ein Stück von Lothringen (Longwy rc.). Alle diese Theile des früheren Sprengels sandten 1891 zahlreiche Processionen, gewöhnlich ganze Gemeinden umfassend, zur Heilthumsfahrt.

Hessen-Nassau zählt 530,541 Kath., 1'308,016 Prot., mit den Bisthümern Limburg, welches das ehemalige Herzogthum Nassau nebst Frankfurt, und Fulda, welches das einstige Kurfürstenthum Hessen umfaßt. Die katholischen Gegenden und Städte, obenan Limburg selbst, gehörten ursprünglich zum Kurfürstenthum Trier, einige zu Mainz und Köln. Der Sprengel hat über 170 Pfarreien und ungefähr 380,000 Katholiken. Frankfurt zählt 50–60000 Kath. unter 290,000 Seelen. Trotz des ziemlich großen

Domes und zweier neuen Kirchen (Kapellen) ist es für die Katholiken immer noch schwierig genug, ihre religiösen Pflichten zu erfüllen. Wiesbaden (20—25000 Kath. unter 86,074 E.) hat endlich, nach dreißigjährigen Anstrengungen, seine zweite, große Pfarrkirche erhalten. In der Zwischenzeit hatte die Regierung der Handvoll Altkatholiken eigenmächtig die einzige Kirche eingeräumt, so daß die Katholiken sich lange mit einer Nothkirche behelfen mußten. Um ihre aus eigenen Mitteln erbaute Kirche wiederzuerlangen, mußten sie den Abgefallenen eine namhafte Abfindung zahlen. Die Herzoge von Nassau waren den Katholiken wenig gewogen, so daß dieselben durch die preußische Herrschaft von einigen Einschränkungen und Benachtheiligungen befreit werden konnten. Das religiöse Leben ist rege, trotz mancher Schwierigkeiten und Behinderungen.

Das Bisthum Fulda besteht in seinem Hauptheil aus dem Gebiete der ehemaligen Fürst-Abtei gleichen Namens, von welchem jedoch eine Anzahl Gemeinden (Stadt Geysa u. s. w.) an Sachsen-Weimar kamen. Die 14158 Katholiken (neben 347,144 Prot.) dieses Großherzogthums gehören zu Fulda. Im Ganzen zählt das Bisthum etwa 190,000 Katholiken, über 100 Pfarreien und eine Anzahl anderer Seelsorgestationen. Kassel zählt wohl 10,000 Kath. unter 106,000 Einwohnern, Hanau 6-7000 K. gegen 22000 E. Die Zahl der Priester, über 200, dürfte wohl ausreichen, obgleich die Seelsorge auch hier in gemischten Gegenden und bei den unter Protestanten zerstreuten Katholiken manche Schwierigkeiten bietet.

(Schluß folgt.)

LXVII.

Die modernen Juden und die sociale Frage.

Während die Presse, die Volksredner, die Katheder-philosophen und die Parlamente sich sehr viel mit der socialen Frage und ihrer Lösung beschäftigen, und verschiedene Heilmittel für die Schäden der modernen Gesellschaft in Vorschlag bringen, beobachten sie betreffs des einen Punktes — der Vermehrung der jüdischen Bevölkerung, der Ueberhandnahme des Einflusses des Judenthums, das auf dem Wege ist, die Christen aus den Universitäten, Schulen und gelehrten Berufen zu verdrängen — tiefes Stillschweigen. Noch mehr, Staatsmänner und Publicisten aller Nationen glauben sich förmlich entschuldigen zu müssen, wenn sie auf irgend eine Schwindelei oder auf ein von Juden verübtes Gaunerstück aufmerksam machen müssen. Die bittere Pille wird für die Söhne Israels jedesmal verzuckert durch irgendwelche grobe Schmeichelei, der man es ansieht, daß sie nicht von Herzen kommt.

Wie kommt es, so fragt man sich, daß die Presse auf die übrigen Confessionen und Rassen, Katholiken, Griechen, Protestanten, die deutschen und romanischen Rassen so wenig Rücksicht nimmt und für deren Fehler keine Entschuldigung gelten läßt, und sich förmlich zwingt, in den jüdischen Mitbürgern Eigenschaften anzuerkennen, die meist nicht vorhanden

sind? Die Presse, so versichern uns wenigstens die Antisemiten, „ist in den Händen der Juden, Hebräer sind die Redakteure, die Eigenthümer, die Aktionäre, die den Geldmarkt beherrschen. Juden können jede Zeitung, jedes literarische Unternehmen zu Grunde richten, das die Judenfrage anschneidet, das auf die unwürdige Sklaverei, in welcher die Christenheit von den Juden gehalten wird, hinweist.“ Ist dem so, dann begreift sich leicht, warum so wenige Zeitungen und Zeitschriften die Judenfrage zu erörtern wagen. Warum sollten sie sich nutzlos opfern, durch den Kampf gegen die jüdische Rasse ihren materiellen Ruin herbeiführen, wenn sie voraussehen, daß das große Publikum nach wie vor den Juden nicht blos Vertrauen schenkt, sondern ihnen oft den Vorzug vor den Christen gibt?

Die Juden werden wohl noch für Jahrzehnte in der Presse und in den Parlamenten bereite Anwälte, feurige Vertheidiger finden; aber diese werden außer Stande sein, dem Volkswillen, der sich mehr und mehr Bahn bricht, zu widerstehen. Der Unwille und Widerstand gegen das heutige jüdische Wesen und Gebahren, gegen die Sitten und Gewohnheiten seiner modernen Wortführer wird immer tiefer und dehnt sich auch auf die Länder aus, in denen der Antisemitismus bisher wenig Anklang gefunden hat. Wir müssen uns auf Hervorhebung der Hauptmomente begnügen.

Frankreich galt, wie Jedermann weiß, noch vor einem Jahrzehnt im Allgemeinen als ein judenfreundliches Land. Napoleon der I. und der III. begünstigten die Juden und vertrauten ihnen sehr wichtige Aemter an; die Republik war noch rückhaltloser in ihren Gunstbezeigungen, noch vertrauensseliger und unterdrückte nach Kräften jede antisemitische Regung. Seit den letzten Jahren hat sich das Blatt gewendet, das Judenthum hat durch seine feindselige Hartnäckigkeit in der Dreyfus-Affaire sich den unauslöschlichen Haß der Franzosen in den breiten Massen zugezogen. Die Juden werden, ob mit Recht oder Unrecht, das können

wir hier nicht untersuchen, für die gegen die religiösen Orden inscenirte Verfolgung verantwortlich gemacht. Seit dem Bündniß mit Rußland beobachten auch viele der französischen Politiker eine feindselige Haltung und verlangen Beschränkung des Einflusses der Juden, Heranziehung derselben zum Tragen des gebührenden Antheils der Staatslasten. Die furchtbare Vermehrung der Staatsschuld, das stetig zunehmende Deficit, die Aussaugung des Volkes wird den Juden in die Schuhe geschoben. Durch ihre Betheiligung an der antiklerikalen Bewegung in Frankreich graben die Juden sich ihr eigenes Grab. Sie berauben sich der Gelegenheit, die erbitterten Massen von sich abzulenken, wenn es ihnen gelingt, die katholische Kirche in Frankreich niederzuwerfen.

Wenden wir uns zu den Hauptbollwerken des Judenthums: England und den Vereinigten Staaten, suchen wir die in diesen großen Reichen herrschende Stimmung zu erforschen. Die schönen Zeiten, in denen John Bull stolz darauf war, allen den fremden und hilflosen Israeliten, die aus Polen und Rußland in sein Königreich einwanderten, Gastfreundschaft und einen Antheil an den Segnungen der englischen Civilisation zu gewähren, sind längst vorbei. John Bull hat endlich entdeckt, daß man seine Güte mißbraucht, daß man sein Land mit uncivilisirten, rohen Juden überschwemmt hat, welche die Löhne drücken, welche die eingeborenen Arbeiter aus ihren Stellungen verdrängen, die gewaltige Vermehrung des Proletariats und die Erhöhung der Armensteuer mit verursacht haben. Die prahlerischen Versicherungen, daß England allein es verstanden habe, die Juden mit sich zu amalgamiren, aus ihnen intelligente und patriotische Mitbürger zu machen, die ironischen und verächtlichen Bemerkungen über die Oesterreicher und Russen, die mit den Juden nichts anzufangen wüßten, sind verstummt. Man spricht nicht länger, wenn man von dem Aussaugesystem der Juden in Rußland, Oesterreich, Deutschland liest:

„Es geschieht diesen Leuten ganz Recht, wenn sie um Hab und Gut gebracht, wenn sie aus ihren Meierhöfen und Edelsitzen verjagt, ins Elend geschickt werden; sie haben ihren Untergang verdient durch ihre Schwäche, ihr Sichgehenlassen, ihren Mangel an kaufmännischer Erziehung und Umsicht; uns gegenüber sind die Wucherer Israels machtlos; in dem Land, dem die freie Concurrenz seinen Wohlstand gegeben, sind alle willkommen, welche durch ihre Arbeitsamkeit und Findigkeit Handel und Gewerbe fördern. Je thätiger und unermüdlicher sie sind, desto mehr spornen sie uns an, unsere ganze Kraft einzusetzen.“ Selbst in den gebildeten Kreisen unterscheidet man vier Klassen von Juden: jüdische Aristokraten, die eine Ehre darein setzen, den übrigen Engländern gleich zu werden, dieselben Gesinnungen zu hegen, die eheliche Verbindung mit den Christen suchen und großes Wohlwollen gegen die christlichen Confessionen bezeigen; besonders in den höheren Klassen hat man nach diesen, die meist Abkömmlinge spanischer und portugiesischer Juden sind, die drei übrigen Klassen beurtheilt. Die zweite Klasse steht der ersten an Solidität, an Bildung, an Geschäftskenntniß wenig nach, unterscheidet sich aber von ihr durch ihr zähes Festhalten an der alten Religion und ihren Satzungen, durch ihre Zurückhaltung, ihren Kastengeist. Während sie aus allen den Vergünstigungen, welche die verfassungsmäßige Freiheit gewährt, Vortheil ziehen (sie haben sich in die gelehrten Berufe, in einflußreiche Stellungen eingedrängt), sind sie doch sehr exklusiv und vermeiden nicht nur den Verkehr mit Andersgläubigen, sondern suchen auch die Christen wo möglich von einträglichen Stellungen auszuschließen. So viel diese Klasse auch für die Tausende von hilflosen Armen, welche deutsche Schiffe jährlich an das britische Gestade werfen, thun, so stimmt dieses clanartige Zusammenhalten schlecht zu der modernen Philanthropie, die vor allem katholisch sein will, jeden Hilfsbedürftigen als Nächsten betrachtet.

Die dritte Klasse, die sich hauptsächlich aus den Aschkenasim, den deutsch und slavisch sprechenden Ländern ergänzt (Gegensatz Sephardim, portugiesische und spanische Juden), kennt kein höheres Ziel als die Erwerbung und Anhäufung von Reichthümern, das Jagen nach Geld und Genuß. Sie sind eben so hart und gefühllos gegen die Juden als gegen die Christen und haben sich durch ihr anmaßendes, prahlerisches Benehmen in der guten Gesellschaft unmöglich gemacht. White „The Modern Jew" (London 1899, p. 8) schildert sie also: „Diese Klasse von Juden scheint allen den Erwägungen unzugänglich zu sein, welche in dem Verkehr mit dem Mitmenschen ein gewisses Minimum von Feinheit verlangen. Diese ausländischen Juden sind in der Regel wohlhabend. Sie versagen sich nichts. Sie geben fast verschwenderisch das Geld, das sie durch ihre scharfen Praktiken den Eingeborenen abgejagt haben, aus. Sie füllen die Sperrsitze in fashionablen Theatern, sie beziehen die besten Zimmer in den Hotels, sie versagen sich kein Vergnügen, kein Schauspiel, so theuer es auch sein mag, entziehen sich aber der Erfüllung ihrer socialen Pflichten."

Die letzte Klasse, die hauptsächlich aus polnischen und russischen Juden besteht, die, um der Conskription zu entgehen, über die Grenze schleichen, hat schon seit Jahren große Besorgniß erregt; bis jetzt sind alle Bemühungen, sie von England fern zu halten, gescheitert, weil kein englischer Staatsmann es wagt, an dem gleichsam zum Dogma erhobenen Satz, England sei ein Asyl für alle Flüchtlinge und Armen, zu rütteln. Seitdem jedoch der Congreß in den Vereinigten Staaten die Einwanderung beschränkt und die Arbeitsunfähigen zurückgeschickt hat, werden alle Künste, eine ähnliche Gesetzgebung in England zu verhindern, nicht verfangen. Was 1892 gelang, wird heutzutage unmöglich sein; seitdem man in Erfahrung gebracht, daß die Juden fast alle Straßen um Whitechapel herum in Besitz genommen und die Christen daraus vertrieben haben, muß

das Ministerium einschreiten, und wäre es auch nur, um die Arbeitslosen, die durch die eingewanderten Juden verdrängt worden sind, zu befriedigen.

Man hätte erwarten sollen, daß die seit längerer Zeit in England seßhaften Juden die Einwanderung der polnischen Juden verhindern und allenfalls die Mittel zur Zurückreise nach Rußland gewähren würden. Sei es Mitleid mit ihren Glaubensgenossen, sei es die Hoffnung, dieselben würden nach einigen Jahren nach Amerika auswandern, sei es die Zuversicht, durch stetige Einwanderung ihrer Glaubensgenossen ihre Herrschaft in England zu befestigen, sie haben geglaubt, durch Ableugnung der Thatsachen und durch einige feine Complimente den Unwillen des Volkes besänftigen zu können. John Bull kann viel ertragen; wenn Fremde sich über seine Fehler und Sonderbarkeiten lustig machen, lacht er mit; wenn aber der Spötter, wie das jüngst seitens jüdischer Schriftsteller geschehen, dem englischen Arbeiter jede Intelligenz abspricht, denselben als geistlosen Nachahmer, als einen gefühl- und gedankenlosen Bierschwamm darstellt, dann sagt er sich doch: So was dürfen wir uns von einem hergelaufenen Juden nicht bieten lassen, wir müssen doch zeigen, daß wir Meister im eigenen Hause sind. Die Juden sind eine Handvoll, etwa 120—130,000 Seelen, gleichwohl verlangen sie alle Rechte der Anglikaner und Katholiken, eigene Synagogen für die in Arbeitshäusern und Gefängnissen sich aufhaltenden Juden, obgleich ihre Zahl sehr gering ist. Sie weigern sich, bei einer Todtenschau zu erscheinen, weil sie dadurch befleckt würden, und berufen sich auf eine mißverstandene Stelle des Alten Testamentes. Ueberhaupt machen sie sich sehr verhaßt durch ihr Bestreben, sich der Erfüllung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten, Zahlen der Staats- und Communalsteuern, zu entziehen.

In England existiren nicht weniger als vier der Bekehrung Israels gewidmete Missionsgesellschaften mit einer jährlichen Einnahme von 130,000 Pfd. Sterl. Um Gelder

flüssig zu machen, verkündeten die Leiter dieser Unternehmungen, die Zahl der Bekehrung unter den Juden sei weit größer als unter den Heiden. Manche ließen sich täuschen, zahlten Beiträge, behandelten alle Juden mit besonderer Rücksicht; seitdem man erfahren hat, daß dieselben Juden sich mehrmals taufen ließen und, sobald sie keine Unterstützung erhielten, zu ihrer alten Religion zurückkehrten, hat sich ein Umschwung in der öffentlichen Meinung vollzogen; man schämt sich, so leichtgläubig und gutmüthig gewesen zu sein, und läßt sich durch die Angaben offizieller Statistiker wie Sir Robert Giffen und Anderer, die stets wiederholten, die Zahl der Einwanderer aus Rußland sei gering, ihr Einfluß ein guter, nicht länger täuschen. Während der Durchschnitts-Engländer auf die Franzosen, Russen und Deutschen mit vornehmer Gleichgiltigkeit herabschaut, bewundert er den Yankee und findet sein Beispiel nachahmenswerth. Nun hat dieser den Juden gegenüber sich immer kalt und mißtrauisch gezeigt und bisher alle Liebeswerbungen Israels zurückgewiesen. Die Sympathie mit den Vereinigten Staaten in dem jüngsten Kriege mit Spanien seitens der Juden hat an der Sache nichts geändert. Die Journale und Witzblätter fahren nach wie vor fort, die Juden zu verspotten, Karikaturen zu liefern und alle die unsauberen Praktiken Israels ans Licht zu ziehen. Was den Amerikaner besonders ärgert, ist der Geiz der jüdischen Millionäre, die wohl für ihren Clan Gelder zur Verfügung stellen, aber für gemeinnützige Zwecke, Gründung von Schulen und Collegien nichts übrig haben.

Bis herab auf die letzten Jahre gelang es der von den Juden und ihren Freunden beeinflußten oder bestochenen Presse ein künstliches Dunkel über die finanziellen Verhältnisse Englands zu verbreiten und die Aufmerksamkeit von den schlimmen Praktiken der jüdischen Finanzmänner abzulenken. Heute ist der Schleier gelüftet; jetzt weiß man, daß keine der christlichen Nationen, mit Ausnahme der griech-

ischen und armenischen, sich mit den Juden messen kann. „Als Beförderer", sagt Arnold White l. c. 158, „oder als Fachkundiger in Gründung von Aktiengesellschaften, im Betrügen des Publikums durch künstlich in die Höhe getriebene werthlose Obligationen, durch die Kunst große Körperschaften von Aktionären zu hypnotisiren und sie glauben zu machen, daß aus nichts großer Profit erzielt werden kann, daß man straflos großes Risiko zu laufen vermag, ist der Jude ein unübertroffener Meister. Sein Erfolg ist ein wahrhaft königlicher; er hat ein ganz neues und gefährliches Element in die moderne Gesellschaft eingeführt. Die Maßnahme, die Curse künstlich in die Höhe zu treiben oder zum Fallen zu bringen, hat in der Gegenwart ihren wahrhaft erschrecklichen Einfluß und ihre Macht erreicht. . . . Als habgierige Wettbewerber auf dem Weltmarkt haben die Juden eine unübertroffene Fähigkeit entwickelt. Von den Firmen in Johannesburg, die aus dem Verkauf ihrer Aktien große Gewinne realisirt haben, sind alle, außer einer, jüdisch."

Männer, welche innerhalb eines Jahres Millionäre geworden sind, deren Reichthümer trotz ihrer maßlosen Verschwendung täglich wachsen, müssen naturgemäß Ekel und Abscheu einflößen. Fein gebildete Männer können es nicht über sich bringen, ihr eigenes Lob zu singen, Reklame zu machen, an die Leidenschaften des Publikums zu appelliren, ganze Klassen zu Grunde zu richten. Je mehr das große Publikum über die Schliche und Tücke der Börsejuden unterrichtet wird, desto mehr häuft sich der Zündstoff an; ein Funke, der zufällig in denselben fällt, kann einen bedenklichen Brand zur Folge haben. Die durch die großen Finanzmänner ins Unglück gebrachten Massen werden keinen Unterschied zwischen den Schuldigen und Unschuldigen machen, die Juden unter den Socialisten werden weder ihre Angehörigen noch sich selbst zu retten vermögen, die Regierungen aber, welche versäumt haben, durch weise Gesetze die verschiedenen Stände gegen jüdisches Treiben zu beschützen, werden es nur

zu sehr bereuen, daß sie sich als Werkzeuge der hohen Finanz gebrauchen ließen.

Auf das Treiben dieser Leute in Deutschland wollen wir hier nicht eingehen. Die Beschwerden der Christen sind dieselben wie anderswo, trotz ihres Fleißes, ihres Geschickes, ihrer Findigkeit sehen sich die Christen überflügelt, noch mehr, in den gelehrten Professionen, in den Mittel- und Hochschulen nehmen die Juden eine so hervorragende Stellung ein, daß Deutschlands Universitäten und Mittelschulen Gefahr laufen, von jüdischen Lehrern und Schülern überfluthet zu werden. Schon jetzt ist das richtige Verhältniß bei weitem überschritten. Ungeachtet der Lehr- und Lernfreiheit, gemäß dem Grundsatz, gleiches Recht für alle, ohne Rücksicht auf Rasse und Confession ist die Regierung befugt, ja verpflichtet, gegen die Ueberzahl der Juden Schranken zu ziehen.

Mit dem Beispiele Oesterreichs vor Augen, wo die Uebelstände der Judenwirthschaft klar zu Tage getreten sind,[1]) können wir doch nicht mit Gleichgiltigkeit zusehen, daß die Jugend der mittleren und höheren Klassen an den Gymnasien und Universitäten durch jüdische Lehrer dem Christenthum entfremdet und für groben Materialismus oder Pantheismus gewonnen wird. Will der Staat an dem Unterrichtsmonopol festhalten, dann muß er den Confessionen die nöthigen

---

1) Von 6350 Studenten der Universität Wien waren für das Jahr 1887/88 2500, also 40 Procent Juden, für die übrigen Schulen Wiens war der Procentsatz folgender: Technische Schulen 27, Handelsakademie 24, Realschulen 26, Realgymnasien 48, Gymnasien 29, Volks- und Bürgerschulen 13. In den Mittelschulen von Oesterreich sind nur 22 Procent Christen, 77 Procent Juden. Von 280 Universitätsprofessoren sind 30 Procent Juden. Von 660 Advokaten waren im Jahre 1887 nicht weniger als 350 Juden. Seitdem hat sich das Verhältnis noch weit mehr zu Ungunsten der Christen verändert. Unter den erwählten Mitgliedern der Stockbörse waren 883 Juden und nur 116 Christen. Man ersieht hieraus, wie die Juden das Wort Parität verstehen, daß sie den Antisemiten die Waffen in die Hand gedrückt haben.

Garantien bieten, daß von Seite der Gymnasiallehrer und Hochschulprofessoren kein ungebührender Einfluß ausgeübt, die religiösen und ethischen Grundsätze, welche die Schüler von Hause mitgebracht haben, nicht untergraben werden. Wohl keiner wird im Ernste behaupten, daß unsere höheren Lehranstalten gewinnen würden, wenn sie unter jüdische Leitung kämen.

Noch weit größere Gefahr droht der Christenheit von der Finanzherrschaft der Juden. „Die Welt-Finanz, sagt White S. 199, ist ein anderer Name für jüdische Finanz. Seit dem Fall des Hauses Baring besteht keine internationale christliche Bank. Unter denen, welche in Südafrika große Reichthümer sich angesammelt haben, befindet sich kein christlicher Name. Johannesburg ist eine anglo-jüdische Stadt. Der Marsch der großen jüdischen Häuser behufs Erbeutung des Vermögens der ganzen Welt wächst in geometrischer Progression, der Tag ist nicht mehr fern, an dem die Nationen plötzlich entdecken werden, daß alles ihren jüdischen Mitbürgern angehört, und daß die Demokratie durch ihre Bemühungen unwissentlich die jüdische Oberherrschaft begründet und die Fähigkeit eingebüßt hat, ihre nationale Selbständigkeit zu behaupten".

White mag vielleicht übertrieben haben. Schon der Umstand, daß Rußland seine antijüdische Politik unbekümmert um Rothschild und die großen jüdischen Finanzmänner durchführte, beweist, daß das Geld nicht alles vermag. Die Nationen, das geht aus unzweideutigen Aeußerungen hervor, erwachen allmählig, sammeln Kräfte zum Widerstand, setzen den Verbindungen der Juden christliche Vereine entgegen; aber nur, wenn sie eng sich zusammenschließen und gemäß den christlichen Grundsätzen ihre Geschäfte betreiben, läßt sich der uns drohende Kataklysmus vermeiden. A.

LXVIII.

Maria Anna von Bayern, eine Münchner Klosterfrau.

„Wer den Saal 33 des neuerbauten Münchener Nationalmuseums betritt, sieht sich mittenhinein in die heitere, sinnenfreudige Welt des Rokoko versetzt, dessen Hauptsitz in Süddeutschland schon unter Max Emanuel die bayerische Residenzstadt zu werden begann. Tische, Schränke, Commoden, Uhren — großentheils Meisterwerke der Bouletechnik — Schreibzeuge, Emailteller, Büchschen, Toilette- und Reisenecessaires, Eßbestecke ergötzen da noch heute das verwöhnte Auge des Alterthums- und Kunstfreundes, wie sie sich einstens der kurfürstliche Besitzer mit erlesenem Geschmack für den persönlichen Gebrauch ausgesucht hatte. Prächtige Gobelins nach den Zeichnungen van der Meulens und Castros erzählen von den niederländischen Feldzügen und wecken die Erinnerung an Max Emanuels Statthalterschaft, von der ein geflügeltes Wort sagte, es ging unter ihr zu „wie im ewigen Leben".

„Den ersten Blick des Besuchers fesselt das große farben- und figurenreiche Gemälde gegenüber an der Wand, mit dem J. Vivien die Heimkehr des Kurfürsten apotheosirte, und wendet dann der Eintretende sein Auge nach links, so sieht er auf einem prächtigen Schreibtisch ein schlichtes Kreuz, um den sich ein Rosenkranz schlingt, und oberhalb

dessen schaut von der Wand das feierliche Bild einer Nonne auf ihn herab; mit der Rechten hält sie ein Buch fest, es ist halb geöffnet, als setze sie gerade mit der Betrachtung aus, die Kurfürstenkrone liegt tief unter ihr zur Seite, und die Linke scheint das ernste Mienenspiel durch eine Geberde zu begleiten, wie wenn von den geschlossenen Lippen soeben die Frage gekommen wäre: Wohlan, habe ich nicht Recht gethan? Es ist Emanuela Therese.[1]) Dort im Menuettschritt das elegante Rokokodämchen an dem lebensfrohen Hofe Max Emanuels — hier die ernste, verschleierte Braut Christi im rauhen, grauen Habit und weißen Schleier der Clarissin."

Mit diesen Worten beschließt die erlauchte Verfasserin des Lebensbildes der einzigen Tochter Max Emanuels ihre Erzählung, wie die Prinzessin in außerordentlicher Bescheidenheit eine durch und durch fachmännische und kritisch gesichtete Studie über Maria Anna Karolina von Bayern bezeichnet. Es war nicht gerade leicht, aus dem überlieferten Materiale ein lebendige Darstellung zu schaffen, die sich angesichts der nicht über das Mittelmäßige hinausragenden Persönlichkeit dieser Klosterfrau aus Wittelsbachischem Hause vor Uebertreibungen oder einseitiger Vorliebe hütete. Es möge daher in erster Linie anerkannt werden, daß die vorliegende Biographie von aller Ueberschwänglichkeit sich frei hält und dennoch im Stande ist, das Mitgefühl des Lesers zu wecken und die einmal gewonnene Sympathie wach zu halten und successive zu steigern.

---

1) Emanuela Therese vom Orden der heiligen Clara, Tochter Kurfürst Max Emanuels von Bayern (1696–1750). Ihre Geschichte, hauptsächlich nach ungedruckten Briefen und Schriftstücken zum ersten Male erzählt von Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern. Mit 2 farbigen Titelbildern, 5 Vollbildern, 43 Abbildungen im Text, Stammtafeln und 2 Musikbeilagen. Allgemeine Verlagsgesellschaft. München 1902. (geb. 10 M.)

Anziehend und packend geschrieben, bietet das Buch, welches sich auch einer prächtigen Ausstattung rühmen kann, eine auch für weitere Kreise fesselnde und empfehlenswerthe Lektüre. Was aber viel höher zu schätzen ist, das ist der echt religiöse, katholische Hauch, der die Schrift durchweht und belebt und sich nirgends verleugnet. Charakteristisch ist die Erzählung der hohen Verfasserin, wie sie dazu gekommen, eine Biographie gerade dieser Klosterfrau zu schreiben. Das Bild derselben war im Nymphenburger Schlosse bei verschiedenen anderen Porträts gehangen und achtlos wegen seines unbedeutenden Eindruckes in eine Ecke verbannt worden, bis es eines Tages der Prinzessin zufällig wieder in die Hände kam. „Ich machte mir darüber Vorwürfe, sagt sie nun, daß ich die Prinzessin, weil sie nicht so hübsch wie die anderen war, auf die Seite gethan hatte, und fand mit einemmale, daß dieses Kleid des hl. Franziskus, für den ich eine so hohe Verehrung hege, sie in meinen Augen erhöhen sollte. Ich schuldete ihr eine Genugthuung und entschloß mich, ihre Geschichte zu erforschen und zu schreiben.“ Auf diese Weise also ist die vorliegende Monographie entstanden, zu welcher die Verfasserin alle ihr zur Verfügung stehenden gedruckten und ungedruckten Quellen in nahezu erschöpfender Weise herangezogen hat.

Maria Anna Karolina war das zweite Kind des Kurfürsten Max Emanuel aus dessen zweiter, nicht gerade sehr glücklichen Ehe mit der Tochter des berühmten Befreiers von Wien, der polnischen Prinzessin Therese Kunigunde. Als die Kleine geboren wurde (1696), lebte noch der Stiefbruder Joseph Ferdinand, der Kurprinz und Prätendent der spanischen Krone; es ist daher wohl kein Zufall, daß die Prinzessin als Taufpathen das spanische Königspaar Karl II. und dessen Gemahlin Maria Anna und damit auch deren Namen erhalten hat. Aber gerade die unselige spanische Erbfolgefrage war es, welche so entsetzliches Unheil über Max Emanuel und seine ganze Familie, sowie über

das treue Bayernland brachte. Darunter litt natürlich auch die Jugend der kleinen Prinzessin, welche von Natur aus von schwächlicher Veranlagung war; es scheint, daß manches Ungesunde, was in seinen ersten Anfängen bei dem Vater sich zeigte, in verstärktem Maße bei dem Töchterchen hervortrat; jedenfalls die Schwäche der Augen — ein von Max Emanuel häufig in seinen Briefen beklagtes Uebel — hat sie von ihm geerbt, schon im Alter von 12 Jahren hatte das eine Auge die Sehkraft völlig verloren. Es ist ein schönes Moment, welches bei Beurtheilung der Persönlichkeit Max Emanuels, eines echten rechten Spiegelbildes seiner Zeit, nicht außer Acht gelassen werden sollte, wie der vom Schicksal so schwer getroffene und dabei doch so leichtlebige Kurfürst mit zärtlicher Sorgfalt an seiner Tochter, wie an all seinen Kindern, gehangen ist und wie ihm die zarte Gesundheit seines einzigen Mädchens nahe gegangen. Mit vollem Rechte weist die erlauchte Verfasserin auf die Bedeutung der Briefe des geächteten Reichsfürsten aus jenen kritischen Zeiten der Verbannung hin. Die Prinzessin mußte mit ihren drei jüngeren Brüdern, von denen einer starb, während die Eltern in der Ferne weilten, in München bleiben, wo sie sich, im Gegensatze zu den gefangenen älteren Geschwistern, im Allgemeinen zwar einer standesgemäßen Behandlung erfreute, aber eine den Kurfürsten keineswegs befriedigende Erziehung genoß. „Unsere Kinder," schreibt er am 15. Januar 1706 an seine Gemahlin, „haben stets eine verderbliche Erziehung. Das Alter kommt und die Gewohnheiten bilden sich. Was Sie mir in dieser Beziehung von der Prinzessin melden, kann sicherlich Besorgniß erwecken." Ein ander Mal ermahnt er die heranwachsende Maria Anna: „Sie aber, liebe Tochter, die Sie im rechten Alter sind, um Gut und Bös zu erkennen, lassen Sie sich stets die Frömmigkeit am Herzen gelegen sein und darnach alles, was Sie so tugendhaft machen kann, wie ich es zu Ihrem eigenen Besten und meiner vollkommenen Befriedigung

wünschen muß, damit ich, wenn die ersehnte Zeit kommt, daß ich Sie wiedersehen kann, ebenso Ursache habe, Sie um Ihretwillen wegen Ihrer Verdienste zu loben." Und unterm 23. April 1714 schreibt Max Emanuel an seine Tochter, die inzwischen 18 Jahre alt geworden: „Ihre Briefe sind mir allezeit angenehm gewesen, aber der (jüngst an ihn gerichtete vom 16. gleichen Monats) ist es mir noch mehr, weil ich Ihnen nach den Wünschen meines Vaterherzens eine Antwort zu geben habe; ich kann Sie nämlich jetzt versichern, daß das Vergnügen, Sie zu umarmen und bei meiner Rückkehr meine liebe Familie in meinen Staaten wieder vereinigt zu sehen, bevorsteht." Maria Anna — so nannte sich die Prinzessin — begab sich in der Freude ihres Herzens über die endliche Lösung von langer, banger Sorge nach Altötting, um, wie die Verfasserin schön bemerkt, „zu den Stufen jenes Altares ihren Dank hinzutragen, wo die bayerischen Prinzessinnen immer alles, was sie auf dem Herzen haben, mit Vorliebe niederlegten und niederlegen werden."

Am 28. März 1715 endlich fand das Wiedersehen der gesammten kurfürstlichen Familie im Schlosse Lichtenberg statt, eine Scene, die, wie schon erwähnt, in dem prächtigen Gemälde Vivien's festgehalten ist.

Gerade vier Jahre später starb (12. März) Maria Anna's Bruder Philipp Moritz nach kurzer Krankheit in Rom, wohin sich der Prinz mit Beginn des Jahres 1717 begeben hatte. Ein tragisches Geschick fügte es, daß Philipp Moritz genau zur selben Zeit das von der bayerischen Politik erstrebte Ziel erreichen sollte: am 14. März wurde er zum Bischof von Paderborn und am 21. des gleichen Monats zum Bischof von Münster erwählt, also wenige Tage nach seinem jähen Tode.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Hingang dieses Bruders, welcher der Prinzessin, wie aus dem Briefwechsel der beiden Geschwister hervorgeht, sehr nahe gestanden war, von Einfluß auf die religiösen Neigungen der Schwester war.

Ein gewisser Hang zur Frömmigkeit wurde schon frühe an ihr bemerkt und erklärt sich wohl auch leicht aus den Schicksalen der jugendlichen Fürstin in Verbindung mit ihrer schwächlichen Gesundheit, Momente, welche geeignet sein mußten, das innere Seelenleben Maria Anna's zu begünstigen und zu entwickeln.

Auch ihr Oheim, Kurfürst Johann Clemens von Köln, scheint diese Tendenz bemerkt und rege gehalten zu haben. Entschieden größer aber dürfte wohl der Einfluß gewesen sein, welchen eine Klosterfrau vom Anger auf sie ausgeübt hat; mit dieser stand sie in regem Briefwechsel und man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß die Klosterfrau, nachdem sie einmal den religiösen Eifer der Prinzessin erkannt hatte, darauf hinarbeitete, den Ruhm des Münchner Klarissenklosters, welches bereits drei Wittelsbachische Herzoginnen in seinen Mauern als Nonnen beherbergt hatte, zu vermehren durch den Eintritt der einzigen Tochter des regierenden Kurfürsten.

Maria Anna fühlte sich zunächst von dieser und einer weiteren Schwester des Angerklosters besonders angezogen, wodurch sie zu wiederholten Besuchen daselbst veranlaßt wurde; diese selbst wieder führten dazu, daß die Prinzessin zu Weihnachten 1718 dort geistliche Uebungen mitmachte und hiebei auf ihren Klosterberuf aufmerksam wurde. Nun aber kamen Tage und Monate schweren Kampfes: es galt in erster Linie, sich klar zu werden, ob wirklich ein Beruf vorlag, gerade in einen so strengen Orden einzutreten, dann aber, was unter den gegebenen Verhältnissen noch viel schwieriger war, die äußeren Hindernisse, die ihrem Vorsatze im Wege standen, zu überwinden, nämlich die Zustimmung der Eltern zu erlangen. Der Vater konnte sich hiezu lange nicht entschließen, erlaubte aber nach eindringlichen Bitten doch, daß Maria Anna ein Vierteljahr in weltlicher Kleidung im Kloster verweile. Damit war für die Prinzessin Alles gewonnen; einmal dort, war es ihr unerschütterlicher Entschluß, nicht

mehr zu weichen. Und sie erreichte auch, was sie gewollt. Daß ihr dieß nicht leicht gemacht wurde, beweist folgender Brief Max Emanuels:

Meine liebwertheste Tochter!

Nicht ohne Thränen habe ich Ihren Brief gelesen und Ihr zärtliches Lebewohl. Ich bin vom Himmel nicht des Glückes gewürdigt worden, daß ich mich von den Erwägungen, wie sie von Menschen und Sündern meines Schlages angestellt werden im Gefühle der Freude über den Besitz einer Tochter, die ganz in Gott lebt und die Welt in Erkenntniß ihrer Falschheit und Flüchtigkeit verachtet, ziemlich loszureißen vermöchte. Meine väterliche Zärtlichkeit äußert sich nur im Bedauern darüber, sehen zu müssen, daß Sie meinen Hof, mein Palais verlassen und sich von mir trennen, um sich an einer Stätte einzuschließen, wo Sie anstatt eines angenehmen und süßen Daseins, das Sie gemäß Ihrer Stellung und Geburt ohne Einbuße an Frömmigkeit und Heilshoffnung bei Ihrer lieben Mama und mir, sowie der ganzen Familie genießen könnten, nur strenge Härte und Einsamkeit erfahren werden. Weit entfernt, mein liebes Kind, an die kleinen Fehler zu denken, die Sie können begangen haben und derenthalben Ihr gutes Herz mich um Verzeihung bittet, will ich Ihnen sagen, daß, wenn Sie zurückkehren wollen, ich mit offenen Armen Sie aufnehme; es ist noch Zeit und nichts steht dem im Wege außer einzig Ihr Wille, und ich verhehle Ihnen nicht, daß ich, wenn Sie einen solchen Entschluß fassen würden, eine Seligkeit und Freude empfände, die ich nicht auszudrücken vermag. Da Sie Gott sei Dank einen Schatz von Religion und Frömmigkeit besitzen, bethätigen Sie ihn an meinem Hofe und durch Ihr gutes Beispiel werden Sie sich bei Gott vielleicht ebenso große Verdienste sammeln wie mit der strengen Härte eines Klosters, in das Sie sich einschließen wollen! Das mußte ich als guter Vater Ihnen noch vorstellen, ehe ich mit meiner Erwiderung auf den Gegenstand Ihres Schreibens zu Ende komme; aber wenn ich auf Grund Ihrer Festigkeit mich mit Ihren Bitten und Ihrer Berufung zufrieden geben soll, so will ich doch nicht versäumen, dem Akte Ihrer Einkleidung, so empfindlich

und schmerzlich er auch meinem Vaterherzen ist, beizuwohnen. Sie bieten mir, meine liebe Tochter, Ihre Gebete an und versprechen mir, noch ferner für mein Wohlergehen in dieser Welt. wie für das zur ewigen Glorie Nothwendige beten zu wollen, und bitten schließlich um den väterlichen Segen. Was Ihre Gebete betrifft, so vertraue ich völlig auf dieselben, für mich wie für meine Familie, und Sie können Ihre Kindespflicht nicht besser als nach dieser Seite erfüllen. Meinerseits aber rufe ich kraft des Ansehens, das Gott mir als dem Vater gibt, seine unendliche Güte an, daß er Ihnen in Ihrem Vorhaben beistehe und, wenn Sie noch dabei verbleiben wollen, Ihnen die Kraft der Ausdauer verleihe, womit ich meine väterlichen Wünsche und Segnungen vereinige, indem ich Sie versichere, daß ich, in welchem Stand Sie auch immer sein können, meine liebwertheste Tochter, alle Zeit verbleiben werde Ihr guter und getreuer Vater

M. Emanuel, Kurfürst.

Umsonst versuchte der Kurfürst in Uebereinstimmung mit den Wünschen seiner Gemahlin darauf hinzuwirken, daß der Termin der Einkleidung noch weiter verschoben werde, ebenso äußerten die Brüder, der Kurprinz Karl Albrecht und Clemens August, der spätere Kurfürst von Köln, in eindringlichen Worten ihren Schmerz und ihre Bestürzung über den endgiltigen Entschluß ihrer Schwester. Auch ihr Onkel Joseph Clemens richtete einen Brief an sie, der einerseits ob der verständnißvollen Auffassung des Klosterberufes und seiner schweren Pflichten ein ehrendes Zeugniß für den Schreiber ist, andererseits aber der Prinzessin in nicht mißzuverstehender Weise klar legt, welchen folgenschweren Schritt sie zu thun gedenke. „Ich beschwöre Sie bei der göttlichen Barmherzigkeit, sollte Ihnen die geringste Sache im Kloster während dieser Zeit (Noviziat) eine Sorge machen, treten Sie aus und lassen Sie die gefährliche Scham bei Seite . . . Mögen Ew. Hoheit ja bedenken, was Sie thun, bevor Sie Ihre Gelübde ablegen". Und in einem zweiten Briefe ermahnt er sie: „lassen Sie sich durch die Neigungen eines Herzens,

das sich selbst täuscht, und oft das, was nur das Ergebniß einer Leidenschaft oder einer Laune ist, für einen Gnadenstrahl ansieht, nicht verführen“.

Am 29. Oktober 1719 fand die feierliche Einkleidung statt in Gegenwart des gesammten Hofes, der Eltern und Geschwister der Prinzessin; die junge Novizin erhielt nach den Eltern den Namen Emanuela Therese.

Als das Jahr ihres Noviziates sich zu Ende neigte, schrieb sie wiederholt eindringliche Briefe an ihre Eltern mit der inständigen Bitte, ihr nun die definitive Genehmigung zu dem wohlüberlegten Schritte zu gewähren. Noch einmal erhoben die Eltern pflichtgemäß ihre warnende Stimme, wohl selbst überzeugt, daß der Wille ihrer Tochter nicht mehr beeinflußt werden könne. In diese Zeit äußerer Einwirkungen auf die Prinzessin fällt ein zustimmender und aufmunternder Brief ihrer Tante Violanta Beatrix, der auch auf diese Wittelsbacherin ein helles Licht wirft. Violanta Beatrix war gleich ihrer älteren Schwester Maria Anna Christina mit einem Thronfolger vermählt gewesen und hatte gleich jener ihren Gemahl, den Erbprinzen Ferdinand von Florenz, vorzeitig durch den Tod verloren; die kinderlose Witwe scheint eine tieferuste Natur gewesen zu sein; reich an Erfahrungen beglückwünscht sie die Novizin zu ihrem Entschlusse: „Danken Sie dem lieben Gott, schreibt sie, für den Ruf, den er Ihnen ertheilt hat; glauben Sie mir, meine liebe Mutter und Nichte, daß es nicht genügt, von hoher Abkunft und Prinzessin zu sein, wenn man von mancherlei Widerwärtigkeiten hienieden befreit sein will, und, wollte Gott, ich hätte es gemacht wie Sie . . . Wenn ich nicht zu weit weg wäre und die Dinge hätten nicht einen anderen Lauf genommen, als es schien, dann hätten Sie gesehen, daß ich öfter in Ihre Gesellschaft gekommen wäre, als zu den Festlichkeiten und Bällen, an denen Bayern nur zu reichen Ueberfluß hat . . .“

Am 29. Oktober 1720, genau nach Ablauf des Noviziatsjahres, legte Emanuela Therese die ewigen Gelübde in die

Hände ihrer Aebtissin ab; am nämlichen Tage beging ihr Oheim, der Kurfürst Joseph Clemens, in Bonn der neuen Klosterfrau zu Ehren eine glänzende kirchliche Feier, bei welcher er in einer tiefernsten Predigt die Vorzüge der klösterlichen Entsagungslebens schildert und preist.

Von nun an führt Emanuela Therese das einfach schlichte Leben einer Klosterfrau, unterwirft sich willenlos allen Anforderungen des Hauses und verbringt ihre Tage in Gebet und Entsagung: „sie war wahrhaft demüthig von Herzen". 30 Jahre war sie ihren Mitschwestern eine treue Genossin, bis Gott sie heimholte im Alter von 54 Jahren — „in dem Rufe einer sonderbaren Heiligkeit".

Ob in ihren Jugendjahren auch an ihr Herz die Liebe gepocht in stiller unerwiderter Neigung zu dem Bruder ihrer Mutter, dem Prinzen Konstantin von Polen, und die hiemit verbundene Enttäuschung ausschlaggebend für ihren Eintritt in ein Kloster gewesen, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Die beiden Heiratspläne, welche im Jahre 1714 am kurfürstlichen Hofe sich mit ihrer Person beschäftigten, dürften ihr selbst wohl unbekannt geblieben sein. Immerhin war ihr christliches Opferleben eine That.

Daß aber ihre erlauchte Verehrerin ihr ein Denkmal in ebenso sympathischer als gediegener Form gesetzt, verdient unseren Dank und erweckt zugleich den Wunsch, daß der unbestreitbare Erfolg die hohe Verfasserin zu weiterer schriftstellerischer Thätigkeit anregen möge.

LXIX.

Aus der katholischen Literatur Englands.[1]

II.

2. Stonyhurst.

In England ist es heute an der Tagesordnung, bedeutenden öffentlichen Lehranstalten besondere Monographien zu widmen. Diesem allgemeinen Zuge der Jetztzeit, der auf einem Gefühle tiefer Pietät beruht, nachgebend, haben zwei Jesuiten es unternommen, die Geschichte des berühmten Collegs von Stonyhurst in der westenglischen Grafschaft Lancester in einem mäßigen Bande darzulegen.[2] Allerdings hat der damalige Rektor der hochverdienten Lehranstalt, P. Gerard, aus Anlaß der ersten Jahrhundertfeier des Bestehens derselben in Stonyhurst, ihr einen Prachtband gewidmet, der ihre Entwicklung eingehend darlegt.[3] Indeß gelangte diese Arbeit nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren zur Ausgabe, ihr Format war nicht besonders handlich, manche Fragen, die nur für engere Kreise Interesse besaßen, waren eingehend beleuchtet, und endlich hat Stonyhurst seit 1894 durch den Betrieb der philosophischen Studien und große Bereicherung der astronomischen und physikalischen

---

1) S. Heft 8, S. 614.

2) Stonyhurst, Its past History and Life in the Present. By Rev. George Gruggen, S. J. and Rev. Joseph Keating, S. J., London. Kegan Paul, Trench, Trübner & Cie. 1901. 8°. XII, 280 S. (7½ shill.)

3) Vgl. darüber meine Arbeit im Katholik, 1894. II, 194 – 207.

Apparate einen neuen Aufschwung genommen. Diese Umstände schienen die Herstellung einer neuen Geschichte des Colleges zu rechtfertigen, welche soeben ans Licht getreten ist.

Die mit zahlreichen Lichtdruckbildern versehene Schrift ist mit vielem Fleiß und unter Benutzung ungedruckter Archivalien verfaßt und verdient, ganz abgesehen von der geschichtlichen Entwicklung der berühmten und hochverdienten Lehr- und Erziehungsanstalt, auch als Beitrag zur Geschichte der Pädagogik allerorten eingehende Betrachtung. Ueber die Geschichte können hier nur die allernöthigsten Daten angegeben werden. Durch die drakonische Gesetzgebung unter Königin Elisabeth aller Hilfsmittel zu höherer Geistesbildung beraubt, mußten die englischen Katholiken ihr Auge auf das Ausland werfen, um hier, wenn auch in ungenügender Weise, Ersatz zu schaffen. In seiner geradezu staunenswerthen Energie gelang es dem unermüdlichen Jesuitenpater Robert Parsons (1546—1610) mit Hilfe des Herzogs von Guise zu Eu in der Normandie ein Gymnasium zur Erziehung englischer Jünglinge katholischen Bekenntnisses zu errichten. Die Ermordung des Herzogs hatte die Verlegung der Anstalt nach St. Omer in der damals spanischen Grafschaft Artois zur Folge. Am 18. Oktober 1592 hier zum zweiten Mal eröffnet, von den spanischen Königen reichlich unterstützt, unter Ludwig XV. von Frankreich zum „königlichen Colleg" erhoben, von der englischen Regierung zeitweilig verfolgt, stets aber mit mißtrauischen Augen angesehen und scharf bewacht, hat das Colleg von St. Omer unter der hingebenden Leitung der englischen Jesuiten für die Erhaltung des Katholicismus in England sich Verdienste erworben, die unauslöschlich in die Blätter der Kirchengeschichte eingegraben sind.

Der Lehrmethode des Ordens entsprechend, aber nicht minder in Uebereinstimmung mit den geistigen Bedürfnissen des unter dem Hammer der Gesetze mehr und mehr zusammensinkenden Häufleins englischer Katholiken wurde der Betrieb der klassischen Studien in den Vordergrund gestellt. Die Erziehung aber trug einen durchaus englischen Charakter an sich. Es hätte nahe gelegen, französische Erziehungsart zur Geltung kommen zu lassen, und zwar um so mehr, als man von der Gnade Frankreichs abhing und der Magistrat von

St. Omer den Engländern keineswegs sich gewogen bewies. Die Feinde des Ordens gefallen sich bekanntlich in dem Vorwurfe, er versäume bei der Erziehung die Pflege des nationalen Elements und der Vaterlandsliebe. Aus der Geschichte des Gymnasiums von St. Omer erhellt das gerade Gegentheil. Ungeachtet der empörend grausamen Behandlung der englischen Katholiken durch die einheimische Gesetzgebung haben die Jesuiten in St. Omer die Flamme der Liebe zum englischen Vaterlande sorgfältig bewacht und erhalten, und ihre Schüler ließen keine Gelegenheit vorübergehen, bei freudigen und kummervollen Ereignissen der Heimat ihre Theilnahme selbst auf die Gefahr hin zum Ausdruck zu bringen, ihres neuen Heimes auf fremdem Boden verlustig zu gehen.

Mit welch starker Liebe aber die Schüler von St. Omer an der Religion ihrer Väter hingen, das bekundet die lange Reihe der Blutzeugen und Bekenner, die lieber das irdische Leben darangeben, als das ewige verlieren wollten.

Im Jahre 1762 durch die von den französischen Parlamenten verfügte Aufhebung der Jesuiten nach Brügge in den österreichischen Niederlanden übergesiedelt, hat die Anstalt bis zur förmlichen Unterdrückung des Ordens durch Papst Clemens XIV. am 16. August 1773 hier ihr Dasein gefristet, um dann als geistliche Akademie in der Stadt Lüttich unter dem Schutz des Fürstbischofs Msgr. Welbruck bis 1794 fortzubestehen. Unter unsäglichen Schwierigkeiten brachten die Engländer beim Anzug der Franzosen in Lüttich, wo heute noch die Rue des Anglais an dieselben erinnert, ihre Habseligkeiten nach Rotterdam und dann in die nordische Heimat, wo der reiche Gutsherr Thomas Weld sein Schloß Stonyhurst im Herzogthum Lancashire dem Colleg als Wohnsitz anwies. Damals eine starre Wüste, zählt Stonyhurst heute, was Bequemlichkeit und Großartigkeit der Gebäude, was Pflege der umgebenden Gärten und Wälder, was Ausstattung der Büchereien und naturwissenschaftlichen Instrumente, insbesondere der der Sternwarte, was Pflege der Sittlichkeit und der Religion, was endlich Ernst und Erfolge im Betrieb der Studien anlangt, zu den vornehmlichsten katholischen Studienanstalten des katholischen Erdkreises. Für die

Einzelheiten müssen wir die Leser auf das inhaltreiche Buch selbst verweisen.

An dieser Stelle soll nur eine Thatsache betont werden, welche uns für die deutschen Katholiken und ihre Stellung zur Pflege der Wissenschaften an den heimischen Hochschulen von Bedeutung dünkt. Um den Studenten von Stonyhurst ihre künftige Lebensstellung zu sichern, wurde das Colleg der Universität London 1838 angeschlossen, welche auf Grund bestandener Prüfung die Doktorgrade verleiht, abweichend von Oxford und Cambridge, die damals in einem anglikanischen Luftreich athmeten und bis anfangs der Siebzigerjahre auch noch die Annahme der 39 Artikel der Hochkirche forderten. Daß der Geist, der in Oxford damals wehte, der katholischen Weltanschauung den Tod brachte, hat mehr als ein Vertreter der berühmten Hochschule unumwunden eingestanden und wurde für den heiligen Stuhl und die englischen Bischöfe Veranlassung, katholischen Jünglingen den Besuch der Landeshochschulen wegen schwerer Gefährdung ihres Glaubens zu untersagen. [1])

Heute ist das anders geworden. Die Verbindung des Stonyhurst Collegs mit der Universität London hatte den alten Studiengang der Jesuiten in den Hintergrund gedrängt, während die beiden Landeshochschulen die Freiheit des Religionsbekenntnisses achten und die alten Bursen allen Confessionen offen halten. Daraufhin hat der päpstliche Stuhl gemäß dem Antrag der englischen Bischöfe unter Beobachtung gewisser Vorsichtsmaßregeln, welche die Reinerhaltung des katholischen Glaubens bei den Studenten bezwecken, den Besuch der Landesuniversitäten erlaubt. Nach zwei Seiten hat diese Veränderung sich geltend gemacht. In Stonyhurst selbst ist die Abtheilung der „Philosophen“ ins Leben gerufen worden, die nach Maßgabe besonderer, in englischer Sprache abgefaßter philosophischer Lehrbücher einen mehrjährigen Cursus durchmachen und „deren Leben eine vernünftige Verschmelzung der Freiheit der Universitäten mit der für den erfolgreichen Betrieb der Studien erforderlichen Strenge darstellt“ (135). [2]) Sodann hat sich Stonyhurst 1896

1) Vgl. A. Bellesheim, H. E. Manning. (Mainz 1892). S. 110–12.

2) Ueber die vielleicht bedeutendste Abtheilung der Manuals of catholic Philosophy, nämlich: Psychology empirical and

der Universität Oxford angliedern lassen, wo P. Clarke eine Hall stiftete und wo Jesuiten und Benediktiner den Besuch der Vorlesungen überwachen und religionswissenschaftliche Vorträge [1]) unter verständnißvoller Berücksichtigung der Bedürfnisse, wie der Gefahren des modernen Lebens halten. Das durch die religiöse Bedrückung der Katholiken den letztern aufgezwungene Gesetz der Fernhaltung vom geistigen Leben der Nation ist heute durchbrochen. Sie nähern sich ihren nichtkatholischen Mitbürgern, um auf gemeinsamem Boden gemeinsame geistige Interessen zu verfolgen. Das prächtige Buch verdient einen weiten Leserkreis.

3. Das dritte Werk, welches wir anzuzeigen wünschen, ist geeignet, Empfindungen schmerzlicher Natur beim Leser zu erregen, die selbst dann nicht zurückweichen, wenn man den guten Glauben des Verfassers und sein stark betontes Bemühen, den Interessen der geschichtlichen Wahrheit zu dienen, in Betracht zieht. Der katholische Geistliche der Erzdiöcese Westminster, Ethelred Taunton, hat sich den traurigen Ruhm der Abfassung einer Geschichte der englischen Jesuiten von 1580—1773 erworben, die uns deutlich zeigt, wie man nicht Geschichte schreiben soll. [2]) Unsäglich bitter war das Elend, welches die antikatholische Gesetzgebung unter Elisabeth und Jakob I über die treuen Kinder der Kirche gebracht. Zum Elend gesellten sich Hohn und Schmach durch die Streitigkeiten zwischen Weltpriestern und Ordensgeistlichen gegen den Ausgang der Regierung der Königin.

---

rational. By Michael Maher S. J. Professor of mental Philosophy at Stonyhurst College, Fourth Edit. re-written and enlarged. London, Longmans 1900. XVI. 602 pag. habe ich mich im Katholik 1901. I, 91-93 verbreitet. Die Universität London hat den Verfasser auf Grund dieser angesehenen Leistung soeben zum Doktor der Philosophie ernannt.

1) Ueber diese regelmäßig im Druck erscheinenden Vorträge vgl. meine Uebersichten der katholischen Literatur Englands in der Literarischen Rundschau der Jahre 1900 S. 139 und 1901 S. 131.

2) The History of the Jesuits in England 1580—1773. By Ethelred L. Taunton with twelve Illustrations. London 1901. Methuen & Co. 8°. XII, 513 p. (shill 21.)

Daß dieselben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht gänzlich erloschen waren, bezeugt die Bulle Leos XIII. Romanos Pontifices vom 8. Mai 1881 über die Beilegung gewisser Streitpunkte zwischen den beiden Abtheilungen der Geistlichkeit. Mit Bezug auf das letzte Jahrzehnt der Regierung Elisabeths behaupten gewisse Leute unlösliche Conflikte zwischen Jesuiten und Benediktinern, und Jesuiten und Weltgeistlichen. Wer die Dinge mit katholischem Auge betrachtet, wird der Wahrheit leicht gerecht werden. Dem feingebildeten Benediktiner Camm ist man das Zeugniß schuldig, daß er in seiner Schrift über seinen Ordensbruder und Blutzeugen Roberts diese heiklen Streitigkeiten mit ebenso großer Sorgfalt, wie wohlthuender Gerechtigkeitsliebe behandelt und so die Wissenschaft wirklich bereichert hat. Daß der Widerstand der Jesuiten gegen die Zulassung der auf ein einziges Mitglied, Dom Buckley, zusammengeschmolzenen englischen Benediktiner keinen grundsätzlichen Bedenken entsprang, sondern nur Rücksichten der Zweckmäßigkeit, bekundet am deutlichsten die Thatsache, daß die drei solidesten Berichte über das Martyrium des Ehrwürdigen P. Roberts von Jesuiten herrühren. Ohne dieselben hätte Camm sein Lebensbild nicht zeichnen können.[1]) Auch der Jesuitenpater Pollen hat in seinem Aufsatz: Troubles of Jesuits and Benedictines in Valladolid 1605 diese Streitigkeiten berührt, aber maßvoll, und unter Berücksichtigung vieler weitreichender Ursachen.[2])

Entgegen diesen kenntnißreichen Vertretern der beiden in Frage kommenden Orden tritt Taunton wie ein öffentlicher Ankläger gegen die Jesuiten auf, denen er den Krieg bis aufs Messer erklärt. Er arbeitet wie ein Höllen-Breughel, aber nur zu seinem eigenen Schaden, zum offenen Vortheil seiner Gegner. Der Geist, der uns aus den ersten Kapiteln entgegenweht, ist dem apostolischen Stuhl nicht geneigt. Auch wer Tauntons Versicherung für allseitig wahr hält, er huldige „keinen Anschauungen, die sich nicht in engster Uebereinstimmung mit der Lehre der heiligen Kirche befinden“,[3]) wird viele seiner

1) Literarischer Handweiser Nr. 677.
2) Month 94 (1899) 233.
3) Month 97 (1901) 505.

Bemerkungen nur als Ausfluß einer nicht besonders warmen katholischen Gesinnung auffassen müssen. Hochgradig ist seine Abneigung wider die lateinischen Rassen, denn „sie führen die Menschen am Gängelbande“ (12). Und was die Curia betrifft, so steht er derselben mit der Kühle eines Febronianers gegenüber, denn „sie entlehnte ein System den Spaniern, welche Erörterung oder Oeffentlichkeit nicht erlauben; Centralisation war das Ideal; Routine ihre Praxis; die Rechte des Volkes wurden übergangen“ (8). Die von katholischer Seite heute mehr denn je eingestandenen betrübenden Zustände Roms im Beginn des 16. Jahrhunderts übertreibt Taunton maßlos, indem er ihnen als „natürliche Wirkung“ den Fall Luthers in den Worten beimißt: „Luther wurde in die Häresie getrieben“ (6). Daß er von Luthers Geistesgang keine Ahnung hat, ist unverkennbar.

Mit den Päpsten und der Curie werden die Jesuiten auf die nämliche Linie gestellt. Tauntons Anklagen sind indeß nicht originell, man kann sie in jeder protestantischen Polemik ausführlich lesen. Was er besonders betonen zu sollen glaubt, das ist das Streben der Jesuiten, wie er behauptet, „die Geistlichkeit und durch sie die Laienschaft zu unterjochen“ (172). Ein sonderbarer Canonist redet aus diesen Worten! Daß kein Orden, er nenne sich wie immer, den wahnwitzigen Versuch unternehme, die Weltgeistlichkeit und die Laienschaft sich zu unterwerfen, dafür sorgt der heilige Stuhl, der Hüter der Wahrheit nicht bloß, sondern auch der gottgewollten Verfassung der Kirche. Wenn aber Taunton unter diesen Bemühungen der Jesuiten Unterwerfung des menschlichen Geistes unter das edle Joch der Wahrheit des Christenthums und der katholischen Kirche verstehen sollte, dann haben die Jesuiten derartige Bemühungen mit dem Völkerapostel gemein, der „jeden Verstand in den Gehorsam Christi gefangen nahm“,[1]) ja sie berühren sich mit Jedem, der für die Wahrheit seiner Ueberzeugung eintritt und auch seinem Nebenmenschen diese Ueberzeugung beizubringen wünscht. Uebrigens beweisen die von Taunton angeführten Beispiele (172) nichts für seine Behauptung. Daß die Jesuiten damals nicht frei von

1) 2 Kor. 10,5.

Mängeln waren, ist ein Schatten, den sie mit dem Verfasser und seinen Freunden sammt und sonders theilen. Dieses Eingeständniß ist aber himmelweit verschieden von der Anklage „Unterjochung der Geistlichkeit".

Den hellen Zorn des Verfassers erregen besonders zwei Männer, die Jesuiten Parsons und Garnet. Für das entstellende Bild, welches Taunton von Parsons zu liefern die Gewogenheit gehabt, dürfte das Porträt desselben maßgebend sein, welches an der Spitze des Buches steht. Während Parsons Brustbild in der oben gewürdigten Monographie über Stonyhurst nach einem alten Gemälde in diesem Colleg sofort beim Beschauer den Eindruck der Glaubwürdigkeit und Treue hervorruft, haben wir es bei Taunton nicht mit einem Ordensmann, sondern mit dem Brustbild eines Bischofs oder Abtes zu thun, wie Mitra und Stab klar andeuten. Und dieses Bild ist 1622 gemalt worden, während Parsons 1610 des Todes verblichen ist. Ganz unzweifelhaft stellt dieses Bild den P. Parsons ebensowenig dar, wie Taunton in seiner schriftlichen Darstellung die Züge dieses unermüdlich emsigen, von den höchsten Idealen begeisterten, wenn auch hie und da dem Irrthum verfallenen Manne geliefert hat. Zeitlebens soll er vom Puritaner etwas an sich getragen und dem seligen P. Campion den Strick um den Hals gedreht haben (83). Beide Anklagen hat Pollen als jeder Begründung entbehrend nachgewiesen.[1] Geradezu aus krankhafter Voreingenommenheit ist aber die Darstellung über Parsons Stellung und Einfluß in Rom entstanden. Der spanische Gesandte bei Paul V. ist ihm wie ein Diener ergeben, „die Cardinäle, sogar selbst den Papst, bewegt er wie Figuren auf einem Schachbrett" (233). „Und über das Festland reckt er seine Arme aus", um von England Besitz zu ergreifen.

Man mag noch lange nicht alle politischen und kirchenpolitischen Anschauungen Parsons' vertheidigen. Aber man sollte Gerechtigkeit üben und denselben aus seiner Zeit zu begreifen suchen, aus jenem Stadium des Uebergangs aus der Regierung der grausamen Elisabeth in die Herrschaft Jakobs I., den Sohn der katholischen Maria Stuart, der die Hoffnungen der englischen

1) Month 97 (1901) 506.

Katholiken vor der Thronbesteigung 1603 durch ansehnliche Versprechungen erregt, dann aber elend getäuscht hatte.

Das gesammte kirchenpolitische Verhalten vieler leitender Männer im Kreise der damaligen Katholiken Englands erklärt sich lediglich im Lichte der Grausamkeit Elisabeths, welche der Nation das Kostbarste, was sie besaß, den katholischen Glauben, nicht etwa auf dem Wege der Ueberzeugung, sondern mit Hilfe von Schwert und Güterentziehung zu entreißen sich bemühte. Mag es für uns schwer sein, uns in die geistige Verfassung der Cardinäle Pole und Allen, der Theologen Stapleton und Sandor hineinzudenken, welche den Grundsatz vim vi repellere lange vor Parsons vertreten zu sollen glaubten — dieses Princip wurde damals anerkannt und zwar nicht bloß von Katholiken, sondern kraftvoll und erfolgreich namentlich von den Protestanten, welche auf diesem Wege die „glorreiche Revolution" von 1688 in Scene setzten. Heute wäre es endlich an der Zeit, die Archive von Simancas und vom Vatikan mit ihren zahlreichen Parsons-Briefen zu untersuchen und auf Grund derselben eine Biographie des Paters zu zeichnen, dessen Bild von der Parteien Haß entstellt wird. In den Akten der spanischen Nuntiatur des Vatikanischen Archivs entdeckte ich im Winter 1884 einen Empfehlungsbrief des Benediktinerabtes Alphons in Valladolid vom 20. September 1596 für Parsons an Papst Clemens VIII., welchen ich meiner Biographie des Cardinals Allen einverleibt habe.[1]) Dieses Schreiben in Verbindung mit der Thatsache, daß der heilige Stuhl Parsons viele Jahre lang uneingeschränktes Vertrauen bewiesen hat, wiegt in meinen Augen alle und jede hämischen Angriffe wider diesen Mann vollkommen auf.

Wir kommen zum P. Garnet. Diesen Mann, der von den englischen Katholiken stets als Blutzeuge für die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Beichtsiegels verehrt worden, dessen Seligsprechung in Rom heute betrieben wird, sucht Taunton seines Ruhmes zu berauben. Auf Einzelheiten einzugehen, widerstrebt uns. Wir berufen uns zur Vertheidigung des heldenmüthigen Mannes auf Professor Gardiner in Oxford, der also

1) A. Bellesheim, Wilhelm Cardinal Allen. Mainz 1885. S. 289.

schreibt: „Vor dem Galgen beharrte (persisted) er bei seiner Ableugnung, daß er irgendwelche positive Information über die Pulververschwörung,[1]) ausgenommen in der Beicht, gehabt habe, obwohl er einräumte, wie er das auch vorher anerkannt hatte, daß er eine allgemeine und verworrene Kenntniß von Catesby empfangen. Und das ist aller Wahrscheinlichkeit nach die genaue Wahrheit".[2]) Mit dieser Auffassung stimmen die besten und zuverlässigsten Berichte, sogar solche von Augenzeugen, überein. Sie sind jüngst im Londoner Tablet dem Wortlaute nach aus dem Handschriftenschatz des Public Record Office und Stonyhurstcollegs mitgetheilt worden.[3]) Aus ihnen erhellt, daß der Gerichtsschreiber vor aufgerichtetem Galgen Garnet zu dem Bekenntniß zu bestimmen suchte, er habe nicht in der Beichte, sondern außerhalb derselben von der Pulververschwörung Kenntniß erhalten, daß Garnet aber diese Zumuthung abgewiesen und seine vor dem Gericht abgegebene Erklärung, nur in der Beichte von der Verschwörung erfahren zu haben, im Angesicht des Todes in der bestimmtesten Weise aufrecht erhalten habe.

Wie die Lebenden, so besitzen auch die Todten Anspruch auf Heilighaltung ihrer Ehre. Diese zu vertheidigen, ist des Schweißes der Edlen werth.

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

1) Vgl. diese Zeitschrift 121 (1898), 577 ff.

2) S. R. Gardiner, History of England from the Accession of James I to the Outbreak of the civil War 1603—1642. 1 (London 1887) 282.

3) Tablet 97 (1901) 897.

LXX.

Zu Rom.

Reiseerzählung von Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern.

Rom! Was für eine Welt diese drei Buchstaben enthalten! Für die Heiden wie für die Christen hat es einen eigenen, unbeschreiblichen Reiz.

Es war das höchste Ziel meiner Träume und ich habe es erreicht, ich war in Rom!

Eines Tages beim Frühstück sagte ich zu meinem Mann: „Gibst Du mir 6 Tage Urlaub?" Nach 20 Jahren war es das erste Mal, daß ich eine solche Frage stellte. — „Wozu?" — „Ich möchte nach Rom gehen." Nach ein paar Tagen wiederholte ich meine Bitte und sie wurde genehmigt. Mein Mann bat den Prinzregenten um die Erlaubniß, und ich bekam ein Telegramm: „Wünsche Dir von Herzen gute Reise." Ich hätte mit meinem Schwager und meiner Schwägerin, Herzog und Herzogin von Genua, abreisen sollen, aber mein Schwager ward an diesem Tage gerade krank und bat mich, die ersehnte Abreise nicht seinetwegen zu verzögern.

So traten wir denn: mein Sohn Adalbert, meine Tochter Pilar, meine Schwägerin Clara, drei Damen, der Hofkaplan und zwei Kammerfrauen, unsere Pilgerfahrt nach Rom an. Wir wollten eine regelrechte Pilgerfahrt machen;

aber anstatt mit unserem Pilgerstab zu Fuß zu wandern, ließen wir es uns ganz bequem sein in einem Coupé I. Klasse eines Wagens, dessen verschiedene Abtheilungen durch einen Gang verbunden waren. Unsere Bequemlichkeit ging so weit, daß wir glaubten, ein Recht auf den ganzen Wagen zu haben. Hochmuth kommt vor dem Fall: kaum waren wir eingeschlafen, erscheint mein Töchterchen Pilar mit seinem Kopfkisserl und sagt als Entschuldigung für unsere Störung: „Ein italienischer Bub hat sich mir auf den Kopf gesetzt.“ Wir lachen und gewähren ihr bereitwillig Nachtquartier. Mit dieser heiteren Episode begannen nun unsere mannigfachen Reiseabenteuer. Sobald ein Eindringling abgezogen war, erschien ein neuer. Soeben hatte sich ein italienischer Jünger des Mars empfohlen und wir waren wieder eingeschlafen, als die Thüre energisch aufgerissen wurde: ein dicker Herr mit grauem Bart stand auf dem Gang. Der Wagenwärter, der schon ein Trinkgeld bekommen hatte, vertraute dem Fremden, die zwei Damen seien zwei Prinzessinen, er aber schrie ihn wüthend an: „Was, wissen Sie nicht, daß ein Deputato mehr ist als zwei Prinzessinen?“ Dann sah er auf einmal meine Tochter, die ruhig weiter schlief — „povera bambina“ sagte er mit weicher Stimme und verschwand. Jetzt stürzte eine ganze Familie mit Frauen und Kindern herein und es blieb nichts übrig, als Platz zu machen. Der Familienvater war gewaltthätig; ich muß gestehen, meine Pilgerstimmung ging einen Moment verloren und ich nahm etwas schroff ein Packet, das der Fremde mir reichte.

Bei Tagesanbruch kamen von neuem Reisende herein, wir getrauten uns nicht, unsere Plätze auch nur eine Minute zu verlassen, man hätte sie sofort besetzt. Auf einmal hörte ich: „Da könnte einem das Reisen vergehen.“ Diese Heimatlaute klangen wie Musik an mein Ohr, obwohl ich schon das Land, wo die Citronen blühen, erreicht hatte. Wir klassificirten unseren Deutschen und seinen Begleiter,

die sehr vornehm aussahen, als einen Prinzen und seinen Adjutanten. Sie hatten keinen Platz und blieben auf dem Gang; wir baten sie zwar, bei uns Platz zu nehmen, doch wollten sie nicht stören, und versprachen nur, die zwei Plätze zu besetzen, wenn wir bedroht wären, unangenehme Gesellschaft zu bekommen.

Allmählich stieg die Sonne auf, die prächtige warme Sonne des Südens: bei dieser Beleuchtung kommen die unbedeutendsten Bilder viel mehr zur Geltung. Hätten wir unsere Pilgerfahrt zu Fuß gemacht, wir wären wohl öfters am Wege stehen geblieben. Mein Sohn und ich füllten im Geist ein Skizzenbuch mit Aquarellen: hier ein Haus, an dessen Fenstern die Maiskolben hingen, vor der Thüre die großen Krüge zur Aufnahme des Oeles, dort ein Karren mit zwei großen weißen Ochsen bespannt. Die Reben, die braunen Knaben in Lumpen gekleidet, alles war so malerisch, die Umgebung von Florenz mit den dunklen Cypressen, darüber der blaue Himmel, — diese dunklen Cypressen, nach welchen ich mich so gesehnt hatte! Die verschiedenen Ruinen auf den Hügeln, der Trasimenische See, und dann von weitem wie ein Riesen-Weihrauch-gefäß, dessen Inhalt zum Himmel steigt: die Kuppel von St. Peter, das Ziel!

Endlich! Der Zug hält, wir steigen aus. Die Oberin der Englischen Fräulein, unsere liebenswürdige Gastgeberin, holte uns persönlich an der Bahn ab, sah nach unserem Gepäck, verschaffte die Droschken und besorgte alles; Cook selbst würde sie nicht übertreffen!

Im Wagen gab sie mir einen Brief des Inhalts: „Ich möchte der Erste sein, der in Rom Sie willkommen heißt; ich freue mich sehr, Sie nach so vielen Jahren wieder zu sehen; sobald ich weiß, daß Sie da sind, werde ich wegen der Audienz beim Heiligen Vater alles arrangiren.“ Unterschrieben: Cardinal Rampolla.

Gleich beim ersten Schritt in Rom einen Gruß aus

dem Vatikan zu bekommen, freute mich sehr; aber an diesen Gruß waren noch besondere Erinnerungen aus meiner glücklichen Jugendzeit geknüpft; der Cardinal war viele Jahre Nuntius in Madrid gewesen, er hatte die Erlaubniß, daß ich meinen Vetter heiraten durfte, vermittelt und war bei der Taufe meines Sohnes Ferdinand anwesend gewesen.

Wie der erste Eindruck von Rom war, könnte ich nicht sagen; ich sah die Straßen nicht, ich wußte nur, daß ich in Rom sei, und dieses Bewußtsein machte mich unendlich glücklich. Wir wurden bei den Englischen Fräulein sehr schön einquartirt, das Haus mit dem Hof und der Terrasse vor uns, wo man eine Aussicht auf den Garten der Villa Barberini hat, erinnerte mich an Sevilla.

Im Anfang ist man über die Marmortreppen und Böden erstaunt; später gewöhnt man sich so daran, daß man fast vergißt, es gebe auch noch andere Steine.

Die Herren bekamen zwei Zimmer in einem Nachbarhaus, und jetzt hieß es, nur keine Zeit verlieren und die Tage gut benützen.

Mein Hauptgedanke war, den Weg zum Hl. Vater so bald als möglich zu machen. Da ich incognito war, brauchte ich keine Rücksicht auf die Etiquette zu nehmen und schlug vor, anstatt an den Cardinal zu schreiben, einfach mit der Frau Oberin zum Vatikan zu fahren und dort persönlich mich über alles zu erkundigen. Meine Incognito-Rechte wurden anerkannt, obwohl ich gleich nach der Ankunft meinen Namen verrathen hatte. Ich will auch erzählen, wie das kam. Neben meinem Zimmer hörte ich deutsch reden und ging einfach hinaus mit der Frage: „Wünschen Sie etwas?" Es waren zwei Mönche, die nach einer der Schwestern frugen; ich schickte meine Tochter, um sie zu suchen, und wie es immer geschieht, wenn man im Auslande sich begegnet, die Fragen folgten sich: „Sind Sie auch deutsch?" — „Ja." — „Woher?" — „Aus Bayern." — „Wir auch." Dann mit einem Blick auf den braunen Habit

frug ich meinerseits weiter: „Welcher Orden?“ — „Karmeliter.“ Es war der 15. Oktober, das Fest der hl. Teresa, und sie schickte mir bayerische Karmeliter entgegen; ich konnte nicht anders als ihnen unter meinem wirklichen Namen die Hand reichen. Man wird mich sicher entschuldigen.

Es war 6 Uhr Abends, als die Oberin und ich einer Droschke am Petersplatz entstiegen. Die Glocken läuteten das Ave mit dem warmen, tiefen Ton, und der Friede in dieser ersten Begrüßung von St. Petersdom war unbeschreiblich!

„Zum Cardinal Rampolla,“ sagte die Oberin zum Schweizer mit seiner bunten, malerischen Uniform. „Die Treppe rechts,“ antwortete er deutsch. Am liebsten hätte ich ihm mit einem Knicks dafür gedankt. Oben auf der Galerie blieb ich bewundernd stehen: wie schön war Rom bei dem goldenen Sonnenuntergang! Im Vorzimmer Sr. Eminenz warteten viele hohe Persönlichkeiten, die einen mitleidigen Blick auf mich warfen, als der Sekretär mich verließ. „Diese arme Frau, welche eine Klosterfrau um diese Stunde einführt, muß in großer Noth sein,“ dachten sie wahrscheinlich, und wie erstaunt waren sie aber dann, als der Cardinal mich bis an die Treppe begleitete. Meine Kinder kamen mit meiner Schwägerin Clara in glühender Begeisterung nach Hause; wie schön war das Colosseum und Forum im Mondschein!

Wir gingen zeitig zu Bett, da am nächsten Tage es früh aufstehen hieß, um vor allem unsere religiösen Pflichten zu erfüllen. Das Germanicum, ein deutsches Seminar, war nicht weit von unserem Kloster entfernt; aber noch näher war San Carlino, das den spanischen Trinitariern gehört; ich schickte die deutsche Abtheilung ins Germanicum und gönnte mir die Freude, unter spanischen Dienstboten neben einem Beichtstuhle zu knien. Ich kam dann noch richtig vor der hl. Messe ins Germanicum. Wir saßen nachher sehr

befriedigt beim Frühstück, die Welt schien uns voll Sonnenschein und es war in der That ein herrlicher Sonnenschein an dem Morgen.

„Nach St. Peter!“ hieß es dann. Alle machten sich fröhlich bereit, wir waren 10 Personen im Ganzen mit unseren Dienstboten.

St. Peter ist eine Welt für sich, man würde Monate brauchen, um alle die Schönheiten zu studiren, sie sind in jedem Reisehandbuch zu finden, und ich wäre nicht im Stande, weder Namen noch Daten anzugeben, noch eine Kunstdissertation darüber zu schreiben. Ich weiß nur, daß die katholische Welt einen unermeßlichen großartigen Dom um das Grab des armen Fischers von Galiläa gebaut hat. „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“, sprach Christus, und vor seinem Wort beugten sich die Häupter seiner Treuen. Wir lenkten unsere ersten Schritte zum Herrn in der Sakramentskapelle, dann zur Darstellung seiner Kirche: Petrus mit den Himmelsschlüsseln in seiner Hand. Die Statue sah klein aus in dem Riesenbau; aber meine Tochter hätte den Fuß nicht küssen können, wenn ich sie nicht vom Boden aufgehoben hätte. Dann stiegen wir zum Grab, ringsherum auf der Marmorballustrade brennen viele Bronzelampen, die Wände sind von eingelegten Halbedelsteinen, die Säulen von Alabaster; aber alle diese Kostbarkeiten sind nur eine schwache Huldigung der Menschen. Dort liegt der Mann, der alles verlassen hatte, um dem Herrn zu folgen, er hatte große Schwächen, aber durch seine überirdische Liebe verdiente er, von seinem Meister unter den Zwölfen auserwählt zu werden. Sein einfacher Holzstuhl steht überdeckt mit Bronzen und Vergoldungen, hoch erhaben in einer prächtigen Kapelle, als päpstlicher Thron.

Die Bilder von Rafael in Mosaik ausgeführt, die Grabdenkmäler der verschiedenen Päpste, vor denen man das Gefühl hat, der Marmor müsse in Italien so weich wie Wachs sein, erregen unsere Bewunderung derart, daß wir

vergessen, wie sehr die Minuten in Rom für uns gezählt sind. O, der schlafende Löwe von Canova, ich sehe ihn noch vor mir! Vorwärts, vorwärts, sagt unsere Führerin und wir trachteten vorwärts zu kommen. Auf einmal begegnen wir dem Quardian der Kapuziner aus München, das war eine Freude. „Pater, ich bin in Rom“, sagte ich, um mich selber zu überzeugen, daß ich nicht träumte. „Ich habe es soeben von Professor N. gehört“, sagte er auf unseren Reisegefährten deutend. „Was? unser vermeintlicher Prinz ist ein Professor aus München? Das freut uns sehr“. Der Pater hatte um 12 Uhr Audienz beim Hl. Vater, wir mußten noch geduldig warten.

Um uns einstweilen zu trösten, gingen wir in die Loggias von Rafael. Welche Manigfaltigkeit der Zeichnungen, und doch wie ruhig und vornehm gehalten! Die „Disputa“ und die großen berühmten Fresken könnte man stundenlang anschauen; aber meine Wahrheitsliebe läßt mich jetzt etwas so Fürchterliches gestehen, daß ich, wenn ich je die Ehre gehabt habe, unter die Gebildeten gerechnet zu werden, nun aus dem heiligen Verband hinausgeworfen werde; von der Sixtinischen Kapelle war ich enttäuscht! Ob meine Müdigkeit schuld war, oder die grünbespannten Tribünen für den nächsten Pilgerempfang, oder der Altar, der zu den Wänden nicht ganz stimmt, könnte ich nicht sagen. Die leider schadhaft gewordenen Fresken sind Meisterwerke, jede einzelne Figur; ich bemühte mich noch, sie vermittelst meiner Erinnerungen an das, was ich über sie gelesen hatte, aus-einander zu kennen. Aber mit einem male verwirrte mich die Fülle derart, daß ich die Sibylle u. s. w. alles durch-einander brachte, ja sogar Michel Angelo und Rafael! Um mich vor meinen Kindern wegen des 4. Gebotes nicht mehr zu blamiren und um noch für die Bildung meines Sohnes weiter zu sorgen, sagte ich: „Jetzt zum Laokoon“. Und obwohl die Mittagssonne tüchtig brannte und, prosaisch ge-sagt, wir alle Hunger hatten, gingen wir doch über den

ganzen Petersplatz um den Riesendom herum, den Hügel hinauf zum Belvedere. Die Bäume des vatikanischen Gartens kamen mir wie alte Freunde vor, und als an der Thüre des Belvedere eine kleine weiße Katze mit Halsband mich zutraulich anschaute und es hieß: „die Katze des Papstes“, fürchtete ich, sie zu erschrecken und zu verscheuchen, weil es mich freute, wenigstens die Katze des Papstes gesehen zu haben.

Als wir ins Museum eingetreten waren, wirkte die Begeisterung meines Sohnes ansteckend.

Hand in Hand gingen wir von einem herrlichen Werke zum andern, die ägyptischen Figuren, die er so bewundert, waren in außerordentlich schöner Ausführung da. Aber gerade der Laokoon, Lessing verzeihe mir, war mir am wenigsten sympathisch! Anmuthige Figuren sind mehr mein Fall, als aufgelöste Probleme; Apollo und die Musen ließ ich mir gefallen, die Muskulatur des Diskuswerfers bewunderte ich auch und die vielen schönen Thiere.

Auf einmal küßte die Kammerfrau meiner Tochter mir die Hand mit den Worten: „Ich danke Königl. Hoheit, daß wir alle diese Schönheiten haben sehen dürfen“. Diesen Kunstsinn hatte ich der Frau nie zugetraut. Warum? Wahrscheinlich nur, weil sie eine Kammerfrau war. So hatte ich auch einmal mir eingebildet, eine Prinzessin müßte schönere Füße als ihre Kammerfrau haben, und bat meine alte Spanierin um ein paar Schuhe, weil mein Fuß mir wehe that. „Ich habe gerade ein paar neue“, sagte sie bescheiden, ich wollte sie anziehen — und konnte nicht hinein! Die gute treue Seele hätte sich fast entschuldigt. Ich merke mir beides.

Meine Tochter hatte ich einstweilen Devotionalien kaufen lassen, sie war sehr einverstanden, weil speciell in ihrem Alter die „Mitbringsel“ für die vielen Freundinnen eines der Hauptinteressen bei Wallfahrten bilden. Dem Belvedere gegenüber ist die vatikanische Bibliothek; ich wollte nicht mehr hineingehen, aber der Führer erklärte uns so oft, daß wir den

schönsten Saal der Welt sehen würden, daß wir aus Neugierde ihm folgten.

Diese langmächtigen Gänge mit den bemalten Holzschränken sollten eine Bibliothek sein? Es sah eher wie eine Garderobe aus. Ueber den niederen Schränken sind historische Darstellungen weniger erbaulich als gut gemalt: die Geschichte Pius VII. zur Vorbereitung auf die großartigen Sèvres-Vasen, die als Geschenke Napoleons I. in dem wahrhaft schönen Saal prunken! Dort endlich, in einem Tisch mit Glasthüren sah ich Bücher, und was für Bücher. Eine der ersten Bibeln, Tassos Original der „Gerusalemme Liberata“, Heinrichs VIII. „Assertio de septem sacramentis“, wofür er den Titel Defensor fidei empfing u. s. w. „Was ich nicht begreife“, bemerkte ich hablaut auf spanisch, „ist, wo man hier studieren könnte“. — „Der Studiensaal ist daneben“, antwortete der Führer in derselben Sprache. Ich hätte noch gerne hineingesehen, aber es war keine Zeit mehr, und ich begnügte mich mit einem letzten Blick durch das Fenster in den schönen vatikanischen Garten.

In unserem Kloster sorgte man für unsere körperliche Stärkung. Als wir im Begriffe waren wieder auszugehen, kam Cardinal Cretoni, der längere Zeit auch Nuntius in Madrid gewesen war. Er frug, wohin wir gingen, und ich antwortete: „Zum Grab Pius' IX., ich möchte ihn fragen, ob er mit mir zufrieden ist, er hat mir die erste hl. Communion gespendet und seine Wünsche haben mich durch alle Stürme des Lebens begleitet“. „Gehen Sie nur hin“, sagte ganz einfach der Cardinal und verabschiedete sich. An der Thüre wartete der Diener des Cardinals Rampolla mit dem ersehnten Brief. Ich riß ihn auf: Samstag würde der Hl. Vater uns empfangen (es wär Donnerstag), die Kammerfrauen jedoch durften den nächsten Tag schon kommen, die Karten zum Eintritt in den Vatikan waren beigelegt. War das nicht evangelisch? „Die Letzten werden die Ersten sein.“ Ich reichte ihnen freudig die Karten: „Morgen dürfen Sie

den Hl. Vater sehen, wir erst übermorgen". Das Erstaunen löste sich in diese Worte auf, in denen ein stolzer Ton lag: „Na, was wird man in München sagen, wenn wir erzählen, wir haben den Hl. Vater vor den Prinzessinen sehen dürfen". Ich gönnte ihnen den Triumph und wartete auf den ersehnten Moment, daß auch ich es durfte.

Der Weg nach San Lorenzo hat viel Aehnlichkeit mit der Umgebung von Sevilla, selbst Murillos Knaben waren zu finden, voll Leben in ihrer Armuth, lustig spielend neben dem Gottesacker. Drei verschiedene Leichenbegängnisse zogen an uns vorbei, kein Prunk von Blumenkränzen, aber so viel Liebe und so viel Schmerz. Die Verwandten und Freunde begleiteten mit brennenden Kerzen den Leichenwagen, genau wie in dem Bilde von Feldmann (Düsseldorf) „Der Jüngling zu Naim". Eines muß die Leiche eines jungen Mädchens gewesen sein, weil weißgekleidete Mädchen die Bänder des Sarges trugen.

Die Einfachheit der alten Basilika von St. Lorenzo paßt zum bescheidenen, verfolgten, verkannten Papst Pius IX. Ein Kapuziner führte uns eine Treppe hinunter zu seinem Grabe. Ein Marmorsarg, an dem nur sein Wappen mit dem Franziskus-Gürtel im Relief zu sehen ist und einer schlichten Inschrift, die zum Gebete für ihn auffordert. Man fällt vor seiner Demuth auf die Kniee und antwortet: „Bete du für uns". Die Tage, die ich vor fast 30 Jahren in Rom verbrachte, sah ich wieder: wie meine Mutter uns zum Hl. Vater führte, wie er uns segnete, und was das für mein ganzes Leben war! Ich bat ihn, jetzt vor Gottes Thron zu erflehen, daß der Eindruck von Rom in den Herzen meiner Kinder auch nie verwischt werde. Später, am Abend schrieb ich meiner Mutter: „Ich will meinen Kindern geben, was du mir gabst". Pius IX. hinterließ nur 400 Lire für seine Beerdigung; die katholische Welt jedoch hat um sein bescheidenes Grab eine Mosaik-Kapelle um 4 Millionen gebaut. Hier wird sich mancher denken,

mit diesem Gelde hätte man etwas anderes machen können; Bedenken, die man nicht hat, wenn es sich um ein neues Restaurant oder einen Tanzsaal handelt. Nicht weit vom Papste liegt der hl. Laurentius begraben, der Stein an der Stelle, wohin sein verkohlter Leib geworfen wurde, ist noch zu sehen.

Nachdem wir unsere Jubiläumsandacht in dieser zweiten Basilika verrichtet hatten, fuhren wir zur dritten, Sta. Maria Maggiore. An der Thüre wurden wir förmlich durch die Verkäufer von Postkarten und Mosaikarbeiten attaquirt. Wehe dem, der sich erweichen läßt und einem etwas abkauft, sogleich stürzen 12 andere über ihn her und bieten dieselben Waaren zum halben Preis an. Wir konnten uns durcharbeiten und gelangten in die Kirche. Es war spät geworden und wir hatten kaum Zeit, die Stationen vor Thorsperre zu beten, als ein schlauer Ministrant die Situation und den Nutzen, den er daraus ziehen konnte, erfaßte und sich anbot, uns einiges zu zeigen. Er erzählte uns ganz poetisch, wie die Kirche entstanden sei, wie man am 5. August den Platz mit frisch gefallenem Schnee vorgezeichnet gesehen und wie man zum Gedächtniß des Wunders alljährlich am 5. August von der Kuppel der Kirche weiße Blumen herunterfallen lasse. Ich sah im Geiste die weißen Blumen, und die marmornen und bronzenen Kunstwerke sanken vor ihnen im Werth. Der Junge erklärte weiter seine Schätze; wir sagten ihm, wir hätten keine Zeit mehr, und er schaute uns so mitleiderregend an und rang die Hände, als wollte er sagen: „O diese kalten Menschen", daß er mein in Rom noch weicher gewordenes Herz gewann und ich zu ihm sagte: „Zeige es mir nur!" Er rannte freudig eine Treppe hinunter und ich hinter ihm nach. Die Krippe wollte er uns zeigen mit der zartesten kleinen Marmorgruppe, die man sich denken kann. Sie ist von Bernini ausgeführt, einem Meister, den ich erst in Rom kennen gelernt habe, und der ein eigenes ungemeines Feingefühl zeigt. „Recht hattest du, mein Junge,

daß du mir das zeigen wolltest", sagte ich zu meinem Führer und er war über mein Lob so erfreut, daß er mir ein Bildchen von Maria Schnee schenkte; ich habe es in meinem Buche aufgehoben und darauf geschrieben „vom Ministranten". Merkwürdiger Weise ist in der Nymphenburger Kirche gegenüber meiner Tribüne dasselbe Bild, und ohne zu wissen, wie man diese Darstellung heißt, habe ich immer in allen meinen Anliegen zu ihm geblickt.

Von Santa Maria Maggiore aus ging unsere Gesellschaft auf getrennten Wegen. Ich nahm meine Kinder mit mir, um den deutschen Cardinal Steinhuber zu begrüßen; er wohnt im Germanicum und freute sich, Landsleute zu sehen. Wir sprachen auch über Spanien; ich sagte ihm, die Leute dort wären nicht so schlimm, wie es hie und da aussieht. „Das sagt der General auch," erwiderte er. — „Richtig, der General ist ein Spanier; wo wohnt er?" — „Da oben," sagte er und deutete auf den andern Stock des Hauses. — „Könnte ich ihn begrüßen?" Man führte mich ins Sprechzimmer. Deutschland wird deswegen nicht zusammenstürzen, dachte ich mir und wartete, bis die Thüre aufging und ein älterer Herr mir einfach wie ein Freund die Hand entgegenstreckte. „Padre, verzeihen Sie, daß ich Sie gestört habe; aber da ich nun einmal in demselben Haus war, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, Sie zu begrüßen. (Ich weiß nämlich aus Erfahrung, wie die Jesuiten überall den Hof meiden, und wie streng in diesem Punkte er gerade selber ist.) Er lächelte und unser Gespräch ging natürlich gleich auf unser gemeinsames Vaterland über. Er erzählte mir, ein spanischer Pilgerzug wäre auf dem Wege nach Rom und würde nächster Tage ankommen. Ich konnte kaum an ein solches Glück denken. Ich erforsche mein Gewissen, um genau alles, was ich sprach, zu erzählen. Ja, ich weiß, unsere Freude, Spanier zu sehen, ließ mich mit einem Blick auf ein paar deutsche Schüler, die in ihren rothen Talaren über den Hof gingen, die

Bemerkung machen: „Sie thun mir leid, wenn sie in ihre Heimat nicht zurück dürfen.“ — „Sie wußten es, als sie in die Gesellschaft eintraten,“ sagte er ergeben; „wenn sie in ihrem Land nicht das Gute wirken können, thun sie es in den Missionen, wo man die deutschen Missionäre gut brauchen kann; sie sind sehr tüchtig, man würde sie vermissen.“ Von dieser Milde gerührt, sagte ich zu den Kindern im Scherze, daß sie einen „gefährlichen Mann“ vor sich hätten; sie lachten, weil er nicht so aussah, und der Pater entgegnete mit einem ruhigen Lächeln: „Sie wissen nicht, was ich alles schon gethan habe; ich könnte ihnen die Briefe zeigen, die mich beschuldigen, daß ich die Kaiserin von Oesterreich, den König von Italien ermordet habe.“ — — Wir verabschiedeten uns, vielleicht für immer; aber ein gutes Andenken werden wir ihm sicher bewahren.

Nächsten Tag um 7½ Uhr gingen wir zur hl. Messe nach San Carlino. Es regnete sehr stark, wir gingen noch schnell ins Kloster, um die spanischen Trinitarier zu begrüßen. Der Quardian in seinem weißen Habit, blaß und schlank, mit großen schwarzen Augen, wie die Bilder von Alonso Cano, machte nicht viele Worte; er bat mich einfach, die andern Spanier in Rom zu besuchen, um ihnen auch eine Freude zu machen. „Gern,“ sagte ich zu ihm und setzte meine Wanderschaft fort.

In dem früheren Jesuitenkloster Gesù durfte die Gesellschaft nur die Zimmer, in denen der hl. Ignatius lebte und starb, behalten. Aber welche Weihe liegt auf den einfachen kleinen Räumen! An demselben Platz, wo der hl. Ignatius, starb auch der hl. Franz Borgias. Dort wurde der hl. Aloisius in die Gesellschaft aufgenommen, der hl. Philippus Neri kam öfters zu Besuch, der hl. Karl Borromäus las die hl. Messe am Altar, der sich dort befindet; dort hängt der Schirm, welcher den hl. Franziskus Xaverius vor der Sonnengluth in China schützte. Es war mir so behaglich dort, wie man sich immer in der Nähe

edler Menschen fühlt. Die Kirche von Gesù enthält Schätze, die ich in Verlegenheit komme zu beschreiben; zuerst zeigte man uns den Arm des hl. Franz Xaver; der Meßner, ein Spanier, entfernte für uns die Bilder, welche das Grab und die Statue des hl. Ignatius zudecken; dort liegt el Marqués de Bombay viel größer in seiner freiwilligen Armuth, als da er in der Welt war. Einer der sympathischsten Grundsätze, die er seinen Jüngern gab, ist der, nie eine Auszeichnung annehmen zu dürfen, nicht einmal den kleinsten Orden. Es ist ein wohlthuendes Gefühl, wenn man von Jemand im voraus weiß, er erwartet sich nichts.

Ein solch kostbares Grab und einen solchen Altar hatte er sich sicher nicht geträumt. Er steht da in natürlicher Größe, mit seinem Meßgewand ganz in Silber, auf einem Hintergrund von Lapislazuli.

Hierauf besuchten wir die Zimmer, welche ein anderer Heiliger bewohnt hatte, der hl. Ambrosius, dem die Kirche Sant'Ambrosio gewidmet ist. Daselbst ist eine Madonna zu sehen, al fresco gemalt, welche der Legende nach zum hl. Benediktus gesprochen und ihm bedeutet hat, er solle Rom verlassen und den Orden gründen, welcher jetzt seinen Namen trägt.

„Wohin wollen Sie jetzt gehen?" fragte man mich. „Zum Kloster Ara Coeli, um Pater Hartmann zu besuchen und den Bambino zu sehen". Wir fuhren die Gärten des Capitols hinauf, an dem Käfig vorbei, wo in Erinnerung an die Sage von der Nährmutter des Romulus und Remus eine unglückliche Wölfin eingesperrt sein muß; sie wird nicht verstehen, welche Ehre ihr diese Pein verschafft! Zum Klösterlein Aracöli führt eine Treppe, welche durch den starken Regen in eine Cascade verwandelt war. An der Kirchenthüre schon drangen Orgeltöne zu uns, die den Meister errathen ließen. „Pater Hartmann?" fragen wir in der Sakristei. „Il maestro?" sagte ein Knabe mit einem Blick zum Chor. „Si il maestro". Der Knabe ging fort,

und einige Minuten später kam der Pater selbst. Als er in München nach der unvergeßlich erhabenen Aufführung seines Franziskus-Oratoriums Abschied nahm, ahnte ich nicht, daß ich ihn einige Monate später in Rom sehen werde. „Haben Sie il Bambino schon gesehen?" frug er. „Nein, noch nicht". Die Thüren des Altars in einer kleinen Kapelle wurden aufgemacht und herauskam ein Kind mit einer Krone und ganz in Gold und Edelsteine gekleidet. Von der Sculptur ist nur der Kopf zu sehen. Es hat den ernsten Ausdruck aller Christkinder auf den Bildern der alten italienischen Schule. Was die Liebe zu dem menschgewordenen Gott an diese kleine Statue gehängt hat, ist rührend. Ohrringe, Nadeln, Orden, Ringe, was jedem am liebsten war, wurde ihm geopfert. Es liegt so viel Poesie in diesem Brauch.

Jetzt zum Capitol. Pater Hartmann war so liebenswürdig uns zu begleiten. „Was thue ich mit Mädi?" frug ich ihn, um die Meinung eines dieser Culturfeinde zu hören. „Es macht nichts", sagte er einfach, „es ist alles so vornehm gehalten in der alten Kunst". Einen besseren Cicerone hätte ich mir nicht aussuchen können, eine echte Künstlerseele. Der eine Theil des Capitols war abgesperrt, weil man die Räume für den Deutschen Kaiser einrichtete. Wir stiegen zum Forum hinunter, selbst diese Ruinen haben noch etwas Imposantes, wie jede gefallene Größe.

Die Straßenverkäufer summten lästig um uns herum gleich einem Bienenschwarm; wir brachten sie nur an der Thüre des mamertinischen Kerkers an. Dort bekommt jeder Besucher eine kleine Kerze, um die Stätte zu beleuchten, wo der Apostelfürst eingekerkert war. Die Legende bezeichnet einen Kopf, den man in der Wand noch sehen kann, als den Abdruck seines Antlitzes, der davon herrühre, daß der Kerkermeister durch eine Ohrfeige den Heiligen gegen den harten Stein geworfen habe. Die Quelle ist auch da, welche durch ein Wunder entsprang, als Petrus, der seine Wächter bekehrt hatte, traurig nach ein wenig Wasser sich umsah, um sie

damit zu taufen. In einer kleinen unterirdischen Kapelle vor einem uralten Christus verrichteten wir eine kurze Andacht und dann gingen wir hinaus in das Weltgetriebe; die Verkäufer liefen uns wieder nach, während die schlanke, große, braune Gestalt von Pater Hartmann nach Aracöli wieder hinaufstieg. Am Colosseum machten wir Halt. Die Sonne hatte über den Regen gesiegt und es war so warm wie im Sommer in Bayern.

Die Kinder begnügten sich nicht, den herrlichen Bau von unten anzuschauen, sie meinten, von der oberen Galerie aus wäre es noch interessanter, ich schonte meine Kräfte und blieb herunten. Ich erinnerte mich, in meiner Kindheit ein Kreuz in der Arena, wo so viele Martyrer gefallen waren, aufgestellt gesehen zu haben. Es ist nicht mehr da. — —

San Giovanni in Laterano, wo Leo XIII. einst begraben werden will, die älteste von allen Basiliken Roms, welche Papst Innocenz III. im Traume als Sinnbild für die Kirche sah, wie sie durch St. Franziskus von Assisi vom Umstürzen gerettet wurde, enthält kostbare Schätze. Von dem Anblick des Marmors und der Bronzen wird man allmählich abgestumpft, die Kapelle, welche Leo XIII. gebaut hat, ist ein Meisterstück, sie war leider durch einen rothen Vorhang mit goldenen Quasten anläßlich einer Madonnen-Krönung etwas verunstaltet. Die glänzende Vergoldung des Plafonds hätte ich lieber mit einer kleinen Patina abgetönt gesehen. Dort befindet sich in einem Altar der Tisch, auf welchem der hl. Petrus die hl. Messe celebrirte, nur der Papst darf auf diesem Altar celebriren; in einem anderen befindet sich der Tisch vom Abendmahl des Herrn. Obwohl wir sehr müde waren, wollten wir noch die Station in Sta. Croce beten, ich erinnere mich daher nur dunkel an Sta. Helena, an sonst nichts.

Durch ein gutes Fastenessen gestärkt, brachen wir auf, um Einkäufe zu machen. Meine Tochter sah müde aus, ich schickte sie nach Hause und ging mit der Frau Oberin zum

Kapuzinerkloster. „El Cardenal Vives?“ fragte ich. „Gleich“, sagte der Bruder und führte uns in eines dieser armen Stübchen neben der Klosterpforte, die denselben Charakter in der ganzen Welt haben, man weiß sofort, man ist beim hl. Franziskus zu Hause. „Gehen Sie nur ins nächste Zimmer hinein“, sagte die Oberin, „ich bete unterdessen meinen Rosenkranz“. Das ist so angenehm an der Gesellschaft einer Klosterfrau, sie finden immer etwas zu thun, sie beten. Die Thüre ging auf und ein Kapuzinerpater mit weißem Bart trat herein, auf dem braunen Habit trug er einen rothen Gürtel und einen Ring am Finger, den ich küßte.

„Ich kann Sie nicht bitten hereinzukommen, wegen der Clausur“, sagte er. „Ich bin sehr gut hier aufgehoben“, antwortete ich. Ein Bruder brachte eine armselige Petroleumlampe und ein Telegramm: „Wir kommen um 7 Uhr an“. Es war der spanische Pilgerzug! Sein Vaterland darf man wohl lieben, auch wenn man ins Kloster gegangen ist, und der Cardinal freute sich fast so sehr wie ich.

„Er ist ein Heiliger“, sagte mir jedermann, wenn ich seinen Namen nannte, und das Gleiche dachte ich mir, als ich die Ermahnungen hörte, die er an sein Gespräch väterlich anreihte. Er erzählte mir, wie der hl. Vater die Regel des III. Ordens genau beobachte und wie er noch dieses Jahr, fürchtend, daß man ihn absichtlich die Vigil des hl. Franziskus vergessen lasse, erklärte: „Der 3. Oktober ist ein Fasttag für uns Tertiarier und ich will ihn halten“. Der Cardinal ließ den Kapuziner-General kommen und nun ging das Gespräch deutsch und spanisch durcheinander, bis auf einmal die Glocken mit ihrem tiefen melodiösen Ton den Englischen Gruß läuteten. —

Zu Hause fand ich meine Tochter fiebernd, und den nächsten Tag sollten wir die ersehnte Audienz beim Hl. Vater haben! Es gibt kein ungetrübtes Glück auf Erden. Ich machte mir Vorwürfe, einen Wunsch von mir durchgesetzt zu haben und entschuldigte mich vor Gott. Mein armes Kind

sorgte sich, weil ich nicht schlafen konnte; ich tröstete es, daß ich so wie so vor Freude nicht schlafen würde. Dann sagte ich ihr, im Falle, daß sie am nächsten Tag zum Vatikan nicht gehen könnte: „Wenn es morgen nicht geht, dann gehst du an einem andern Tage“. So einfach wäre natürlich die Sache nicht gewesen.

Als endlich einmal der Morgen kam, rief ich die Frau Oberin. Diese geistlichen Mütter, die durch irdische Gefühle nicht geblendet sind, haben einen klaren Blick. „Ich weiß nicht, ob ich die Kleine mit mir nehmen darf“, sagte ich. „Unbedingt“, antwortete sie, „wenn das Kind das Ziel seiner Reise verfehlt hat, wird es aus Gram noch kränker“. „Ich traue mich nicht, ohne Doktor die Verantwortung zu übernehmen“. Die gute Oberin ging gleich zu den blauen Schwestern, sie empfahlen einen Doktor, an den sofort telephonirt wurde. Kaum war er da, stürzte ich zu ihm mit den Worten: „Ich bin die Frau eines Arztes, seit 20 Jahren glaube und thue ich alles, was er sagt; zum erstenmal habe ich mich von ihm getrennt und weiß nicht, was zu thun ist“. Er schaute mich an mit dem Blicke eines Mannes, der viel gesehen und viel durchgemacht hat, und sagte nur: „Hätte ich eine Frau gefunden, die alles geglaubt hätte, was ich sagte, dann würde ich auch geheiratet haben.“ Die Krankheit des Kindes erklärte er für eine Halsentzündung. „Darf sie mit mir zum Hl. Vater gehen?“ „Hätten Sie etwas anderes gesagt, würde ich mit nein geantwortet haben; aber zum Hl. Vater, da sage ich ja, dieses Glück ist zu selten“.

Auf einmal geht die Thüre auf und mein Sohn im Frack mit seinem spanischen Großkreuz steht da. „Erlauben Sie einmal“, sagt der Doktor, „wo bin ich?“ — „Ach so!“ — „Wissen Sie, einen so jungen Mann mit dem Großkreuz Karls III. sieht man nicht oft“. — „Kennen Sie den Orden?“ — „Ja, ich habe selber einen spanischen Orden“. — (Gott sei Dank, dachte ich mir.) „Die Hälfte meines Namens werde ich Ihnen heute verrathen: ich bin eine Infantin von Spanien“.

Nächsten Tags kam er triumphirend mit der Zeitung. „Jetzt weiß ich, wie Sie alle heißen".

Wir hatten uns zwei Landauer bestellt und endlich, endlich fuhren wir zum Papst. Die Schweizer lächelte ich an, als ob ich sagen wollte: „Ja, ich gehe zu Euerem Herrn". Der Lift führte uns hinauf und dort standen wir vor einer geschlossenen Thüre; ich schaute mich etwas ängstlich um, und sah einen eleganten Monsignore kommen; ich dachte mir, Jedermann müßte wissen, wer wir seien, und redete ihn (warum, weiß ich nicht) deutsch an. Er antwortete ganz höflich in derselben Sprache, aber wußte nichts rechtes mit mir anzufangen; mich genirte seine Verlegenheit nicht im mindesten, ich wollte zum Hl. Vater gehen, und so bald die Thüren auf waren, ging ich einfach hindurch. Der Offizier der Schweizer sagte etwas in deutsch, dann erschienen zwei Kammerherrn in altspanischer Tracht und redeten uns gleichfalls im deutschen Idiom an, ebenso ein zweiter, wiederum sehr eleganter Monsignore. Daß soviel Deutsch im Vatikan gesprochen wird, bereitete mir ebensoviel Erstaunen als Freude. Nur mehr eine Thüre trennte mich vom Hl. Vater. Das war ein Gefühl!

Ein Blick auf die Uhr erklärte mir die Verlegenheit; ich war erst auf 11 Uhr bestellt und es war kaum dreiviertel. „Ich konnte es nimmer erwarten," war meine einzige Entschuldigung. Cardinal Rampolla verkürzte wahrscheinlich seinen Rapport an dem Tag, und kaum hatte er die Gemächer des Hl. Vaters verlassen, als ich von dem Majordomo hineingeführt wurde. Ich machte die vorgeschriebenen Kniebeugungen aus Gehorsam; aber am liebsten wäre ich einfach zu ihm gerannt. Ich küßte seine Hand, seinen Fuß wie im Traum, dann hieß eine milde Stimme mich aufstehen und neben ihm Platz nehmen. Ich gehorchte; der Majordomo ging hinaus, und ich war allein mit Papst Leo XIII.! Es gibt Minuten im Leben, die Jahre werth sind; wie lange ich dort war, weiß ich nicht; was ich alles

gesagt haben soll, habe ich später mit Erstaunen in der Zeitung gelesen. Ich machte nur vor ihm meine Seele auf wie ein Kind vor seinem Vater, und war so glücklich dabei. Ich fühlte nur wegen meiner Tochter etwas Unruhe und sagte es ihm. Er läutete, der Majordomo kam: „Die Kinder sollen hereinkommen!“ Ich sah, wie alle Drei sich ehrfurchtsvoll verbeugten und vor ihm knieten, erst Clara, dann Adalbert, dann Pilar, wie der Hl. Vater eines nach dem andern segnete und wie dieser Segen bis in die Tiefe ihrer Seelen drang. Sie sollen sich auch setzen, sagte der Hl. Vater. Um meine Tochter aber legte er den Arm: „die behalte ich, ich will sie heilen,“ sagte er gütig. Er redete jedes einzelne an wie ein Vater. Ueber das Seraphische Liebeswerk, über die Kinderlegion, über die armen Kranken meines Mannes, über alles war er unterrichtet. Er streckte seine schmale, vornehme, zitternde Hand aus und holte vom Tisch eine Camee, welche sein Porträt darstellt: „Es ist nur eine kleine Erinnerung,“ sagte er, sie mir hinreichend; „die Zeiten sind nicht mehr, daß die Päpste große Geschenke machen können.“ Jedem der Kinder überreichte er eine große silberne Medaille von seinem Papst-Jubiläum.

Als später die Damen und der Hofkaplan hereinkamen, fand er ebenso die richtigen Worte für jedes. „Sie haben einen ganzen Pilgerzug mitgebracht,“ sagte er mit gütigem und freudigem Lächeln zu mir, als meine kleine Schaar beisammen war. Alle durften Platz nehmen, und trotz der Ehrfurcht, welche dieser große Geist allen Menschen jeglichen Bekenntnisses einflößt, muß ich erklären: es war eine ganz gemüthliche Viertelstunde.

„Jetzt will ich euch alle miteinander segnen,“ sagte er zum Abschied; wir fielen nieder auf die Kniee, und darnach ließ es sich der alte Diplomat mit den feinen höfischen Manieren nicht nehmen, mich bis zur Thüre zu begleiten; ich wäre fast davongelaufen, um es zu verhüten. Meine

Tochter war so begeistert von der Audienz, daß sie keine Müdigkeit fühlte und uns zum Cardinal Rampolla begleiten wollte.

Im Vorzimmer begegnete ich dem früheren Kaplan der Hofkirche in Madrid. Wir vergaßen beide die Etiquette und reichten uns herzhaft die Hände. „Señora,“ sagte er nur, und dieses einzige Wort vibrirte in meinem Herzen, es war der erste Gruß meines Vaterlandes. „Wann sind Sie angekommen?“ — „Gestern mit den Pilgern von Valencia.“ Meine Hofdame flüsterte: „Der Cardinal wartet an der Thüre.“ — „Um Gotteswillen, der Cardinal, ich hatte ihn vergessen!“ Er schaute mich an und lächelte; er hatte mich in Spanien gekannt und verstand alles. Er gönnte mir diese Freude auch und faßte im Stillen den Plan, sie zu vergrößern. „Wissen Sie, Eminenz, mich hat nach Rom nur die Liebe zum Hl. Vater geführt, ich habe ihn gesehen und kehre Montag Abend zufrieden nach Bayern zurück.“ Mein Blick wurde dabei von einer wunderschönen Terracottagruppe angezogen. Das Schiff der Apostel ist durch den Sturm in Gefahr unterzugehen, sie haben den Muth verloren; auf einmal steht der Herr auf und gebietet den Wellen Halt So ist er dargestellt, die Arme gegen das brausende Meer ausbreitend. Diese kleine Terracottagruppe im Zimmer des Staatssekretärs spricht mehr, als die schönsten Reden. Der Sturm ist groß; aber der Herr kann den Wellen Halt gebieten. Von der Gruppe kehrte mein Blick zum Cardinal zurück; er sah, ich hätte ihn verstanden, und dieser Blick war meine ganze politische Rede.

Es wäre undankbar von mir, etwas zu verschweigen. Wenn die Menschen in Noth sind, rufen sie den Himmel an, und wenn es wieder gut geht, vergessen sie alles. In meiner Angst, daß meine Tochter ernstlich krank werden könnte, schrieb ich einen Brief an die Oberin des Sacré-Coeur: „Mutter, mein Kind ist krank; senden Sie mir eine Reliquie von Mère Barat und beten Sie alle während der Audienz;

bald komme ich, um Mater Admirabilis zu besuchen." — Einen Augenblick fürchtete ich, die Englischen Fräulein zu beleidigen mit dem Auftrag, meinen Brief in die Trinità di Monti zu bringen; aber bald ließ ich die irdischen Brillen fallen und bat recht demüthig darum. „Gern," war natürlich die Antwort. Nach einiger Zeit kamen sie mit den Reliquien zurück und einem Brief.

„Welche Freude, zu wissen, Sie sind in Rom und ich darf Sie wiedersehen. . . ." Es war eine meiner Lehrerinen in Paris gewesen; sie antwortete auf meinen Hilferuf in demselben lieben Ton, wie damals, als ich auf der Schulbank saß. Man kann begreifen, daß es im Himmel kein Alter mehr gibt, weil die Liebe, die auf Gott gebaut ist, sich weder mit den Jahren noch den Entfernungen ändert.

Am Nachmittag, da wir die Wagen behalten hatten, fuhren wir an die Via Appia zur Katakombe von San Calisto. P. Hartmann hatten wir gebeten, mit uns zu kommen, und wir bereuten es nicht; er machte uns auf manches aufmerksam, das wir sonst nicht gesehen hätten. An dem Kirchlein Quo Vadis hielten wir nur wegen der historischen Erinnerung, dann ging es weiter. Die Trappisten haben die Ueberwachung bei St. Calixtus; ein Bruder gab die Erklärungen in deutsch, aber mechanisch, in einem Athem, so daß es sehr schwer war, zu verstehen, was er sagte. Die engen Gänge mit den Christenzeichen, die kleinen Kapellen, die Grabstätten, wo hie und da ein Körper zu sehen ist, alles das spricht schon für sich, und dieses Blatt Weltgeschichte ergreift einen aufs tiefste; man möchte böse mit dem Führer werden, weil er nur einen so kleinen Theil davon zeigt.

In St. Sebastian, wohin wir wegen der Station gingen, wären andere Katakomben zu sehen gewesen; aber wir hatten keine Zeit. An der Kirchenthüre verkaufte ein Mann alle möglichen nachgemachten Alterthümer. „Kaufen Sie diese Sachen nicht!" sagte Pater Hartmann halblaut auf deutsch und ging vorüber mit meinem Sohn. Der Ver-

käufer fing an zu schreien: „Sie hätten mir etwas abgekauft, wenn dieser Pater Ihnen nicht abgerathen hätte“. Ich fürchtete einen Groll gegen die Mönche zu erwecken und nahm schnell ein kleines irdenes Krüglein. Ich sah, wie in einer Entfernung der Pater und mein Sohn lachten, und hörte den Letzteren sagen: „Die Mama kauft dem Manne etwas ab, weil er über Sie schimpft“.

St. Paul war unsere 7. Basilika. Bevor wir die Kostbarkeiten bewunderten, knieten wir am Grab des Apostels nieder und beteten, was Vorschrift war. Dann schien ich mich plötzlich für ein paar großartige Alabastersäulen auf der anderen Seite der Basilika zu interessiren; aber in Wirklichkeit waren es ein paar alte Leute, klein und ärmlich gekleidet, in denen ich ein braves castilianisches Ehepaar errathen hatte; ich wußte, sie würden ihre Bewunderung in ihrer Muttersprache aussprechen müssen, und trat ganz nahe an sie heran: „Mira hombre, que precioso!“ sagte sie. Fast wäre ich ihr um den Hals gefallen; ich fing mich mit einer dummen Frage auf: „Sind Sie Spanier?“ — „Sie auch?“ fragten sie, und ich konnte nur sagen: „soy la Infanta Paz“. Die Frau schrie förmlich heraus vor Freude, ich höre es noch, und winkte den andern, die in verschiedenen Ecken der Riesenbasilika vertheilt waren; daß ich die Mosaikköpfe der Päpste nicht mehr gut sah, wird man mir verzeihen. „Was habt ihr für Pläne?“ fragte ich die Pilger, „ich will so viel als möglich mit euch zusammen kommen“.— „Da haben Sie meinen Führer“, antwortete meine neue Freundin, „mein Mann hat einen anderen, er reicht für uns beide“. — „Schreiben Sie mir ihren Namen auf als Erinnerung“, bat ich sie. Das war etwas riskirt; aber sie konnte es, sie waren kleine Weinhändler aus Madrid. Diese Unterschrift in der Sakristei von San Paolo geschrieben gehört zu den kostbaren Erinnerungen meines Lebens. Die Ketten von St. Peter wurden uns gezeigt; meine Familie hatte ich momentan verloren, ich stand mit den Spaniern da

und ergötzte mich an ihrer Andacht, auf einmal höre ich: „Señora, küssen Sie die Ketten“. Es lag ein ängstlicher Ton in diesen Worten, als ob man fürchtete, ich hätte das Küssen von Reliquien verlernt! Ich würde natürlich diese Ketten Petri, die uns alle zusammenfesseln und so leicht zu tragen sind, auch ohne diese Ermunterung geküßt haben.

Der Stab des hl. Paulus, mit Gold eingelegt, erregte meinen Zweifel, ich wollte sagen: „so hat er sicher nicht ausgesehen, vielleicht ist er darin“, aber der ängstliche Ton wegen der Ketten rieth mir, lieber meine Ansicht für mich zu behalten. Ich fing an mir Vorwürfe zu machen, daß ich meine Familie so lange vernachläßigte; aber Gott, der mir die Freude bereitet hatte, schickte mir einen Helfer in der Noth, und zwar wie zum Elias, einen Raben! Als ich mit den Spaniern zum wunderschönen Kreuzgang kam, waren meine Deutschen sehr beschäftigt, genau zu erfahren, was das für ein tiefer Ton war, mit dem ein riesengroßer Rabe vom Dach herunterrief. „As“, sagte Pater Hartmann bestimmt, indem er auf seine Stimmgabel horchte. Der Rabe war wirklich merkwürdig, ich war ihm dankbar für seine Unterhaltung. „Ich habe die Mama schon wieder“, rief mein Sohn mich beim Arm fest fassend und so schleppte er mich aus San Paolo hinaus.

Zu Hause empfing ich den Besuch von Cardinal Rampolla; er theilte mir mit, der Hl. Vater habe den Empfang der spanischen Pilger anstatt auf Dienstag auf Montag verlegt, so daß ich ihm auf einer Tribüne in der Sixtinischen Kapelle beiwohnen könnte! „Es ist fast zu viel Glück“, sagte ich, „der Papst und die Spanier zusammen“. In dem Büchlein, das die Frau mir geschenkt hatte, stand: Sonntag um 8 Uhr Generalcommunion in St Peter. Um 7½ Uhr steckte ich wie vor vielen Jahren meine Mantilla auf, bestieg mit meiner Hofdame eine Droschke und sagte freudig „nach St. Peter“. Ein Herr hielt mir die Thüre und sagte mit einer Verbeugung: „pase Señora“. Dann gingen wir zur Sakraments-

kapelle. Die rothe Figur des Cardinal-Erzbischofs von Barcelona kniete vor dem Altar, wir alle durcheinander um ihn herum. Dann fing die hl. Messe an; vor der hl. Communion ermahnte er uns, ehe wir zum Herrn gingen, zu dem Gott, der aus Liebe für uns auf Erden auch geblieben sei, die Nächstenliebe zu stärken; St. Paulus habe von seinem Gefängniß aus seinen Jüngern nur sagen lassen: „Liebet einander", und der Gefangene im Vatikan läßt uns auch sagen: „Liebet einander". Es war eine weihevolle Stunde, langsam nahten wir uns dem Altar, 800 an der Zahl, und blieben lang nachher im Gebet versunken. Ich hielt mich fest an mein deutsches Gebetbuch, und mein Bayerland wurde dabei nicht eine Minute vergessen, es hat einen unerschütterlichen Platz in meinem Herzen.

Nach dieser großen Umarmung in Gott gaben wir uns gegenseitig zu erkennen, es waren viele Bekannte aus der spanischen Aristokratie dabei, das heißt, es war ganz eine andere Generation. „Mein Vater, oder meine Mutter", manchmal sogar „mein Großvater", hieß es, „hat mir von Ihnen erzählt". Ja sogar der Reporter der Sohn des Reporters aus meiner Zeit! „Heute Abend werden wir uns wiedersehen beim Rosenkranz in der spanischen Kirche Montserrat", sagte ich, und kehrte nach Hause zurück.

Es war 10 Uhr. Nachdem ich gefrühstückt hatte, fuhr ich nach Trinità di Monti, ich fühlte mich dort zu Hause, es war alles so geblieben wie in den Zeiten, da ich in Paris zur Schule ging. „Kinder", sagte die Oberin zu den Zöglingen, „diese Prinzessin habe ich so klein, wie ihr seid, gekannt, sie ist ein Sacré-Coeur-Kind geblieben". „O ja", stimmte ich bei, „von ganzem Herzen". Vor dem Bild der Mater Admirabilis betete ich mit Freude; es waren so viele Erinnerungen damit verbunden. Die Klosterfrau, die es gemalt hat, habe ich auch gut gekannt. In der Klosterkirche hatte ich vor 30 Jahren meine erste Absolution bekommen; ich habe eine große Strecke meiner irdischen Pilgerfahrt

seitdem gewandert und ich kehrte mit denselben Gefühlen zurück. An diesem Vormittag blieb mir keine Zeit mehr für Sehenswürdigkeiten übrig Nachmittags um 4 Uhr fuhr ich mit der ganzen Familie zur spanischen Kirche. In Rom hat jede Nation ihr Zelt aufgeschlagen, Rom gehört der ganzen Welt. Daß gerade die spanische Kirche Nuestra Señora de Montserrat gewidmet ist, freute mich, es erinnerte mich an die schönen Tage, die ich in Catalonien verbracht hatte. Der Botschafter hatte mir genau gesagt, an welcher Thüre ich anfahren sollte, um ungestört auf eine Tribüne zu gelangen; aber als der Kutscher an einer falschen Thüre hielt, ließ ich es gerne geschehen. Das Volk machte uns freudig Platz und so gelangten wir in die Sakristei; dort gab mir ein Herr, der seinerzeit auch zum Gelehrtencongreß nach München gekommen war, eine kleine Brosche mit dem Wappen de la Merced, welche die Catalaner als Pilgerzeichen trugen. „Ich wollte schon darum bitten", sagte ich freudig und steckte es auf meine Brust. Unterdessen erschien der Botschafter, „aber Señora", sagte er entsetzt, „hatte ich Ihnen nicht gesagt, wo wir Sie erwarten würden?" — „Ja, ja, es ist wahr, aber jetzt ist es geschehen". — „Nun müssen Sie durch einen sehr häßlichen Gang zur Tribüne gehen", bemerkte er, um die Schuld auf mich zu werfen. „Ist schon recht", antwortete ich lächelnd.

Links vom Altar vor unserer Tribüne waren die vier spanischen Bischöfe, welche mit den Pilgern gekommen waren: Barcelona, Sevilla, Madrid und Vich. Der Rosenkranz wurde laut gebetet, die Schüler des Colegio de España sangen die Litanei und das Volk antwortete, dann kam Cardinal Vives und segnete uns mit dem Allerheiligsten.

Nächsten Tag durften die spanischen Pilger den Hl. Vater sehen und ich die Freude mit ihnen theilen „Es ist zu viel Glück — es ist zu viel Glück!" stammelte ich, als ich mich in mein Zimmer zurückzog. Auf einmal erklang das helle Lachen von Clara, dieses wohlthuende Lachen, das nur aus

reinen Seelen entströmt. „Ich muß Dir etwas erzählen, es war zu schön," rief sie schon an der Thüre. „Wir wollten das Colosseum noch einmal im Mondschein bewundern, es war auch grandios. Auf einigen umgeworfenen Säulen saßen Leute und verzehrten gemüthlich ihr Abendessen. ‚O, die glücklichen Menschen!‘ sagte ich laut auf deutsch; sie stehen auf, heben ihre Gläser auf und rufen mir entgegen: ‚Prosit!‘ ‚Danke,‘ antwortete ich und ging davon; aber gefreut hat es mich sehr." Ich konnte es so gut begreifen — In der Früh war ich bald fertig mit meinem schwarzseidenen Kleid und jener Mantilla, die ich nach so vielen Jahren aus meinem Koffer herausholen durfte; ich mußte mich jedoch gedulden, da man vom Vatikan durch drei verschiedene Boten mir hatte sagen lassen, ich möchte ja nicht zu früh kommen. Ich sehe einen jungen Mann in Frack und weißer Cravatte an meiner Thür stehen und winke ihm gleich zu; er hat in der Hand eine silberne Medaille mit einer hellblauen Rosette und reicht sie mir mit den Worten: „Der Erzbischof von Sevilla schickt Ihnen sein Pilgerzeichen; wir hatten ihm erzählt, Sie trügen das katalanische und eigentlich sind Sie mehr sevillianisch als katalanisch. Sie waren länger bei uns." Diese kleine Eifersucht freute mich. „Wenn man so viele Jahre fern war," sagte ich zu ihm, „kommt einem jeder Fuß heimischer Erde gleich theuer vor. Ich habe oft meinem Mann vorgeschlagen: ich lege Dir die Karte von Spanien vor und Du brauchst nur eine Stecknadel einzustecken, wo Du hingehen willst. Haben die Pilger aus Valencia und Madrid auch Zeichen?" frug ich, um keine Eifersucht mehr zu erregen. „Nein," antwortete er und küßte meine Hand zum Abschied. Als ich zum Vatikan kam, wurde ich allgemein belobt, daß ich so brav auf die Uhr geschaut hatte. „Leider," sagte der Majordomo, „haben Sie keine Tribüne." — „Leider? Desto besser!" rief ich glücklich. In der sogenannten Galerie der Geographischen Karten waren den Wänden entlang 800 Spanier aufgestellt;

jeder Blick, dem ich begegnete, als wir von Kammerherren und Schweizern zu unseren Plätzen geführt wurden, war wie ein Sonnenstrahl.

Ein Kapuzinerpater hatte viel Arbeit als Ceremonienmeister, man hörte fast die Herzen schlagen und von Zeit zu Zeit war es wie das Wogen des Meeres. Man hatte in der Mitte des Saales einen kleinen Thron errichtet und links, ganz nahe dabei, durften wir Platz nehmen. Einige Leute waren nicht zu beruhigen, bis sie meine Hand geküßt hatten; ich entschuldigte sie bei meinen Deutschen: „die Spanier könnte man nicht so gut discipliniren."

Auf einmal ein Jubelschrei mit diesem Ton, der nur aus der Tiefe der Seele kommt — und zwischen Schweizern und Guardia Nobile wird der Vater der Christenheit von zwei Lakaien auf einem kleinen Lehnstuhl getragen, hinter ihm die vier spanischen Bischöfe, der Cardinal Vives, ein spanischer Karmeliter-Bischof aus den Missionen und Cardinal Cretoni, der als Nuntius seinerzeit die Spanier auch liebgewonnen hatte. Der Hl. Vater steigt mit festem Tritt zum Thron und der Cardinal-Erzbischof von Barcelona hält im Namen aller die Huldigungsrede. „Me conoce?" fragt mich leise der Kapitän der Guardia Nobile. „Pecci?" flüstere ich und er nickt freudig. „Gott sei Dank, daß er heute die Wache hat," dachte ich mir; „wenn die Spanier in ihrer Freude unbändig werden, wird er sich auskennen."

Graf Pecci, ein Neffe des Hl. Vaters, überbrachte vor vielen Jahren das Birett für den Erzbischof von Sevilla nach Madrid. Er war damals ein schlanker, junger Mann, der alle Herzen der jungen Mädchen eroberte, es gefiel ihm auch dort und er heiratete eine Spanierin; deswegen hatte ich bei ihm kein Mißverständniß zu fürchten.

Nachdem die Bischöfe den Peterspfennig ihrer Diöcesen überreicht hatten, stand der Hl. Vater ohne Stütze auf und antwortete ihnen in lateinischer Rede; dann die Hände erhebend streckte sich seine Gestalt, als ob er seine Seele in

jeden Einzelnen einhauchen wollte, und mit einer milden, klaren, melodiösen Stimme sang er die Worte: „Sit nomen Domini benedictum.“

Was man dabei fühlt, kann man in der Sprache der Menschen nicht beschreiben; ich danke Gott, daß ich es erleben durfte! Nachdem wir uns vom Boden erhoben hatten — es war kein Traum — winkte er mir, ich möchte näher kommen. Ich stieg die Stufen seines Thrones hinan, beugte mich und küßte seinen Fuß; ich fühlte, wie die Herzen Aller mir entgegenschlugen und wußten, sie waren alle in diesem Kuß verbunden. Dann nahm der Hl. Vater meine Hand in die seine und hielt sie einen Augenblick fest, es war zu gleicher Zeit unser Abschied. Die Kinder durften auch zu ihm, er legte noch seine feine weiße Hand auf den schwarzen Kopf meines Sohnes, dann ließ er sich die Reihen entlang tragen und Jeder durfte ihm die Hand küssen; es dauerte zwei Stunden. „Ich fürchte, es wird zu viel für ihn,“ sagte ich zu Graf Pecci. „Es freut ihn,“ antwortete er nur. Nachdem alle ihm die Hand geküßt hatten, wurde er unter begeisterten Zurufen hinausgetragen; wir folgten ihm, aber ehe wir den Saal verließen, aller Etiquette vergessend erklang als Gruß meiner spanischen Heimat: „Viva la Infanta Paz!“ und dann mit diesem Feingefühl, das zum Herzen dringt, dachten sie an das andere Land, dem zuliebe ich das eine verlassen hatte, das Land, wo ich mit meinem Mann und meinen Kindern glücklich lebe, und auf meinen Sohn deutend riefen sie: „Es lebe der Herzog von Bayern!“ Das war ihr Abschiedsgruß, so trennten wir uns wieder, vielleicht für immer.

Im wunderschönen Palazzo di Spagna hatte der Botschafter uns eine Zusammenkunft mit den spanischen Bischöfen beim Dejeuner arrangirt; es gab mir Gelegenheit, die erfreulichsten Nachrichten über den Charakter des Königs zu hören, Gott erhalte ihn!

An dem Tag besuchte ich noch das Kloster Assomption,

die Oberin ist eine alte Freundin, die ich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte; wir wußten uns viel zu erzählen.

Der Abendzug hatte keinen Anschluß und so warteten wir lieber auf den nächsten Tag.

Das war dann noch ein herrlicher Morgen. „Kommst Du mit?" fragte ich meinen Sohn. „Sehr gern", war die Antwort, und so besuchten wir miteinander erst zwei spanische Klostergenossenschaften. Es war nett, wie die guten Klosterfrauen im Kreis um uns herumsaßen und sich von meinem Leben und meiner Reise erzählen ließen. Im Colegio de España machte ich einen kurzen Besuch, dann fuhren wir zum Trastevere, zur Villa Lante, dem Noviziat vom Sacré-Coeur, dort wollte ich auch zwei Klosterfrauen besuchen, ich konnte leider nur kurze Zeit bleiben; aber die Erinnerung an den Besuch ist so friedlich, daß ich gern einmal dort einige Tage bleiben möchte zum Ausruhen.

Rom sah so schön aus bei dem warmen Sonnenschein. Nur die vielen Statuen der modernen Minister oder etwas ähnliches im Gehrock, ganz steif auf ihrem Postamente, passen nicht hinein.

Ich bemerkte mit Erstaunen, daß an vielen Straßenecken silberne Herzen vor den Madonnenbildern hängen. Wo bleiben die italienischen Banditen? Am Ende waren sie wie manches, was man den Südländern zuschreibt, nur erdichtet.

Wir holten Mädi zu Hause, um Abschied von Mater Admirabilis zu nehmen. Ein paar Stunden später hieß es leider auch Abschied von Rom.

Auf der Bahn waren die spanischen Bischöfe und mehrere Herren und Damen. „Wir werden noch insultirt", sagte ich, weil die Circulation stockte; aber wir kamen glatt durch.

Ein letzter Gruß, ein Pfiff, und wir wurden weggerissen aus der Ewigen Stadt. In der Eisenbahn machte sich meine Begeisterung in einem Gedicht Luft; ich schrieb es mit Bleistift und schickte es zum Rektor des Seminars für die velada literaria, zu der ich eigens eingeladen war.

Auf dem Brenner schneite es, aber es war mir gleich, ich trug den Sonnenschein im Herzen.

In München gab es ein glückliches Wiedersehen, ich kam so reich zurück, und vom Prinz-Regenten angefangen bis herunter haben mir Alle mein Glück gegönnt.

Roma 1902.

(Verdeutscht von Emma Burg.)

Es war kein Traum, es ist die schönste Wahrheit,
Was ich begeistert hab' geseh'n:
Dem Stellvertreter Christi fromm zu Füßen
Sah ich die Spanier steh'n.
Zufrieden lächelnd hebt der Heilige Vater
Die Hände über sie und spricht,
Daß er sie liebe, segne, daß sie seien
Ein Trost für ihn, ein süßes Licht.

Vier Kirchenfürsten stellen ihre Heerde
Dem ersten aller Hirten vor,
Die Granden Spaniens, arme, schlichte Bauern
Sie kommen all' im bunten Chor.
Erschienen sind sie, um dem Heiligen Vater
Zu weih'n die Gaben ihrer Hand,
Gleich werth und kostbar ist da jede,
Denn jede ist ein Liebespfand.

Der feierliche Segen, den uns spendet
Der so verehrungswürdige Greis,
Hat etwas Himmlisches, Erhab'nes,
Und unser Herz erschauert leis.
Ergriffen wird's von tiefer Reue,
Weil wir das Böse oft verübt,
Er ist ja immer gut gewesen,
Und wir, wir haben ihn betrübt.

Doch er vergißt den bösen Undank,
Was Gott ihm lohne tausendmal,
Er freut sich seiner Vielgetreuen,
Ruft sie heran im weiten Saal.

Voll Huld geht er durch ihre Reihen,
Und alle küssen ihm die Hand
Mit frommer Ehrfurcht, großer Wonne,
Die jede Scheu im Flug verbannt.

Was könnte uns dagegen bieten
Die Welt, ob sie auch viel verspricht?
Nein, eine rein're, tiefre Freude
Hat diese arme Erde nicht.
Kommt selbst und seht! ihr Zweifler kommt,
Seht diese froh bewegte Schaar,
Der eitle Wortschwall muß verstummen,
Wo alles rein ist, schlicht und wahr.

Wer bösen Plan und Anschlag sinnet,
Erlebt Enttäuschung, erntet Schmach.
Es flieh'n die Tage, flieh'n die Jahre,
Die Kirche steht, wie Christus sprach.
Sie hat ein Gotteswort zur Bürgschaft,
Das er St. Petrus einstens gab:
Die Hölle wird sie nie bezwingen,
Dies Wort bleibt ihr ein fester Stab.

Das Herz voll Trost und süßer Freude
Kehrt jedes heim — die Arbeit zwingt —
Und nehmen wieder auf die Pflichten,
Die jede Morgensonne bringt.
Wie leicht ist jetzt, was schwer gewesen,
Weil man's mit Seinem Segen thut!
Ja was Du wünschest, Heiliger Vater,
Das soll geschehn mit starkem Muth.

Vorüber ist die hehre Stunde,
Wir trennen uns, wir ziehen fort,
Die Gott so schön zusammenführte,
Und mich erwartet fern der Nord.
Allein so lang ich athme, will ich
Des Tages Angedenken pflegen,
Da ich — mit meinem Vaterlande
Vereint — empfangen Seinen Segen.

Pax.

LXXI.

Ständebildung und Auslese.

Wo immer es verschiedene Anlagen, verschiedene Berufe gibt, sind Ungleichheiten unvermeidlich. Ungleichheiten liegen im Wesen jeder Gesellschaft und es ist daher ein Wahn, davon absehen oder sie aufheben zu wollen; es kann sich nur darum handeln, den Ungleichheiten ihre gefährliche Spitze zu nehmen und sie so zu ordnen, daß sie den Gesellschaftszweck eher fördern als hemmen. Dazu diente früher die Ständebildung und heute die Berufsorganisation, die freilich noch in den ersten Anfängen steckt. Selbst unter dem Despotismus der römischen Kaiser, dem jede Gliederung des Volkes zuwider war, ließ sich dieser naturnothwendige Drang nicht hintanhalten und bildeten sich Stände heraus und tauchten Vereine auf, sogar in übergroßer Zahl.

Nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches begann alsbald eine Standes- und Vereinsbildung, die im Mittelalter die üppigsten Blüthen entfaltete und selbst den Staat in den Hintergrund drängte. Diese Blüthe stand direkt unter religiösem Einflusse. Wie bekannt, waren die Zünfte zugleich religiöse Bruderschaften und gingen zum Theil aus ihnen direkt hervor. [1])

---

1) Besonders stark betont diesen Zusammenhang Eberstadt in dem Buche: Magisterium und Fraternitas.

Bei dem Klerus ist eine solche Grundlage selbstverständlich. Aber auch der Adel sucht einen religiösen Rückhalt; in dieser Beziehung wird viel zu wenig beachtet, daß die Adeligen ihre Stellung auf Gottes Gnaden zurückführen. Es gab nicht nur Kaiser und Könige von Gottes Gnaden, sondern auch Herzoge und Grafen nannten sich so in ihren Urkunden. Da heißt es regelmäßig: Ludwig von Gottes Gnaden Herzog in Bayern, Eberhard von Gottes Gnaden Graf von Wirtemberg, Friedrich von Gottes Gnaden Graf von Oetingen. Wie sie sich dieses Gottesgnadenthum zurecht legten, entgeht freilich unserer unmittelbaren Erkenntniß; es mögen hier verschiedene Verhältnisse zusammenwirken: die Macht der Thatsachen, die Tradition, die Vererbung. In der germanischen Hochschätzung körperlicher Kraft, wie sie die Gottesurtheile verrathen, und in den Erbgesetzen, die sich in den Fideicommissen und Anerberechten besonders stark geltend machten, lagen wohl Anregungen zu solchen Gedanken. Der niedere Reichsritterstand, dem dieses Gottesgnadenthum abging, suchte einen Ersatz in Ritterbünden und Orden. Den Mittelpunkt der Vereins- wie Gemeindebildung gab immer ein Heiliger ab. Der Heilige besaß in jeder Gemeinde seine Kirche, sein Gut, sein Vermögen, seine Kasse, und noch heute erinnert „Heiligenpfleger“ anstatt Kirchen- oder Stiftungspfleger an das ehemalige Verhältniß. Jede Zunft hatte ihren Heiligen, dem sie ihre Fahne oder Kapelle weihte, worin übrigens schon das Alterthum vorangegangen war.

Jede Standesbildung hat die Tendenz, sich zu verfestigen, wenn man will zu verknöchern, wozu Vorrechte, die Vererbung und Bannrechte mächtig beitragen, eine Tendenz, die auch schon in den neuesten Berufsorganisationen wirksam ist in dem Drang nach Vererbung. Die Macht der Thatsachen ist eben viel stärker als Theorien. Uebrigens ist in neuerer Zeit die Theorie wieder nahe daran, sich den Thatsachen zu beugen, und bereits wird auf Grund natur-

wissenschaftlicher Anschauungen die Vererbung oder, wo diese verworfen wird, die Auslese zu Hilfe gerufen. Was man früher mit der Macht der Vorsehung, mit Gottes Gnade deckte, das muß heute das Gesetz der Auslese oder der Vererbung schützen, und so erhält die Ständebildung, Berufsorganisation eine gewisse Stütze, die sie nicht ganz entbehren kann, mag sie auch morsch genug sein. Unveränderlichen Gesetzen kann man sich eben nicht entziehen, mag man sich auch theoretisch dagegen sträuben.

Stände und Vereine werden also nothwendig ausschließlich, verengern sich, schließen sich kastenartig ab und halten an Vorrechten fest, auch wenn die bestehenden Pflichten längst wegfielen. Eine solche Abschließung hat natürlich einen Rückschlag zur Folge, und so entstand ein Widerwille gegen alle Stände- und Vereinsbildung, wie sie lange den Liberalismus beherrschte. Unter dem Einflusse dieses Geistes zerschlug man alle Formen der Gebundenheit, die mit dem alten Ständestaat zusammenhingen, gerieth aber dabei in die Anarchie, bei der nur Rücksichtslosigkeit siegte, und so sucht man neuerdings unter den veränderten Verhältnissen die alten Ideen der Organisirung, Sammlung, Berufsgliederung, Gesellschaftsgliederung wieder zu beleben. Zunächst waren es die aufstrebenden Stände, die ihre klar erkannten Interessen zusammenschlossen, die zielbewußt auftraten und nicht ohne Erfolg rangen, voran die Arbeiter, dann die Bauern; man darf aber auch an die Lehrer- und an andere Berufsvereine erinnern. Auf der andern Seite drohen die Kartelle und Ringe sich immer enger zusammenzufassen und ihr Gebiet auszudehnen.

Von der Höhe philosophischer, geschichtsphilosophischer Betrachtung aus verfolgt diese Entwicklung Karl Kindermann in dem Buche „Zwang und Freiheit, ein Generalfaktor im Völkerleben“ (Jena, Fischer). Er unterscheidet drei Perioden: der mittelalterlichen Ordnung, von ihm exklusive

oder strenge Gesammttendenz genannt, stellt sich als Antithesis gegenüber die individualisirende oder freiheitliche Gesammttendenz, und die Synthesis, deren Entwicklung eben beginnt, besteht in der combinirenden oder organischen Gesammttendenz. Leider bewegt sich die ganze Darstellung in einer an Hegel erinnernden Begriffsdialektik, an die man heute nicht mehr recht gewöhnt ist. Wir sind vielzusehr thatsachenhungrig, anschauungshungrig, um uns unter blassen Schemen wohl zu fühlen, und verlangen nach concretem, positivem, womöglich neuem Inhalte. Nun bietet uns wohl auch der Verfasser positiven Stoff, aber gegen die Art und Weise, wie er ihn unter Begriffe bringt, ihn in sein Schema einzwingt, wird man doppelt mißtrauisch, wenn man da und dort eine gewisse Befangenheit durch religiöse und politische Vorurtheile gewahr wird. Bei aller Achtung vor Bismarck wird man z. B. sich doch schwer entschließen können, ihn als einen Hauptvertreter der neuesten combinirenden Tendenz anzusehen, zumal wenn man die Beweise dafür ansieht (224).

Daß wir mitten in den Anfängen einer neuen Berufs- und Ständebildung stehen, unterliegt keinem Zweifel, aber es sind nur Anfänge, nichts Vollendetes. Umsomehr überrascht es uns, von Otto Ammon in seinem Buche „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen" belehrt zu werden, daß eigentlich Alles nahezu schon vollendet ist. Mit einem Optimismus, der einer besseren Sache werth wäre, verherrlicht Ammon die sociale Gesellschaftsordnung und stellt die Bureaukratie als die schönste Blüthe der Gesellschaftsordnung hin. Die Bureaukratie ist organisirt, sie ist eine Domäne des gebildeten und besitzenden Bürgerthums, was braucht es da weiter? Da ist Alles eigentlich von selbst, wie Ammon begreiflich machen will, so herrlich geordnet, daß nur die Tüchtigsten obenankommen und herrschen. Zu diesem Zwecke dient nach ihm die große Auslese im Kampf um's Dasein, die unsere

complicirten Schuleinrichtungen ermöglichen. Noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts wußte man nichts von dieser Auslese, und sowohl das Absolutorium wie der Staatsconcurs war unbekannt. Bei der Menge kleiner Herrschaften, die das römische Reich umfaßte, gaben persönliche Eigenschaften, persönliche Beziehungen, wenn man will die Protektion den Ausschlag. Wurde dabei das Wissen zu wenig geschätzt, so lag um so mehr Gewicht auf dem Charakter und für die Charakterbildung mochte das alte System besser wirken als das neue, obwohl nicht verkannt werden soll, daß es auch die Streberei und die Intrigue begünstigte. [1]) Zum mindesten ist es zweifelhaft, ob unser System wirklich ein so unbedingt treffliches Mittel der Auslese darstellt, wie Ammon meint. Es läßt ziemlich viel Mittelgut durchkommen, wenn es nur reich genug ist. Freilich ist die Reichthumsvererbung in den Augen Ammons kein Hemmungsmoment, vielmehr ein Hilfsmittel auf dem Wege zum Fortschritt.

Obwohl Ammon die Vererbung erworbener Eigenschaften verwirft und nur die Auslese gelten läßt, spielt doch die Vererbung eine übergroße Rolle, ohne daß er sich des Widerspruches bewußt ist. Er stützt sich aber auf Weismann, dessen Vererbungslehre, wenn man den Kern von der Schale loslöst, eigentlich auf eine schroffe Kastenscheidung in der Menschheit hinausläuft, und Nietzsches Theorie von den geborenen Herren- und Sklavenmenschen bestätigt. Danach enthält nämlich der menschliche Samen eine Unzahl von Stäbchen, und jedes Stäbchen setzt sich aus ebensoviel

---

1) Wohl zu beachten ist, daß Leo in seinem Buche: „Aus meiner Jugendzeit“ fast nur Lichtseiten am alten System hervorhebt. Sehr entschieden verficht statt der Prüfung die Erprobung Alfred Klaar in seiner Schrift: „Wir und die Humanität“ (Berlin, Räde).

Iden zusammen, als der Mensch Ahnen hat. Jeder Vater und jede Mutter liefert einen Beitrag in der Gestalt eines Ides.[1]) Da jedes Id einen vollständigen Menschen im Keime enthält, entsteht unter der Unzahl von Iden, die die Befruchtung zusammenbringt, eine etwas verwickelte Combination, wobei der Kampf ums Dasein, die Auslese eine wichtige Rolle spielt. Man sieht aber zur Genüge, wie wenig ein einzelnes Elternpaar dabei ausmacht, wie stark die Ahnenreihe einwirkt, und es erklärt sich leicht der Atavismus, die Erscheinung, daß in Enkeln und Urenkeln Eigenschaften der Großväter und Urgroßväter auftauchen, von denen die Väter keine Spur zeigten. In der ganzen Theorie liegt eigentlich eine glänzende Rechtfertigung der adeligen Vorurtheile, der Spott über die 16 Ahnen, das blaue Blut muß verstummen und die Ebenbürtigkeitsgesetze erscheinen in einem neuen Lichte. Es sind wirklich köstliche Entdeckungen, ganz überraschend zumal, wenn man bedenkt, daß Weismann vom Darwinismus ausging. Sehen wir auch davon ab, daß durch diese Entdeckungen die Formenlehre der Alten, ihre Präformationstheorie eine durchschlagende Bestätigung erfährt und die Epigenesistheorie über den Haufen fällt, so endet diese Naturauffassung, die von der modernen Demokratie und dem Liberalismus mit Jubel begrüßt wurde, mit der Verherrlichung des schroffsten Aristokratismus. Freilich scheint mir die Theorie noch nicht fest begründet, sie enthält viel zu viel bloße Vermuthung, bloße Hypothese, was sich namentlich in der Frage zeigt, ob erworbene Eigenschaften sich vererben. Eine vollständige Läugnung der Vererbbarkeit solcher Eigenschaften widerstreitet allen Erfahrungen, widerstreitet ihnen ebenso, wie die unbesehene Annahme einer allgemeinen Vererbbarkeit. Ließen sich erworbene Eigenschaften nicht vererben, so wären die

---

1) Jedes Id zerfällt in Determinanten und Biophoren, die den Körper im Keime bilden.

Bemühungen der Thierzüchter und der Gärtner ganz umsonst, was doch niemand behaupten will, da der Erfolg solcher Versuche viel zu bekannt ist. Auf der andern Seite aber ist auch bekannt, wie oft die Söhne aus der Art schlagen, wie die Kinder der begabtesten Musiker, Künstler und Philosophen gar keine Neigung und Fähigkeiten für den Beruf ihrer Väter zeigen. Offenbar gaben hier ganz andere Iden als die der Väter bei der Keimbildung den Ausschlag. Man muß hier gelassen non liquet aussprechen und sich mit einem ignoramus begnügen.

Bei Ammon ist es interessant, wie er die Vererbungslehren billigt oder verwirft oder einfach bei Seite liegen läßt, je nachdem er sie braucht oder nicht. Die 16 Ahnen haben für ihn keinen Werth, sie existiren für ihn gar nicht, wohl aber das Erbrecht und die Standesheirathen, weil sie gerade in dem Stande, den er vertritt, noch Geltung haben und beobachtet werden können. „Wo die Panmixie nicht, oder nicht genügend eingeschränkt ist, da steht die Vererbung von Talent und Genie immer in Frage“, sagt er und beruft sich auf Eduard v. Hartmann: „Die Befähigung zu höherer Bildung ist selbst an eine Bildungsatmosphäre der Umgebung geknüpft, die allerdings von den seltenen großen Talenten, aber nicht von den mittleren entbehrt werden kann. Es ist eine weise Einrichtung der Natur, daß, von seltenen Ausnahmen abgesehen, auch die intellektuelle Bildung nur im Verlaufe von Geschlechtern heimisch wird, denn diese Einrichtung bürgt dafür, daß eine gewisse Harmonie zwischen Verstand, Gemüth und Charakter, zwischen Wissen, Gesinnung, Gesittung und Takt erhalten bleibt“. Dies läßt sich alles noch durchführen beim gebildeten Mittelstand, aber nicht viel mehr; mehr an Aristokratismus kann man nicht brauchen.

Der Bourgeoisie und Bureaukratie zuliebe, als deren Vertreter Ammon sich fühlt, verwirft er im Widerspruch mit seinen Voraussetzungen eine längere Vererbungskette und behauptet ein Aufsteigen und Absteigen der herrschenden

Stände. Die Ausübung höherer Berufe stellt nach ihm eine solche Anforderung an die Körper- und Geisteskräfte der Menschen, daß sie sich aufreiben müssen und daß daher immer eine Ergänzung von unten nothwendig wird. Bei diesen Ausführungen, die sich auf das bekannte Buch von Hansen „Die Bevölkerungsstufen" stützen, wird viel zu wenig betont, daß es sich hier um die städtische Bevölkerung handelt und daß an der Aufreibung ebenso sehr die ungesunde Luft und der städtische Luxus Schuld trägt, als die Arbeit. Daß die verwöhnten Herrensöhnchen sich schon in frühester Jugend an Unmäßigkeit und Unsittlichkeit gewöhnen, wird so gut wie verschwiegen. Hansen hat alle diese Dinge viel besser berücksichtigt, wie er auch die Mittel ganz anders beurtheilt, die die herrschenden Stände anwenden, um sich oben zu erhalten. Der Mittelstand, führt Hansen aus, strebt gewaltsam darnach, ein Privileg auf Staatsversorgung im Beamtendienst zu genießen, daher die fortgesetzten Klagen städtischer Eltern über den harten Studienzwang: „Wenn wir unser Söhnlein, meinen die Eltern, nur glücklich durch die verschiedenen Examina gedrückt haben, dann mag der Staat sehen, wie er mit ihm fährt. Ist er nicht zu brauchen, so kann man ihn ja pensioniren, auf alle Fälle ist dann für ihn gesorgt". Im Heerdienst an und für sich schon wegen mangelnder physischer Kraft weniger beansprucht, hat er im einjährig-freiwilligen Dienst ein weiteres Privileg, welches, wie Hansen hervorhebt, gegenüber der ländlichen, ohnedies finanziell schlechter situirten Bevölkerung ein schreiendes Unrecht einschließt.

Gegen die Einseitigkeiten Ammons trat u. a. Karl Jentsch in den Grenzboten auf und gab seine Aufsätze heraus unter dem Titel: Socialauslese, Leipzig, Grunow 1898. Seiner demokratischen, national-socialen Parteirichtung mußte der Standpunkt Ammons besonders widerwärtig vorkommen und er kämpft mit guten Gründen gegen die Ausschließlichkeit seiner engherzigen Bourgeoisiephilosophie, aber ganz gründlich

und durchschlagend kann seine Abwehr deßhalb nicht sein, weil er selbst viele Voraussetzungen mit Ammon theilt. Viel consequenter erscheint Tille, der jede Art der Vererbung bekämpft und im Interesse der Socialauslese die Aufhebung des Erbrechtes empfiehlt, wogegen Jentsch allerdings nichts einzuwenden hat.

In den heutigen Ständen- und Berufskämpfen spielt die Bildung eine Hauptrolle, sie bietet eine Hauptwaffe. Alle Stände, die nach aufwärts streben, ringen um die Bildung, denn sie sagen sich: Bildung ist Macht. Die Lehrer sehnen sich nach besserer Bildung; die Handwerker suchen ihr Heil und ihre Rettung in der besseren Ausbildung; am lautesten aber erheben den Ruf die Arbeiter, nicht nur weil sie wissen, daß Bildung unzufrieden macht, sondern weil sie sie zum Klassenkampf besser befähigt und sie wohl hoffen, einst die Parlamente und Regierungen beherrschen zu können. Nur die conservativen Stände bleiben in diesem Wettlauf um die Bildung zurück, und sie muß man förmlich dazu anspornen, mitzuthun. Die Zeiten sind vorüber, wo Lesen, Rechnen und Schreiben genügten, und vollends vorüber die Zeiten, wo sich die Leute ohne Schulen durchs Leben schlugen. Wenn die Verhältnisse nicht dazu zwingen würden, könnte man mit Freuden in den Ruf einstimmen: „dem Volke nicht zu viel Wissen“.

Ueber das moderne Bildungsproblem verbreitet sich eine Schrift von Mannheimer: „Die Bildungsfrage als sociales Problem“ (Jena, Fischer). Freilich kann ich nicht finden, daß das Problem in dieser Schrift sehr klar erkannt, fest im Auge behalten und durchgeführt ist. Der Verfasser läßt sich auf Schritt und Tritt auf andersartige Betrachtungen ablenken und schweift zu sehr in allgemein philosophischen Gedanken herum, auch ist er nicht ganz frei von Bildungsüberschätzung. Wer in Gefahr steht, die Bildung zu unterschätzen, dem wird das Buch doch viele Belehrung bringen, da es reich ist an Bemerkungen hervorragender

Geister zu dieser Frage. Mit Bildungsfragen beschäftigt sich endlich auch, die schon einmal erwähnte Schrift von Alfred Klaar: „Wir und die Humanität". Besonders wohlthuend berührt es, daß Klaar die Bildung nicht überschätzt und mit Entschiedenheit der Nietzsche-Moral entgegentritt, die sich überall breit macht. In einer Reihe ziemlich lose aneinander gereihter Aufsätze, Essays, behandelt er verschiedene Probleme, so besonders interessant den Unterschied von Wir und Ich. Klaar macht darauf aufmerksam, wie das majestätische Wir allmählig verschwunden und das Ich dafür eingetreten ist in demselben Maße, als der Subjektivismus zunahm, erkennt hierin nicht durchweg einen Fortschritt an und betont mit Recht, daß in dem Wir doch noch ein Sehnen über das kleine launenhafte Streber-Ich hinaus zum Gemeinbewußtsein lag. Mit feiner Ironie geißelt er das Uebermenschenthum, den kleinlichen krankhaften Zug „Ueber alles hinaus" und erinnert in seiner Art manchmal an den Rembrandtdeutschen. Soeben erschien vom nämlichen Verfasser im gleichen Verlag „Schauspiel und Gesellschaft", worin er sehr warm für das Volksdrama und die Volkskunst eintritt.

Grupp.

LXXII.

Die Kirche gegenüber dem Protestantismus in Deutschland.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Bayern zählt 4'363,178 Kath. und 1'749,200 Prot., wovon 355,903 K. und 451,728 P. im linksrheinischen (Pfalz) und 3'997,275 K., 1'297,483 P. im rechtsrheinischen Gebiet. Die Pfalz bildet das Bisthum Speyer mit 230 Pfarreien, 363 Priestern. In den größeren Städten überwiegen die Protestanten, in Speyer (18—19,000 E.) sind die Katholiken um einige Hunderte überlegen. Bei der Hundertjahrfeier (1879) des dem Reichstag von den protestantischen Ständen überreichten Protestes gegen den Beschluß der Reichstagsmehrheit — die protestantisch gewordenen Stände müssen neben dem neuen auch den katholischen Gottesdienst dulden — fand in Speyer eine große Versammlung protestantischer Prediger u. s. w. statt. Es wurden sehr herausfordernde, verläumderische Reden gegen die Kirche gehalten, und in Folge derselben der Beschluß gefaßt, eine Protestkirche zur Verherrlichung des Protestes zu erbauen. Der König von Bayern gab einen namhaften Beitrag zu dieser Protestkirche. In Zweibrücken (12—13,000 E.) bilden die Katholiken ein Drittel, ebenso in Pirmasens.

Ueber „Bayerns Kirchenprovinzen" [1]) liegt übrigens ein

1) „Bayerns Kirchenprovinzen" von Joseph Schlecht. München, Allg. Verlagsgesellschaft 1902. Mit vielen trefflichen Abbildungen von Kirchen, kirchlichen Kunstwerken und Bildnissen von Bischöfen u. s. w.

gediegenes Werk vor, wie es für ganz Deutschland zu wünschen wäre. Dasselbe enthält die Geschichte der einzelnen Bisthümer, die Bischofsreihen derselben, Eintheilung und jetzigen Stand, Angaben über alle kirchlichen Anstalten, Ordensniederlassungen und Pfarreien. Der Sprengel Passau zählt auf 337,317 Kath. 2670 Prot.; München 980,555 K., 66,000 P.; Regensburg 799,268 K., 72,000 P.; Augsburg 761,912 K., 123,500 P.; Würzburg 523,086 K., 116,500 P.; Bamberg 348,8F6 gegen 404,000; Eichstätt 179,502 gegen 609,000. Die Zahl der Pfarreien, zusammen 3053, scheint im Bisthum München (399), in Bamberg (193), Passau (205), Speyer (230) den Verhältnissen nach etwas klein zu sein. Mit seinen 910 Pfarreien übertrifft Augsburg das Erzbisthum Besançon, welches 875 Pfarreien für 622,000 K. zählt. Für die Stadt München sind, trotz der löblich vermehrten neuen Kirchenbauten, nur 14 Pfarreien aufgezählt, was für 498,503 Einwohner, wovon etwa 60,000 Prot., doch etwas wenig erscheint. Selbst in einer Großstadt sollte keine Pfarrei viel über 10,000 Seelen zählen. Nürnberg, welches wohl 50—60,000 Katholiken unter seinen 260,743 E. zählt, ist mit zwei Pfarreien, trotz einiger sonstigen Gotteshäuser nicht ausreichend versorgt. Augsburg dürfte unter 89,000 E. über 60,000 K. zählen, für welche nur 5 Pfarreien bestehen. Regensburg hat 4 Pfarreien für etwa 36—37,000 K. unter seinen 45,312 Einw. Würzburg ist eine der Städte Bayerns, in denen sich die Protestanten stark gemehrt haben. 1895 wurden ihrer 11,138 unter 61,032 E. gezählt, heute dürften es 15,000 unter 74,905 E. sein. Die Stadt hat 5 Pfarreien. In manchen anderen Städten, besonders auch solchen mit protestantischer Mehrheit, dürften noch Lücken in der Pfarrseelsorge auszufüllen sein. Die Protestanten sind besonders stark im Offiziers- und Beamtenstand sowie den gelehrten Berufen vertreten, besitzen in altprotestantischen Städten von jeher Macht und Vermögen, haben also manche Vortheile, die sie auszunützen wissen. Ordensleute sind eine

nothwendige Hilfe, aber der Pfarrer ist der eigentliche Seelsorger, der seine Pfarrkinder tauft, traut und beerdigt, sie möglichst alle persönlich kennen soll. Wir sehen ja, daß gerade in den Städten die Protestanten sich stark mehren, namentlich durch Mischehen.

Sehr zu denken gibt die andauernd stärkere Mehrung der Protestanten. Von 1840—71 nahmen die Katholiken um 12,89 %, die Protestanten um 13,18 zu; von 1871—95 die Katholiken um 19,02, die Protestanten um 22,68 %. Im Jahre 1818 bildeten die Katholiken 72,10, die Protestanten 25,78 %; 1900 die Katholiken nur noch 70,55, die Protestanten dagegen 28,32 % der Bevölkerung. Die Mehrung der Bevölkerung kommt überwiegend den Städten zugute, in welchen der Protestantismus am stärksten vertreten ist. Von der Landbevölkerung waren (1895) 73,77 % katholisch, 25,56 % protestantisch. Die Einwanderung dürfte namhaft zu der Verstärkung des Protestantismus beitragen, da sie sich fast ausschließlich den Städten zuwendet. Aber auch die stark zunehmenden Mischehen fördern den Protestantismus, da nach einem Ausweis nur 47, nach einem andern sogar nur 43 % der daraus entsprossenen Kinder katholisch werden. Im Jahre 1895 betrugen die gemischten Ehen 8,78 %, 1900 waren es schon 9,91 % sämmtlicher Eheschließungen. In der Stadt München betrugen die Mischehen (1900) sogar 14,92 %, wovon 5,25 auf katholische, 8,98 % auf protestantische Männer trafen. In den alten, ausschließlich katholischen Provinzen haben die Gemeinden ihre Zustimmung zu der Verehelichung ihrer jungen Männer zu gewähren. Die Zustimmung ist umständlich, ja kostspielig, wird auch manchmal verweigert. Dürfte dies nicht auch eine Ursache sein, daß so viele katholische Mädchen — gerade in Städten mit starkem protestantischen Zuzug, wie München — Mischehen eingehen?

Zu einem bayerischen Sprengel, Bamberg, gehören auch Sachsen-Meiningen, 4170 K., 244,810 P.; Sachsen-Altenburg

4723 K., 189,886 P.; Sachsen-Koburg-Gotha 3330 K., 225,674 P.; Reuß ältere Linie 1043 K., 66,860 P.; Reuß jüngere Linie 2579 K., 135,558 P.; Schwarzburg-Sondershausen 1110 K., 79,593 P.; Schwarzburg-Rudolstadt 676 K., 92,298 P. In allen diesen Staaten sind die Katholiken durch die Landesgesetze eingeengt, besonders was Gottesdienst, Kirchen und Schulen, Erziehung der Kinder und Mischehen betrifft. Am schlimmsten steht es in Reuß j. L. (wo die Stadt Gera unter 45,628 Einwohnern über 2000 Katholiken zählt), welches an Unduldsamkeit dem Königreich Sachsen gleichkommt, ja es noch übertrifft. Alle protestantischen Regierungen haben eben mehr oder weniger von dem berüchtigten Cujus regio, ejus religio beibehalten, leben der Ansicht, daß ihnen die geistliche Gewalt auch über die Nichtprotestanten zusteht. Sie glauben sehr duldsam zu sein, wenn sie den Katholiken auch nur Hausgottesdienst gestatten, wie das Beispiel in Sachsen mit Wechselburg u. s. w. zeigt.

Das jetzt vom Bischof von Paderborn verwaltete Apostolische Vikariat Anhalt zählt 11,699 K. unter 301,953 P. Die Katholiken sind größtentheils eingewandert, meist erst nach 1871, weil seither die Gewinnung und Verarbeitung von Kalisalzen, die chemischen Betriebe, einen ungeheuren Aufschwung genommen haben. Durch den 1818 zur Kirche zurückgekehrten Herzog Ferdinand von Anhalt-Köthen wurde in letzterer Stadt Pfarrei und Kirche gegründet, an der längere Zeit Jesuiten (P. Beckx und P. Desis) wirkten. Durch Aussterben zweier Linien des herzoglichen Hauses ist ganz Anhalt seit fünfzig Jahren unter einer Regierung vereinigt. Es fehlte auch nicht an Bedrückungen, die sich jedoch verringert haben. Pfarreien bestehen in Dessau, Köthen, Bernburg, Zerbst und Groß-Alsleben, einer preußischen Enclave. Weitere Seelsorgestationen wären geboten wegen der großen Entfernung mancher Katholiken von den Pfarrorten.

Unseres Wissens wird von Paderborn aus auch für die

1831 Katholiken, neben 55,285 Protestanten, in Waldeck gesorgt, für die Gottesdienst in Pyrmont und Arolsen gehalten wird. In letzterer Stadt wenigstens befindet sich eine katholische Kirche nebst Pfarrer.

Im Reichsland standen 1900: 1'310,450 Katholiken, 762 auf 1000 Einwohner, gegen 797 auf 1000 im Jahre 1871. Protestanten wurden 372,078, oder 218 auf 1000 gezählt, gegen 175 im Jahre 1871. Die ersten Jahre nach der Rückkehr zu Deutschland hatten sich die Katholiken sogar vermindert. Die starke Auswanderung — 2 bis 300,000 Personen — nach Frankreich und die starke Einwanderung aus Deutschland sind die Hauptursachen der Verschiebung der Glaubensgenossen. Elsaß-Lothringen bietet das jüngste Bild der von Preußen in allen neuerworbenen Ländern betriebenen Protestantisirung. Die zahlreich hingeschickten Beamten, Unternehmer u. s. w. waren fast sämmtlich protestantisch. Die höheren Schulen wurden alle als gemischt oder confessionslos erklärt, aber zu Dreivierteln oder Vierfünfteln mit protestantischen Lehrern besetzt. Natürlich konnte dies die katholischen Schüler nicht anziehen, weßhalb die Eltern lieber ihre Söhne nach Frankreich schickten. Unter den 90—100 Professoren der Hochschule zu Straßburg befanden sich zur Noth zwei oder drei Katholiken. Die meisten Ordensmänner wurden des Landes verwiesen, obwohl sich geborne Deutsche darunter befanden. Die Bezüge der Geistlichkeit wurden sehr bedeutend erhöht, z. B. die Pfarrergehalte von 720 auf 1500 Mk. oder noch mehr. Auch wurde eine Anzahl neuer Pfarreien, namentlich in Städten, sowie in den gewerbreichen und Berggegenden gegründet, wo die Bevölkerung schnell zunimmt.

Das Bisthum Straßburg, das Elsaß umfassend, zählte (1895): 777,914 Katholiken neben 284,579 Protestanten, außerdem 29 387 Soldaten. Pfarreien sind jetzt 700 vorhanden, wovon 6 in Straßburg für 75—80 000 Katholiken unter 150,268 Einwohnern; 4 (5 ?) in Mülhausen für 60 bis 65 000 Kath. unter 88 485 E.; Hagenau, Schlettstadt und

andere namhafte Städte besitzen je 2 Pfarreien, Kolmar, trotz 25 000 Kath. unter 30—32 000 E., nur 1, freilich mit einer wahren Kathedrale als Pfarrkirche. Das Bisthum bringt reichliche Spenden für kirchliche Zwecke, besonders der Verein der Glaubensverbreitung, stellt auch viele Ordensleute und Missionare, darunter mehrere Bischöfe, die jedoch meist französischen Gemeinschaften angehören. Seitdem sich Ordens- und Missionswesen wieder etwas freier in Deutschland entfalten dürfen, schließen sich die Ordensmänner und Missionare auch häufiger dem alten Mutterlande an. (Das hier über Opferwilligkeit, Ordens- und Missionswesen Gesagte bezieht sich auch durchaus auf Metz.) Wegen der Schulverhältnisse, welche dem geistlichen Beruf nicht sonderlich günstig sind, ist dagegen die Ergänzung der einheimischen Geistlichkeit erschwert, mühsam. Die Einführung der gesetzlichen Sonntagsruhe hat im Reichsland den Kirchenbesuch der Männer gesteigert, und dadurch der früheren Entfremdung vielfach entgegengewirkt. Die Sonntag-Entheiligung ist bekanntlich eine Hauptursache der Lauheit und Entfremdung der Männer von der Kirche in Frankreich. Oberelsaß hat viele Ueberlieferungen des Bisthums Basel bewahrt, dem es bis zur Revolution angehört hatte. Vor 1870 war deshalb mehrfach die Errichtung eines Bisthums in Kolmar besprochen worden, aber die Regierung wollte nichts davon wissen.

Der Sprengel Metz zählte 1895: 449,311 Katholiken, 52 897 Protest., 37 467 Soldaten. Pfarreien gibt es 631. Metz, 41 500 K. neben 17 200 P. (1890, die Besatzung inbegriffen), zählt 7 Pfarreien, die übrigen Städte je nur 1 Pfarrei. In der stark aufblühenden Fabrikstadt Saargemünd (18–20 000 Einw.), welche durch Saar und Blies sowie große Bahnhofanlagen dreigetheilt ist, wird schon seit Jahrzehnten die Abzweigung zweier neuen Pfarreien gewünscht und auch geplant. Ein von Geistlichen geleitetes bischöfliches Gymnasium, wie zwei andere bischöfliche höhere

Schulen, sind aus der französischen Zeit mühsam herübergerettet worden. (Aehnlich auch in Straßburg, wo das katholische Gymnasium einen Staatszuschuß erhält.) Ohne diese Anstalten wäre die Heranbildung einer genügenden Zahl Priester für den Sprengel unmöglich geworden. Beide Sprengel des Reichslandes haben große Nachtheile durch die Auswanderung gar vieler wohlhabenden Familien erlitten, welche sich bis dahin eifrig am kirchlichen Leben betheiligt, sehr opferwillig und werkthätig waren. Die eingewanderten deutschen Protestanten, besonders die wohlhabenden, zeigten sich oft den Katholiken ziemlich abgeneigt. In Lothringen (Sprengel Metz) sind wohl 8—10000 Luxemburger eingewandert, meist um in den Eisengruben zu arbeiten. Sie verstehen nur Deutsch, sind sämmtlich Katholiken, der Kirche treu. Auch das Rheinland und das übrige Deutschland haben manche gute Katholiken dem Reichsland gesandt.

Die Regierung hat in Metz, Straßburg und Mülhausen außer protestantischen, auch katholische Garnisonkirchen erbauen lassen, an denen eigene Geistliche angestellt sind.

Baden, 1'131,639 Kath., 704,058 Prot., bildet die Erzdiöcese Freiburg, wozu auch Hohenzollern gehört, welches bis 1848 rein katholisch geblieben war, seit seiner Vereinigung mit Preußen, 1848, jedoch neben 63,363 Katholiken schon 2847 Protestanten zählt, fast einzig durch die Beamten, da das Land keinen Gewerbfleiß besitzt, welcher Einwanderer anlocken könnte. Die lange Leidensgeschichte der badischen Katholiken im vorigen Jahrhundert ist bekannt, auch noch nicht zu Ende, hat ebenfalls zu der stärkeren Mehrung der Protestanten beigetragen. Das Land zählt viele bedeutende Städte, Karlsruhe (96876 E.), Mannheim (140,384 E.), deren Bevölkerung zur größeren Hälfte protestantisch; Freiburg (61513 E.), das zu Dreiviertel katholisch ist. Die Großartigkeit des 1902 in Mannheim stattgehabten Katholikentags, zu dem über 40000 Arbeiter und so viele Theilnehmer aus der Umgebung gekommen waren, daß Abends

an 90 000 Personen mit der Eisenbahn heimkehrten, ist wohl ein schlagender Beweis des Eifers und der Regsamkeit der Katholiken. Da in den letzten Jahren eine Anzahl neuer Pfarreien, auch in den großen Städten, gegründet wurden, dürften es jetzt nahezu 800 sein. Männerorden werden bis jetzt nicht zugelassen.

Württemberg, 650,392 Kath., 1'497,300 Prot., bildet den Sprengel Rottenburg. Alle früheren Zählungen ergaben stets eine namhaft stärkere Mehrung der Protestanten. Nur die 1900er Zählung bestätigte ein etwa ebenso starkes Anwachsen der Katholiken. Gleichzeitig berichteten auch Blätter, die Württemberger protestantischen Bauern seien wohlhabend, weil sie ihre Kinder fleißig in die Schule schickten, zum Hüten ihres Viehes u. s. w. sich Knaben aus Tirol, natürlich Katholiken, dingten. Schluß: die Tiroler sind arm, weil sie die Schule vernachlässigen, nicht aber weil ihr Land wenig fruchtbar, kein namhafter Gewerbfleiß und Verkehr sich dort entwickeln kann. Andere Blätter zollten den tirolischen Geistlichen alle Anerkennung, weil sie die nach Württemberg wandernden Knabengruppen begleiteten und beschützten, die schon früher hingebrachten besuchten, ermahnten, trösteten, stärkten. Die dieses Liebeswerk übenden Priester seien dabei selbst arm und bedrängt, — wie fast alle Geistlichen in Oesterreich, wo der Staat zuerst das Beispiel der Beraubung der Kirche gegeben, seither auch stets in Geldnöthen liegt.

Die Katholiken Württembergs gehörten, vor ihrer Vereinigung mit dem jetzigen Königreich, den verschiedensten Staaten und Sprengeln an — Constanz, Augsburg, Mainz, Würzburg — sowie auch reichsfreien Abteien, wie Weingarten und das gefürstete Ellwangen. Das Bisthum zählt 690 Pfarreien und selbständige Seelsorgestellen, 1050 Priester, 1200 Ordensschwestern. Männliche Orden werden nicht zugelassen, weil die Regierung bis jetzt jeder Niederlassung die Genehmigung verweigert. Vor Jahren wurde einmal nachgerechnet, daß sich an 200 Württemberger in auswärtigen

Klöstern befinden. Dabei waren die Nachweise unvollständig. Stuttgart zählt 176,318 Einwohner, worunter etwa 25 bis 30,000 Katholiken. Während des Culturkampfes, als fast alle Regierungen Deutschlands irgendwie sich an der Verfolgung der Katholiken betheiligten, war Württemberg (nebst Oldenburg) so ziemlich das einzige Land, das sich nicht von dem Sturm berühren ließ. In letzter Zeit sind mehrere neue Kirchen (in Stuttgart die fünfte) gebaut worden. Dank mehrerer katholischen höheren Schulen stellt es zahlreiche Priester.

In Hessen leben 341,570 Kath. (746,201 Prot.) unter der Obhut des Bischofs von Mainz, Nachfolger der einstigen Erzbischöfe und Kurfürsten, welche eine erste Stelle im alten Reich einnahmen, eine starke Stütze des Kaisers und der Macht Deutschlands waren. Mainz unterstanden zahlreiche Bisthümer, Prag inbegriffen. Der hl. Erzbischof Bonifatius hat durch Ausbreitung des Christenthums in Deutschland, Ordnung der kirchlichen und vielfach auch der weltlichen Verhältnisse, den Grund zum alten Reich gelegt. Und seit 1815 ist das große Mainz dem Staate eines Philipp einverleibt, der durch den ihm von Höflingen beigelegten Namen des „Großmüthigen“ keinenfalls mit entsprechenden Eigenschaften und Verdiensten ausgestattet wurde. Mehrfach ist der Stuhl durch das Mißwollen der Regierung längere Zeit verwaist geblieben: 1818, nach dem Tode des Bischofs Colmar, 12 Jahre; nach dem Tode des großen Bischofs Wilhelm von Ketteler 7 Jahre. Der Sprengel zählt 107 Pfarreien. An dem stiftungsmäßig katholischen, aus entsprechenden Mitteln unterhaltenen Gymnasium zu Mainz verlegte sich längere Jahre ein Lehrer darauf, den Schülern nur Aufsätze zur Verherrlichung Luthers aufzugeben. Er schrieb ihnen vor, wie sie dessen Verdienste um das deutsche Volk anzupreisen, und darzustellen, was Deutschland und besonders auch die Katholiken ihm zu verdanken hätten. Trotz aller Beschwerden der Eltern, der Kennzeichnung dieser

aller geschichtlichen Wahrheit hohnsprechenden Mache, trotzdem alle Behörden bis zu den Ministern angegangen wurden, dauerte dieses Aergerniß viele Jahre. Uebrigens ein Beispiel, wenn auch besonders schroffes, unter vielen. Alle von Protestanten verfaßten Schulbücher, die oft in katholischen Schulen vorgeschrieben sind, zielen auf die Verherrlichung Luthers, die Rechtfertigung seiner Neulehre und Herabsetzung der Kirche.

Mainz hat 84,300 Einw., worunter 30-35 000 Protestanten, die sich unter hessischer Herrschaft riesig vermehrt haben. Offenbach zählt etwa 15-16 000 K. unter 50 508, Darmstadt 12—15000 K. unter 72019 Einwohnern. Vor 1870 war Hessen einige Zeit den Katholiken vielfach gerechter, günstiger als seither.

(Schluß folgt.)

LXXIII.

Die Landtagswahlen in Oesterreich und die christlich-sociale Partei.

Aus Oesterreich, Mitte Nov. 1902.

Die im Laufe der Monate Oktober und November in mehreren Kronländern des cisleithanischen Oesterreichs bethätigten Landtagswahlen verdienen in mehr als einer Beziehung die allgemeinste Beachtung und sollen darum hier eine kurze Besprechung finden.

Das constitutionelle Leben des habsburgischen Reiches spielt sich in drei Parlamenten ab: in den Delegationen, im Reichsrathe und in den Landtagen. Die Delegationen, die sich in eine ungarische und österreichische abtheilen, haben über diejenigen Angelegenheiten zu berathen und zu be-

schließen, welche die beiden Reichshälften gemeinsam betreffen. Die Mitglieder dieser Körperschaft werden alljährlich vom ungarischen, beziehungsweise österreichischen Reichsrathe gewählt. Es liegt in der Natur der Sache, daß die innere Politik Oesterreichs dem Machtbereiche der Delegationen entzogen ist. Dieselbe concentrirt sich für Ungarn im Reichstage zu Pest, und für das cisleithanische Oesterreich im Reichsrathe zu Wien.

Der österreichische Reichsrath ist eine Schöpfung Schmerlings, des Vaters der sogenannten Februarverfassung vom Jahre 1861, auf der das ganze Verfassungsleben im heutigen Oesterreich beruht. Ritter von Schmerling, ein deutschliberaler Staatsmann und centralisirender Bureaukrat durch und durch, hatte für die berechtigten Sonderbestrebungen der einzelnen Nationen Oesterreichs kein Verständniß, wie ihm auch die Bedeutung der katholischen Kirche für den Bestand und den inneren Frieden Oesterreichs nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Sein Ideal war ein liberales centralistisches Regiment. Diesem Ideale entsprechend construirte er eine Verfassung, ein Centralparlament und dazu eine Wahlordnung, die ihresgleichen in Europa sucht. Denn diese Wahlordnung ward der deutschliberalen Partei auf den Leib zugeschnitten, so daß ihr Sieg für immer gesichert schien. Indessen, es kam anders, als Schmerling sich dachte. Sein Centralparlament ist heute zu einer Stätte des wildesten Haders herabgesunken; statt eine Quelle des Segens zu sein, ist es wahrhaft zu einer Gefahr für die Monarchie geworden.

Neben diesem verunglückten Centralparlamente hat das cisleithanische Oesterreich noch seine Landtage, siebzehn an der Zahl. Die Competenz derselben ist naturgemäß eine beschränkte, aber immerhin noch von einer gewissen Bedeutung, zumal für die betreffenden Kronländer. Nach § 12 des Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867 erstreckt sie sich auf alle „nicht ausdrücklich dem Reichsrathe vor-

behaltenen Gegenstände der Gesetzgebung". Dahin gehört unter anderem die Regelung und Leitung des Gemeindewesens, z. B. die Bewilligung von Anlehen und Auflagen der Gemeinden, ferner eine eigene Gesetzgebung in Schulsachen im Rahmen des Reichsvolksschulgesetzes, z. B. die Bestimmung der Lehrergehälter, dann die Errichtung und Leitung von Arbeitshäusern, eigene Legislative bezüglich des Versicherungswesens, selbständige Besteuerung der Landesbewohner. Aus der Mitte der Landtage geht durch Wahl eine eigene Behörde hervor, Landesausschuß genannt, welche mit einer gewissen selbständigen Exekutivgewalt ausgestattet ist. An der Spitze dieser Behörde steht ein vom Kaiser ernannter Landeshauptmann oder Landmarschall (in Böhmen, Galizien und Niederösterreich), und ihre Aufgabe ist, die laufenden Verwaltungsgeschäfte zu besorgen und die Landtagsbeschlüsse auszuführen, wozu zahlreiche Beamte zur Verfügung stehen.

Man sieht, der Wirkungskreis und die Machtbefugniß eines österreichischen Landtages ist für die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse des betreffenden Kronlandes nicht ohne Bedeutung; diese Bedeutung kann wachsen und selbst für die ganze innerösterreichische Politik von wesentlichem Einflusse werden, wenn der Landtag es versteht, sich geltend zu machen. Dazu kommt — was nicht übersehen werden darf —, daß in dem Maße, als das Centralparlament an Bedeutung verliert, die Landtage nothwendig an Bedeutung gewinnen müssen Regiert muß werden. Versagt der Wiener Reichsrath, müssen die Landtage eintreten; das föderalistische Regierungssystem wird dann wie von selbst das centralistische ablösen. Das Regieren mit dem § 14 ist nur ein Nothbehelf, der selbstverständlich auf die Dauer nicht vorhalten kann, und die Inscenirung eines absolutistischen Regimes wäre ein zu gefährliches Experiment, als daß die Krone sich darauf einlassen könnte.

So ist also die Bedeutung der österreichischen Landtage

ohne Zweifel im Steigen begriffen. Das allein schon rechtfertigt das Interesse, das den Wahlen zu diesen Landtagen diesmal entgegengebracht wurde. Das meiste Interesse aber concentrirte sich auf die Wahlen in Niederösterreich.

Dieses Kronland, die alte Ostmark, das Herz des österreichischen Kaiserstaates, ist die Geburts- und Pflegestätte der mächtig aufstrebenden christlichsocialen Partei. Unter der geschickten Führung Dr. Luegers war es dieser Partei nach jahrelangem Arbeiten und Ringen endlich gelungen, die liberale Herrschaft im Wiener Rathhause zu stürzen. Um diesen Erfolg auf die Dauer zu sichern, war es nothwendig, auch im Landtage das liberale Regime zu depossediren. Auch dieses gelang. Bei den vorletzten Landtagswahlen, welche im Jahre 1896 stattfanden, fielen von den 55 Mandaten der Städte und Landgemeinden 34 den Christlichsocialen zu. Damit aber hatten diese die Majorität noch nicht, da der niederösterreichische Landtag 78 Mitglieder zählt. Indessen hatten die Wahlerfolge der christlichsocialen Partei auf die in ihrer Mehrheit liberale Großgrundbesitzer-Curie, welche über 15 Mandate verfügt, einen derartigen Eindruck gemacht, daß sie es für gut fand, der conservativen Minorität 3 Mandate zu überlassen. Diese drei Stimmen aber kamen, neben den zwei Virilstimmen des Erzbischofs von Wien und des Bischofs von St. Pölten, selbstverständlich der christlichsocialen Partei zugut, so daß nunmehr eine Majorisirung dieser Partei durch ihre politischen Gegner ausgeschlossen war.

Trotz der Unsicherheit ihrer Herrschaft in der niederösterreichischen Landstube während der verflossenen sechsjährigen Tagungsperiode verstand es die christlichsociale Partei dennoch vortrefflich, sich zur Geltung zu bringen, zum Besten des christlichen Volkes. Eine Reihe der einschneidendsten wirthschaftlichen Reformen auf allen Gebieten der Landesverwaltung vermochte sie durchzuführen. Darüber gibt ein Appell Aufschluß, der anläßlich der diesmaligen

Landtagswahl an die Wähler der Landgemeinden-Wahlbezirke gerichtet wurde. Darin hieß es unter anderm:

„Für die bäuerliche Bevölkerung wurde im Wege des Genossenschaftswesens durch die Errichtung von Lagerhäusern, Winzerei-, Molkerei-, Webereigenossenschaft u. s. w. erfolgreiche Schutzmaßregeln gegen die Ausbeutung durch die zumeist jüdischen Kornwucherer und unberechtigten Zwischenhändler aller Art getroffen. — Auf dem Gebiete des Versicherungswesens wurde eine gründliche Reform durch die Errichtung der niederösterreichischen Landesversicherungsanstalten vorgenommen, durch welche der Bevölkerung in Stadt und Land außerordentliche Vortheile geboten wurden. Hat ja doch die Landes-Brandschadenversicherungsanstalt in der Zeit ihres nicht ganz fünfjährigen Bestandes der Bevölkerung in Niederösterreich allein eine Summe von weit über 8 Millionen an Versicherungsprämien erspart. Die vom Lande Niederösterreich gegründete Rindvieh- und Pferdeversicherung ist in wenigen Jahren eines der größten und bestgeleiteten Institute dieser Art am ganzen Continent geworden und die niederösterreichische Landes- Lebens- und Rentenversicherungsanstalt hat einen solchen Ruf erworben, daß selbst politische Gegner, wie z. B. die herrschenden Parteien in Kärnten und Schlesien, sich diesem Institute angeschlossen haben. — Die Wohlfahrts- und sanitären Einrichtungen des Landes, die Irren- und Siechenanstalten, Institute für nicht vollsinnige, krüppelhafte, idiotische, blinde und taubstumme Kinder, die Landeskinderheime für Findlinge sind in der großartigsten Weise ausgebaut worden und genießen trotz ihres kurzen Bestandes einen Weltruf. — Die christlichsociale Partei hat eine Förderung des Gewerbestandes eingeleitet, welche nach ihrer Vollendung von den segensreichsten Folgen für diesen heute so schwer bedrängten Stand sein wird“.

Man sieht, die christlichsociale Partei hat sich redlich bemüht, etwas zu leisten. Erhaltung und Kräftigung des christlichen Handwerker-, Gewerbe- und Bauernstandes, das hatte die Partei auf ihre Fahne geschrieben. Soweit ihre

Macht reichte, hat sie erfüllt, was sie versprochen. Sie hat gearbeitet. Das sollte seine Früchte tragen.

Das christlichsociale Regiment im Herzen der Monarchie war natürlich dem ganzen österreichischen „Freisinn" über die Maßen verhaßt, um so mehr, als er befürchtete, die „Luegerei" würde von Niederösterreich auch auf andere Kronländer überspringen und die gleichen „Verheerungen" anrichten. Darum Sturz der „Herrschaft Luegers", mag es kosten, was es wolle. Das war die liberale Parole. Lange wiegte man sich in der Hoffnung, Dr. Lueger und seine Partei würden mit der Zeit schon selber den Beweis erbringen, daß sie ganz unfähig seien zum Regieren und namentlich unfähig zur Verwaltung eines so großen Gemeinwesens, wie es die Millionenstadt an der Donau darstelle; sie würden dann an ihrer eigenen Unfähigkeit zu Grunde gehen auf Nimmerwiedersehen. So hoffte man. Aber diese Hoffnung wurde gründlich getäuscht. Die Leistungen der Christlichsocialen sind auf allen Gebieten, auf denen sie sich bethätigen konnten, unleugbar geradezu glänzende. Namentlich auf dem Gebiete der Wiener Gemeindeverwaltung. In der kurzen Zeit der christlichsocialen Herrschaft hat Wien einen ganz gewaltigen Schritt nach vorwärts gethan. Das zu leugnen, fällt keinem Verständigen ein. Nur die mißvergnügte Judenpresse weiß tagein tagaus von einer „christlichsocialen Mißwirthschaft" zu berichten. Aber umsonst; wo Thaten reden, kann Druckerschwärze nicht mehr schaden.

Mit der Spekulation auf die Leistungsunfähigkeit der christlichsocialen Partei war es also nichts. Nun setzte der „Freisinn" seine Hoffnung auf die Landtagswahlen von 1902 und redete ohne Unterlaß sich und Anderen ein, daß die Masse der Bevölkerung in Stadt und Land der Lueger-Herrschaft satt sei. Die „Wiener Morgenzeitung" wußte schon am 29 August ihrem Lesepublikum genau anzugeben, wie sich der Ausfall der am 28. Oktober und 5. November stattfindenden Wahlen in den Land- und Städtewahlbezirken

gestalten werde. Von den auf diese Bezirke entfallenden 55 Mandaten glaubte sie höchstens 24, statt der seitherigen 34, für die „abgehausten" Christlichsocialen herausrechnen zu können, während ihrer Ansicht nach die anderen 31 den „freiheitlichen" Parteien, das heißt dem aus Judenliberalen, Deutschvölkischen, Alldeutschen und Socialdemokraten sich zusammensetzenden Mischmasch sicher seien.

Aber wie ist es anders gekommen! Obwohl die vier genannten Parteien treue Waffenbrüderschaft hielten, Schulter an Schulter Front machten gegen die Christlichsocialen und ihr Menschenmöglichstes thaten, um ihre Gegner niederzuringen; es half alles nichts. Von den 21 Mandaten der Landgemeinden und den 21 Mandaten der Stadt Wien fiel ihnen auch nicht ein einziges zu; und von den 13 Sitzen, welche die Landstädte zu besetzen haben, konnten sie 9 retten, nur neun, und auch diese nur mit knapper Noth. Der Erfolg der christlichsocialen Partei war ein durchschlagender, über alles Erwarten glänzender, für den „freisinnigen Mischmasch" ein geradezu niederschmetternder. Es hatte sich gezeigt, daß die Masse des Volkes Niederösterreichs in seiner Majorität von der liberalen Partei und ihrem Anhange nichts mehr wissen wollte. Nicht weniger als 163.100 Wähler aus den beiden Curien der Landgemeinden und der Städte entschieden sich für die christlichsocialen Candidaten und nur etwa 89.000 Stimmen blieben dem „Freisinn" treu. Auf wie lange, muß die Zukunft zeigen. Wohl sind die vier Vertreter der Wiener Handelskammer selbstverständlich „freisinnig", und wohl hat auch die in ihrer Mehrheit „verfassungstreue" Wahlcurie der Großgrundbesitzer neben drei conservativen 13 nichtconservative Deputirte für den Landtag sich erkoren;[1]) aber verfehlt wäre es, zu meinen, diese

1) Die drei conservativen Vertreter sind: Graf Eugen Braida, Abt Adalbert Dungl und Propst Frigdian Schmolk; zu den verfassungstreuen Vertretern gehört Abt Alexander Karl von Melk.

13 „verfassungstreuen" Herren würden sich partout als Gegner der christlichsocialen Partei aufspielen und würden ihre Aufgabe im niederösterreichischen Landtage lediglich darin erkennen, die Geschäfte des culturkämpferischen Mischmasches zu besorgen. Und wenn dem auch so wäre, so würde das doch nichts nützen. Denn von den 78 Mitgliedern, aus denen der niederösterreichische Landtag besteht, gehören 46 der christlichsocialen Partei an. Diese Partei verfügt demnach über eine sichere Majorität. Dieselbe wird noch verstärkt durch die 2 Virilstimmen des Erzbischofes von Wien und des Bischofes von St. Pölten und durch die 3 conservativen Vertreter des Großgrundbesitzes. Diesen 51 Stimmen der vereinigten Rechten stünden dann nur 27 Stimmen der vereinigten Linken gegenüber, ein Verhältniß, das der Politik des liberal-völkisch-alldeutsch-socialdemokratischen „Freisinns" von vornhinein alle Aussicht auf Erfolg benimmt.

Bemerkenswerth bei der diesmaligen Wahlcampagne ist vor allem der Wahlkampf in Wien, wo die vereinigten Gegner der Christlichsocialen sicher auf 10 Mandate rechneten. Es war ein gewaltiges Ringen, das sich hier abspielte; die ganze Stadt war in Bewegung. Wie da gearbeitet wurde, mag eine Notiz ahnen lassen, welche am Tage der Wahl, am 5. November, im „Vaterland" erschien. Sie bezieht sich freilich nur auf die innere Stadt, der erbgesessenen Stammburg des Wiener Judenliberalismus, wo 6 Abgeordnete zu wählen waren, hat aber auch Geltung für alle Wahlbezirke. In dieser Notiz hieß es:

„In diesem Wahlbezirke wird schon seit früher Morgenstunde eine bisher beispiellos dagestandene Agitation von beiden Seiten betrieben. Den Liberalen stehen Agitatoren und Fahrzeuge in großer Menge zur Verfügung; sie schleppen ihre Wähler mitunter auch in Begleitung von zwei und drei Agitatoren in die Wahllokale. Aber auch die Christlichsocialen sind nicht müßig, sie arbeiten von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung. In diesem Bezirke dürften nach allgemeiner

Schätzung über 80 Procent der Wahlberechtigten von ihrem Stimmrechte Gebrauch machen".

Für einige Zeit schwebte man auf christlichsocialer Seite zwischen Angst und Sorge, es möchte dem Mischmasch doch gelingen, in einigen Bezirken zu siegen oder wenigstens Stichwahlen herbeizuführen. Der Schluß des Scrutiniums um 5 Uhr Abends jedoch meldete den Sieg der Christlichsocialen auf der ganzen Linie. Nur in dem Bezirke „Favoriten" war es ihrem Candidaten noch nicht vollständig gelungen, den Führer der Wiener Socialdemokraten und seitherigen Abgeordneten Dr. Adler zu schlagen; erst ein zweiter Waffengang sollte auch in diesem Bezirke den Sieg an die christlichsociale Fahne heften [1])

1) Welche Anstrengungen die Socialdemokraten machten und welche Mittel sie gebrauchten, um in der Stichwahl ihrem Führer das Mandat zu retten, darüber belehrt uns ein Dringlichkeitsantrag, welcher am **11.** November die christlichsociale Partei im Reichsrathe stellte und in dem die Regierung aufgefordert wird, „alle jene Vorkehrungen zu treffen, welche geeignet sind, die terroristische Beeinflussung von Wahlen einerseits und die Verhinderung von Wählern an der Stimmenabgabe andererseits wirksam hintanzuhalten". In der Begründung dieses Dringlichkeitsantrages heißt es u. a.: „Aus ganz Wien waren die socialdemokratischen Parteigenossen zusammengezogen, ein ungeheures Heer von Agitatoren war aufgeboten, an allen Straßenkreuzungen waren die socialdemokratischen Posten aufgestellt. Eine große Zahl von Häusern war blockirt, und zwar dienten hier Weiber und schulpflichtige Kinder als Aufpasser. Die Sicherheit der Person und des Eigenthums war in den Straßen des zehnten Bezirkes thatsächlich bedroht, die Freiheit der Wahl in unerhörter Weise beeinträchtigt. Christlichsociale Agitatoren, welche lediglich den Zweck verfolgten, die Wähler zu besuchen und zur Theilnahme aufzufordern, und viele communale Funktionäre — Gemeinderäthe, Bezirksräthe, Armenräthe — die sich freiwillig in den Dienst der Agitation gestellt hatten, wurden aufs gröblichste beschimpft, thätlich bedroht, viele auch verletzt. So wurde beispielsweise der GR. Bejan durch einen Stockhieb zu Boden

Es war zu erwarten, daß die „freiheitlichen" Parteien die über sie so unverhofft hereingebrochene Katastrophe nicht so leichten Gemüthes hinnehmen werden. Herrschsüchtiger und gewaltthätiger Naturen Sache ist es eben nicht, des Lebens Mißgeschick mit männlicher Resignation zu ertragen, noch viel weniger die Gründe dieses Mißgeschickes bei sich selbst zu suchen. Was alles in den Tagen nach der Wahlschlacht über die Ursachen des Sieges der einen und der Niederlage der andern Partei in den liberalen Blättern zusammengefaselt wurde, grenzt ans Unglaubliche. Eine wahre Fluth von Schmähungen, Verdrehungen, Beschimpfungen und Verleumdungen ergoß sich aus den „freiheitlichen" Redaktionsstuben über Dr. Lueger und seine Partei; aber auch kein einziges gutes Haar mehr wurde ihnen gelassen. Selbst die „Neue Freie Presse", das Blatt der Hofräthe und der liberalen „Intelligenz", schien vor Zorn und Aerger die

---

gestreckt, Bezirksrath Nejeschleba erlitt Verletzungen, viele christlichsociale Agitatoren wurden geschlagen, einige sogar durch Messerstiche verwundet, andere wurden in einen Keller gelockt und dort widerrechtlich zurückgehalten. Die Socialdemokraten verwendeten ferner Schlingen aus Messingdraht, welche in das Publikum geschleudert wurden, um Personen zum Falle zu bringen und sie im wehrlosen Zustande mit Schlägen zu traktiren. Selbst Personen, welche am Wahlkampfe sicher ganz unbetheiligt waren, wie ein in Ausübung seines Dienstes befindlicher Briefträger, wurde von Socialdemokraten attaquirt und mit den gröbsten Schimpfworten belegt. In vielen Fällen konnte nur durch das rechtzeitige Eingreifen der Sicherheitswache den Ausschreitungen ein Ende bereitet und größere Unruhen hintangehalten werden. Nach Abschluß der Stimmenabgabe aber, vor Schluß der Wahlhandlung durch Verkündigung des Ergebnisses des Scrutiniums kam es beim sogenannten »Arbeiterheim« zu Scenen, die geradezu revolutionären Charakter annahmen; erwiesenermaßen wurden aus den Fenstern des »Arbeiterheims« auf die Passanten leere Bierflaschen, Gläser, ja selbst faustgroße Steine geschleudert, wobei mehrfache leichtere und schwere Verletzungen vorkamen".

Fassung verloren zu haben und wüthete in groben Ausfällen gegen den siegreichen „demagogischen Klerikalismus". Dasselbe Blatt entblödete sich auch nicht, darüber zu höhnen, daß die christlichsociale Partei sich vornehmlich aus dem Stande der Handwerker, der kleinen Geschäftsleute und Gewerbetreibenden rekrutire. Denn es schrieb:

„Für die gestrige Wahl ist die Zusammenstellung der neun Wahlcommissionen im 1. Bezirke sehr charakteristisch. Unter den 70 christlichsocialen Commissionsmitgliedern finden wir 11 Schneider, 5 Schlosser, 4 Tischler, 3 Glaser, 2 Anstreicher, 2 Schuster, 1 Maurer, 1 Greißler, 1 Tapezierer ꝛc., im Ganzen 50 Kleingewerbtreibende. Ferner sind unter den Commissionsmitgliedern 3 Hausmeister, 2 Amtsdiener, 2 kleine städtische Beamte u. s. w. Nicht ein einziger unter allen 70 Christlichsocialen besitzt einen akademischen Grad".

Das ist die Sprache des Hochmuthes, die sich noch immer gerächt hat; denn Hochmuth kommt vor dem Fall. Wir aber können der christlich-socialen Partei nur Glück wünschen, daß sie es verstanden hat, das ansässige und arbeitende Wiener Bürgerthum und den Bauer Niederösterreichs an ihre Fahne zu ketten. Damit ist in der wirksamsten Weise der revolutionären Socialdemokratie der Weg zur Herrschaft im Herzen der österreichischen Monarchie versperrt. Es erübrigt nur, daß die von ausgezeichneten Führern geleitete christlichsociale Partei zielbewußt und besonnen den Weg weitergeht, den sie bisher gegangen ist, den Weg einer gesunden socialen und wirthschaftlichen Reform im Geiste des Christenthums. Zu wünschen aber wäre auch, daß der christlichsociale Gedanke wie in Niederösterreich so auch in den anderen Kronländern Boden gewänne. Der Mißerfolg der Conservativen in Steiermark, die nicht weniger als vier Mandate der Landgemeinden-Wahlcurie an den liberalen Bauernbund verloren haben, ist unserer Ansicht nach eine ernste Mahnung an alle Freunde einer christlichen Politik in Oesterreich, sich

wiederum die Frage zu stellen, welcher Weg sicherer zum Ziele führe, der conservative oder der christlichsociale. Das Ziel ist und bleibt ja für beide Parteien dasselbe: Schutz der christlichen Bevölkerung Oesterreichs vor dem drohenden geistigen und materiellen Ruin.

Was der nunmehr verewigte österreichische Publicist Haas im Jahre 1895 ins „Staatslexikon" schrieb, das verdient heute mehr denn je unsere volle Beachtung. Seine Worte sind: „Unbeschadet der Anerkennung der großen Verdienste der Katholiken in der schweren Zeit der drückenden liberalen Herrschaft ist die Ansicht sehr verbreitet, daß die christlichsociale Bewegung in Oesterreich eine bedeutende Rolle zu spielen berufen sei, da sie weder die Gunst der jeweiligen Träger der Staatsgewalt sucht, noch dem Kapitalismus huldigt, sondern selbstlos für die Interessen der Hilflosen und Schwachen eintritt und dabei die Fahne des Christenthums hochhält. Wenn eine friedliche Auseinandersetzung mit der Socialdemokratie möglich ist und ein blutiger Zusammenstoß vermieden werden kann, so wird sich der Ausgleich unter der Dazwischenkunft der christlichsocialen Partei vollziehen."

LXXIV.

Das Hirtenschreiben des Preußischen Episcopates.

Die Bischöfe Preußens, welche sich, wie alljährlich, auch in diesem Jahre am Grabe des hl. Bonifacius zu gemeinsamer Berathung versammelten, haben in einem umfangreichen Hirtenschreiben den Gläubigen die Bedeutung des hl. Vaters Leo XIII. für die Kirche dargelegt. Es ziemte sich auch in dem Jubeljahre des hohenpriesterlichen Greises, den Gläubigen ein Bild seines fünfundzwanzigjährigen Wirkens zu zeichnen. Und diese Zeichnung ist so trefflich gelungen, so treu in ihren Zügen, so scharf im Colorit, daß man sich kaum eine Liebesgabe denken kann, die den Empfänger und die Geber mehr ehren könnte.

Wohl haben die größeren katholischen Blätter das Hirtenschreiben ihren Lesern vollständig mitgetheilt, leider hat aber das letztere nicht die Beachtung gefunden, die es nach seinem Ursprunge und Zwecke zweifellos verdient. Denn soweit wir die katholische Presse verfolgen konnten, hat sich keines der sogenannten führenden Blätter die Mühe genommen, auf das nach Inhalt und Form gleich ausgezeichnete wichtige Aktenstück näher einzugehen. Nur der Passus, welcher die katholische Presse und die Vereine behandelt, ist besonderer Beachtung gewürdigt worden: man quittirte mit Dank das wohlverdiente Lob, welches der Episcopat der Presse spendet, im Uebrigen aber überließ man das Hirtenschreiben der stillen Betrachtung des Volkes.

Das muß mit Recht befremden. Wir halten es natürlich für ausgeschlossen, daß man in den Kreisen, welche die öffentliche Meinung machen und vertreten, eine so feierliche Kundgebung des preußischen Episcopates für gleichgiltig und bedeutungslos halten könnte, wollen vielmehr annehmen, daß andere und harmlose Gründe das Todtschweigen der bischöflichen Worte veranlaßt haben. Wir helfen darum der katholischen Publicistik in der Hoffnung, deren Dank zu verdienen, etwas nach.

Das Hirtenschreiben führt in meisterhafter Disposition den hl. Vater als Lehrer der Christenheit vor. Es zeigt, wie der erhabene Jubilar während seines Pontifikates für alle Gebiete der menschlichen Arbeit und des menschlichen Ringens und Leidens, für kirchliche, staatliche und sociale Verhältnisse die christlichen Grundsätze dargelegt und die Normen für katholisches Denken und Handeln in großen Zügen gegeben hat. Mit vollem Rechte rühmt der Episcopat den hl. Vater als Förderer der Wissenschaft und erinnert an die mächtigen Anregungen, welche die philosophischen und theologischen Studien von ihm empfingen, an die hochherzige Oeffnung des Vatikanischen Archives für die Geschichtsforschung und an sein thatkräftiges Interesse für die Bibelstudien. Daran knüpft das Hirtenschreiben folgende, fur die gegenwärtigen Strömungen in Deutschland bedeutsamen Sätze, die hier zu wiederholen nicht überflüssig ist:

Nicht ohne Grund führen wir, geliebte Diöcesanen, gerade heute die Eigenart der geistigen Arbeit unseres hl. Vaters in ihren Grundzügen euch vor Augen. Denn wie es nicht selten den Kindern geht, denen die gute Ordnung im Vaterhause als Hemmschuh der Freiheit, das gesunde Brot nicht schmackhaft genug erscheint, so geht es auch zuweilen in dem wohlgeordneten, sicheren Hause unserer geistigen Mutter, der heiligen Kirche; es ergreift manche ihrer Kinder ein unreifes Haschen nach dem Beifall der Fremden. Für solche Regungen und Bestrebungen, die theils einem unklaren

Drängen und Suchen, theils auch hochherzigem Streben nach tieferer Erkenntniß der Wahrheit zum Zwecke einer nachhaltigeren Einflußnahme auf die Geister entspringen, ist es nothwendig, eine Richtschnur und einen Weg zu haben, auf dem die christliche Wissenschaft wahre Fortschritte erstreben soll, ohne in Unklarheiten und Verirrungen zu gerathen, die in vielen Kreisen, namentlich der gebildeten Welt, verwirrend wirken müssen.

Der Weg, den die katholische Theologie durch die Geschichte gewandelt ist, ist ein königlicher Weg, bezeichnet mit unvergänglichen Schöpfungen, geheiligt durch die Fußspuren der größten Denker der Vorzeit. Es ist nicht nöthig, immerfort nach neuen Wegen zu suchen, neue Methoden zu erfinden, neue Ausprägungen der Gedanken und ungewöhnliche Begriffsbestimmungen zu ersinnen. Es ist thöricht, den Spuren derer folgen zu wollen, die selbst weder feste Principien noch gesicherte Ergebnisse besitzen, sondern unter sich in ihren Ansichten und Lehren widerspruchsvoll und rathlos sind. Bevor die Früchte geistiger Arbeit ihre Wanderung durch die Welt antreten, soll man durch unermüdlichen Fleiß nach Klarheit der Gedanken und nach jener Genauigkeit, Bestimmtheit und Einfachheit des Ausdrucks ringen, die von dem Ernste und der Gewissenhaftigkeit des Denkers Zeugniß ablegen und betrübenden Mißverständnissen und zwecklosem Streite vorbeugen. Möge auch in unserer Zeit stets die Mahnung des Weltapostels beherzigt werden. „O Timotheus! Bewahre, was dir anvertraut ist, indem du die verwerflichen Neuerungen im Reden und die Gegensätze der fälschlich sogenannten Wissenschaft meidest, zu der sich Einige bekannt haben und so vom Glauben abgefallen sind“ (1 Tim. 6, 21. 22).

Mit diesen Sätzen, deren wichtigste Worte von uns durch Sperrdruck ausgezeichnet sind, streift der Episcopat die sogenannte Reformbewegung. Zwar ist die letztere in ihrem Ursprunge und ihrem Fortgange nach süddeutsch, ja fast ganz bayerisch, indessen gehen ihre sanften Wellen doch auch nach Norden, so daß es begreiflich erscheint, wenn der preußische Episcopat ihr seine Aufmerksamkeit schenkt. Die Form, in welcher er das thut, entspricht der Weisheit

und Umsicht, welche die Fuldaer Hirtenschreiben stets ausgezeichnet haben. Wer darum eine Pauschalverurtheilung der ganzen Bewegung erwartet hat, wird enttäuscht sein. Aber das konnte auch nur ein Eiferer wünschen, dem alles Neue unbequem ist, und der überall Gefahren wittert, wo neue Ideen um Geltung zu ringen beginnen. Der Episcopat hat aber, wie es scheint, nicht verkannt, daß in den Bestrebungen der sogenannten Reformer manches Gute liege, mancher Keim, den vorsichtige Behandlung und sorgsame Pflege zu gedeihlicher Entwicklung bringen könnte, daß insbesondere einzelne Persönlichkeiten, welche die Bewegung fördern, trotz mancher Irrungen und Mißgriffe von dem Willen, der Kirche und dem katholischen Volke zu nützen, erfüllt sind. Darum hat der Episcopat jedes harte Wort vermieden, zumal er sich wohl mit der Hoffnung tragen konnte, daß es den besonnenen Elementen gelingen werde, die Bewegung unter Ausscheidung unkirchlicher Bestrebungen und stürmischer Querköpfe in ruhige Bahnen zu leiten.

Auf der andern Seite durften die Bischöfe die Gefahren nicht unterschätzen, welche in der sog. Reformbewegung liegen. Wer dieselbe aufmerksam verfolgt, dem kann das unruhige Hasten und Drängen in den Kreisen der ‚Reformer' nicht entgehen. Der Geist der Unzufriedenheit und Nörgelei geht darin um. Freilich ist die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen die Voraussetzung jedes Fortschritts zum Besseren und darum an sich durchaus nicht tadelnswerth, aber sie muß berechtigt, in ihren Aeußerungen maßvoll und in ihren Zielen klar sein. Die Geschichte zeigt uns, daß die kirchlichen Verhältnisse zu allen Zeiten an Mängeln gelitten und der Reform bedurft haben. Denn der ideale Zustand der Heiligkeit und Vollkommenheit der Kirche in Haupt und Gliedern wird erst im himmlischen Jerusalem erreicht werden. Darum hat es zu allen Zeiten seit den Tagen des heil. Paulus Reformer gegeben, begeisterte, edle Männer, die

wie ein hl. Bernhard, wie ein Johannes Gerson ihre Hand an die Wunde legten und zu heilen und zu helfen suchten. Auch die heutigen Zustände bedürfen unzweifelhaft der bessernden Hand. Wenn das die bayerischen Bischöfe öffentlich zugestanden haben, so braucht man davon kein Aufhebens zu machen; sie haben lediglich in ihrer autoritativen Stellung damit zum Ausdruck gebracht, was jeder mit den kirchlichen Verhältnissen vertraute denkende Katholik empfindet. Denn überall, wo Menschen denken und handeln, schleichen sich Fehler und Unvollkommenheiten ein, und die letzteren erscheinen in um so dunklerer Färbung, je lichter und erhabener das kirchliche Ideal ist, welches dem Katholiken vorschwebt. Gegenüber solchen Mängeln muß die Kritik gestattet sein. Man braucht weder ein Bernhard v. Clairvaux noch ein Gerson zu sein, um seine Stimme erheben zu dürfen; aber man muß gerecht, gereift, erfahren und klug sein, um nicht in zweck- und ziellosen Nörgeleien der Sache, der man dienen will, zu schaden. Man darf persönlichen Verstimmungen keinen Einfluß auf die Kritik kirchlicher Zustände gestatten und das Urtheil, welches durch eigene unliebsame Erfahrungen im engen Kreise veranlaßt ist, nicht verallgemeinern; man darf endlich nicht mit der Miene eines großsprecherischen Reformators tadeln, wenn man nicht im Stande ist, die Mittel und Wege zu zeigen, die zur Besserung der Zustände führen. Die Kritik darf nicht negativ bleiben, sie muß Ziele aufstellen, die erreichbar sind.

Den idealen Anforderungen würde eine mit den jeweiligen Bedürfnissen der Gläubigen und den jeweiligen Zeitverhältnissen gleichen Schritt haltende, von den zuständigen Autoritäten ausgehende kirchliche Reformthätigkeit entsprechen, die in gleicher Liebe die Methode der Lehre, die Disciplin und die socialen Verhältnisse zu umfassen hätte. Die Wächter Sions sollen wissen, wie weit die Zeit ist und was der Menschheit frommt; was auszurotten, was treu

zu pflegen, wo Altes umzugestalten und Neues zu schaffen sei. Aber die Kirche ist ein complicirter Organismus mit einer fast zweitausendjährigen Geschichte. Ihre Institutionen sind tief eingewurzelt in die Gewohnheiten vieler Jahrhunderte, unter einander innig verwachsen, verbunden mit alt hergebrachten rechtlichen Verhältnissen, verquickt mit den politischen Interessen der Staaten. Will darum eine zuständige Stelle die Hand an verbesserungsbedürftige Institutionen legen, so wird sie für gewöhnlich eine Reihe politischer und finanzieller Vorfragen lösen müssen, ehe sie wirksame Maßregeln ergreifen kann. Man denke an das den idealen Begriffen vom Kirchenamt so abträgliche Patronatsrecht, an die Stolgebührenfrage u. A. Daneben gibt es aber auch ein Gebiet, auf welchem Reformen sich leichter bewerkstelligen lassen, so der religiöse Unterricht von der Volksschule an bis zu den theologischen Fakultäten und Seminarien, die gesammte wissenschaftliche und ascetische Bildung des Klerus u. A. Gott dank, gibt es auch in Deutschland Bischöfe genug, welche sich treulich bemühen, die Ausbildung des Klerus zu vervollkommnen und für dessen Wirksamkeit segensreiche Anregungen zu geben. Gewiß wird aber gerade den einsichtigsten und eifrigsten Bischöfen jedes Wort willkommen sein, welches auf Mängel hinweist und die Wege zur Abhilfe derselben zeigt, am willkommensten aber, wenn es sich in der Form ruhiger Vorstellung und nicht in der Form öffentlicher Pronunciamentos geltend zu machen sucht. Doch man könnte auch letzteren ihre Berechtigung zugestehen, wenn sie durch Inhalt und Form bekunden, daß sie nicht bloße Sensationspamphlete sind.

Kehren wir nun nach dieser kleinen Abschweifung zu dem Hirtenschreiben zurück.

Indem der preußische Episcopat die heutigen Reformbestrebungen auf dem w i s s e n s c h a f t l i c h e n Gebiete berührt, warnt er vor ‚unklarem Drängen und Suchen', vor ‚unreifem Haschen nach dem Beifall der Fremden', vor ‚Unklarheiten',

vor dem Suchen ‚nach neuen Wegen, neuen Methoden, ungewöhnlichen Begriffsbestimmungen‘, und fordert von dem theologischen Schriftsteller ‚Klarheit der Gedanken‘ und ‚Genauigkeit, Bestimmtheit und Einfachheit des Ausdrucks‘. Wer nicht Parteimann ist, wird darin eine zutreffende Charakteristik der Schwächen erkennen, unter welchen ein Theil der neueren theologischen Literatur leidet, insbesondere jener, der sich mit den Fragen der Reform beschäftigt. Die Bischöfe brauchten Namen nicht zu nennen; jeder Kundige kann entnehmen, daß damit die vielbesprochene Streitliteratur der letzten Jahre getroffen werden soll, durch welche ohne Zweifel bedauerlicher Zwist und Verwirrung unter die Katholiken Deutschlands und Oesterreichs getragen worden ist. Wären die in Frage kommenden Theologen vorgegangen, wie die Bischöfe jedem Gelehrten anrathen, so wäre auf beiden Seiten viel Streit und Aerger erspart worden. Klare Formulirung der Gedanken und scharfe Begriffsbestimmung ist jeder Schriftsteller seinen Lesern schuldig, zumal jener, welcher den Anspruch macht, in seiner Schrift ein neues Programm zu verkünden und neue Wege zu zeigen. Wie schmerzlich das in manchen programmatischen Publikationen der letzten Zeit vermißt wurde, ist bekannt, und welche unerquickliche Fehde das zur Folge hatte, noch in frischer Erinnerung.

Nicht minder berechtigt ist die Warnung der Bischöfe vor dem ‚unreifen Haschen nach dem Beifall der Fremden‘. So oft die akatholische gelehrte und ungelehrte Presse der Leistung eines katholischen Gelehrten rauschenden Beifall zollt, wird der letztere sich zu prüfen haben, ob er nicht eine ‚Dummheit‘ gemacht habe. Denn selbst bei hervorragenden Leistungen katholischer Gelehrter pflegt jene Presse nur kühl und unter allerlei Vorbehalt zu loben. Umsoweniger sollte der katholische Gelehrte auf den Beifall derselben geben und um so sparsamer dieselbe berücksichtigen. Wohl soll und muß er die akatholische Wissenschaft in seinen Forschungen berücksichtigen, aber er

darf sich von ihr nicht übermäßig beeinflussen, am wenigsten aber sich von ihr imponiren lassen. Das letztere geschieht leider zu oft, zumal seit der Existenz des Wortes von der ‚Inferiorität' der Katholiken auf dem Gebiete der Wissenschaft. Der Erfinder dieses Wortes hat freilich als Erster den schwindelhaften Mißbrauch desselben zurückgewiesen; aber unter dem Einflusse dieser, von dem Bischof von Trier bei der Jubelversammlung der Görres-Gesellschaft in Koblenz trefflich gewürdigten Phrase hat sich auch in die katholische Literatur eine unangenehm auffallende Ueberschätzung fremder Leistungen eingeschlichen, der nicht immer die richtige Bewerthung der Arbeiten und Bestrebungen im eigenen Lager zur Seite geht. Man soll sich doch auf katholischer Seite nicht täuschen: den vollen Beifall der „Fremden" kann der katholische Gelehrte nur durch den Abfall von den katholischen Grundsätzen erwerben; das bloße Liebäugeln mit antikatholischen Anschauungen trägt ihm nur halbes Lob ein und auch das nur so lange, als man hofft, ihn auf der abschüssigen Bahn weiter schieben zu können.

Die gewaltigen Fortschritte auf fast allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens haben naturgemäß ihren Einfluß auch auf die Theologie ausüben müssen. Jeder Zweig der theologischen Wissenschaft hat Gewinn davon gehabt, auch selbst dann, wenn man, wie es recht oft der Fall war, theologische Positionen gegen angebliche oder wirkliche Resultate der modernen Forschung sichern und vertheidigen mußte. Der Theologe muß daher, will er anders die Wissenschaft fördern und der Kirche dienen, die Methode und die Ergebnisse der modernen Forschung kennen und dieselben sich nutzbar machen. Er darf freilich nicht vertrauensselig jede Tagesleistung der heutigen Gelehrten für ein sicheres Ergebniß halten, und nicht allzurasch bereit sein, seine Hefte zu corrigiren, wenn man ruhmrednerisch von unwiderleglichen Resultaten der Wissenschaft spricht

vielmehr muß er die letzteren mit kritischer Strenge prüfen und sie für seine Forschung erst aufnehmen, wenn sie als zuverlässig und einwandsfrei erwiesen sind. Der Besitz der Wahrheit darf den Theologen nicht träge werden lassen; denn die christliche Wahrheit bietet ihm stets neuen Anreiz zur Forschung, zu fortschreitender Vertiefung und zu dem rastlosen Streben, ihren inneren Inhalt in klarer Form zu erfassen und darzulegen. In diesem Streben ist ihm der Weg gewiesen, der ‚königliche Weg, den die größten Denker der Vorzeit‘, wie die Bischöfe zutreffend sagen, ‚gewandelt sind‘. Sie warnen darum vor dem unruhigen Suchen ‚nach neuen Methoden‘ und dem Ersinnen ‚ungewöhnlicher Begriffsbestimmungen‘ und der Nachahmung derer, die ‚weder feste Principien noch gesicherte Ergebnisse‘ besitzen. Der katholische Theologe darf wahrlich auf die große Vergangenheit seiner Wissenschaft stolz sein und den ‚Fußspuren‘ der großen katholischen Denker vertrauensvoll nachgehen. Die lange Geschichte der theologischen Wissenschaft hat feste Formeln zur Bezeichnung bestimmter Wahrheiten ausgebildet und einen gewissen Typus in Begriffsbestimmungen geschaffen, der nicht ohne zwingende Gründe verlassen werden darf. So oft man neue, ungewöhnliche Formeln zu bilden suchte, und gleichsam neue Münzen für den wissenschaftlichen Verkehr prägte und in Umlauf setzte, traten Mißverständnisse und Irrungen ein, durch welche die ruhige Entwicklung der theologischen Wissenschaft gestört wurde. Das vorige Jahrhundert hat solche Störungen wiederholt zu beklagen gehabt. Wenn daher die Bischöfe ihre warnende Stimme erheben, geschieht es, um die theologische Wissenschaft vor Irrungen zu bewahren, nicht aber, um ihr unbillige Schranken in ihrer Forschung aufzulegen. Auch die neuere Zeit kennt solches Haschen nach ‚ungewöhnlichen Begriffsbestimmungen‘ und den Gebrauch einer Terminologie, die nicht geeignet ist, die Gedanken zum klaren Ausdruck zu bringen. Wir widerstehen der Verlockung, Beispiele von ‚profanae vocum novitates‘ vorzuführen

Ob die Mahnungen, welche der Episcopat an die Vertreter der katholischen Wissenschaft richtet, Berücksichtigung finden werden, muß die Zukunft lehren. Wir halten dafür, daß in den letzteren viel guter Wille, ehrliches Streben und Liebe zur Kirche und zum katholischen Volke lebt. Das wird die geistig hervorragenden Führer von Schritten abhalten, welche sie in Widerspruch mit der kirchlichen Autorität setzen könnten. In dem Streben, die theologische Wissenschaft zu fördern und die gebildeten Klassen von der Wahrheit der katholischen Grundsätze zu überzeugen und mit Liebe zur Kirche zu erfüllen, werden sie den Beifall aller treuen Söhne der Kirche finden.

Eine andere Strömung in dieser Bewegung trägt einen politischen Charakter. Sie nahm das von F. X. Kraus bis zum Ueberdruß gesungene Lied vom ‚religiösen und politischen Katholicismus' auf. Diese Strömung ist fast ausschließlich eine bayerische Spezialität. Denn in Preußen hat man stets die Kraus'sche Phrase belächelt. In Bayern aber wird sie z. B. aus Rancune gegen die bayerische Centrumspartei gehandelt und mit dem Brusttone der Ueberzeugung als Heilmittel gegen alle politischen und kirchlichen Mißstände gepriesen. Daß dieselbe Partei des ‚religiösen Katholicismus' eine täglich erscheinende politische Zeitung gründen möchte, wenn sich das nöthige Geld fände, gehört — trotz aller beschönigenden Redensarten — zu den erheiterndsten Witzen in diesen trüben Tagen. Wir hoffen, daß die Velleitäten dieser religiösen Politiker das bayerische Centrum nicht zittern machen werden. Nil novi sub sole. Als das deutsche und preußische Centrum sich bildete, bekämpfte der damalige freiconservative Abgeordnete Künzer, ein Breslauer Canonikus, diese angebliche, staatsgefährliche Verquickung von Religion und Politik nach Kräften, aber, Gott Dank, ohne jeden Erfolg. Denn die preußischen Katholiken waren nicht so einfältig, auf das einzige Mittel, sich Geltung zu verschaffen und ihre Interessen zu vertheidigen,

aus Gefälligkeit gegen ihre Feinde zu verzichten. Wir denken, die bayerischen Katholiken werden nicht weniger erleuchtet sein. Den politischen Reformern empfehlen wir aber die goldenen Worte, mit welchen die preußischen Bischöfe die Gläubigen über den ‚politischen Katholicismus‘ aufklären:

„Es ist keine ehrliche und aufrichtige Kampfesweise, der katholischen Hierarchie vorzuwerfen, daß sie politischen Einfluß erstrebe, da sie nur soweit um die irdischen Angelegenheiten sich kümmert, als ihre gottgewollte Sendung auf Erden dieses erforderlich macht. Und noch ungerechter ist die Anklage, die Kirche greife in das Weltliche über, während man sich nicht scheuet, ihr bei der Erfüllung ihrer geistlichen Aufgabe so manche Hindernisse zu bereiten. Sollen denn die Katholiken die Grundsätze ihrer Kirche nicht für ihr bürgerliches Leben und ihre politische Thätigkeit befolgen dürfen? Stützt sich die politische Thätigkeit anderer Parteien nicht auch auf Grundsätze? Und sollen nur katholische Politiker ihre Grundsätze ängstlich verbergen, damit diejenigen, denen sie unbequem sind, nicht verletzt und gestört werden? Die katholische Idee darf sich im politischen Leben ruhig neben die andern Ideen stellen, die dasselbe beeinflussen; es ist ein Recht der Katholiken, ihr im öffentlichen Leben Geltung zu verschaffen und sich nicht durch ungereimte Anschuldigungen und inhaltslose Phrasen verwirren zu lassen.“

Solche ungereimte Anschuldigungen und inhaltslose Phrasen ertönen auch in ermüdendem Schwalle aus dem kleinen Lager der malcontenten religiös-politischen Reformer gegen das Centrum im Reiche und insbesondere in Bayern. Sie perhorresciren das Centrum als eine ‚confessionelle Partei‘ und tragen sich mit der naiven Hoffnung, mit der ‚rechten Linken‘ und mit der ‚linken Rechten‘ den Schutz der katholischen Interessen zu sichern. Zu Gunsten dieser traumhaften Einbildung muthet man dem gesunden Sinne des Volkes zu, auf die bewährte politische Organisation der Katholiken zu verzichten! Ist es noch möglich, schlimmeren politischen Unfug — bitte den Ausdruck zu verzeihen! — zu treiben? Wo

leben und träumen denn diese Politiker? Jeder denkfähige Katholik weiß, daß die Sicherung der katholischen Interessen nur durch eine fest geschlossene politische Organisation der Katholiken zu erreichen ist, und wer noch aus theoretischen Erwägungen zweifeln könnte, den müßte die Wucht der Ereignisse der letzten 30 Jahre bekehren, während welcher nur durch die starken katholischen Colonnen den Ansturm des kirchenfeindlichen Liberalismus und der rücksichtslosen, brutalen Staatsgewalt siegreich zurückgewiesen werden konnte. Ist denn der Liberalismus kirchenfreundlich geworden? Wird er nicht mit fanatischem Jubel das wüste Kampfgeheul gegen die Kirche wieder anstimmen, wenn er die Hoffnung hegen dürfte, wiederum über den starken, gewaltthätigen Arm des Staates verfügen zu können? Manche Zeichen deuten sogar darauf hin, daß er sich zu neuen Kämpfen gegen die Kirche rüstet. Und bei dieser, jedem Politiker offenen Auges und klaren Blickes bekannten Sachlage, kommen die wunderlichen Traumpolitiker und rathen dem katholischen Volke, die Colonnen aufzulösen, die Rüstung zu zerschlagen und die Waffen niederzulegen! Man sollte es kaum für möglich halten, daß persönliche Verstimmung und leidenschaftliche Aufregung das politische Denken in so heillose Verwirrung bringen können. Wir besorgen aber nicht, daß diese Verwirrung Schule machen wird. Denn noch leben die Erinnerungen an die großen Kämpfe der jüngsten Vergangenheit fort, noch schmerzen die Wunden, die teuflischer Haß und rohe Gewalt der Kirche geschlagen haben, noch weiß das Volk, daß nur die festgeschlossene Einheit der katholischen Colonnen uns vor dem Untergange gerettet hat, — und dieses Volk, im Leid bewährt und im Kampfe erprobt, wird sicherlich den neuen Männern, die neue Mittel verkaufen und der katholischen Politik neue Wege zeigen wollen, eine deutliche Abweisung zu Theil werden lassen. Es wird in Wort und in That den Bischöfen zustimmen, welche in der Erinnerung an jene ruhmvollen

Jahre und an das damals den Katholiken Deutschlands vom hl. Vater gespendete Lob den Gläubigen zurufen:

„So soll es auch in Zukunft bleiben! Ihr werdet den Traditionen des Geschlechtes, an das der Statthalter Christi im Angesichte der ganzen Welt diese denkwürdigen Worte richten konnte, stets treu bleiben. Nicht neue Wege brauchen wir zu suchen; der Weg, den wir in allen Verhältnissen zu wandeln haben, ist dem ganzen katholischen Volke deutlich vorgezeichnet durch jene Männer, die Jahrzehnte lang für ihre katholische Ueberzeugung und die Rechte der Kirche gekämpft, gerungen und gebetet, Kerker und Verbannung erduldet haben." A. F.

LXXV.

Deutsch-Englisches.

Als am 3. Januar 1896 Kaiser Wilhelm II. jenes berühmte Telegramm an den Präsidenten der Transvaal-Republik abgesandt, da erscholl im ganzen Deutschen Reiche lauter Jubel' und ungetheilter Beifall ward dem hochgemuthen Manneswort.

„Die Welt weiß, daß wir in Transvaal eine befreundete Macht sehen, deren Rechten wir nicht Gewalt anthun lassen, von wem es immer sei. Und mit einer Einstimmigkeit, die bei uns zu den allerseltensten Erscheinungen gehört, hat die gesammte Presse sich entschlossen gezeigt, diese Politik zu stützen und ihre Folgen auf sich zu nehmen". [1])

Diese Aeußerung der Berliner Kreuzzeitung war allerdings der getreue Widerhall der nahezu einstimmigen öffent-

1) Vgl. Histor.-polit. Blätter 1896, Bd. 117, S. 218.

lichen Meinung: es war, als ob mit einem Male der lang-verhaltene Groll gegen England und Alles, was Englisch ist, mit elementarer Gewalt zum Durchbruch gelangt wäre, und der Frondeur in Friedrichsruhe mag geschmunzelt haben über die Bombe, die in England so einschlagen mußte, daß an eine Umkehr deutscherseits anscheinend nicht mehr zu denken war.

Nur ein verschwindend kleines Häuflein ruhiger, besonnener Politiker hat damals verwundert das Haupt geschüttelt und vergeblich gefragt: wozu und wem zu Nutz? Der alte Einsiedler auf der Trausnitz, dessen Voraussagungen so oft und so häufig sich als richtig erwiesen haben, schrieb in jenen stürmischen Tagen: „wenn aber auch wirklich die ‚gesammte‘ Presse diesmal den Kopf verloren hätte, diese ‚Blätter‘ wollen ihr nicht beigezählt werden. Sie haben alle die Jahre her die Grundanschauung der Bismarck'schen Berechnungen bestritten: ‚England unser Feind, Rußland unser Freund‘.“ Freilich hatten die Verhältnisse mitunter sich mächtiger gezeigt und den großen Kanzler gezwungen, in jener meisterhaften Rede vom 6. Februar 1888 das Ansinnen eines „Wettkriechens vor Rußland“ energisch von sich zu weisen.

Ueber die Frage, ob das Deutsche Reich gut daran thue, die englische Freundschaft zu suchen, oder ob es nicht vortheilhafter wäre, die einstige „thurmhohe“ Freundschaft mit Rußland wieder anzubahnen, mag man verschiedener Anschauung sein. War England je uns ein uneigennütziger Freund? Etwa während des deutsch-französischen Krieges? Allerdings hat dort die Regierung „am meisten zu der musterhaften Unthätigkeit der Mächte beigetragen“, aber die Stimmung des englischen Volkes kennzeichnen die im Parlament eingebrachten Interpellationen hinsichtlich der Grenzen der Neutralitäts-Politik, die doch schließlich „im unwillkürlichen Dienste Rußlands“ erfolgt war. Später jedoch war ein Zusammengehen Englands mit dem Deutschen Reiche nur dann zu constatiren, wenn Ersteres durch die Verhältnisse geradezu an des Letzteren Seite gedrängt wurde. So kam es, daß

zeitweise „England als der natürliche Alliirte und vertraute Freund des Deutschen Reiches galt“, so im Jahre 1882, zu Anfang der egyptischen Krisis, und darum konnte auch der hochverdiente Verfasser der Zeitläufe, welcher freilich kein Freund Preußens, wohl aber ein unversöhnlicher Gegner Rußlands war, in seiner bekannten geistvollen Weise schreiben:[1] „In der That hat sich England um keine andere der großen Mächte verdient gemacht, als nur um Preußen. Allerdings blos durch absolutes Nichtsthun; aber auch das sollte mit der gleichen „unauslöschlichen Dankbarkeit“ anerkannt werden, wie das Nichtsthun Rußlands im Jahre 1870. Wenn die englische Presse jetzt an diese Verdienste um das neue Deutsche Reich erinnert; wenn sie sagt, ohne die Freundschaft Englands ankerte die deutsche Flotte nicht im Hafen von Kiel, wäre Oesterreich, der älteste Alliirte Englands, nicht aus Deutschland und Italien hinausgeworfen, würden Elsaß und Lothringen heute noch französisches Gebiet sein — wie kann denn irgend Jemand das Alles leugnen? . . . Vom conservativen Standpunkt hat England gewiß viel gesündigt; es hat allen Umsturzbestrebungen auf dem Continent, wo immer ein Profit für seine Handelsinteressen zu ersehen war, offenen und geheimen Vorschub geleistet . . . Die Civilisation, welche England in den dunklen Welttheilen verbreitet, hat gleichfalls nur das materielle Interesse zum Motiv und zum Zweck.“ Und gerade „diese eifersüchtige und nimmersatte Colonialpolitik“ war es, welche den deutschen Colonialbestrebungen, wo immer möglich, hindernd in den Weg zu treten sich bemühte. Gladstone, unter dessen zweitem Ministerium im Jahre 1882 das wohl nicht unumgänglich nothwendige Bombardement Alexandrias den Feldzug zur Niederwerfung Arabi Pascha's einleitete, räumte gleichwohl den Sudan vor dem Andringen des Mahdi und ließ schließlich den kühnen Helden Gordon in so unrühmlicher Weise im Stich — gleichzeitig aber durchquerte er nach Mög-

---

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 94, S. 437.

lichkeit die deutsche Afrikapolitik trotz all seiner schönen und freundlichen Reden. Dieser Gegensatz von Wort und That mußte auf deutscher Seite verstimmen, wo man zudem mit gespannter Aufmerksamkeit den deutschfreundlichen Regungen des französichen Kabinets Ferry folgte und Frankreich in Afrika zu Hilfe eilte.

Und doch lagen die Gründe der Verstimmung tiefer: in dem Antagonismus zwischen England und Rußland, der beiden Rivalen in Asien und Europa. Bismarcks Politik mußte nach dem großen Kriege darauf gerichtet sein, ein später doch erfolgtes Bündniß des Ostens mit dem Westen zu verhindern, daher die Freundschaft mit Rußland, daher auch die Nichtbeachtung der englischen Wünsche. England hat aber von jeher es verstanden, in kritischen Momenten Andere vorzuschieben, in der löblichen Absicht, daß diese die heißen Kastanien aus dem Feuer holen möchten; würden dann diese Anderen dabei sich gehörig die Finger verbrennen, um so besser; noch besser aber, wenn dieser Andere gerade das Deutsche Reich gewesen wäre. Dazu war jedoch Bismarck nicht zu haben, um so weniger, als bei ihm schon seit der schleswig-holsteinischen Affaire eine nie ganz überwundene Abneigung gegen England bestand, eine Abneigung, welche sich auch auf den doch dem deutschen Kaiserhause so nahe verwandten englischen Hof erstreckte und sich nicht selten sogar in direkt verletzender Form äußerte. Man erinnere sich nur an die höchst überflüssigen Enunciationen der deutschen offiziösen und nicht offiziösen Presse zur Zeit der kurzen Regierung des kranken Kaisers Friedrich und unmittelbar nach dessen Tode über „Engländerei" und „Frauenzimmerpolitik". Gleichwohl ist anzuerkennen, daß Bismarcks Realpolitik wiederholt englischen Annäherungsversuchen gegenüber nicht unzugänglich war, so 1882 und besonders 1889, wenn nicht etwa anzunehmen ist, daß der Besuch des jungen Kaisers Wilhelm II. in Osborne im August 1889 schon ein selbständiger Schritt des Letzteren gewesen ist.

Eines ist sicher, Bismarcks Hauptstreben ging dahin, dem

neugegründeten Reiche die Wohlthaten eines dauernden Friedens zu sichern, um dadurch sein anderes Ziel zu fördern, das in der Umwandlung Deutschlands aus einem Argrarstaat in einen Industriestaat bestand. Der Industriestaat benöthigte und brachte den Welthandel und damit die Concurrenz mit den europäischen und überseeischen Ländern. Wer wurde dadurch am schwersten getroffen? Wiederum England! Und es dürfte wohl nichts die englische Stimmung so sehr beeinflußt haben, als das ungeahnte Emporschnellen der deutschen Industrie und des deutschen Außenhandels. Es ist bekannt, wie die Angst vor deutscher Ueberflügelung zu dem berühmten „Made in Germany" des Gesetzes vom 23. August 1887, führte, das freilich seinen Zweck in keiner Weise erreichte.

Daran änderten auch die äußeren Beziehungen zu England nichts, welche sich in den nächsten Jahren — nach Bismarcks Entlassung — wesentlich besser gestalteten und unter dem neuen Generalkanzler Caprivi sogar zum Abschluß der Verträge über die Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphäre in Afrika (1890) führten; — ob dieselben für Deutschland günstig waren, ist freilich wieder eine andere Frage.

Immerhin aber schrieb damals die Berliner „Kreuzzeitung": „Auf deutscher Seite mag hiebei die Berechnung überwogen haben, daß ein Opfer für einen natürlichen Bundesgenossen Deutschlands, der England nach Lage der Verhältnisse nun einmal ist, für das nationale Empfinden und die Stellung unseres Volkes weit leichter zu tragen ist, als eine noch weitere Rücksichtnahme auf Rußland, welches glaubte, alle bisherigen Opfer seitens Deutschlands als einen fälligen Tribut hinnehmen zu können"[1]) Vom Kaiser aber hieß es, „der Englandfresser von vor vier Jahren sei der beste Freund Englands geworden"[2]) Der Kaiser ist sich hierin eine Zeit lang auch gleich geblieben, „aber die ekelhaften Streitigkeiten wegen der ‚Interessensphären'

1) Histor.-polit. Bl. Bd. 106 S. 146.
2) ebendort S. 303.

und der ‚Hinterländer' in Afrika und wegen Samoa nahmen selbst unter Caprivi kein Ende."[1]) Die öffentliche Meinung wurde immer englandfeindlicher, sodaß eben dieselbe Kreuzzeitung unterm 4. Dezember 1894 schrieb: „Wer in Deutschland recht unpopulär werden will, braucht nur den Anglomanen hervorzuheben, und die öffentliche Meinung bei uns ist geneigt, jeden Versuch unseres auswärtigen Amtes, mit England in nähere politische Verbindung zu treten, von vorneherein als einen Fehler zu verurtheilen."

Und als der chinesisch-japanische Krieg den unaufhaltsamen Sieg der Japaner zeitigte und nachdem der Friede von Simonoseki durch das Einschreiten von Rußland, Frankreich und Deutschland diesen die Früchte ihrer blutigen Niederwerfung China's zum guten Theil raubte, da war das Deutsche Reich wieder auf der Seite Rußlands zu finden, jedenfalls nicht zur Freude Englands. Man frägt sich unwillkürlich, ob die damalige Stellungnahme der deutschen Politik eine Nothwendigkeit war, ob sie uns irgendwelchen Nutzen gebracht hat, und besonders, ob es klug war, den englischen Antrag auf eine gemeinsame Vermittlung der Mächte bei Beginn des Krieges so schroff zurückzuweisen?

Die Reaktion blieb natürlich nicht aus. Die Wahlen in England brachten Lord Salisbury ans Ruder und dieser ließ sich auch durch den Besuch des deutschen Kaisers bei seiner greisen Großmutter in Cowes und Osborne nicht abhalten, durch seine Presse ernste Mahnungen nach Berlin zu richten. Die Allgemeine Zeitung erinnert gerade in diesen Tagen an einen Artikel des leitenden Organes der Conservativen, des Standard, dem man Beziehungen zu Lord Salisbury zuschrieb, worin in einer bisher noch nicht dagewesenen Ueberhebung dem jungen Kaiser Schulunterricht ertheilt wurde: der deutsche Kaiser sei noch jung und könne wie überhaupt jeder noch so fähige Souverain, wenn er nicht sehr reif an Jahren sei, am englischen Hofe bei der Königin von England eine Lektion in

1) ebendort Bd. 115 S. 11.

politischer Weisheit nehmen; freilich könne er nicht daran denken, wie lange er selbst immer regieren möge, die Königin Victoria an Scharfsinn jemals zu übertreffen, noch hoffen, sie in der Liebe und Ehrfurcht, die sie eingeflößt habe, zu erreichen. Es würde für Kaiser Wilhelm und sein Volk genügen, wenn er, wie dieß zweifellos der Fall sein werde, sich seiner mütterlichen Abstammung würdig zeige. Dann besprach der Artikel die Beziehungen Deutschlands und Englands, und dabei wurde die Behauptung aufgestellt, das Entgegenkommen Englands, das Deutschland so recht genossen habe, sei für dieses werthvoller als ein Augenblickserfolg, der aus dem Cokettiren mit Rußland oder Frankreich erreicht werden könnte; denn die Hauptinteressen Deutschlands oder Englands seien identisch.[1]) Das war eine starke Leistung, welche, ob berechnet oder nicht, im deutschen Volke und oben unbedingt verletzen mußte.

Wenige Monate später erfolgte das Eingangs erwähnte kaiserliche Telegramm. Daß dasselbe eine bedauerliche Uebereilung war, werden heute wohl Wenige mehr bezweifeln; es gibt Leute, welche behaupten, gerade diese Depesche habe den unseligen südafrikanischen Krieg mit verursacht, indem Krüger und die beiden Republiken sich, durch dieselbe getäuscht, der trügerischen Hoffnung mindestens auf deutsche Intervention hingegeben hätten. Daß eine solche ausgeschlossen als ein Schritt, welcher vom Deutschen Reiche allein und ohne gleichzeitige Mitwirkung der übrigen Mächte ausgegangen wäre, ist klar, ebenso klar und verständlich aber auch, daß die Sympathien der Deutschen auf Seite der heldenmüthigen Kämpfer stehen mußten, welche mit bewundernswerther Ausdauer der Uebermacht der Gegner zum Staunen der ganzen Welt drei Jahre lang sich nicht beugten, bis ein Vielen unerwarteter Friedensschluß das entsetzliche Morden und Brennen beendete. Militärischen Ruhm hat sich England in diesem so ungleichen Kampfe keinen erworben, aber es hat mit der dem englischen Volke eigenen unerbittlichen Zähigkeit ausgehalten, bis das

1) Allgemeine Zeitung vom 10. Nov. 1902 (Abendblatt).

gesteckte Ziel erreicht war. Eines sollte man nicht vergessen bei allen Mängeln der englischen Heeresverwaltung, die sich beim Beginn und im Verlaufe des Krieges evident gezeigt haben: England hat eine Riesenarmee nach Südafrika gebracht und der Welt bewiesen — zum ersten Male —, daß es im Stande ist, aus eigener Kraft und auf eigenen Schiffen eine solche Armee in die entferntesten Welttheile zu entsenden und zu verpflegen: das war eine Leistung, die Anerkennung und Bewunderung erregen mußte.

Die Art freilich, wie der Krieg geführt worden, ist eine Barbarei, wie sie in unserer Zeit nicht mehr für möglich gehalten wurde; sie könnte zu denken geben, wie es wohl in einem künftigen europäischen Kriege mit der Humanität bestellt sein mag. Die offiziellen deutschen Kreise haben sich während des schauderhaften Mordens einer fast zu ängstlich correkten Neutralität beflissen, wenn sie England in ihrer Neutralität auch nicht so sehr „freundlich" entgegengekommen sind, wie andere Staaten z. B. Oesterreich-Ungarn, das durch Lieferung seines Pferdemateriales die Grenzen der Neutralität sehr zu Gunsten des voraussichtlichen Siegers verschoben hat. Unfaßlich aber erschien dem deutschen Volke die spezielle Stellungnahme des deutschen Kaisers: der Nichtempfang Krügers, der Empfang von Cecil Rhodes, die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an General Roberts, und jetzt in der allerletzten Zeit die Ablehnung einer Audienz der drei Burengenerale sind Erscheinungen, die wohl alle besser unterblieben wären, wenn ihnen auch nicht die Bedeutung beizumessen ist, welche die burenfreundliche und antienglische deutsche Presse ihnen gerne unterschoben hätte. Ueberhaupt trägt die deutsche Presse an dem gegenwärtigen Verhältnisse zu England, das tief bedauerlich ist, keine geringe Schuld, wenn auch nicht entfernt in dem Maße als die englische Presse, welche nichts unversucht läßt, die beiden großen Völker möglichst zu verhetzen.

Kaiser Wilhelm II bemüht sich jedenfalls eifrigst um den allgemeinen Frieden, entsprechend seiner nun schon halbvergessenen Düsseldorfer Rede vom 4. Mai 1891: „Ich wollte nur, der

europäische Friede läge allein in meiner Hand, jedenfalls würde ich dafür sorgen, daß er nicht gestört werde!" Aus eben diesem Grunde ist er mit Recht bestrebt, auch mit England ein gutes Einvernehmen herzustellen — aber solch anscheinend impulsive Herzensergüsse, wie jenes Telegramm an Präsident Krüger, müssen seinem Ansehen schaden, ebenso wie die überschwängliche Ehrung eines General Roberts. Daß die englische Presse derartiges unnöthiges Entgegenkommen nur mit Hohn und Spott acceptirt, davon kann man sich täglich überzeugen und nicht allein die englische Presse taxirt das Liebeswerben Wilhelms II. trotz momentaner Anerkennung seiner unermüdlich erwiesenen Liebenswürdigkeiten im Effekt so niedrig als möglich; auch Männer der Regierung glauben sich mitunter Aeußerungen erlauben zu dürfen[1], die nichts weniger als correkt genannt werden können und dem Begriffe von internationaler Höflichkeit nicht entsprechen. Es ist ja zu verstehen, daß der Colonialminister Chamberlain über die lange Dauer des von ihm eingeleiteten südafrikanischen Raubkrieges allmählich nervös geworden ist, daß ihn aber die fortgesetzten Angriffe der festländischen Presse zu Taktlosigkeiten hinreißen würden, wie es seine hämische Bemerkung über die deutsche Armee im Jahre 1870/71 eine gewesen, das hätte man nicht erwarten sollen. Diese Ungeschicklichkeit hat in Preußen, dem Lande des Militarismus, einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen, so zwar, daß sogar der Leiter der auswärtigen Politik, der sonst aalglatte und überhöfliche Graf v. Bülow, die erste Gelegenheit zu öffentlicher Aussprache im deutschen Reichstage ergriff, um in würdiger Weise über den Kanal hinüber einen Fingerzeig zu geben, daß es so nicht weiter gehen könne.

Es ist vielleicht angezeigt, gerade jetzt angesichts des zum Theile so unhöflichen Empfanges des deutschen Kaisers durch die englische Presse daran zu erinnern, welche Erwiderung der Reichskanzler für nöthig hielt:

Der Vorredner (Graf Stolberg-Wernigerode) hat eine Aeußerung berührt, welche vor einiger Zeit ein englischer Minister über das Verhalten unseres Heeres im deutsch-französischen Kriege gemacht hat. Ich glaube, wir werden Alle darüber einig sein,

und ich meine, es werden auch alle verständigen Leute in England mit uns darüber einig sein, daß, wenn ein Minister sich in der Nothwendigkeit befindet, seine Politik zu rechtfertigen, er dann wohl daran thut, das Ausland aus dem Spiele zu lassen. Will er aber doch fremdländische Beispiele heranziehen, so empfiehlt es sich, das mit großer Vorsicht zu thun, sonst läuft man Gefahr, nicht nur mißverstanden zu werden, sondern auch, ohne es zu wollen, wie ich annehmen will, wie ich nach dem annehmen muß, was mir von anderer Seite versichert wird, fremde Gefühle zu verletzen. Das ist um so bedauerlicher, wenn es einem Minister passirt, der sich in einem Lande befindet, mit dem wir . . . stets gute und freundschaftliche Beziehungen unterhalten haben und deren unverminderte Fortdauer gleichzeitig den Interessen beider Theile entspricht. Es war durchaus zu begreifen und es war vollkommen in der Ordnung, wenn in dem Volke, das mit seinem ruhmreichen Heere so innig verwachsen ist, wie das deutsche Volk, das allgemeine Gefühl sich aufregte durch den Versuch, selbst den Schein des heroischen Charakters und die sittliche Grundlage unserer nationalen Einheitskämpfe zu entstellen. Das deutsche Heer steht aber viel zu hoch und sein Wappenschild ist viel zu blank, als daß es durch schroffe und ungerechte Urtheile berührt werden könnte. Von so etwas gilt, was Friedrich der Große einmal sagte, als man ihm von einem Manne sprach, der ihn und die preußische Armee angegriffen hatte: „Laßt ihn reden", sagte der große König, „und regt euch nicht auf, er beißt auf Granit".[1])

Ihre Ergänzung aber fand diese von dem Beifall des ganzen Hauses begleitete Rede durch einen Zwischenfall, welchen der leidenschaftliche Ausbruch des Engländerhasses seitens des Abgeordneten Liebermann von Sonnenburg zwei Tage später hervorrief. Graf von Bülow wendete sich sofort energisch gegen solche unverantwortliche Uebertreibungen, indem er hervorhob:

„Nachdem der Herr Präsident die parlamentarische Censur verhängt hat über eine Aeußerung des Herrn Vorredners, gehe ich auf die von dieser Rüge getroffene Bemerkung nicht weiter ein. Ich will nur sagen: ich glaube, ich befinde mich im Einklange mit der sehr großen Mehrheit dieses Hauses, wenn ich der Hoffnung Ausdruck gebe, daß sich nicht die Gewohnheit einbürgern möge, von der Tribüne des deutschen Reichstags aus, fremde Minister zu beschimpfen. Es würde das weder den Gepflogenheiten des deutschen Volkes, das ein gesittetes ist,

1) Aus der Augsburger Abendzeitung vom 9. Januar 1902.

entsprechen, noch den Interessen unserer Politik. Ich muß gleichfalls mein tiefes Bedauern aussprechen über die Art und Weise, wie sich der Herr Vorredner ausgesprochen hat über das Heer eines Volkes, mit dem wir in Frieden und Freundschaft leben. Wenn wir empfindlich sind für jeden Angriff gegen die Ehre unseres eigenen Heeres, so dürfen wir auch nicht fremde Heere insultiren, in denen es auch Leute gibt, die zu sterben verstehen . . . Ich habe vor einigen Tagen darüber keinen Zweifel gelassen, daß es durchaus berechtigt war, wenn unsere öffentliche Meinung den Versuch und auch nur den Schein, als ob die Ehre unserer Armee irgendwie angetastet werden könnte, mit Entschiedenheit zurückgewiesen habe. Wenn aber diese Zurückweisung nur ein Vorwand sein sollte, um uns eine andere Haltung aufzunöthigen gegenüber dem südafrikanischen Kriege, oder ein Prätext, um unfreundliche feindliche Beziehungen herbeizuführen zwischen unserm Volke und einem Volke, dem wir nie feindlich gegenüber gestanden haben, und mit dem uns zahlreiche und schwerwiegende Interessen verbinden, so will ich nicht den mindesten Zweifel darüber lassen, daß ich so etwas nicht mitmache. Durch Reden, Resolutionen und Volksversammlungen können wir uns die Richtung der auswärtigen Politik nicht vorschreiben lassen. Die wird lediglich bestimmt durch das reale und dauernde Interesse des Bundes, und dies weist uns darauf hin, unter voller Aufrechterhaltung unserer Würde und Ehre mit England friedliche und freundliche Beziehungen zu pflegen . . . Daß uns die Aufrechterhaltung freundlicher Beziehungen mit England nicht gerade erleichtert worden ist durch den Vorfall, der uns seit einigen Tagen beschäftigt, werden mit mir alle einsichtigen Kreise nicht nur in Deutschland, sondern auch in England bedauern. Ich kann nur die Hoffnung aussprechen, daß uns durch allseitige Besonnenheit in der Zukunft solche Zwischenfälle erspart werden mögen, die uns eine Haltung erschweren, die ebenso sehr dem englischen und dem deutschen Interesse entspricht, wie demjenigen der Aufrechterhaltung und Sicherstellung des Weltfriedens . . ." [1])

Mit diesen Darlegungen des Reichskanzlers sollte das deutsche Volk sich zufrieden geben: England ist nicht unser Freund und wird nach wie vor jede Gelegenheit benützen, das deutsche Interesse, wenn und insoweit es dem englischen widerspricht, zu schädigen, gleichwohl aber gibt es zwischen den beiden großen Völkern so viele Berührungspunkte, so viele Veranlassung zu gemeinsamer Abwehr nach außen, daß es

---

1) Aus der Allgemeinen Zeitung in der Augsburger Abendzeitung vom 11. Januar 1902.

Wahnsinn wäre, den Gegensatz, welchen insbesondere die Presse, hüben wie drüben, in unheimlicher Weise gepflegt und künstlich groß gezogen, noch weiterhin zu verschärfen: keine Liebe, aber auch nicht unüberlegten Zorn!

Wenn Kaiser Wilhelm II. es für zweckmäßig erachtet hat, in diesen Tagen abermals einen Besuch bei seinem Onkel, dem Gott sei Dank wieder hergestellten König Eduard VII., zu machen, so kann man nur den einen Wunsch hegen, daß es ihm gelingen möge, drüben Verstimmungen — mögen sie nun berechtigt sein oder nicht — zu beheben, aber auch klar zu machen, daß ein gutes gegenseitiges Einvernehmen auch in Englands Interesse gelegen ist. Wenn nicht Alles trügt, hat das stolze britische Reich den Höhepunkt seiner Macht schon überschritten und bewegt sich auf absteigender Linie. Das selbstbewußte Wort der glänzenden Isolirung dürfte bald dem Wunsch nach Anschluß Platz machen. Der Imperialismus wird England zu Grunde richten, der negative Erfolg der letzten Colonialconferenz beweist, daß es unmöglich sein wird, die Colonien so anzugliedern, wie es für den Bestand des großen Reiches nöthig wäre: Australien, Canada, Indien sind drei schwerwiegende Faktoren, zu denen nun noch, als ob es nicht schon genug der Sorgen wäre, Afrika, angefangen von Egypten bis zum jüngsten Sorgenkind Südafrika, hinzugetreten ist; nicht umsonst hat der Colonialminister den imponirenden Entschluß gefaßt, um dessentwillen man ihm Vieles verzeihen kann, nach den neuen Colonien zu gehen: er hat rechtzeitig die Gefahr erkannt und sucht ihr zu begegnen. Erst jüngst hat in diesen Blättern die berufene Feder eines genauen Kenners der Verhältnisse sich geäußert: „Die unverwüstliche Kraft Altenglands, von der man so oft behauptet, sie könne sich die ausgedehnten Grenzen des britischen Reiches nicht einengen lassen, und werde durch den Naturtrieb gezwungen, sich noch weiter auszudehnen, ist offenbar im Abnehmen und weit mehr ein Krankheitssymptom, als ein Beweis der Gesundheit und des Ueberschusses an Lebenskraft.“ [1])

Fürst Bismarck aber hat seiner Zeit gesagt: „Eine Allianz mit England, wenn sie auch zu haben wäre, würde ohne Werth sein; denn seine Armee ist schwach, zudem über alle Welttheile

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 130, S. 659.

zerstreut, und seine Heeresausrüstung ist überdieß vernachläßigt.[1]) Dem hielt der verehrte Verfasser der ‚Zeitläufe' freilich entgegen: „Für die Massenkämpfe continentaler Mächte, welche Millionen Menschen gegen einander zu werfen gerüstet sind, würde die englische Wehrkraft allerdings keinen Ausschlag geben. Darum handelt es sich aber jetzt nicht, sondern es handelt sich um eine Weltfrage, bei der in letzter Instanz die Herrschaft zur See nicht weniger ins Gewicht fällt und auf dem Spiele steht als die Herrschaft zu Land. Und da sollte die ernstliche Allianz Englands nicht zu haben sein? Das wäre ja gegen die innerste Natur und den Selbsterhaltungstrieb einer solchen Macht. Freilich aber wird sie sich klüglich zurückhalten, solange sie des ehrlichen Ernstes des Anderen nicht sicher ist." Seither haben alle Großmächte, sowohl die im alten Europa als die neuen jenseits der Meere, ihr Hauptaugenmerk auf die Kriegsflotte gewendet — nicht zuletzt das Deutsche Reich, durch dessen maritime Entwicklung sich gerade England am meisten bedroht fühlt. Gleichwohl ist England auch heute noch die erste Seemacht der Welt, mag auch in dieser Beziehung manches faul sein. Man hüte sich aber vor Unterschätzung der englischen Wehrkraft zur See! Vorerst verfügt England durch seinen unermeßlichen Reichthum noch über unversiegbare Quellen zur Abwehr! Es wäre daher Thorheit, sich mit England zu verfeinden, wozu auch absolut kein plausibler Grund vorliegt.

Im Gegentheil! Nicht eine Vernunftheirath, wohl aber ein zeitweises Zusammengehen mit England würde den zwei Großmächten nur zum gegenseitigen Nutzen sein in politischer Beziehung und noch mehr in commerzieller Hinsicht: nach beiden Richtungen hin droht uns von England keine Gefahr und in der letzteren Hinsicht insbesondere liegt die wirklich drohende Gefahr — nicht ein leeres inhaltloses Gespenst — so, daß sie England wie dem Deutschen Reiche, ja dem ganzen politisch so zerrissenen Europa in gleicher Weise sich unheimlich nähert: bei Amerika. Würden sich wenigstens die beiden großen Industriestaaten Deutschland und England zu gemeinsamem Widerstande einigen, wäre schon Vieles gewonnen. Dazu aber hätte die erste Anregung nach all den englischen Unliebenswürdigkeiten der letzten Jahre von England ausgehen sollen und darum wird auch der jetzige Besuch des „Kaiserlichen Diplomaten" bei seinen hohen Verwandten voraussichtlich ohne wesentlichen Erfolg sein.

Graf v. Bülow ist auch zu Hause geblieben.

---

1) Ebendort Bd. 99 S. 141.

LXXVI.

Skizzen aus dem Peloponnes.

Rückkehr nach Athen; Abstecher nach Ithaka und Delphi.

Patras, 23. April.

Noch einmal hatten wir morgens den ganzen Altisbezirk durchwandert, nochmals waren wir zum Hermes gewallfahrtet, nochmals waren wir zum Diner oben gesessen im Grand-Hotel beim Museum und hatten uns zum letzten Mal geärgert über die etwas saloppe Bedienung, und dann war es 1 Uhr geworden, und wir fuhren mit der Bahn Pyrgos entgegen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir uns alle freuten und daß der Faden der Unterhaltung noch viel glatter lief denn sonst. Es mochte wohl in allen Herzen die nämliche Empfindung obwalten, die Freude nämlich, daß es Patras zu ging, einem Sitz „europäischen“ Wesens in Griechenland. Kinder unserer Lebensart sind wir eben alle, und wenn man noch so wonnig geschwelgt hat in allen möglichen landschaftlichen und archäologischen Genüssen, ein Mahl nach westlichem Geschmack und einen hellen, freundlichen Speisesaal liebt man trotz allem immer wieder und solche Ansprüche stellten wir von vornherein an Patras. Die Fahrt selbst trug nur dazu bei, diese Stimmung zu fördern. Die Luft war hell und klar, und die Landschaft lag in ihren milden Formen weich hingegossen. Der Schienenstrang hält sich in der Hauptsache an das Alpheiosthal, man berührt aber, wenn hierin meine

Erinnerung Recht hat, auf der ganzen, circa 17 Kilometer langen Linie keine einzige menschliche Ansiedelung. Der Schaffner ruft wohl sein „Platanos, Kriekuki, Strephi", aber der Reisende hat stets nur ein einsames Wärterhaus in der weiten Ebene vor sich, während die Ortschaften selbst weit drüben auf den das Thal begleitenden Höhenrändern liegen. Immer wieder dieselbe Flucht vor dem unheimlichen Tyrannen der Niederung, dem Fieber. Doch ist der Wohlstand dieser Ortschaften nicht zu verkennen, wie denn Elis zu den schönsten und reichsten Provinzen des Königreichs gehört. Diese herrlichen Korinthenfelder, die wir durcheilen, mit den schönen Feigen- und Oelbäumen, sind die Hauptquellen der hier bis zu einem gewissen Grad herrschenden Behäbigkeit.

In Pyrgos war bei unserer Ankunft der Bahnhof von einer dichten Menschenmenge belagert. Die in Patras erscheinende Zeitung „Peloponnesos" hatte die Nachricht gebracht, daß etwa 50 deutsche Touristen, unter ihnen der „Herzog von Hessen", geführt von Professor „Delphen", in Olympia angekommen seien und Sonntags über Pyrgos nach Manoladha fahren werden. Nun das stimmte ja der Hauptsache nach, nur daß nicht der Herzog von Hessen, sondern ein hessischer Prinz in Olympia zu uns gestoßen war, daß unser Führer nicht „Delphen" hieß, sondern „Dörpfeld" (ein Name allerdings, der für einen Griechen ungewohnt zu hören und fast unmöglich zu schreiben sein mag), und endlich wollten wir nicht nach Manoladha, sondern über Patras nach Ithaka. Tout comme chez nous. Die griechischen Correspondenten haben, wie man sieht, mit manchen des Westens eine verzweifelte Aehnlichkeit, das liebe Publikum aber theilt im Orient und Occident dasselbe Loos. Die Notiz hatte übrigens ihre Wirkung gethan. Uebelnehmen kann man indessen den wackeren Leuten von Pyrgos solche Neugier nicht. Ihre Stadt zählt zwar gegen 13000 Einwohner, ist somit die zweitgrößte des Peloponnes.

Sie wird aber von allen Reisenden, die länger dort sich aufhielten, als tödtlich langweilig geschildert, und man wird gestehen müssen, daß schon ein recht verderbter Geschmack dazu gehört, um unter lauter Korinthenmagazinen sich nicht zu langweilen.

Hinter Pyrgos weitet sich die elische Küstenebene. Welch überraschender Gegensatz zwischen Ost- und Westgriechenland! Dort überall steil abfallende Gestade, nur hin und wieder unterbrochen durch das Mündungsgebiet eines Flußlaufes. Hier aber prächtige, weitgedehnte Flächen mit metertiefem Humus, dann allmählich sanftwelliges, grünbestandenes Hügelland, dem reiche Wasseradern entströmen, weit dahinter erst dunkel bewaldetes Bergland, das zum eigentlichen Hochgebirge überleitet. Kein Wunder, daß es die Eleer so wenig verlangte, in die griechischen Händel einzugreifen. Auf diesem üppigen Grund wird heute eifrig Getreide- und Korinthenbau betrieben. Doch berührt es ein griechenfreundliches Herz schmerzlich, zu beobachten, wie weite Strecken dieser Provinz noch unbebaut liegen und als Weideflächen benützt werden. Während der Fahrt steigen buntgemischte Erinnerungen auf. Da berührt man neben dem echt türkischen Derwisch-Tschelebi das fränkische Andrawida mit seinen gothischen Bogen, oder Chlemutzi, die einst so glanzvolle Burg der Villehardouins, welche in entzückender Lage auf einer schmalen Landzunge sich erhebt. Dann folgt auf ein Ali-Tschelebi Manoladha, die Sommervilla des griechischen Kronprinzen, die sich in einem schönen Eichenhain versteckt und wohl eine Reminiscenz an die Buchenwälder der königlichen Villen Kopenhagens darstellen soll. Je näher wir Patras kommen, desto reizvoller wird die Landschaft. Links hatten wir von Anfang an Zante gehabt, nun taucht, in blaue Dunstschleier sich bergend, auch Kephallenia auf, rechts haben wir die Spitzen des Skollion und Erymanthos. Bei Kato-Achaja kehrt sich die Bahn in weiter Kurve nach Osten, um dann wieder die Richtung nach Norden aufzunehmen. Wir sind am Golf

von Patras. Es war inzwischen Abend geworden. Der Frieden des Sonntags schien ausgegossen über nah und fern, über das Festland und seine dichtgesäten Dörfer, über das wechselreiche Gestade, dem in langer Linie die Wellen zuziehen, um an dem Fels weißaufschäumend zu brechen, über das stets große Meer und die Inseln draußen. Der Blick reichte bis hinauf an die akarnanische Küste. Dies hier uns gegenüber muß das Sumpfland von Missolunghi sein, das so viel Hellenen- und noch mehr Osmanenblut getrunken hat. Die Gestalten eines Mavrokordatos, Markos Botzaris, Byron, des Würgers Ibrahim und alle Greuel eines entmenschten Rassen- und Glaubenskampfes leben vor dem Geiste auf.

Ithaka, 24. April.

Nachts 10 Uhr hoben sich die Anker unseres „Poseidon", leider Nachts, denn so sollte uns wieder die Fahrt zwischen Kephallenia und den Echinaden hindurch verloren gehen. Wir nahten uns denn Ithakas Ufer nach odysseischer Art, wenn auch nicht von phäakischen Küsten hersegelnd und beladen mit Gastgeschenken, so doch wenigstens schlafend. Als ich früh Morgens aus der Kabine auf das Deck des hochgebordeten Schiffes trat, grüßte mich ein Bild von unbeschreiblichem Reize. Unser Schiff lag im Hafen von Bathy, der jetzigen Hauptstadt von Ithaka. Es war etwa die fünfte Stunde. Ein makelloser Frühlingsmorgen prangte über und um uns. Erquickende Kühle, spiegelglattes Meer, dort im Winkel der Bucht eine schmucke, freundliche Stadt, unsere Ankerstelle rings umhegt von steilen, schöngegliederten Bergen, so daß man wirklich meint, über Nacht in einen engen Binnensee von elysischer Pracht gezaubert worden zu sein; auf den ersten Blick zeigt sich nirgends ein Ein- oder Ausgang, bis Bädekers treffliche Specialkarte die Orientirung bringt. Ein trefflicherer Landeplatz läßt sich allerdings nicht ersinnen, als dieser hier, wo das Schiff keinen Anker zu werfen braucht, um ruhig zu stehen. Auf Ithakas Ostseite

hat sich nämlich das Meer tief eingenagt in den Leib der Insel, so daß dieselbe eigentlich aus zwei, nur durch einen schmalen Isthmus zusammenhängenden Theilen besteht. Golf von Molo heißt heutigen Tags dieser Busen. Von ihm aus nach Südosten hat die Fluth sich wiederum neue Wege gebahnt, es öffnen sich die Schoinos- und die Dhixia-Bucht und zwischen beiden hindurch erst gelangt man in den herrlichen Hafen von Vathy. So ist es natürlich, daß derselbe, mitten hineingebettet in umarmende und schützende Berge, wind- und sturmsicher ist.

Die Tagesparole Dörpfelds, der stets ein Frühaufsteher ist und als einer der ersten an Deck wandelte, bildete eine Ueberraschung für uns. Den ganzen Morgen bis 12 Uhr sollte dem Einzelnen freie Birsch gegeben sein, zu diesem Termin aber mußte sich das Ganze sammeln an der Ostseite des schon genannten Isthmus, wo der „Poseidon" warten würde. Wer an Bord bleiben wolle, dem sei dies nicht verwehrt. Da gab's natürlich kein Besinnen und 6 Uhr schon trug das Boot uns an Land. Zuerst eine kurze Streife durch Vathy, dessen freundliche, saubere Häuser einen überaus gewinnenden Eindruck machen. Dann ging's steil bergan gegen Westen, der Nymphengrotte zu. Der Hafen von Vathy soll nämlich die homerische Phorkysbucht sein, wo der heimkehrende Dulder landete. Schon in altersgrauer Zeit suchten nun die Philologen nach jener Grotte, wo Odysseus seine mitgebrachten Kostbarkeiten barg. Man glaubt sie entdeckt zu haben in jener Höhle, der wir entgegenstrebten. Ich muß ehrlich gestehen, daß mich der Gedanke, eventuell die wirkliche Zufluchtsstätte des Helden zu betreten, erheblich kalt ließ. Die Grotte ist ja vorhanden, hat hübsche Stalaktiten, wie man sie gemeiniglich auch in anderen Tropfsteinhöhlen findet, auch einen Opferstein birgt sie noch, ein Zeugniß uralten, religiösen Cultes. Ich hatte rechtes Mitleid mit dem Manne, der einst nach so vieler überstandener Mühsal schwer beladen mit seiner Habe auch hier noch sich

heraufplagen mußte, wofern er das eben gethan hat. Es ist nämlich ein steiler, langer und unguter Weg, und ich glaube, daß er schon zu Odysseus' Zeiten nicht wesentlich besser und kürzer war. Es ist kein Zweifel, daß von diesem Ziegenpfade in der homerischen Darstellung nichts sich findet. Aber was verschlägt das? Und selbst wenn diese Grotte nicht die des Dichters wäre, was für ein Unglück soll das sein? Man kann gewiß diejenigen nur bedauern, welche aus solchen Lappalien irgend etwas für die homerische Frage destilliren wollen. Ueberdies, wie hübsch episch wäre es, wenn der Dichter, so er dennoch diese Höhle im Sinn gehabt hätte, den edlen Dulder keuchend und schweißtriefend gemalt hätte, wie er gleich einem Hamal zu Stambul seine Fracht berganschleppt? Wozu hatte er ohnehin Athene's Hilfe?

Von der Nymphengrotte aus wandten wir uns nach Norden, immer an den Steilwänden des hl. Stephanosberges hin. Unten an der Küste führt zwar, wie wir wissen, eine brauchbare Straße, aber wer möchte ihr zuliebe diese wilden Hirtenpfade mit ihrem entzückenden Umblick verlassen und drunten die Straße ziehen? Ueber der Dhixiabucht schlägt unser Weg die Richtung nach Westen ein entlang dem Golf von Molo. Nunmehr liegt die nördliche Hälfte der Insel vor uns mit dem Adlerberg und dem imposanten, pyramidenartig aufgebauten Neritos. Doch müssen wir, um dorthinüber zu gelangen, unsere Höhen verlassen und kommen in ein schmales, aber überaus fruchtbares Thal. Von mehreren Quellen berieselt und mit prächtigem Baumwuchs geschmückt, bildet dieses Thälchen ein wundersam anmuthendes Idyll ungestörten Friedens. In sanftem Anstieg gewinnen wir die Sattelhöhe des Isthmos und nun funkelt mit einem Mal das kephallenische Meer vor uns. Kephallenia selbst baut sich in unmittelbarer Nähe, nur durch einen schmalen Sund von Ithaka getrennt, zu steilen Gipfelbergen auf.

Doch fehlte uns die Aufmerksamkeit für all die Schönheit, in der das Auge hier hätte schwelgen können.

Uns zur Rechten thronte der Aetos (der Adlerberg), der südlichste Vorposten der Nordhälfte des Eilands. Seine Spitze war unser nächster Zielpunkt, denn auf dem Aetos hatten Gell und Schliemann die Stadt des Odysseus vermuthet; dazu waren sie bestimmt durch gewaltige, kyklopische Befestigungen, die heute noch das Haupt des Berges krönen. Doch je höher wir stiegen, desto tiefer sank unsere Neigung jener Schliemann'schen Annahme beizupflichten. Es war nämlich eine äußerst ungemüthliche Klettertour, die an die Leistungsfähigkeit von Muskeln und Lungen die höchsten Ansprüche stellte. Zu allem Unglück verfehlten wir auch noch den Weg und nun gings in waghalsigen Sprüngen vorwärts, durch Gestrüpp über unsicheres Geröll, auf und ab über scharfkantige Steinklötze und Felszacken. Daß ein Theil von uns fahnenflüchtig wurde und den Rückzug antrat, konnte man wahrlich nicht verargen. Nur einmal noch habe ich auf dieser Reise ähnliche Strapazen durchgemacht, damals nämlich, als wir auf Santorin den H. Elias erklommen. Athemlos, in Schweiß gebadet und zitternd waren wir endlich droben auf der höchsten Zacke. Aber was wir hier schauten, war mehr als reiche Belohnung. Nicht lang ist's her, da stand ich auf der Höhe über Villa Serbelloni bei Bellaggio und freute mich, denn Villa Serbelloni ist ihres Ruhmes voll und ganz werth. Aber Ithakas Aetos! Rechts und links das jonische Meer in seiner vollen Schönheit, hier die Straße zwischen Ithaka und Kephallenia, strahlend in jenem entzückenden, vielnuancirten Blau, das ich nicht einmal im ägäischen Meere wiederfand, anderseits der Golf von Molo, ebenso schön, aber mit ganz eigenem köstlichen Schmuck; mitten hinein in die tiefblaue Fluth waren scharfumrissene, grüne Stellen gezeichnet, die wie blitzende Smaragde auf einem blauen Prachtgewand sich abhoben. Drüben im Osten steigen massig und ernst die akarnanischen Berge auf, ein

Stück jener „Feste“, von der in der Odyssee so oft die Rede ist; um uns aber ragen Ithaka's größere Gipfel und Kephallenias Höhen in reizenden, duftigen Linien. Ein Bild voll von Licht und Glück, das man in tiefen Zügen ganz in sich aufnehmen möchte. Fürwahr kein Räthsel ist es mehr für mich, daß Odysseus, der von Gottes Herrlichkeiten doch manch ein Prachtstück geschaut hatte, den einen brennenden Wunsch im Herzen hatte, Ithakas Rauch noch einmal aufsteigen zusehen.

Auf dem Aetos bekommt man auch ein gutes Bild vom Bau der ganzen Insel, denn Nord- und Südhälfte bieten sich gleichermaßen dem Auge, einerseits der wuchtige Stock des Neritos, anderseits die Massen des H. Stephanos; beide Theile gleichen riesigen, weitgespreizten Schwingen, die hier gleichsam im Leibe des Adlers (daher vielleicht der seltsame Name unseres Berges!) sich zusammenfügen. Aber allerwärts ist der Absturz ins Meer ein ganz unvermittelter und jäher. Homer muß Ithaka gekannt haben. Denn wie treffend hebt er gerade diese charakteristische Eigenthümlichkeit des Fehlens jeglicher größeren Ebene hervor in den Versen (Odyss. 4, 605 ff.):

„Aber in Ithaka fehlt's an geräumigen Ebnen und Wiesen,
Ziegenweid' ist jene, doch werth vor Weiden der Rosse.
Keines der Meereilande ist muthigen Rossen zur Rennbahn
Oder zur Weide bequem, und Ithaka minder denn alle.“

Wie man übrigens hier oben die alte Stadt annehmen konnte, ist, frei herausgesagt, unbegreiflich. Homers Ortsangaben stimmen dazu in keiner Weise. Heutigen Tags hat man diese Hypothese denn auch zu den Todten gelegt. Die einläßlichsten Studien über die Topographie der Insel haben Warsberg und Partsch gemacht; der 3. Band von des ersteren „Odysseischen Landschaften“ (Wien 1879) gehört zum Schönsten, was man an Reisebeschreibungen überhaupt lesen kann. Nach den Ergebnissen dieser Forscher, denen keine gewichtigen Hindernisse mehr im Wege stehen, lag die alte Polis hoch

im Norden der Insel an jener Bucht, die merkwürdiger Weise heute noch den Namen „Bucht von Polis“ führt, wenngleich jetzt nur mehr ein ärmliches Dorf (Stavros) dort sich findet. Das allerdings läßt sich nicht leugnen, daß die Trümmer auf dem Aetos, namentlich der gewaltige Vertheidigungsgürtel, geradezu staunenerregend sind. Welche Arbeitskräfte, welche technische Hilfsmittel, wie gefährliche Nöthen mußten vorhanden sein, daß man daran denken konnte, auf solch dachgäher Höhe einen derartigen Bau zu errichten? Und niemand ist im Stande, über den Ursprung und die Schicksale dieser Bauwerke etwas Annehmbares zu sagen!

Indessen war unsere Zeit um. Drunten in der Molobucht lag bereits unser „Poseidon“. So ging's denn wieder abwärts, diesmal an der Kephallenia zugekehrten Seite der Insel auf dem rechten Wege, der aber immer noch schlecht genug war. Es war 12 Uhr geworden, als wir die Küste unserem Schiffe gegenüber erreichten — eine lange Zeit, die wir von früh 6 Uhr an, nur getröstet durch eine Tasse zweifelhaften Kaffees, mit ununterbrochenen Anstrengungen ausgefüllt hatten. So konnten wir ein Ah der dankbarsten Ueberraschung nicht unterdrücken, als wir sahen, daß ein kluger Ithakeser an der Landungsstelle eine Art Bude improvisirt hatte, um Ithakawein zu verkaufen. Herrlicher, golden funkelnder Wein ward uns gereicht, der einem Jungbrunnen gleich auf Leib und Seele wirkte. Wir nahmen uns damals vor, der Ithakakneipe in Athen nun nicht mehr aus dem Wege zu gehen; daß wir diesen Vorsatz gehalten haben, füge ich nur der Vollständigkeit wegen bei. Aber auch hier konnten wir nicht anders, als die Zuverlässigkeit des trefflichen Homer bewundern, der Ithakas „balsamische“ Weine nicht genug rühmen kann (z. B. Odyss. 2,340; 9,211).

Nachmittags umfuhren wir in einzig schöner Fahrt den Norden der Insel um die Kaps Akrotiri und Marmakas und den steilwandigen Gebirgsstock Neion. Wie unendlich

reich gegliedert dieses Eiland ist, Bucht wechselt um Bucht. Ueber die glitzernde Fläche der See ist eine Menge Inseln hingestreut, die in den malerischsten Gestalten das Auge entzücken. Besonders Leukas (S. Maura) lag gar so lockend nahe. Wie gerne hätte ich die noch stehenden Wälle der alten, berühmten Stadt gesehen und den vielbesungenen leukadischen Fels betreten, von dem die lesbische Sängerin sich herabgestürzt haben soll. Doch nahm der „Poseidon" seinen Kurs nach Süden und bald lagen wir in der Bucht von Polis, dem Hafenplatz von Altithaka, wie oben bemerkt. Hier gingen wir wieder an Land, um auch den nördlichen Theil der Insel in etwas zu durchstreifen. Auf steilem Pfade erreicht man die neugriechische Ortschaft Stavros und von hier aus eine Reihe von Punkten, die für den Philologen nicht ohne Interesse sind, so die Quelle Melanydro, in der Einzelne die homerische Arethusa erblicken wollen, die Kapelle des H. Athanasios, welche auf bedeutenden antiken Resten errichtet ist („Schule des Homer" im Volksmund). Aber viel schöner, als alles Alterthum, war das fruchtbare, baumbeschattete Land, das wir hier trafen, allseits mit den lieblichsten Ausblicken. Hier oben muß auch der Meierhof des Laertes gelegen haben. Wahrlich, der Greis hätte sein Altentheil sich nicht besser aussuchen können.

Abends 6 Uhr waren wir wiederum an Bord und unser Kiel wandte sich südwärts, dem korinthischen Meerbusen entgegen. Noch umfuhren wir, ehe wir in den Kanal von Ithaka einliefen, das Inselchen Dhaskalia, die Asteris der Alten, wo die Freier dem heimkehrenden Telemachos aufgelauert haben sollen. Die Lage würde vorzüglich stimmen, da man hier den Sund zwischen Ithaka und Kephallenia gänzlich beherrscht und den direkt gegenüberliegenden Eingang zur Polisbucht unmittelbar vor Augen hat.

Aber sind wir nun wirklich auf dem richtigen Ithaka gewesen? Dörpfeld hat nämlich in einem 1900 zu Athen gehaltenen Vortrag die Archäologen wieder einmal überrascht

mit der paradoxen Hypothese, daß Ithaka gar nicht Ithaka sei, sondern nur durch einen Irrthum zu diesem Namen gekommen sei; das echte Ithaka sei Leukas. Seine Beweisführung, auf den ersten Blick bestechend, dürfte aber näherer Prüfung kaum Stand halten und hat denn auch meines Wissens vorderhand nirgends Aufnahme gefunden. So sei denn die Erinnerung an jenen herrlichen Tag uns ungetrübt; jene schöne Lobrede Athene's auf die Heimat der Laertiaden (Odyss. 13, 236 ff.) gilt mir immer noch vom jetzigen Ithaka.

Delphi, 25. April.

Itea, das unser Schiff in nächtlicher Fahrt erreicht hatte, ist die Hafenstadt von Salona, dem alten, aus dem dritten hl. Krieg bekannten Amphissa. Doch bietet das kleine Städtchen wirklich gar nichts. Seinetwegen waren wir auch nicht gekommen, Delphi und die Ruinen des apollinischen Heiligthums sollten heute unser Ziel und zugleich Schlußstation unserer Fahrt sein. In gewaltigen Massen und vielverheißend thürmt sich der Parnaß vor uns auf, tief herunter deckt ihn noch der Schnee. Das Wetter war leider trüb, doch konnten wir ihm darob nicht gram sein, nachdem es uns die ganze Zeit über als Lieblinge behandelt hatte. Die nöthigen Reitthiere waren zur Stelle und so ging es nochmals in das Samari. Doch merkten wir bald, daß dies nicht mehr die trefflichen Thiere des Peloponnes waren; ihre Störrigkeit, Langsamkeit und Indolenz war das einzige Auffallende an ihnen. Zunächst hielten wir die gute Fahrstraße nach Salona fest, dann zweigten wir nach rechts ab auf einen landesüblichen Reitpfad, der anfangs durch prächtigen Oelwald führte, wie ich ihn selten in gleicher Schönheit sah. Darnach aber hatten wir steile Felshänge auf unglaublich schlechten Wegen zu überwinden, wo man bei der Achtlosigkeit der Mularia nicht geringe Vorsicht üben mußte. Es kam denn auch an diesem Tage mehrere Male zu aufregenden Scenen. Als wir durch das Gebiet

des alten Krisa zogen, begann es nachdrücklich zu regnen, und erst als wir droben waren auf dem Plateau von Delphi, bei dem neuen Dorfe Kastri, hellte sich der Himmel wieder auf, so daß wir zu unserer Freude um das herrliche Panorama nicht betrogen waren.

Vor uns in finsterem Grauschwarz die Kalkwände des Parnassos, rechts das tiefgefurchte Bett des delphischen Baches Pleistos und dahinter die unfruchtbaren, nackten Felshöhen des Kirphis; nach Süden starren die Gipfel des Peloponnes und tief drunten glänzt das friedliche Becken des korinthischen Golfs mit der gesegneten Ebene um Itea, über welcher Aetoliens Bergriesen thronen. Ueber dem ganzen Landschaftsbild aber liegt an diesem lichtarmen Regentag ein Ausdruck tiefer Schwermuth, der sich namentlich an der Quelle Kastalia bis zu drückender Melancholie steigert. Im Verein mit einem Begleiter hatte ich nämlich einen bedeutenden Vorsprung gewonnen; in Kastri angekommen, eilten wir alsbald den Phädriaden zu, jenen zwei berühmten Felsstürzen, zwischen denen die Kastalia ihren Ursprung hat. Wir wollten den ersten Eindruck ganz ungestört allein auf uns wirken lassen. Die Eigenart dieses Bildes läßt sich mit Worten nicht wiedergeben. Senkrecht wie Mauern steigen die Phädriaden empor (400 m); zwischen ihnen hervor bricht dank dem ergiebigen Regen ein Gießbach, der in starrenden Felsufern daherschäumt. Tief herab vom Doppelhaupte des geheimnißvollen Berges hangen dunkle Wolkenmassen; abgerissene Gewölkfetzen treiben in geringer Höhe unsteten Zuges vorüber. Man kann es den Neugriechen kaum verargen, wenn sie hier oben die Neraiden tanzen lassen, denen zum Tanz ihre Männer, die Teufel, aufspielen (Schmidt, Volksleben der Neugriechen, S. 110), eine dunkle Erinnerung an die Reigen der Satyrn und Nymphen und an das orgiastische, mysteriöse Rasen der Mänaden.

Doch naht sich von Kastri her unsere Reisegesellschaft, die Erklärung der Ausgrabungen soll beginnen. Wir treten

noch rasch in das Khani nahe dem Kastaliaquell, dessen Wirth uns ein Glas blutdicken Retsinato kredenzt; ihn zu trinken, kostet uns aber nicht wenig Ueberwindung. Retsinato von Arkadien und Retsinato von Delphi sind nämlich zweierlei. Dem guten Manne entging leider nicht, wie wir uns abquälten, er ging weg und brachte uns einen Teller mit bitteren Oliven (πικρὰ ἐλαία). Nun das hieß wahrlich vom Regen in die Traufe kommen. Ja, bitter waren sie, sehr bitter, und uns beiden begann nachgerade Angstschweiß auf die Stirn zu treten. Aber was will man machen angesichts solcher Liebenswürdigkeit, die gerne vom Besten bietet. Er aber lacht und erzählt uns, wie sogar eines seiner Zicklein gerne Retsinato nimmt. Arme Kreatur! Der Herr möge im Fegfeuer uns verschonen mit dickem delphischen Retsinato und πικρὰ ἐλαία. Was aber wohl der Grieche von unserem verderbten Geschmack dachte?

Delphis heiliger Bezirk lag westlich von der Kastalia und dem tiefen, jetzt Papadiaschlucht geheißenen Bett, in dem die Abflüsse der Phädriaden dem Pleistosbache zustürzen. Die französischen Grabungen wurden begonnen im Oktober 1892. Die Opfer, welche die Republik dafür brachte, sind ganz außerordentliche. Man bedenke z. B. nur, daß das ganze beträchtliche Dorf Kastri (350 Häuser) aufzukaufen und zu verlegen war, bis mit der eigentlichen Grabung angefangen werden konnte; hiefür wurde sofort eine erste Rate von 500,000 Franken bewilligt. Wie viel mag seitdem verausgabt worden sein! Deutschland mit seinen 800,000 für Olympia aufgewandten Mark ist da gewiß billiger gefahren. Auch die weiteren Schwierigkeiten waren nicht zu unterschätzen. Schon die Beseitigung des abgehobenen Schuttes machte viel Umstände. Zu Olympia hatte dies der wilde Kladeos besorgt, ein solcher fehlt aber hier. So mußte man sich begnügen, den Schutt bergunter zu werfen, wobei allerdings die alte Stadt erst recht zugedeckt wurde. Glückzu demjenigen, der einst dort zu graben gedenkt. Angesichts solcher Hindernisse

ist es verzeihlich, daß die Franzosen ihre Funde fast eifersüchtig hüten. Alles Messen und Photographiren im Ausgrabungsbezirk ist streng untersagt. Dafür war die Führung durch die französischen Techniker desto liebenswürdiger. Der Reichthum an Funden, wie sie jetzt in dem hübschen Museum vereinigt sind oder auf der Grabungsstätte zu Tage liegen, ist überraschend groß und lohnte wohl das Unternehmen. Indem ich von weiterem Detail absehe, möchte ich nur eine kurze Skizze der wichtigsten im hl. Bezirk freigelegten Gebäude bieten, was vielleicht nicht unwillkommen ist, da die Franzosen, wie bei Delos, so hier mit Nachrichten sehr kargen.

Die hl. Straße zog von der Kastalia her zu dem Festbezirk und diesen hinan in doppelter Schleife zum Apollotempel. Man betrat diesen Bezirk durch ein Propylion. Rechts am Wege standen eine Reihe von Weihgeschenken, so von den Korkyräern, Tegeaten 2c. Links stoßen wir zunächst auf das Schatzhaus der Sikyonier, in dessen unteren Theil ältere Bauglieder vermauert sind, ein untrügliches Zeichen für eine diesem Bau vorausgehende Zerstörung. Weiter links schließt sich wiederum ein Schatzhaus an, das aber altjonische Formen hatte und anfangs als der Thesauros der Siphnier, jetzt der Knidier betrachtet wird. Zu diesem Bau gehörten Karyatiden; die unteren Partien seines Mauerwerks bestehen an der Vorderseite aus polygonalen Steinen, die aber nicht geradlinig, sondern in Kurven geschnitten sind, eine dem 6. Jahrhundert eigenthümliche Bauweise. Nach einer Biegung des Weges haben wir links das Schatzhaus der Athener, erbaut aus der Kriegsbeute von Marathon; seine Baustücke sind zum großen Theil wiedergefunden worden. Ein athenisches Weihgeschenk, welches den Sieg feierte, scheint neben dem Schatzhaus, nicht in demselben, gestanden zu haben. Dann folgt ein Gebäude, das man als Buleuterion bezeichnet, darnach der Ort des Sibyllenfelsens, hinter welchem der Weg sich zu einem größeren Platz erweitert. Dieser wird

abgeschlossen durch eine schon vor den Ausgrabungen offen liegende, hohe Mauer in der bereits charakterisirten, polygonalen Bauart; dies ist die Stützmauer des Tempelterrains, ihre Wände sind theilweise geglättet und mit Inschriften, meist Freilassungsurkunden, bedeckt. Die anliegende Stoa der Athener wurde im 6. Jahrhundert errichtet; Pausanias wurde durch darin stehende Weihegaben aus dem peloponnesischen Krieg verleitet, dieses Bauwerk in die Zeit des genannten Krieges zu datiren. Der Weiterweg führt links um die Umfassungsmauer des Tempels sehr steil aufwärts. Binnen Kurzem zeigen sich die Tempelfundamente und die zur Ostfront des Heiligthums führende Rampe. Wir gelangen an dem Altar der Chier vorbei auf einen großen freien Platz. Bei der ältesten Tempelanlage muß dessen Umfang noch größer gewesen sein, wie eine aus gewaltigen Polygonalblöcken errichtete Umfassungsmauer vermuthen läßt. An den Tempelresten, mit denen sich übrigens nicht mehr sonderlich viel anfangen läßt, muß man die feine Arbeit bewundern, die Quader sind spiegelglatt gefugt. Interessante Schlüsse ergeben sich für die Baugeschichte des Heiligthums. Darnach wurde ziemlich frühe auch der Alkmäonidenbau zerstört, der durch die Grabungen freigelegte Tempel aber gehört dem 4. Jahrhundert an. Auch die Stelle, wo die Pythia ihre Ekstasen hatte, glaubt man gefunden zu haben. Wir steigen empor zum Theater, das mit Ausnahme der obersten Sitzreihen vollständig erhalten ist und asiatische Einflüsse verräth, wie es denn ein Attalos von Pergamum hat erbauen lassen. Neben dem Theater fließt die Quelle des hl. Nikolaos, die man gewiß mit Recht als die immer noch strömende Quelle Kassotis betrachtet. In ihrer Nachbarschaft ist die Lesche der Knidier aufgedeckt, bestehend aus einer Terrasse und einem länglichen Gebäude mit 8 Stützen im Innern. Der Name der Knidier ist gesichert durch eine Inschrift. Die Zerstörung des Baues ist übrigens eine radikale, so daß man sich nicht zu wundern braucht, daß von den berühmten

Wandgemälden dieser Lesche nichts gefunden wurde. Hoch oben endlich über allen andern Gebäuden, ausgezeichnet durch eine prachtvolle Fernsicht, liegt das Stadium. Die Ablaufslinie mit ihren Rillen ist noch deutlich zu erkennen. Das Ganze schließt in einem Halbrund ab, die Proedrie findet sich rechts in der Mitte. Pausanias berichtet, das Gebäude sei von Herodes Attikus mit Marmor gebaut worden, man findet aber nur den gewöhnlichen, am Parnassos brechenden Stein.

Nachmittags wandte sich unsere Aufmerksamkeit in erster Linie dem „Museum“ von Delphi zu. Von seinen reichen Schätzen kann ich leider nicht im Detail reden. Von den hochinteressanten, archaischen Bildwerken absehend, nenne ich als besonders werthvoll den bronzenen Wagenlenker, der, obgleich nur Torso, mit Recht schon der „Hermes von Delphi“ geheißen worden ist, und unter den vielen Hunderten von Inschriften wiederum nur jene, welche den delphischen Päan des Leochares sammt Musiknoten enthält. Den Schluß des Giros bildete eine eingehende Besichtigung der Kastalia, deren Fassung, lebhaft an die Enneakrunos zu Athen erinnernd, noch wohl erkennbar ist, und des Gymnasiums, das jenseits der Papadiaschlucht wiedergefunden wurde.

Abends 7 Uhr sollte der „Poseidon“ von Itea abdampfen. So war denn wenig Zeit mehr zu verlieren, als wir von Kastri um ½5 Uhr wegritten, zumal beim Ritt bergunter über den glattgewaschenen Felsboden doppelte Vorsicht nöthig war. Doch hellte sich der Himmel von Stunde zu Stunde auf und so konnten wir von Bord aus noch das wundervolle Schauspiel genießen, das der Parnaß bei sinkender Sonne gewährte. Das Firmament leuchtete wieder in seinem gewohnten Glanze, doch deckten Thal und Meeresbecken bereits dunkle Hüllen. Golden aber prangten lange noch oben die Gipfel des Parnaß und seine Schneemassen färbten sich gar wundersam im letzten Aufleuchten des sterbenden Tages. Mit einer Art erschauernder Ehrfurcht

hingen unsere Blicke an dem herrlichen Berge und suchten noch einmal die Stätte von Delphi zu finden. Was gäbe doch das für ein Bild, wenn die Gesammtgeschichte dieses Ortes zu einem großangelegten Gemälde zusammengefaßt würde, angefangen von der Tödtung der Pythoschlange, dieser mystischen Geißel des Pleistosthales, bis zu dem Dekret des Kaisers Theodosius, welches mit den letzten, zähen Resten des Heidenthums hier aufräumte. Sicherlich, das würde nicht bloß die Geschichte eines großen Stückes Nationallebens, das würde ein Stück Menschheitsgeschichte ersten Ranges.

Der andere Morgen traf uns bereits drüben im saronischen Golf, und die entzückende Fahrt zwischen Salamis und Aegina durch sammt ihrem kleineren Gefolge malerischer Felsklippen bildete den würdigen Abschluß dieser Peloponnesfahrt, die so reich war an geistigem Gewinn und idealen Genüssen. Doch siehe da Munychia, Phaleron, Psyttalea, die Akropolis und die attischen Berge. Und nun fluthet um uns das geschäftige Leben des Pyräushafens, in dem ein ganzer Wald von Masten sich drängt. Dann noch die Wagenfahrt vom Hafen zur Stadt mitten durch furchtbare Wolken Straßenstaubes, wobei der Erstickungsgefahr durch den Masticha der Schenke von Hagia Triada erfolgreich Paroli geboten wird, und wir wandeln wieder auf dem Pflaster von Athenes Stadt.

Riedlingen, 14. XI. 1902. B. Krieg.

LXXVII.

Der Kampf ums Dasein zwischen Völkern.

(Schlußartikel.)

In den vorausgehenden Artikeln über den Kampf ums Dasein sahen wir, wie leidenschaftlich der Kampf tobt zwischen Einzelnen, zwischen Ständen und Berufen. Daß er auch zwischen Völkern bestehe, versteht sich eigentlich von selbst, wiewohl er nicht mehr so grell und so oft vor Augen tritt, wie in früheren Jahrhunderten. Im Alterthum, ja noch im Mittelalter bildete der Krieg die normale Thätigkeit, den gewöhnlichen Zustand zwischen den Völkern: ein Volk, ein Stamm, ein Gau war immer bereit, über das andere herzufallen und es auszurauben oder zu verdrängen. Setzt sich doch die Geschichte namentlich in der früheren Art und Weise der Darstellungen doch nur aus Kriegen und Eroberungen zusammen. Zwischen den Völkern, zwischen den Territorien herrschte also der Kriegszustand oder, wie Manche sagen, der Naturzustand. Nun suchten wohl Friedensordnungen den Krieg Aller gegen Alle zu mildern, und so entstanden auch zwischen den Völkern Rechtsordnungen — das Völkerrecht. Trotzdem dauert, wenn je irgendwo, hier der Naturzustand fort, da keine höhere Macht über den Völkern steht.

Gerade in den Verhältnissen zwischen den einzelnen Völkern hat man eher Rückschritte gemacht, die Gegensätze haben sich immer mehr zugespitzt, und ein Versuch, wie ihn der russische Kaiser mit der Haager Friedensconferenz wagte, muthet wie ein Nachklang vergangener Bestrebungen an. Die Richtung des Weges weist ganz anderswo hin als nach

umfassenden Friedensordnungen, nach einem Völkerfrieden, nach einem Weltfrieden. Im Hintergrunde unseres Gesichtskreises lauert vielmehr das Gespenst eines Weltkrieges und schreckt der fürchterliche Schein des Weltbrandes. Und wie sollte es anders sein? Der Kampf ums Dasein hat sich im Kleinen verschärft — so muß er sich auch im Großen verschärfen.

Allerdings scheut sich jeder der Staaten, muthwillig einen Streit vom Zaune zu reißen, beschränkt sich bei vorkommenden Streitigkeiten höchstens mit dem Säbel zu rasseln und auf die Kanonen hinzuweisen. Der Krieg wird wenigstens an die Wand gemalt, wenn nicht wirklich geführt, und die Hauptkunst der Diplomatie besteht darin, diesen Hintergrund möglichst effektvoll zu beleuchten. Die Hauptschlachten werden übrigens nicht auf blutiger Wahlstätte ausgefochten, sie werden vielmehr geliefert im sogenannten friedlichen Wettbewerbe der Völker. Ein Volk sucht das andere auf dem Weltmarkte zu verdrängen. Solche Wettkämpfe sind ja nichts Neues, sie reichen weit zurück, nur gingen ihnen früher gewöhnlich blutige Schlachten voraus. Auf diese Weise verdrängten die Venetianer einst die Griechen, die Genuesen die Pisaner, bis dann Spanien als Welthandelsmacht auftrat. Die Spanier überwanden die Holländer, nachdem schon zuvor die deutsche Hansa ausgeschieden war. Während daneben die Franzosen ihre Handelsfittige ausbreiteten, dehnten auf ihre und der Holländer Kosten sich die Engländer gewaltig aus. Bis in die neueste Zeit herein beherrschte England den Welthandel, aber mehr und mehr leiden sie unter dem Wettbewerb der Deutschen und Amerikaner. Das made in Germany ist zu einem bekannten Schlachtruf geworden und bereits erheben sich jenseits des Kanales Stimmen wie ceterum censeo Germaniam esse delendam. In ihrer Selbstverblendung gefallen sich die Engländer in der Rolle Roms gegenüber Karthago, ohne sich die Frage vorzulegen, ob sich nicht die Rollen vertauscht haben könnten.

Mit noch mehr Grund könnten die Deutschen sagen: ceterum censeo Britanniam esse delendam, wenn nicht die russische Gefahr davon abhielte. Aber der wirthschaftliche Wettbewerb wird ohne Zweifel mit der Zeit zu einer kriegerischen Entscheidung drängen, und angesichts dieser Sachlage wäre es Leichtsinn, wollte man an Kriegsrüstungen sich einschränken. Wenn das Deutsche Reich nicht zu Wasser und zu Land gesichert ist, läuft es Gefahr, die Errungenschaft auf wirthschaftlichem Gebiete preisgeben zu müssen. Die Errungenschaften auf wirthschaftlichem Gebiete müssen aber festgehalten werden, denn wenn wir den Export verlieren, steht der größere Theil unserer Arbeiterheere vor der Hungersnoth. Aber nicht blos die Sorge und Angst vor dem bleichen Hunger treibt auf dem wirthschaftlichen Gebiete voran, sondern der berechtigte Wunsch, dem Deutschthum Einfluß und Achtung vor der Welt zu verschaffen. Wer von diesem Wunsche beseelt ist, der wird in dem Wachsthum unserer Bevölkerung einen wesentlichen Sporn zum Weiterwandern auf diesem Wege erblicken, für den verlieren die traurigen Wahrheiten, die Malthus entdeckte, ihre Schrecken. Was Malthus aufstellte, bleibt unanfechtbar, unsere ganze Entwicklung gibt ihm nur zu sehr Recht. Aber eines selbstbewußten Culturvolkes ist es unwürdig, pessimistische Folgen für die Praxis des Lebens daraus zu ziehen. Als praktisches System widerstreitet der Malthusianismus ebensosehr der göttlichen Weltordnung, als dem Patriotismus. Entgegen kleinmüthigen Befürchtungen, die ich selbst früher aussprach, möchte ich mit Ratzinger auf den Segen hinweisen, der im Bevölkerungszuwachs liegt. Culturvölker können nie volkreich genug sein, um ihre Cultur aufrecht zu erhalten, auszugestalten und ausdehnen zu können.

Aber gewisse Grenzen und Schranken müssen sich die Culturvölker auferlegen, und die maßlosen Ausdehnungsgelüste, wie sie im englischen Imperialismus so typisch vorliegen, sind weit entfernt, die Zukunft eines Volkes zu sichern,

vielmehr geeignet, ihm unabsehbaren Schaden zuzufügen. Es ist keine gesunde Philosophie, wenn ein Nietzsche den Völkern zuruft: „Seid Räuber und Eroberer, so lange ihr nicht Herrscher und Besitzer sein könnt, ihr Erkennenden! Nur die an Leib und Seele Gesunden, die stolzen, starken Glücklichen, die echten Aristokraten können dereinst einen höheren Typus Mensch herausbilden. Eine solche gute und gesunde Aristokratie wird mit gutem Gewissen das Opfer einer Anzahl Menschen hinnehmen, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müssen." Die Natur selbst gibt uns eine andere Lehre, denn hier ist es gerade so angelegt, daß nicht die stärksten, kräftigsten Wesen überhand nehmen und die Schwachen zu Grunde gehen, vielmehr lassen sich viel leichter die edlen Thiere, Büffel, Löwen, Elephanten, große Bäume wie die Cedern ausrotten, als Würmer und Infusorien, Moose und Flechten. So ist es auch in der Culturwelt: mit lauter Genies wäre die Welt schlecht bestellt und ohne Durchschnittsmenschen bliebe die Hauptarbeit liegen. Ganz klar zeigt sich das in vielen Fabriken, die mit kräftigen, intelligenten Arbeitern gar nichts anzufangen wissen, da sie vielmehr elende, schwächliche Arbeiter voraussetzen und schaffen, weil diese geringeren Lohn verlangen. Wie in der englischen Baumwollenindustrie könnte es wieder kommen, daß „der starke Mann in der Concurrenz geschlagen wird nicht von dem stärkeren Manne, sondern von seinem fünfjährigen Kinde, das er des Morgens in die Fabrik trug, dem er dann den Mittagbrei kochte, des Nachmittags die Strümpfe und Hemden flickte, und das er Abends wieder heimholte". Ebendarin bestehe die Gefahr, daß die gebildeten Völker des Westens von den billigeren Chinesen und Indiern geschlagen werden.

Uebrigens ist auch nicht der Sieg der Germanen und die Verdrängung aller andern Völker zu wünschen, denn ein Verschwinden der reich begabten Romanen würde

einen großen Verlust an Cultur bedeuten. In seinem Jahrbuch hat K. Jentsch diesem Gedanken einen sehr guten Ausdruck gegeben. Gegenüber dem englischen Menschheitsideal, wie es Tille vertritt, sagt er nämlich: „In den schönsten Künsten, in der ästhetischen Selbstdarstellung des Menschen und im vernünftigen Lebensgenuß wird ein Engländer niemals das leisten, was die Romanen geleistet haben und noch leisten. Das ästhetische Ideal ist aber auch ein Ideal, und daß in Italien, in Spanien auch der Bettler, der Lump noch ein Mensch ist, der sich als Mensch fühlt, der seines Lebens froh wird und der das Auge des Künstlers entzückt, während der nordische Lumpenproletarier, namentlich der englischen Großstädte, kaum noch als Mensch anzusehen ist — er vermag unter anderem nicht mehr über einen Witz zu lachen, weil er einen solchen nicht versteht — das ist auch etwas werth. Die Menschheit als Ganzes bedarf der Aesthetik und der religiösen Begeisterung zur Vollendung ihres Daseins, daher auch der Völker, deren Lebenselement beides ist, als Gegengewicht gegen nordische Verständigkeit, Nüchternheit und freudlose Arbeitsamkeit, und Menschen, die anmuthig tanzen können, sind nicht weniger nothwendig, wie zweibeinige Arbeitsthiere und höchst respektable Gentlemen, die ungezählte Millionen aufzuhäufen und erstaunliche Massen Roastbeef zu verdauen vermögen, aber auch zum kleinsten Gedicht keinen Stoff liefern." Auf die romanischen Völker herabzusehen haben die germanischen gar keinen Grund, denn das Schicksal, das diesen zustieß, kann sie auch ereilen. Es gab eine Zeit, wo umgekehrt die romanischen Völker auf die germanischen, besonders auf die Engländer herabsahen und sich über ihre Faulheit aufhielten [1]) Wie einst die Italiener über die deutsche Rohheit urtheilten, ist bekannt.

1) Ein Holländer Meteren sagte, die Engländer seien so faul wie die Spanier, und noch viel später sagte Holberg: Die größten Beispiele menschlicher Faulheit finden sich unter der armen Bevölkerung Englands.

Im eigenen Interesse der herrschenden Völker liegt es, sich Schranken aufzulegen. Die Gesundheit unserer wirthschaftlichen Verhältnisse ruht viel weniger auf der Ueberlegenheit, der Alleinherrschaft, als auf dem Gleichgewichte der Völker und Volkswirtschaften. Ein- für allemal hat uns diese Wahrheit die römische Geschichte gelehrt, denn das römische Reich ist verarmt und hat sich entvölkert, weil es keine gleichberechtigten Völker neben sich duldete. Ich habe diese Thatsache in meiner Culturgeschichte der römischen Kaiserzeit I, 365, näher entwickelt, und möchte die dort ausgesprochenen Gedanken, denen ich sonst noch nirgends begegnet bin, allgemeiner Beachtung empfehlen. Von den dort niedergelegten Gedanken aus erhält auch der Schutzzoll eine neue Beleuchtung, gegen den Jentsch mit Leidenschaft ficht. Warum er das thut, ist ja wohl ersichtlich, stimmt aber gar nicht überein mit seinen sonst richtigen Anschauungen über die Verkehrtheiten des internationalen Wettbewerbes, der Social-Auslese im Großen. Hierin hat Ammon in dem früher erwähnten Buche viel richtigere Anschauungen; er wünscht den Bauern einen ausreichenden Schutz, weil sich aus ihnen der Mittelstand verjüngt.

Der Schutzzoll lindert und mildert den rasenden Wettkampf und beugt kriegerischen Gefahren viel mehr vor, als der Freihandel, trotzdem der Schein dagegen spricht. Auf einem abgeschlossenen Territorium, im geschlossenen Handelsstaat bleibt für Spekulationen und Monopole viel weniger Raum, alle Verhältnisse entwickeln sich übersichtlicher. Der Freihandel begünstigt nicht nur Ringe, Cartelle, Monopole, sondern beschleunigt und verschärft den internationalen Wettbewerb. Er wirkt auf internationalem Gebiete ähnlich wie auf nationalem die Gewerbefreiheit, die die Schmutzconcurrenz großzog. Nun hat man auf nationalem Gebiete die Gewerbefreiheit längst als trügerisch und verderblich erkannt und mehr und mehr eingeschränkt;

der Liberalismus hat hier ein glänzendes Fiasko gemacht. Um so zäher suchte er sich in dem Winkel internationaler Beziehungen festzuhalten.

Hier herrscht noch die reinste Kampfstimmung und tobt ungefesselt der Kampf ums Dasein. Da will man brutal herrschen, Andere verdrängen, will siegen und erobern. Die Zeit ist von einem glühenden Verlangen nach Macht beseelt. Man beugt sich vor der Macht, jagt nach Macht in demselben Maße, als sich die Gesellschaft demokratischer gestaltete. An Ideen glaubt man nicht mehr, nur noch an die Macht. Humanität, Freiheit, Aufklärung sind verblaßte Schemen, das Naturrecht, das Vernunftrecht der Humanitätszeit ist zur Vogelscheuche geworden. Dafür umtanzt man das goldene Kalb, beugt das Knie vor dem Uebermenschthum und streut der Macht Weihrauch.

Dies zeigt sich namentlich im Großen, in Völkerkämpfen, wo alles sittliche Empfinden im Machttaumel unterging. Als im Jahre 1860 in Syrien von den fanatischen Drusen Tausende von Christen, Maroniten und Syriern hingeschlachtet worden waren, regte sich rascher und nachhaltiger die sittliche Entrüstung des Abendlandes, als bei den Metzeleien in Armenien. Aber damals stand die europäische Politik noch unter dem Einflusse des vielgeschmähten Napoleon III., der gewiß besser war als sein heutiger Ruf. War doch z. B. er es, der den Gedanken der Arbeiterversicherung ins Auge faßte. Obwohl ein Hauptvertreter des traurigen Nichtinterventions- und Nationalitätenprincips, hatte er doch noch so vielen gesunden Sinn, daß er die Großmächte zu einem gemeinsamen Schritte veranlaßte. Fünf Mächte verpflichteten sich, ein Hilfscorps zur Herstellung der Ordnung nach Syrien zu senden. Frankreich selbst ausgenommen, hielten zwar die Mächte ihr Versprechen schlecht, doch gelang es, eine exemplarische Strafe der Uebelthäter durchzusetzen. 57 Muslims und 111 Polizeibeamte wurden damals hingerichtet. Was geschah aber nach den Greuelscenen in Armenien? Es dauerte

lange, bis die Mächte überhaupt sich zu einem energischen Proteste aufrafften, und da war es nicht etwa England, das die Armenier ermuthigt hatte, sondern Rußland, das ein wirksames Halt zurief. Schon am Libanon hatte England seine Hand im Spiel und so hatte es auch die Armenier immer mit der Aussicht auf Selbständigkeit getröstet, war also mitschuldig, wenn sie ins Unglück rannten, hat aber nachher keine Hand für sie gerührt. Vom Standpunkt der Türken, die man mit viel zu freundlichen Augen anzusehen bereit ist, läßt sich ja ihr Vorgehen gegen die Armenier erklären. Daß die Tage ihrer Herrschaft in Europa gezählt sind, wissen sie zu genau. Die Vormundschaft der Großmächte, unter denen die Regierung steht, rückt ihr Ende greifbar vor Augen. Um so zäher halten sie an Kleinasien fest und suchen mit Gewalt alles fernzuhalten oder zu beseitigen, was sich ihnen entgegenstellt. So stürzten sie sich auf die Armenier, ermuntert vom Sultan, und würden sich auch eines schönen Tages gegen die Griechen losstürzen, wenn diese nicht bessere Fürsprecher und Schutzpatrone besäßen.[1])

Etwas kräftiger regte sich das sittliche Empfinden bei dem unter keinen Umständen zu rechtfertigenden Unternehmen, die Buren niederzuzwingen, obwohl hier viel mehr Gründe für England sprachen. Denn englisches Regiment, englisches Wesen bedeutet doch trotz Allem, was sich dagegen sagen läßt, einen entschiedenen Fortschritt gegen die halbwilden Zustände der Buren, während in Armenien friedliche Ackerbauern von einem rohen Nomadenvolke mit wilder Grausamkeit hingeschlachtet wurden. Freilich boten die Großmächte mit ihrem stummen Zusehen während des Burenkrieges

---

1) Gelzer, Geistliches und Weltliches aus dem Orient, 244. Derselbe macht auch darauf aufmerksam; daß die Strafe wegen ihrer Frevel die Türken schon erreicht habe, indem sie mit dem Wegzuge der Armenier die kapitalkräftigsten Leute verloren und damit Geldmangel eintrat.

ein gar jämmerliches Schauspiel. Aber der Jammer dieses Schauspieles wurde noch überboten durch die Gesinnungslosigkeit Jener, die während des Krieges nicht genug über das perfide Albion zu schimpfen wußten, nach Beendigung des Krieges aber wieder um dessen Gunst buhlten.

Der Erfolg übt eine Zauberkraft aus und wirft die schönsten Vernunftgründe, die idealsten Erwägungen über den Haufen. In der Anbetung des Erfolges ist das sittliche Empfinden verzerrt worden. Man hat sich zu tief versündigt, ist zu sehr an den Machtdünkel gewöhnt; die Siege von 1866 und 1870 haben hier einen wahren Taumel hervorgebracht, worin alle festen Begriffe verschwimmen. Man bewundert die Kraft, mag ihre Richtung auch verkehrt, ja gänzlich zwecklos sein. Nicht die Richtung entscheidet, nicht innere Qualität, sondern die Spannung, die Masse, die Wucht der Bewegung. Ob Einer zerstört oder aufbaut, er ist der Achtung sicher, sofern er nur seine Aufgabe kräftig anfaßt und durchführt. Die blonden Bestien, die einst das römische Reich zerstörten, sind die neuen Ideale des Uebermenschenthums, während die Christen als Sklaven gebrandmarkt werden. Denn wir leben im Zeitalter Nietzsche's!

Grupp.

Nachtrag.

Unsere Ausführungen über das Naturrecht Heft 4, S. 258 erfuhren eine schriftliche Beanstandung, worin es etwa hieß, die teleologische Auffassung der Naturrechte führe zu Zweideutigkeiten; wenn sie zuträfe, dürfte man z. B. einen Menschen, der würdig communicirt hat und im Stande der Gnade sich befindet, tödten, da er sein Ziel erreicht hätte; ebenso ein eben getauftes Kind. Dagegen wisse Jedermann, was sein sei; schon das Kind unterscheide das Seinige genau, seinen Griffel, seine Bücher, von dem, was Andern gehört. Nun habe ich zugegeben, daß die Zweckbegrenzung des

Naturrechtes nicht über allen Zweifel erhebe, weil nicht sicher feststeht, was zum Zweck nothwendig sei; aber darüber dürfte doch kein Zweifel bestehen, daß der Lebenszweck nur erreicht werden könne auf dem naturgemäßen Wege, innerhalb der von Gott gewiesenen Lebensdauer. Wenn auch Einer im Stande der Gnade sich befindet, kann man doch nicht sagen, er habe nun seinen Lebenszweck erreicht, sein Recht auf Leben verloren. Mögen die Zweckbedingungen im Einzelnen unklar sein, so lassen sich doch feste Regeln aufstellen, was gegenüber verschiedenen Mißverständnissen nothwendig ist. Daß unsere kurzen Andeutungen Lücken lassen, mag gerne bekannt werden und wir möchten daher diejenigen, die sich ex professo damit befassen, darauf hinweisen. Auf der andern Seite sind allerdings die Unterschiede von Mein und Dein bis zu gewissen Grenzen klarer. Mein ist das, was ich an mir trage, mit mir führe, aber über alles, was darüber hinausgeht, besteht Unklarheit. So schon über das Haus, noch mehr über den Grund und Boden; selbstverständlich sind dabei Urzustände vorausgesetzt. Wenn der Vater über das Haus nicht verfügte und ich kein Erstgeborener oder gar eine Tochter bin — habe ich dann einen Anspruch? Vgl. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Alterthumskunde 171.

LXXVIII.

Ueber Reichthum und Handel im christlichen Alterthum.

Professor L. Brentano wählte zum Gegenstand seiner Rede beim Antritt des Rektorates an der Münchener Universität im Herbst 1901 „Ethik und Volkswirthschaft in der Geschichte". Dabei mußten unter diesem Gesichtspunkt auch die heilige Schrift und die Kirchenväter zur Sprache kommen, und in der mir vorliegenden Ausgabe der Rede (1901) sind ihnen dritthalb Seiten gewidmet. Es werden einige Aussprüche über Reichthum, Eigenthum und Handel angeführt und darunter als Hauptstelle über den Handel der in seiner Schroffheit in der gesammten altchristlichen Literatur einzig dastehende Satz: Nullus Christianus debet esse mercator, aut si voluerit esse, proiciatur de ecclesia Dei, als Wort des hl. Chrysostomus, während er in Wahrheit weder diesem noch überhaupt einem katholischen Autor angehört, sondern dem arianischen Verfasser des Opus imperfectum in Matthaeum, das freilich später unter dem Namen des Chrysostomus in Umlauf kam.

Wie Brentano in der Einleitung zu der Abhandlung: „Die volkswirthschaftlichen Lehren des christlichen Alterthums", die er in den Sitzungsberichten der philos.-philol.-historischen Klasse der k. b. Akademie der Wissenschaften 1902 S. 141 bis 193 veröffentlichte, mittheilt, stieß die Rede auf lebhaften Widerspruch. Es wurde bemerkt, sie biete ein „Zerrbild der katholischen Lehre", und alles, was über die Weltflüchtigkeit der Lehre des christlichen Alterthums, über die Lehre der

Väter vom Reichthum und Eigenthum gesagt worden, sei ebenso unhaltbar wie die Auffassung der kirchlichen Lehre vom Handel. Wer diese Kritik übte, erfahren wir nicht; es ist mir auch sonst nicht bekannt, und da hier darauf nichts ankommt, so ist es auch überflüssig, Nachforschungen darüber anzustellen. Die Vorwürfe aber bestimmten Brentano aufs neue mit der Frage sich zu befassen, und das Ergebniß seiner Studien liegt in jener Abhandlung vor. Er setzt sich darin wiederholt auseinander mit meinen Abhandlungen: „Clemens von Alexandrien über Familie und Eigenthum", und: „Handel und Gewerbe im christlichen Alterthum", die in der Theologischen Quartalschrift 1871 und 1876 erschienen und mit einigen Zusätzen in meine kirchengeschichtlichen Abhandlungen und Untersuchungen II (1899), 45—77 übergingen, und er bekämpft mich zum Theil in einer Weise daß sich die Vermuthung nahe legt, er habe mich im Verdacht, die erwähnte Kritik über seine Rede verfaßt zu haben. Man konnte darüber hinwegsehen, obwohl er mir eine Behauptung zuschreibt, die ich entfernt nicht vorgetragen habe. Da aber auch die einschlägige Stellung des christlichen Alterthums mehrfach unrichtig gewürdigt wird, so dürften einige Bemerkungen über die Arbeit angezeigt sein. Ich beschränke mich auf ein altes Wort über den Reichthum und auf die Beurtheilung des Handels in der vorkonstantinischen Zeit.

1. Brentano bemerkt in der Rede S. 5: Während neuere Nationalökonomen von dem Menschen ausgehen, als von einem Wesen, das von dem Streben nach Reichthum beherrscht ist, hatte der hl. Hieronymus geschrieben: Dives autem iniquus aut iniqui heres. Der Kirchenvater führt in der That diesen Satz und zwar beifällig an; aber er bringt ihn nicht als eigenes, sondern als fremdes und bereits vorgefundenes Gut, indem er Ep. 120 c. 1 schreibt: Omnes enim divitiae de iniquitate descendunt, et nisi alter perdiderit, alter non potest invenire. Unde et illa vulgata sententia mihi videtur esse verissima: Dives

aut[1]) iniquus aut iniqui heres. Es ist daher nicht erlaubt, das Wort einfach Hieronymus zuzuschreiben oder gar, wie Brentano in der Abhandlung S. 147 thut, als klassischen Ausspruch des Kirchenvaters zu verwerthen; und wenn es sich um „Ethik und Volkswirthschaft in der Geschichte" handelt, berechtigt dazu auch nicht der Umstand, daß Hieronymus das Wort sich aneignete. Es ist vor allem zu untersuchen, welchem Kreis das Wort ursprünglich angehört, hier insbesondere, ob es auf christlichem oder heidnischem Boden entstanden ist, und nach meinem Dafürhalten, wie auch nach dem Urtheil eines philologischen Collegen, dem ich den Fall vorlegte, kann es bei der Art der Einführung kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir es mit einem heidnischen Produkt zu thun haben. Demgemäß ist das Hauptzeugniß über den Reichthum, das Brentano von den Kirchenvätern anführt, nicht etwa diesen eigenthümlich oder specifisch christlich; es reicht in die heidnische Welt zurück, und als Ausdruck eines in dieser herrschenden Anschauung ist es schwerlich als Zeugniß für eine Auffassung zu verwenden, die erst durch das Christenthum in die Welt gekommen sein soll. Und die Sache wird auch in dem Fall nicht wesentlich anders, daß das Wort je von den Christen ausging, da es im heidnischen Alterthum derartige Parallelen hat, daß man unbedingt sagen darf, es sei auch dort vollständig zu Haus gewesen. Wie Erasmus in den Adagien (Frankfurt 1670 S. 214) zeigt, lief bei den Griechen nach Menander der Vers um: *Οὐδεὶς ἐπλούτησε ταχέως δίκαιος ὤν*, und Plato erwähnt geradezu beifällig ein Diktum, nach dem die Reichen nicht gut sind, indem er De legibus V, 12 (ed. Stallbaum X, II, 74) schreibt: *ὥστε ὁ λόγος ἡμῖν ὀρθός, ὡς οὐκ εἰσὶν οἱ παμπλούσιοι ἀγαθοί.* Und wenn man dies berücksichtigt, erscheinen die Erklärungen der alten Christen über den

---

1) Dies ist die richtige Lesart, nicht autem, wie die Ausgabe von Migne PL XXII, 984 hat.

Reichthum in einem anderen als in dem einseitigen Lichte, in dem sie bei Brentano stehen. Die erwähnten Worte mögen an Uebertreibung leiden, wie alle derartigen Aussprüche. Kein Unbefangener wird aber bestreiten, daß sie auch eine große Wahrheit enthalten, nicht bloß für das Alterthum, sondern auch selbst für die neuere Zeit.

2. Wir haben bereits gesehen, wie sich Brentano in dem Hauptzeugen für die Stellung des christlichen Alterthums zum Handel vergriff. Da er inzwischen auf das Versehen aufmerksam gemacht worden war, tröstet er sich in der neuen Abhandlung damit, daß er sich mit dem Irrthum in Gesellschaft aller mittelalterlichen Kirchenlehrer, vor allem des Thomas von Aquin befinde, und daß es für seine Betrachtung ganz gleichgiltig sei, ob die Stelle von Chrysostomus stamme, oder nicht; denn nicht dessen Lehre sei hier in Frage, sondern das Verhältniß des christlichen Alterthums zu den irdischen Gütern; diesem aber sei der angeführte Satz so sehr entsprechend, daß sich sein Inhalt bei nicht wenigen anderen Vätern finde und er eben deßhalb der Mittelpunkt aller Diskussionen der kirchlichen Schriftsteller des Mittelalters über den Handel geworden sei; auch wenn er den Satz als von einem anderen als Chrysostomus herrührend bezeichnet hätte, so hätte seine Erwähnung als des klassischen Ausdrucks der Anschauung, zu der alle folgenden Stellung nehmen, nicht unterbleiben können (S. 161 f.).

Aber so einfach ist die Sache noch lange nicht. Richtig ist wohl, daß er mit seinem Irrthum in der sehr ehrenwerthen Gesellschaft der mittelalterlichen Theologen sich befindet. Indessen leben wir jetzt nicht mehr im Mittelalter; das christliche Alterthum ist uns besser bekannt als jener Zeit, und wenn einer heutzutage über die Lehre der Kirchenväter schreibt und so wenig von den Kirchenvätern weiß, daß er, und zumal als Hauptzeugen, einen Mann zu ihnen rechnet, der gar nicht zu ihnen gehört und als Fremder schon seit Jahrhunderten erkannt ist, der setzt sich mit Grund

dem Verdacht aus, daß er auch zur Beurtheilung der Lehre der Väter schwerlich ganz befähigt ist. Der Fehler soll freilich aus anderen Gründen zu entschuldigen sein; der Inhalt des Satzes soll sich bei nicht wenigen anderen Vätern finden, und als locus classicus in der mittelalterlichen Theologie habe der Satz überhaupt nicht unerwähnt bleiben dürfen. Aber auch diese Rechtfertigung führt nicht zum Ziel. Die Scholastiker setzen sich allerdings mit [Pseudo-] Chrysostomus auseinander; sie verfahren aber auch ebenso mit anderen und entgegengesetzten Väterstellen, und wenn Brentano diese übergehen konnte, so durfte er sicher auch jenen auslassen. Thomas von Aquin, der Klassiker der Scholastik, bietet den Satz ferner nicht in der groben Originalfassung, in der wir ihn oben kennen gelernt, sondern in einer erheblichen Umbildung, indem er Summa theol. II, II qu. 77 (nicht 7) art. IV Chrysostomus sagen läßt: Quicunque rem comparat, ut integram et immutatam vendendo lucretur, ille est mercator, qui de templo Dei eicitur, so daß nicht einfach jeder, sondern nur der ungerechte Kaufmann mit den Händlern verglichen wird, die der Herr aus dem Tempel trieb; und ohne Zweifel verfahren die anderen Scholastiker in derselben Weise. Wenn der Satz also mit Bezug auf seine Verwendung in der späteren Zeit angeführt werden wollte, war er in der Umbildung zu erwähnen, in der er in die Discussion der kirchlichen Theologen eintrat. In der Originalfassung kommt er als Zeugniß weder für die Auffassung der Kirchenväter noch für die der späteren kirchlichen Theologen in Betracht und Brentano hätte besser gethan, seinen Fehler einzugestehen, als ihn mit Gründen zu vertheidigen, die bei näherer Prüfung als bloße Rechthaberei sich darstellen.

Und wie steht es mit dem anderen Punkt oder der Behauptung, daß der Inhalt des fraglichen Satzes sich bei nicht wenigen anderen Vätern finde? Die Antwort ergibt sich bereits aus der Bemerkung, mit der wir den Satz begleiteten, als er oben angeführt wurde, daß er in seiner

Schroffheit einzig in der gesammten altchristlichen Literatur dastehe. In der That hat sich kein einziger Kirchenvater so über den Handel und die Kaufleute ausgesprochen, wie der unbekannte Arianer. Brentano weiß auch zur Stütze seiner Behauptung nur Väter anzuführen, deren Anschauung bereits durch mich erörtert wurde, in erster Linie und hauptsächlich Tertullian, und er bringt diesen in einer Weise zur Sprache, die ebenso für seine Polemik wie für sein Urtheil über die Sache in hohem Grade bedeutsam ist.

Da Tertullian De idol. c. 11 auf die Frage: ob es für den Christen schicklich sei, Handel zu treiben, antwortet: „Wenn die Gewinnsucht ausscheidet, welche die Ursache des Erwerbes ist; hört aber die Ursache des Erwerbes auf, dann auch die Nothwendigkeit, Handel zu treiben", bemerkt er: trotz der Deutlichkeit dieser Stelle habe schon Thomassin in dem Traité du négoce et de l'usure 1677 den Beweis zu führen gesucht, daß Tertullian den Handel gar nicht verurtheilt habe, und Funk sei ihm darin gefolgt (S. 162). Ich untersuche jetzt nicht, ob und wie weit Thomassin zu einer solchen Auffassung Anlaß gab. Aber das ist zu bemerken, daß, wenn Thomassin je in solcher Weise urtheilte, ich ihm in keiner Weise folgte. Indem ich in den kirchengeschichtlichen Abhandlungen und Untersuchungen II, 65 jenen Satz Tertullians anführe, bemerke ich vielmehr ausdrücklich: „Der Handel würde hienach nur in der Habsucht seine Quelle haben, und dies Wort kennzeichnet den Apologeten von Carthago, der auch ein hartes Paradoxon nicht verschmäht, wenn es sich ihm gerade darbietet. Indessen wollte er mit ihm doch nicht vollen Ernst machen. Er mußte einräumen, daß es einen gerechten Grund zum Erwerb gebe und daß sich derselbe auch ohne Habsucht und Lüge denken lasse; er wies aber sofort auch auf einen Punkt hin, der die Erlaubtheit des Handels für den Christen in Frage stelle. Wenn die Kaufleute Gegenstände wie Weihrauch und dergleichen feil boten, deren sich die Heiden bei ihrem Culte

bedienten, so machten sie sich in seinen Augen des Götzendienstes schuldig, und dasselbe traf in annaloger Weise bei den Künstlern und Handwerkern zu", und indem ich dieses weiter ausführe, erkläre ich S. 66: „Der Apologet von Carthago war also nahe daran, dem Handel das Todesurtheil zu sprechen, indem er ihn meist mit Sünde befleckt sah". Und da schreibt man mir die Auffassung zu, Tertullian habe den Handel gar nicht verurtheilt. Was soll man zu einem solchen Verfahren sagen? Ich überlasse die Antwort dem Leser. Indessen kommt weniger darauf an, wie Brentano mich verstanden hat, als darauf, ob er Tertullian recht beurtheilt.

Aus dem Angeführten erhellt, wie Tertullian einräumt, daß es auch einen gerechten Grund zum Erwerb gebe, wie er aber den Handel gleichwohl insofern mißbilligt, als er möglicherweise mit dem Vertrieb von Waaren sich abgibt, die dem Götzendienst dienen. Folgt aber daraus eine unbedingte Verurtheilung des Handels oder des Handels selbst, wie Brentano sich ausdrückt (S. 163)? Kein Unbefangener wird den Schluß ziehen. Oder sind denn Handelsgeschäfte ohne Gegenstände für den Götzendienst undenkbar? Und wenn die Sache schon nach jener Stelle nicht zweifelhaft ist, so noch weniger, wenn man die Erklärung im Apologetikum Kap. 42 berücksichtigt, wo ganz allgemein gesagt wird, daß die Christen Ackerbau und Handel treiben. Tertullian spricht hier allerdings in apologetischem Interesse. Aber er konnte bona fide nur so sprechen, wenn er, wie man bisher allgemein angenommen hat, den Handel nicht unbedingt verurtheilte, und wir brauchen uns von dieser Auffassung nicht, wie Brentano meint (S. 163), durch den Umstand abhalten zu lassen, daß er in dem gleichen Satz auch von dem Kriegsdienst der Christen spricht. Diesen verurtheilt er allerdings in späteren Schriften. Es ist aber auch bekannt, daß er mit den Jahren immer rigoristischer wurde und später manches unzulässig fand, was ihm früher als erlaubt galt, und man

hat allen Grund zu der Annahme, daß er im Apologetikum über den Kriegsdienst noch milder urtheilte. Sollte er aber je in dieser Schrift schon strenger über den Soldatenstand gedacht haben, so braucht man sein strenges Urtheil doch keineswegs auf den Handel auszudehnen, und entscheidend dafür ist, daß er diesen nirgends unbedingt verwarf, wenn er ihm auch nicht günstig gesinnt ist. Im übrigen handelt es sich hier nicht bloß um meine und Thomassins Auffassung, wie man nach Brentano glauben könnte, sondern so viel ich sehe, urtheilen alle Historiker und Archäologen so. Man vergleiche nur A. Hauck, Tertullians Leben und Schriften 1877 S. 44; Ch. Guignebert, Tertullien 1901 p. 360. Brentano setzt sich daher zu der gesammten Wissenschaft in Gegensatz, und es wird so kaum zweifelhaft sein, auf welcher Seite das richtigere Urtheil ist, ob bei dem Münchener Nationalökonomen, der wahrscheinlich nicht eine einzige Schrift von Tertullian ganz gelesen, sondern nur von einigen Abschnitten Kenntnis genommen, oder bei den Gelehrten, die sämmtliche Schriften Tertullians einem eingehenden Studium unterzogen.

Aber ich soll nicht bloß Tertullian falsch ausgelegt, sondern auch die übrigen Zeugnisse aus dem zweiten und dritten Jahrhundert hinweg zu interpretiren gesucht haben (S. 164). Nachdem ich nämlich den Apologeten von Carthago in der angeführten Weise dargestellt, bemerke ich, daß sich ähnliche Aussprüche bei Irenäus und Laktanz finden, füge aber auch bei und erkläre, daß sie nach der Stellung, die sie einnehmen, von ihrer Schroffheit verlieren. Brentano bestreitet die Erklärung, ohne aber Gründe vorzubringen; er begnügt sich, eine Stelle aus Minucius Felix über Armuth und Reichthum (Octav. c. 36) und einen Ausspruch von Ambrosius über die Identität des Sittlichguten und Nützlichen (De offic. II, 6) anzuführen, indem er in ihnen die christliche Grundanschauung zu finden meint, zu der jene Aussprüche als die logischen Folgerungen sich darstellen. Ist das aber eine Lösung der Aufgabe? Es waren

Parallelen zu dem Verdikt des Pseudo-Chrysostomus über den Handel beizubringen, und wir werden mit Stellen abgefunden, aus denen sich wohl, wenn man will, alle möglichen Folgerungen ziehen lassen, in denen aber vom Handel gar nicht die Rede und denen auch nichts Sicheres über denselben zu entnehmen ist.

Wohl am erstaunlichsten aber sei es, hören wir weiter, wenn Funk, um zu zeigen, daß die Lehre des christlichen Alterthums nicht handelsfeindlich gewesen, schreibe: „Selbst Bischöfe gaben sich mit Handelsgeschäften ab", und dabei auf die Schrift des hl. Cyprian „Ueber die Gefallenen" verweise, und dann fortfahre: „und Kallistus, der nachmals den Stuhl Petri bestieg, betrieb als Sklave des Karpophorus ein Bankgeschäft" (S. 165 f.) Brentano erklärt sogar, es müsse um eine Behauptung schlecht stehen, für deren Richtigkeit man zu solcher Beweisführung greife (S. 171). Er mag so denken. Ich werde mich schwerlich in der Annahme täuschen, daß trotz seines Verdiktes und trotz seines langathmigen Gegenbeweises (S. 166—171) alle Unbefangenen mir beistimmen werden, ebenso wie ich, von ihm abgesehen, in dem Urtheil über Tertullian alle Gelehrten auf meiner Seite habe. Und daß meine Auffassung wirklich richtig ist, läßt sich in Kürze zeigen. Cyprian, um nur auf diesen einzugehen, spricht sich De Lapsis c. 6 allerdings tadelnd über die handeltreibenden Bischöfe aus. Aber jeder verständige Exegete sieht auch, daß sein Tadel, wie ich bemerkte (Abhandlungen II, 63), nicht dem Handel an sich gilt, sondern der Art und Weise, wie die kirchlichen Vorsteher sich ihm hingaben, indem sie den Dienst Gottes gleichsam verachtend und in den Dienst der Welt tretend, ihren Stuhl und ihre Gemeinde verließen und des Gewinnes wegen sogar auf die Märkte fremder Provinzen sich begaben. Und daß seine Worte so verstanden werden können und wirklich zu verstehen sind, zeigt die Synode von Elvira um 300, die in Kanon 18 (19) eine schlagende Parallele

zu ihnen bietet, indem sie verordnet: „Bischöfe, Presbyter und Diakonen sollen des Handels wegen nicht ihre Gemeinden (loci) verlassen und nicht in den Provinzen umherziehend gewinnreiche Märkte aufsuchen; sie mögen zur Erwerbung ihres Unterhaltes einen Sohn oder Freigelassenen oder Diener oder Freund oder irgend einen anderen schicken, und wenn sie Handel treiben wollen, dies innerhalb der Provinz thun". Daraus erhellt doch aufs klarste, daß die Geistlichen und selbst die Bischöfe, Handel treiben durften, wenn ihnen dabei mit Rücksicht auf ihr kirchliches Amt auch gewisse Schranken gesetzt waren, und wenn diese Anschauung eine Synode vertritt, deren sonstige Verordnungen nicht Laxismus, sondern eher Rigorismus verrathen, dann kann Cyprian und das christliche Alterthum überhaupt, näherhin die vorkonstantinische Zeit, um die es sich zunächst allein handelt, dem Handel doch unmöglich nur feindlich oder auch nur vorwiegend feindlich gegenübergestanden sein.

Brentano bringt nach der fraglichen Kritik und zum Beweis derselben allerdings sofort den Satz von Epiphanius Expos. fidei c. 23 bei: *Πραγματευτὰς οὐκ ἀποδέχεται, ἀλλὰ ὑποδεεστέρους πάντων ἡγεῖται* (S. 171). Aber er confundirt damit die Zeiten, und er mußte bei Würdigung der vorkonstantinischen Periode diesen Fehler um so mehr vermeiden, als er wenigstens selbst erklärt, daß in der nachkonstantinischen Zeit eine andere Anschauung um sich greife (S. 173). Und wenn man davon absieht, enthält dann jene Stelle eine unbedingte Verurtheilung des Handels? Und wenn es so wäre, würde der Ausspruch eines Epiphanius auch nur entfernt hinreichen, um das Urtheil einer Synode zu entkräften? Beweist denn eine synodale Verordnung, wie jener Kanon von Elvira, für die wirkliche Stellung der alten Christen zum Handel nicht mehr als ein Dutzend von Diatriben, wie wir sie von einem Tertullian haben? Kein Historiker oder Archäologe wird darüber im Zweifel sein, und ich hege das Vertrauen zu den Nationalökonomen, daß

LXXIX.

Die Kirche gegenüber dem Protestantismus in Deutschland.

III. (Schlußartikel.)

Im Königreich Sachsen sind 198,265 Katholiken unter 3'972,063 Protestanten zerstreut. Ihre Bedrückung ist sattsam bekannt. Im Reichstag hat sich, außer dem sächsischen Vertreter, kaum eine Stimme gefunden, um die Gesetze und deren Handhabung in Sachsen zu vertheidigen. Der Graf von Schönburg hat, durch viele Anstrengungen, es dahin gebracht, in seiner Schloßkirche zu Wechselburg katholischen Gottesdienst feiern zu dürfen. Aber auf Betreiben des zuständigen Predigers sorgen Gendarmen dafür, daß andere als zum Hausstand des Grafen gehörige Katholiken nicht an demselben theilnehmen können. Der Hausgeistliche hat sich vor dem Beginn des Gottesdienstes zu versichern, daß kein solcher gesetzwidriger Katholik sich in der Kirche befindet. In einer Stadt wurde auf Betreiben der protestantischen Kirchenbehörden den Katholiken verboten, dem zeitweilig für die katholischen Soldaten stattfindenden Gottesdienst beizuwohnen, die Uebelthäter auch aus der Kirche fortgeschafft. Die sächsische Regierung erklärte, die Verhältnisse der Katholiken seien wohlgeordnet, sie werde niemals in eine Aenderung der bestehenden Gesetze willigen. Der Landtag stimmte ihr jubelnd bei. Als der Toleranzantrag im Reichstag angenommen wurde, hatte sich das Landeskonsistorium beeilt, der Regierung zu bedeuten, an der „bewährten Ordnung", welche dem Lande den kirchlichen Frieden sichere, dürfe nicht gerüttelt werden. Die Verhältnisse sind so wohlgeordnet,

daß alle Katholiken den 27 Pfarreien (deren zwei in Dresden) zugetheilt sind, außerhalb der Pfarrkirchen kein Gottesdienst gehalten werden darf. Selbst in Orten, die über 500 Kath. zählen, ist nicht gestattet worden, katholischen Gottesdienst zu halten, Seelsorge einzurichten, die sich auch auf eine größere Zahl Katholiken der benachbarten Ortschaften erstrecken sollte. In Chemnitz, wo 15000 Katholiken sich unter 206,584 Einwohnern befinden, ist der Bau einer neuen Kirche dringend geboten. Aber derselbe darf nicht begonnen werden, bis die von der Regierung geprüfte und festgestellte Bausumme auf Heller und Pfennig nachgewiesen werden kann. Aehnlich steht es überall. Auf dem Katholikentag in Mannheim erzählte der Kaplan Rudolf (Dresden), in Plauen, wo einige Tausend Katholiken (meist Bayern und Oesterreicher) sich unter 73,908 Einwohnern befinden, habe der Geistliche fast nichts zu thun, als Austritte aus der Kirche zu bescheinigen, deren in einem Jahr wohl 500 vorgekommen!

Es fehlt nicht blos an Kirchen, sondern ebensosehr auch an Priestern. Eine Anstalt zur Ausbildung von Priestern besteht nicht im Land, wo es kaum eine höhere katholische Schule gibt. Katholische Priester werden in Sachsen nur zugelassen, wenn sie sich über Herkunft, Bildung Lebensgang ausweisen, besonders aber betheuern, daß sie nicht Jesuiten, nicht von Jesuiten unterrichtet worden sind. Sie müssen sich in Sachsen naturalisiren lassen, die Befolgung aller Gesetze geloben, welche die Kirche betreffen. Auf Uebertretungen stehen Strafen, selbst Landesverweisung. Der apostolische Vikar, welcher die beiden Sprengel Bautzen [Lausitz] und Dresden verwaltet, hat daher seine liebe Noth, Priester für dieselben zu finden. Einige Jünglinge entschließen sich immerhin zum Priesterstande, müssen jedoch, unter solchen Umständen, fast ihre gesammte Bildung im Ausland erhalten. Es sei hier, zum Vergleich, daran erinnert, daß in Wien eine protestantische Fakultät gegründet wurde, als sich in

Wien und ganz Deutsch-Oesterreich kaum erst 150,000 Prot. fanden. Die sächsischen Prediger, welche die „Los von Rom“ Hetze in Oesterreich betreiben, werden ohne weiteres zugelassen, naturalisirt!

Nur in der Lausitz, in und um Bautzen, haben sich Katholiken aus vorlutherischer Zeit erhalten. Dieselben bilden sieben Pfarreien mit 15—16000 Seelen, bei denen sich die wendische Sprache (wie auch bei den Protestanten) erhalten hat. Heute gibt es indessen nur noch Wenige, die nicht auch deutsch verstehen Dort befinden sich auch zwei alte Cisterzienserinen-Klöster, Marienstern und Marienthal. Die reichen Güter beider Klöster werden ausdrücklich von protestantischen Beamten verwaltet, die natürlich reiche Gehalte beziehen und die Klöster scharf überwachen. In Bautzen ist der Chor des Domes den Katholiken (3000) gerettet worden. Aber die Domgüter stehen unter protestantischer Verwaltung. Der apostolische Vikar erhält, als Propst des Domkapitels, nur einen sehr geringen Antheil, ebenso die anderen Geistlichen. Der apostolische Vikar muß abwechselnd in Bautzen und Dresden wohnen. Der größte Theil der Einkünfte des Dom- und des Klostergutes wird zu protestantischen Zwecken verwendet, während die Katholiken für ihre Kirchen und Schulen das Erforderliche aufbringen müssen. Es wird von ihnen eine besondere Kirchensteuer zu diesem Zweck erhoben, welche, obwohl nicht hoch, auch dazu beitragen mag, daß Katholiken aus der Kirche treten. Gegen die Katholiken bethätigen die Sachsen keineswegs ihre sonst gerühmte Gutmüthigkeit. Sie betrachten sich, fast noch mehr als der jetzt zu Preußen gehörende Theil (mit Wittenberg) des Königreichs, als die besonderen Erben und Jünger Luthers, Vertreter seiner Neulehre. Sachsen ist nach allen statistischen Ausweisen (auch den Feststellungen des Professors von Oettingen) dasjenige Land Europas, welches von jeher die höchste Selbstmord-Ziffer aufweist. In den andern Ländern stuft sich das Verhältniß je nach ihrer räumlichen

Entfernung von Sachsen ab. In den katholischen Ländern ist das Verhältniß überall günstiger. — —

Die Ursachen, warum die Protestanten sich im vorigen Jahrhundert stärker gemehrt haben als die Katholiken, liegen auf der Hand: Die letzten katholischen Staaten wurden zerstört, ihre Länder protestantischen Fürsten gegeben. Diese hatten nichts eiligeres zu thun, als diese Gebiete dicht mit protestantischen Beamten zu besetzen, das Kirchengut wegzunehmen und es vorwiegend zum Vortheil der Protestanten zu verwenden. Diese erhielten die Güter um ein Geringes, wurden als Pächter, Verwalter, Nutznießer eingesetzt, wenn sie der Staat für sich behielt. Und so ist es geblieben, die Nachkommen dieser Beamten u. s. w. haben mit deren Erbschaft gewuchert. Sie bildeten, inmitten katholischer Gegenden, protestantische Gemeinden, für deren Kirchen und Schulen gut gesorgt wurde auf Kosten des Staates, wenn nicht geradezu der Katholiken, deshalb ging nichtleicht ein Protestant verloren. In Preußen befahl Friedrich II. bei der Erwerbung Schlesiens, Katholiken keine Stellen über 300 Thaler zu geben. Bekanntlich wurden in Schlesien die Kirchengüter von ihm weggenommen, der Rest noch 1806. Die in katholischen Gegenden eingepflanzten protestantischen Beamten förderten nach Kräften die Ansiedelung protestantischer Geschäftsleute und Hausbesitzer.

So geht es weiter bis heute: die Protestanten erfreuen sich durchwegs größerer Förderung seitens der Regierungen, auch außerhalb Preußens, nehmen also stärker zu. Die Beamtenschaft vermag alles, denn wir leben im Beamtenstaat. In Deutschland sind die Beamten, auch die niederen, viel besser besoldet als in den meisten anderen Ländern, z. B. in Frankreich. Vor 1866 gab es unter 100 höheren Beamten und Offizieren in Preußen kaum 2—3 Katholiken. Heute mögen es einige mehr sein, aber keinenfalls 10 auf 100. Nach dem Verhältniß der Bevölkerung müßten es etwa 35 sein, in ganz Deutschland 36 auf

Hundert Wir zählen 36,000 Offiziere in Deutschland, dazu noch fast ebensoviel außer Dienst oder auf Ruhesold, das Beamtenheer ist noch viel größer.

Es ist ziffermäßig nachgewiesen, daß die Katholiken viel weniger zahlreich die höheren Schulen besuchen, als die Protestanten. Nun eignet sich aber Niemand eine stets kostspielige höhere Bildung an, wenn dies ihm nicht zu seinem Fortkommen verhilft. Es studiren weniger Katholiken, weil sie weniger Aussicht haben, im Heer, in Staats- und Gemeindedienst angestellt zu werden. Als Rheinland und Westfalen zu Preußen kamen, waren sie mit höheren Schulen besser versehen als das übrige Preußen Da die Katholiken aber fast gänzlich von der militärischen wie von der Beamtenlaufbahn ausgeschlossen wurden, minderte sich die Zahl der studirenden Katholiken sehr bedeutend, die der Protestanten mehrte sich. Studirten doch alle Söhne der eingepflanzten protestantischen Beamten und Offiziere. Den Katholiken wurden selbst die freien Berufe, Anwaltschaft, Medizin, Bauwesen u. s. w. durch Ernennung und Anstellung von Protestanten verkümmert. Viele Katholiken ließen auch ihre Söhne nicht studiren, weil sie den geistlichen Beruf im Auge hatten, der sich in protestantischen Anstalten nur ausnahmsweise herausbildet. Protestantische Anstalten ersetzten manchmal die katholischen, wurden neugegründet, während die katholischen höheren Schulen keine Mehrung erfuhren.

Seit 1815 wurden die katholischen Universitäten den Protestanten so weit geöffnet, daß heutzutage die Katholiken schwer einen Platz darin finden. Die protestantischen Hochschulen aber ließen kaum einige Katholiken zu, einige schließen dieselben bis auf den heutigen Tag aus. So ist es gekommen, daß heute katholische Professoren von Hochschulen abgewiesen werden, die ursprünglich stiftungsgemäß katholisch sind. Von 2200 Professoren sind jetzt etwa 200 katholisch. Bei den 2000 Professoren der gewerblichen Hochschulen und verschiedenen Fachanstalten ist das Verhältniß kaum besser.

Die Gymnasien und andere höheren Schulen zählen mindestens 30,000 Lehrer, unter denen, statt einem guten Drittel, kaum ein Sechstel katholisch sein dürfte. Die Söhne dieser Lehrer, wie diejenigen der Hochlehrer bilden aber wiederum einen Antheil der studirenden Jugend.

Die Protestanten höhnen die Katholiken ob ihrer Rückständigkeit, werfen ihnen mindere Befähigung vor, bezichtigen die Kirche der Feindschaft gegen die Wissenschaft. Sie thäten besser, an die eigene Brust zu schlagen. Sind es nicht protestantische Regierungen, welche die Schulen in der Hand haben, die Lehrer-, Beamten- und Offizierstellen vergeben, über die öffentlichen Arbeiten und Lieferungen, überhaupt über alle Vortheile entscheiden, welche den Bürgern werden können? Ueberall, wo die Bevölkerung oder ein Theil derselben geistig und wirthschaftlich vorankommt, schreibt sich die Regierung das Verdienst zu. Ganz mit Recht, denn ohne Duldung, Mitwirken, Fürsorge der Regierung kommt bei unseren Verhältnissen selten jemand empor. Bleiben die Katholiken hinter dem Durchschnitt zurück, so ist es unzweifelhaft deshalb, weil ihnen nicht die gleiche Fürsorge zutheil wird, wie den andern. Handel und Gewerbe, sie hängen auch mehr oder weniger von den Regierern, Beamten ab.

Die Protestanten wachen eifrig über das Schulmonopol, welches durchwegs zu ihrem Vortheil gehandhabt wird. Welchen Sturm riefen sie, die Berliner Hochlehrer an der Spitze, nicht im ganzen Land hervor, als das Zedlitz'sche Schulgesetz blos die Errichtung freier oder privater Volksschulen ermöglichen sollte? Sie sahen schon freie Jesuiten-Hochschulen an der Bildfläche. Wie der Professorenring Katholiken von den Lehrstühlen ausschließt, haben mehrere Beispiele der jüngsten Zeit gezeigt. Gegen die Ausweisung der Jesuiten erhob sich keiner der Professoren, welche immer furchtbaren Lärm schlagen, wenn einem protestantischen Gelehrten ein Haar gekrümmt zu werden droht. Auf das unverbürgte Gerücht, die Regierung wolle einige katholische

Ordensmänner zulassen, legten die (meisten) Professoren der drei Hochschulen Badens öffentlich Verwahrung ein, wandten sich an die Regierung, um dieselben abzuwehren. Freilich trotzdem sie keinerlei Förderung sondern nur Verfolgung erfahren, seit dreißig Jahren aus Deutschland verbannt sind, haben es die deutschen Jesuiten dahin gebracht, daß sie im Stande wären, eine vollständige Universität (etwa Heilkunde ausgenommen) glänzender zu besetzen, als dies bei manchen deutschen Hochschulen der Fall ist. Man pocht in Deutschland immer auf die Freiheit der Wissenschaft, schiebt dieselbe vor, um den Katholiken die wissenschaftliche Befähigung abzusprechen. Aber Unterrichtsfreiheit, Gestattung freier Lehranstalten, Hochschulen — ja Bauer, das ist was Anderes! Ja, auch Heuchelei!

Man vertreibt die Jesuiten, deren 400 (davon 125 in Brasilien) in Amerika das Deutschthum durch Kirche und Schule pflegen. Auf dem diesjährigen Colonialkongreß in Berlin wurde dies und zugleich auch bestätigt, daß die katholischen Pfarrer und Lehrer in den Vereinigten Staaten am meisten für die Erhaltung der deutschen Sprache leisten. Derselbe Congreß mahnte dringend, den wirthschaftlichen Verkehr, Waarenaustausch mit Südamerika sich besonders angelegen sein zu lassen. In Südamerika aber wirken außer den Jesuiten auch noch einige Hundert deutsche Franziskaner, Kapuziner, Steyler Missionäre. Letztere bauen jetzt eine große Kirche in Buenos Ayres. All diese katholischen Priester können den Einheimischen doch nur eine gute Meinung von Deutschland einflößen, was diesen gewiß nicht zum Schaden gereicht. Es ist überhaupt eines großen Reiches unwürdig, der Weltstellung Deutschlands schädlich, daß bei uns die Kirche nicht volle Freiheit genießt — wie bei unsern Nebenbuhlern England und Nordamerika. Spanien, Frankreich und Portugal haben ihre großen Siedelreiche hauptsächlich durch die Vertreibung der Jesuiten und Ordensleute, Verfolgung der Kirche verloren.

Herr Erzberger weist quellenmäßig nach, daß durch die Säkularisation den Katholiken, allein in Württemberg, 55 Millionen weggenommen wurden, heute wären es 300 Mill. Mark. In ganz Deutschland hienach wohl 4 Milliarden, deren Besitz und Ertrag den Katholiken nun seit einem Jahrhundert fast ganz entgangen, den Protestanten aber zugewandt wurden. Heutzutage geht, nach in Frankreich wie in Deutschland angestellten Ausrechnungen, ein Fünftel bis ein Viertel des Volkseinkommens in Steuern und Abgaben auf. Die Ausgaben und Einnahmen des Reiches und der Einzelstaaten sind für 1903 auf 6786 Millionen angeschlagen, wovon auf Eisenbahnen, Domänen, Bergwerke u. s. w. 2582 Mill. kommen. Wie nun, wenn solche Summen vorwiegend zu Gunsten der Protestanten ausgegeben werden? (Seit 1815 ist es so gewesen, nur daß die Staatsausgaben viel niedriger waren.)

In Preußen müssen 125,000 katholische Kinder protestantische Schulen besuchen, 15—20 000 erhalten keinen katholischen Religionsunterricht. Wie viele mögen es in Sachsen und den anderen protestantischen Staaten sein? Dies hilft auch erklären, daß, nach dem Reichsanzeiger, von 1890 bis 1899 40 457 Katholiken protestantisch, aber nur 6119 Protestanten katholisch geworden, der Protestantismus also 34 338 Seelen in Deutschland gewonnen hat. In protestantischen Gegenden werden gewöhnlich alle Kinder, ohne nach ihrem Bekenntniß zu fragen, in protestantische Schulen „eingetheilt“, zum protestantischen Religionsunterricht angehalten. Oft sind diese Kinder halb oder ganz verwaist, oder es ist sonst niemand da, um Einspruch zu erheben. ihr Recht zu wahren. Vielfach sind die Katholiken so eingeschüchtert, daß sie solches kaum wagen. Die Mischehen schlagen ohnedies, wegen der politischen Uebermacht des Protestantismus und des ihnen meist zustehenden Beamtenthums, zum Nachtheil der katholischen Kirche aus. Von den 591,921 Kindern der (1895) in Preußen bestehenden 278,434

Mischehen wurden 336,947 protestantisch, 264,648 katholisch erzogen. Also 68 000 Verlust für die Kirche. Wie nun erst in Sachsen, Mecklenburg und den anderen protestantischen Staaten? Die Gesetze über die Erziehung der Kinder aus Mischehen wurden hauptsächlich zum Vortheil des Protestantismus erlassen, werden meist durch protestantische Beamte gehandhabt, oft nicht zum Vortheil der Katholiken gedeutet. Diese Gesetze sind vielfach ein Eingriff in die Rechte der Eltern. Daß protestantische Offiziere und Beamte Benachtheiligung erfahren, wenn sie ihre Kinder katholisch erziehen, ist bekannt.

Bei seiner fünfzigjährigen Jubelfeier, 1899, bestätigte der St. Bonifatiusverein,[1] daß er an 700 Stationen Seelsorge eingerichtet, und bezeichnete die Gründung weiterer 140 Stationen als dringendstes Bedürfniß. Auf dem Katholikentag zu Mannheim wurde berichtet, erst 48 derselben seien errichtet. Die Lasten des Vereins, der es mühsam auf 2 600,000 Mk. Einnahmen im letzten Jahre gebracht, werden immer größer, da Mehrung und Verschiebung der Bevölkerung stets neue Bedürfnisse hervorrufen. Die Regierungen verweigern den Stationen jeglichen Zuschuß. Der preußische Cultusminister hält sich stets an den unzutreffenden Namen „Missionspfarreien“, um zu behaupten, dieselben seien nur behufs Propaganda, Bekehrung der Protestanten, gegründet, könnten deshalb keinen Anspruch auf Unterstützung, Uebernahme durch den Staat, erheben. Dagegen werden überall in Deutschland die vom Gustav-Adolf-Verein gegründeten, oft noch so kleinen Stationen sofort mit allen Pfarr-Rechten, sehr bald auch vom Staat mit Pfarrgehalt u. s. w. ausgestattet. In katholischen Ge-

---

1) S. die Festschrift: Der Bonifatius-Verein. Seine Geschichte, seine Arbeit und sein Arbeitsfeld 1849—1899. Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Vereins von Dr. theol. A. J. Kleffner und Dr. theol. F. W. Woker Paderborn 1899. 334 S. gr. 4°.

genden und Städten wären ohnedies noch 1000–1200 neue Pfarreien erforderlich

Während wir uns, schon aus Mangel an Mitteln, ganz auf die Erhaltung unseres Besitzstandes beschränken, ist der Protestantismus stets angreifend vorgegangen. Seit er im Culturkampf nicht durchdringen konnte, sind nun die Regierungen — Sachsen u. s. w. natürlich ausgenommen — etwas vorsichtiger geworden, soweit sie mit dem Centrum zählen müssen. Aber gleich nach Einstellung des Culturkampfes wurde der „Evangelische Bund", ausdrücklich zur Bekämpfung der Kirche, gegründet; bald darauf folgte der „Evangelisations-Verein", um „den Katholiken das Evangelium zu bringen" — wer lacht nicht da? — vom Gustav-Adolf-Verein, allerlei Kirchenversammlungen und -Conferenzen gar nicht zu reden. In allen Versammlungen dieser Vereine sprachen die Redner immer nur über oder vielmehr gegen die Kirche, und zwar in den heftigsten Ausdrücken. Es wird stets zu deren Vernichtung geblasen, ihr alle Schändlichkeiten vorgeworfen, die alten, tausendmal widerlegten Anklagen und Verleumdungen stets wiederholt. Ein Beweis, daß die Protestanten seit Jahrhunderten auf demselben Flecke stehen geblieben, sich gegen jeden Lichtstrahl luftdicht abgeschlossen haben.

Bei der Jahrhundertfeier eines Obersten Gustav Adolfs von Schweden, des Herzogs Ernst des Frommen, äußerte der Kaiser zu Gotha den Wunsch eines „engeren Zusammenschlusses der evangelischen Landeskirchen" unter Wahrung ihrer Selbständigkeit und ohne ihr Bekenntniß zu berühren. Alle genannten Vereine sagten sofort ihre Mitwirkung zu. Die Eisenacher Conferenz deutscher Kirchenregierungen setzte einen eigenen Ausschuß ein, der am 10. Oktober in Wittenberg zusammentrat. In den im Lutherhause stattgehabten Sitzungen ist eine Verständigung über die grundlegenden Bestimmungen erzielt worden.

Wilhelm II. ist, obwohl eifriger Protestant, den Katho-

liken gewogen, auch bestrebt, denselben gerecht zu werden, hat oft trotz seiner Minister mehrere Katholiken zu höheren Staatsstellen berufen. Er hat gewiß nicht im Sinn, solchen Zusammenschluß gegen die Katholiken richten zu lassen. Wie aber die Dinge nun einmal liegen, wird es jedoch kaum anders möglich sein. Alle Vereine, Gesellschaften und Gewalten, die an dem Zusammenschluß mitthaten, sind Kampfanstalten gegen die Kirche oder bethätigen doch ihre Gegnerschaft, wo sie nur können. Einig sind sie nur im Haß und Bekämpfung der Kirche.

Der Selbsterhaltung willen müssen wir in Deutschland fortwährend auf der Schanze stehen, zur Abwehr auch manchmal Ausfälle machen. Wir müssen fest zusammenhalten, in allen Land- und Reichstagen, Gemeinderäthen u. s. w. unser Gewicht in die Wagschale legen, unaufhörlich unsere Rechte fordern, volle Freiheit für die Kirche, ihre Ordnungen und Einrichtungen erkämpfen. Dabei auch Opfer bringen, namentlich für den St. Bonifatiusverein, möglichst alle aneifern, für denselben beizusteuern, seien es auch nur kleine Gaben.

Wir müssen unser Vereinsleben, unsere Werkthätigkeit noch mehr fördern und pflegen, besonders auch unsere Presse. Es ist traurig zu sehen, daß noch immer in so vielen bedeutenden Städten und Landstrichen der feindlichen Presse kein genügendes Gegengewicht geboten ist. Presse und Vereinsleben sind erste Werkzeuge der Einigkeit, welche stark macht. Durch Einigkeit werden wir, trotzdem uns durch die Ereignisse des vorigen Jahrhunderts so viele wirthschaftliche, politische, geistige (Schulen-) Verluste zugefügt wurden, dennoch vieles vermögen. Angesichts der 32 Landeskirchen, die nur in der Befeindung der Kirche einig sind, bilden wir die zahlreichste religiöse Gemeinschaft im neuen Reich. Sorgen wir dafür, daß unser Gewicht nie in der Wagschale fehlt.

LXXX.

Die christlichen Missionen und die Zunahme der Christen.

Der protestantische Missionar William Carey in seinem berühmten Enquiry 1792 schätzte die Bevölkerung unserer Erde auf 731 Millionen Seelen, von diesen waren 171 Mill. Christen, die Zahl der Heiden belief sich auf 420 Mill., der Mohammedaner auf 130, der Juden auf 7 Mill. Seitdem hat sich die Bevölkerung mehr als verdoppelt und beläuft sich nach Ravenstein auf 1550 Mill., darunter 510 Mill. Christen, 200 Mill. Katholiken, 200 Mill. Reformirte (Protestanten), 110 Mill. gehören der griechischen und den orientalischen Kirchen an. Von den 1040 Mill. Nichtchristen zählen die Juden 9 Mill., die Mohammedaner 200, die Heiden 831 Mill. Die Christen haben demnach in 110 Jahren um 336 Mill. zugenommen; während früher auf je 557 Menschen 174 Christen kamen, hat sich das Verhältniß zu ihren Gunsten verändert, so daß ungefähr jeder dritte Mensch Christ ist, aus 1550 sind 510 Christen Der Fortschritt des Christenthums hat seinen Grund in der größeren Energie der christlichen Völker, der höheren Civilisation, endlich in dem direkten Einfluß der katholischen, protestantischen und russischen Missionäre. Letztere beschränken ihre Wirksamkeit hauptsächlich auf die von Rußland unterworfenen Rassen. Auch die Anglikaner kamen erst nach den englischen Kaufleuten und Soldaten und standen an Energie und Rührigkeit den Nonconformisten, die aus England und den Vereinigten Staaten kamen, weit nach. Seither ist vieles besser geworden. In den Berichten der Missionäre der ver-

schiedenen Confessionen hört man beständige Klagen über die Rivalen, die, statt das ihnen anvertraute Feld anzubauen, das Gesetz der christlichen Liebe und Geduld praktisch zu predigen, die gemeinsamen christlichen Lehren ihren Convertiten einzuprägen, sie mit den Streitigkeiten der vergangenen Jahrhunderte bekannt machen und statt sanfte, langmüthige, liebevolle Jünger Christi heranzuziehen, die bekehrten Heiden zum Fanatismus und Engherzigkeit anleiten. Ueberzeugungstreue, Seeleneifer sind mit einer gewissen Engherzigkeit und Leidenschaftlichkeit ja wohl oft verbunden, die von den Weltleuten gepredigte Toleranz trägt den Charakter der Gleichgiltigkeit an sich, das sehr häufig zur Lauheit führt. Mit Rücksicht hierauf mag es für die einzelnen Confessionen unter Umständen vielleicht eher ein Vortheil als ein Nachtheil sein, wenn sie neben einander bestehen, wenn sie mit dem Rivalen in einen Wettbewerb eintreten müssen.

Die Verluste der Katholiken in den auswärtigen Missionen, ja selbst in Ländern, wo der Katholicismus Staatsreligion war, sind ausgeglichen durch die Wiedererneuerung des ursprünglichen Eifers, durch die Uebung echter christlicher Tugenden. Orkane und Stürme reinigen die Atmosphäre, sind die Vorboten des befruchtenden Regens. So sehr man auch die Handlungsweise mancher Missionäre verurtheilen muß, die von der Leidenschaft verblendet, den Geisteskampf mit unehrlichen Waffen führen, so läßt sich doch der Vortheil, den das Missionswesen gezogen hat, nicht verkennen. Der Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum ist von allen Seiten entbrannt, die Folgen lassen sich noch nicht überschauen, aber es steht fest, daß das Ansehen des Heidenthums mehr und mehr erschüttert wird. Man hat die Einführung europäischer Lebensweise, Trachten 2c. unter den Eingeborenen beklagt und doch hat gerade sie manche der Schranken niedergeworfen, welche Heiden und Christen trennte, man hat das indische Kastensystem vertheidigt und in demselben einen Schutz gegen die alles zerreibende und auflösende moderne Civilisation gesehen. Nach unserem Urtheil ist das Kastensystem das größte Bollwerk des Brahmanismus, das größte Hinderniß für Verbreitung der christlichen Lehre. Dasselbe gilt mehr oder minder für alle heidnischen Bräuche.

Es ist bekannt, wie langsam der Missionseifer sich beim englischen Volke, den Anglikanern sowohl als beim Dissens, entwickelte, wie geringe Fortschritte ihre Missionäre machten. G. Smith (The British Empire Series V London 1902 p. 546) berichtet uns: „Carey hatte 1799, nach 7 Jahren angestrengter Thätigkeit auch nicht einen Bekehrten, die Schottische und die Londoner Gesellschaften waren nicht erfolgreicher. Die Lutheraner in Südindien konnten einige Convertiten aufweisen, Kiernander in Calcutta hatte einige Hunderte, die Wesleyaner aber einige Neger fürs Christenthum gewonnen, die mährischen Brüder einige Mitglieder niederer Kasten". Während der ersten Periode — der Periode der Aussaat 1799–1859 — standen die Erfolge in gar keinem Verhältniß zu den von den Missionsgesellschaften gemachten Anstrengungen. Man zählte nur 227,000 Communikanten, 252,000 Schüler und Katechumenen. Seit den letzten 40 Jahren haben sich das Einkommen und die Zahl der Missionäre mehr als verdreifacht, die Zahl der Christen und Katechumenen mehr als vervierfacht. Die von Smith p. 546—47 gegebenen statistischen Tabellen sind leider unvollständig, wir geben deshalb die Angaben von Dr. Dennis, Christian Missions and Social Progress wieder: Nach ihm beläuft sich das Einkommen der protestantischen Missionen im Jahre 1898 auf Pfd. 3'248,874, die Zahl der Missionäre auf 12,000, darunter 5500 Frauen. In der dem Congreß von New York 1900 vorgelegten Tabelle befinden sich in heidnischen Ländern 15,400 Missionäre, 1'317,684 eingeborene Communikanten, 20,375 Missionsschulen, 1'046'168 Schüler, 537 Missionsgesellschaften mit einem Einkommen von Pfd. 4'231,000. Jährlich werden 2'000'000 Bibeln in Umlauf gebracht. Der Contrast zwischen dem Anfang und dem Ende des 19. Jahrhunderts ist augenfällig. Die Ausgaben sind von Pfd. 10,000 auf 4 Mill., die Missionäre von 50 auf 7000 Männer und 4000 unverheiratete Frauen gestiegen. Ungefähr die Hälfte der Einnahmen kommt aus dem Britischen Reiche, ein Drittel aus den Vereinigten Staaten, der Rest aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Skandinavien.

Gegen diese reichen Hilfsmittel verschwinden bekanntlich die der katholischen Kirche, die jedoch in dem Opfergeist der

religiösen männlichen und weiblichen Orden und der Uneigennützigkeit und Enthaltsamkeit der Missionspriester eine Entschädigung findet. Dagegen kommt das griechische Missionswerk kaum in Betracht. Bei Smith p. 553 finden sich folgende Angaben.

Die Missionsgesellschaft steht unter dem Schutz der Kaiserin, Präsident ist der Metropolit von Moskau Ivannicki, 41 Bischöfe sind beigetreten, regelmäßige Subskriptionen zahlen 9623 Mitglieder. Die Sammlungen in Kirchen, die Opferstöcke und Schenkungen bringen jählich 286,826 Rubel ein. Die Wirksamkeit der Missionäre erstreckt sich auf Buriat, Tungus, Jakutzk in Sibirien. Man sucht vor allem Schulen zu gründen, die jedoch vielfach recht primitiv sind. In der Altai-Mission sind 15,000 getauft worden, anderswo, besonders unter den Mohammedanern stößt man auf große Schwierigkeiten. Auch die Buddhisten und Schamanen geben sich alle Mühe, die Neubekehrten wieder zum Abfall zu bewegen. Gleichwohl sind die Fortschritte in Jakutzk, am Baikalsee bedeutend. Weitentfernt, die Leistungen der russischen Missionäre herabzusetzen, die wie alle Anfänger ihr Lehrgeld zahlen müssen, kann man sich nur freuen, daß sich auch hier neues Leben offenbart.

Man spricht viel von der Propaganda der Mohammedaner, welche namentlich in Afrika unter den Wilden viele Anhänger gewinnen, man beklagt die Verkehrtheit von gebildeten Europäern, welche den Buddhismus, Brahmanismus, Mohammedanismus als Musterreligion empfehlen; aber alle diese Bemühungen können den Niedergang der heidnischen Religionen nicht aufhalten, die tiefen Schäden derselben nicht verdecken. Gegen den Ausgang des 18. Jahrhunderts gelang es einem Voltaire und anderen Feinden der Kirche, das Heidenthum zu idealisiren, weil der Bekehrungseifer unter den meisten europäischen Nationen nachgelassen hatte oder ganz erloschen war; heutzutage verlacht man die Leute als Sonderlinge, welche das Heidenthum dem Christenthum vorziehen.

Das 19. Jahrhundert hat sich in protestantischen und katholischen Ländern weit über das vorhergehende erhoben, vor allem durch die praktische Bethätigung der Nächstenliebe, dann durch das Bedürfniß nach tieferer Erkenntniß Gottes,

die in den großen geistigen Bewegungen in Frankreich und Deutschland Ausdruck fand (Romantik, dann durch das Aufblühen von religiöser Kunst und Wissenschaft), endlich durch einen wunderbaren Seeleneifer, der auch Anderen die Segnungen der Religion zu vermitteln suchte. In noch höherem Grade offenbart sich seine Ueberlegenheit dem Heidenthum gegenüber, weil es nicht blos mit der Fackel der Wahrheit erscheint, um das Dunkel zu erleuchten, sondern ausgerüstet mit allen Werkzeugen der modernen Cultur, und hierdurch den Wilden oder Halbbarbaren auf eine höhere Stufe hebt und dieselben nicht wie früher im Gegensatz gegen die Cultur der Europäer, sondern durch deren Cultur zu veredeln und zu vergeistigen sucht. Der Plan früherer Missionäre, ihre Bekehrten zu isoliren, von dem Verkehr mit Europäern auszuschließen, war infolge der Laster der Letzteren gewissermaßen berechtigt, aber ein Traum, der sich nicht verwirklichen ließ, den Missionaren aber den Haß der Weißen zuzog. Die Nachfolger haben die Klippe vermieden, an der ihre Vorgänger scheiterten, und im Großen und Ganzen gut daran gethan, von ihren Bekehrten die Annahme christlicher Tracht, christlicher Sitten und Gewohnheiten zu fördern, weil sie dieselben dadurch schon äußerlich von ihrem früheren Leben trennten. Nur bei Culturvölkern wie den Chinesen, Japanern, Hindus haben sie zum Theil Zugeständnisse gemacht. Durch die Verwendung der Frauen ist bekanntlich das Missionswerk gefördert, sind Kinder und Frauen dauernd für die christliche Religion gewonnen worden. Durch die Missionen sind vor allem der Islam, Buddhismus und Brahmanismus zurückgedrängt, das Christenthum aber auf die Bahn der Eroberung geführt worden. Das jetzige Geschlecht thut gut daran, in die Fußstapfen der Vorgänger einzutreten. A.

LXXXI.

Zur Geschichte des Restitutionsedikts von 1629.

Schicksale der Klöster Alt-Württembergs um die Mitte des 30jährigen Krieges — mit diesen Worten könnte man kurz den Hauptinhalt eines Werkes wiedergeben, das im vergangenen Frühjahr 1902 bei W. Kohlhammer (Stuttgart) im Buchhandel erschienen ist unter dem Titel: „Das Restitutionsedikt von 1629 und die katholische Restauration Altwirtembergs" von Dr. Heinrich Günter; denn thatsächlich bilden die zahlreichen geistlichen Stifte und Abteien im „süddeutschen Klosterviertel" den Gegenstand jener an Wechselfällen so reichen, confessionellen, diplomatischen und militärischen Kämpfe zwischen den beiden Religionsparteien des Reiches, bei denen es sich damals „keineswegs nur um Gewissensfreiheit, um Gleichberechtigung, wie Ranke will, sondern um Sein und Nichtsein handelte" (G. S. 1). — Ein heikles Thema schon an und für sich, doppelt heikel in unserer Zeit für einen jungen katholischen Privatdocenten an einer überwiegend protestantischen Hochschule, der bereits die Anwartschaft auf den Lehrstuhl für Geschichtswissenschaft (an der Universität Tübingen) in Händen hatte. Wenn ihm dieser dennoch bald nach Erscheinen dieses Buches von beiden (kathol. wie protestant.) Seiten einspruchslos zuerkannt wurde (Juni 1902 zum a. o. Professor ernannt), so dürfen wir wohl mit Recht auf sorgfältigste Objectivität und wissenschaftliche

Exaktheit seiner Arbeitsweise schließen. Doch gehen wir näher auf den Gegenstand des Werkes ein.

In den 5 ersten der 10 chronologisch fortschreitenden Abschnitte handelt Dr. Günter über Vorgeschichte, Erscheinen und nächste Wirkungen des allgemeinen Restitutionsediktes vom 6. März 1629, kraft dessen Kaiser Ferdinand II. die Rückgabe sämmtlicher Kirchengüter anordnete, die von den Protestanten nach dem Passauer Vertrag (1552) eingezogen worden waren. Schon lange bangte es den protestantischen Herzogen von Württemberg vor diesem Rückschlage der siegreichen kaiserlichen Waffen; selbst die schlaueste Diplomatengewandtheit eines herzoglichen Agenten Dr. Jakob Löffler, der mit seinem unermüdlichen Arbeiten, Sorgen, Ermuthigen und Rathen jahrelang der gesammten kaiserlichen Diplomatie die Stange hielt (G. S. 21), vermochte die Katastrophe nicht mehr aufzuhalten. Das Herzogthum Württemberg stand in der That vor einer Katastrophe. Seit 1534 hatte nämlich Herzog Ulrich auf Grund des, in seinem Wortlaute zweideutigen, Kaadener Spezialvertrages in seinem Lande mit zweifelhaftem Rechte (S. 4 Anm. 1) die Reformation eingeführt und dabei auch eine Reihe von Württemberg unabhängiger, zum Theil reichsunmittelbarer Klöster eingezogen, und so allmählich „die bunte Musterkarte des mittelalterlichen nördlichen Schwabens unter eine Farbe gebracht" (S. 4). Freilich hatten manche dieser freien Klöster in früherer Zeit nothgedrungen die Grafen von Württemberg als Schutzherren erkoren, „ohne zu ahnen, daß sie ihre vertrauensselige Hingabe an den (damals) glaubensverwandten Schirmherrn einmal ihre Existenz kosten könnte" (S. 5), und waren unbemerkt durch Theilnahme an den herzoglichen Landtagen, an den öffentlichen Lasten und der landesherrlichen Gerichtsbarkeit allmählich in eine Art Abhängigkeitsverhältniß gerathen. Im Jahre 1548 war jedoch in Württemberg das sogenannte Augsburger Interim eingeführt worden, demzufolge die katholischen Mönche in alle Klöster des Landes wieder einzogen, und zur Zeit des Passauer Vertrages (1552) und des Augsburger Religionsfriedens (1555) ruhig dort lebten. Erst später waren sie von der protestantischen Regierung allenthalben wieder vertrieben worden. Nun sollte also der Herzog

laut kaiserlichen Edikts von 1629 alles Kloster- und Kirchengut restituiren. Das war ein harter Schlag, denn „ihn kostete eine katholische Restauration auf Grund der beiden Kirchenguts-paragraphen des Augsburger Religionsfriedens ein Drittel seines Territoriums, mit mehr als 600,000 Gulden Jahreseinkünften, unter Umständen die Existenz; sprach man doch im Frühjahr 1629 in Wien von 70 oder 75 Klöstern, die Württemberg wiederherstellen sollte, wobei man auch die ehemaligen landständischen Klöster miteinberechnete" (S. 2). Es ist darum begreiflich, daß die herzogliche Regierung alles aufbot, um bald auf juristischem Wege durch Einholung von Universitätsgutachten in der schwierigen Frage, bald auf freundschaftlich-confessionellem Wege durch Aufforderung zu gemeinsamer Gegenaktion der protestantischen Reichsstände, bald auf diplomatischem Wege, durch umständliche Verhandlungen, absichtliche Verschleppungen, endlose Proteste, Informationen, Vertagungen, Drohungen, kurz mit allen Mitteln die Ausführung dieses Ediktes zu verhindern.

Aber auch die Gegner auf katholischer Seite waren nicht säumig: die eben neu aufblühende schwäbische Benediktinercongregation, die mächtigen Cistercienser- und Prämonstratenserabteien Schwabens im Verein mit den Bettelorden und den Diöcesanbischöfen ließen am Kaiserhofe keine Ruhe, bis ein Mandat nach dem andern die Herausgabe der annektirten württembergischen Klöster befahl.

Ihr Geschäftsträger war der gewandte Prämonstratensermönch P. Georg Schönhainz aus dem Kloster Roth, der mit erstaunlicher Rührigkeit und Ausdauer alle schwäbischen Ordensangelegenheiten in die Hand nahm, sie schließlich ganz allein vertrat und noch ungebrochen weiter verfocht, als schon der westfälische Frieden die Hoffnungen der andern alle begraben hatte (G. S. 41). Die Orden hatten es eilig mit der Restitution der Klöster, „viel eiliger als die Hofräthe" (S. 70). Sie sparten auch nicht mit „ein paar Wagen Neckar- und Rheinwein" nebst etlichen Ladungen Pferdefutter und Schlachtvieh, „zu etwas Bezeugung guter Affektion und Devotion" (S. 116 Anm. 3), dem Herzog von Friedland gegenüber, dessen Regimenter damals, um der Klosterrestitution Nachdruck zu verleihen, in Süd-

deutschland Quartier genommen hatten, und dort unter steigender Erbitterung von Freund und Feind, so entsetzlich hausten, daß sogar die Buchauer Reichsabtissin Katharina v. Spaur in einem Schreiben an den Erzherzog Leopold vom 20. Juni 1628 nichts Geringeres als die Ermordung Wallensteins vorschlug (G. S. 37 Anm. 1).

Wenn der Leser sich durch diese fünf ersten, großentheils aus Archivnotizen zusammengestellten Abschnitten, in denen wir etwas mehr Leichtigkeit des Stiles und Uebersichtlichkeit der Anordnung gewünscht hätten, durchgearbeitet hat, wird er in den folgenden fünf Abschnitten (6–10) durch um so lebhafteres, manchmal tragisches Colorit im Wechsel der Scenerien entschädigt. Gleich Abschnitt 6 berichtet von einer gewaltigen Enttäuschung der siegesfrohen „alten Orden", indem sich jetzt ein heftiger Streit um die zu besetzenden Klöster im katholischen Lager selbst, zwischen Bischöfen, Jesuiten und den alten Orden erhob. Schon 1628 hatte der kaiserl. Beichtvater P. Lamormaini S. J. gelegentlich einer Unterredung mit dem Prämonstratenser P. Schönhainz die Bemerkung fallen lassen: „Die vornehmen Prälaturen virorum werden den vorherigen possessoribus eingeräumt, die schlechteren aber, wie auch ohne Unterschied alle Frauenklöster werden der Societät, als deren man ad exstirpandas haereses so hoch vonnöthen, . . . eingehändigt werden. Die Societät sei ein fons und origo aller Reformation in Klöstern, und was man darin Guts habe von Leuten, komme dorther. . . ." Auch der Kaiser werde von den mit seiner Hilfe wieder besetzten Klöstern „jährlich eine gewisse Summe Gelts, so allein ad pios usus („Ego suspicor, Jesuitarum" fügt boshaft P. Schönhainz hinzu) zu verwenden", verlangen (S. 44). Als dann nach Jahresfrist die weitere Nachricht auftauchte, die Jesuiten hätten den Papst veranlaßt, den Kaiser zu bestimmen, die Klöster nicht mehr den alten Orden zurückzugeben, und daß man auch in Rom daran denke, die restituirten alten Klöster in bischöfliche Seminarien und Jesuitenkollegien umzuwandeln, da geriethen die alten Orden in eine fieberhafte Aufregung. Es entbrannte ein heißer Kampf in Wort und Schrift, in Specialgesandtschaften nach Wien und Rom, in heftigen Streit- und Gegenstreitschriften, die beiderseitig von

ehrenrührigen Anschuldigungen, Verdächtigungen, Verkleinerungen erfüllt waren. Was war das Resultat dieses unerquicklichen Streites? „Den Gang der Dinge selbst — so schreibt Dr. G. (S. 144) — hat dieser Zwist im eigenen Lager zwar nicht berührt, da der Handel durch wuchtigere politische Ereignisse in den Hintergrund gedrängt wurde — die alten Orden erhielten fast alle ihre Klöster, die Jesuiten einige wenige Stifte; an die bischöflichen Seminarien, sowie den Kaiser mußten bedeutende Jahresabgaben entrichtet werden —; der Streit hat aber die Orden selbst mißkreditirt, und namentlich die Jesuiten, obgleich im Kampfe unstreitig die Nobleren und Exakteren, haben darunter gelitten. Von den eigenen Parteigängern abgewiesen und verdächtigt und von den Protestanten als die gefährlicheren Gegner gefürchtet und doppelt bekämpft, sind sie zwischen Hammer und Ambos gerathen".

In Abschnitt 7 berichtet Dr Günter an der Hand protestantisch-württembergischer Quellen die Durchführung der Klosterrestitution an die Ordensvertreter: wider Erwarten ging an allen Orten alles ruhig und glatt von Statten. Rasch sucht man überall anstatt der bisherigen Administration eigene Aebte einzusetzen und durch offizielle Vereinigung der schwäbischen Benediktinerkongregation mit der Bursfelder Congregation, für den Kampf gegen die concurrirenden Mächte das Gewicht des geeinigten Ordens für sich zu bekommen; doch wurde diese Union durch das Eingreifen einiger Bischöfe vereitelt (G. S. 218–223.)

Abschnitt 8 schildert in seinem ersten Theil unter der etwas befremdlich klingenden Aufschrift „katholische Invasion" die weitere praktische Ausführung und Consolidirung der katholischen Restauration in Württemberg, das unter den kaiserl. Einquartierungen schwer litt; lagen doch damals 75 Kompagnien Infanterie und 36 zu Pferd im Lande (G. S. 243 Anm. 3). Die Erbitterung unter dem Volke wuchs täglich; sie mußte sich bei nächster Gelegenheit grimmig geltend machen. Und diese Stunde der Wiedervergeltung kam auch schneller, als man erwartete, infolge des Sieges Gustav Adolf's über Tilly bei Breitenfeld (17. Sept. 1631). Nun entfaltet sich, als

drastisches Gegenstück zu der im großen und ganzen sehr milden katholischen Restauration (G. S. 183—225), die mit rohem Fanatismus und Gewaltthat vorgehende protestantische Reaktion in den einzelnen Klostergebieten (G. S. 256—266).

Es sei uns gestattet, hier einen kurzen Bericht über den Verlauf solch einer katholischen und protestantischen Occupation ein und desselben Klosters einzufügen. Hören wir z. B. die Relationen aus der Benediktinerabtei Herrenalb. Am 18. September d. J. 1630 morgens 8 Uhr — so berichtet Dr. Günter S. 209 f. — erschienen die von den kaiserlichen Klostercommissären beauftragten Amtspersonen: Joh. Eberhard Schenk von Castell und der Sulzische Oberamtmann Hans Jakob Locher vor dem Kloster und begehrten Einlaß; 100 Musketiere in ihrem Gefolge gaben der Forderung den nöthigen Nachdruck. Die württembergischen Beamten traten ihnen mit Protest entgegen, den die Subdelegirten mit der Erklärung hinnahmen, „daß sie die Protestation auf ihrem selbst Unwert beruhen lassen". Inzwischen wartete der neue Abt Nikolaus Brenneisen mit zwei Mönchen in der nahen Herberge auf das Zeichen zum Einzuge. Noch am gleichen Tage mußten die Unterthanen huldigen. Der bisherige (lutherische) Prälat und der Pfarrer von Loffenau wurden ihres Amtes entsetzt, die Klosterbeamten zum Verbleiben im Dienst eingeladen; sie zogen es aber vor, das Kloster zu verlassen. Wohl versuchte der neue Abt auch in den Klosterdörfern an Stelle der lutherischen Prädikanten katholische Geistliche einzusetzen; allein die Einwohner wiesen diese von dannen und geleiteten „mit höchster Freude" und in feierlichem Zuge die Prädikanten wieder zur Kirche zurück. Das war der Verlauf der katholischen Restauration. Fünf Vierteljahre später sollte ihr die ganz anders geartete protestantische folgen.

„In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1632 — so schreibt hierüber Dr. Günter S. 256 f. — wurde der böse Reigen mit Herrenalb eröffnet. Zwischen 10 und 11 Uhr begehrten 16 Reiter Einlaß, und da sich im Kloster nichts rührte, sprengten sie das kleine Thor und drangen zunächst in's Amthaus ein, wo sie Geld vermutheten. Der erschreckte

Amtmann erklärte, nichts zu haben, und wurde dafür mit einer Muskete übel traktirt. Inzwischen sind auch schon die Bauern alarmirt, die sich den Eindringlingen anschließen. Vom Amtshaus geht's nach der Klausur. Abt Nikolaus ist nach Riedlingen verreist. Auf der Stiege kommen P. Joachim und Bruder Benedikt den Friedensstörern entgegen. Einer der Reiter zieht sein Rapier und sticht nach dem Mönch, fehlt ihn aber und nun „haut er ihn über den Kopf ganz tobend: Du Mönch, du Dieb, du Schelm, wo hastu dein Kappen? Und ihme das Kaputium dermassen um den Kopf getrüllet, daß er ihn schier erstickt". Auch der Bruder wird mißhandelt. Dann werden beide in das Gemach des Großkellers geführt. „Alda begehrten sie immerdar Geld. Der Pater Joachim entschuldigt sich und gibt ihnen in einem kleinen Säcklein 24 Kr. Darauf nehmen sie den Seckel, schlagen ihme mit viel Fluchen und Schwören oftermal um das Maul, und weil sie nicht häbig sein wollen, gibt er ihnen 4 fl., und dann fangen sie an, die Kästen aufschlagen, nehmen, was ihnen gefällt". Da sie das gewünschte Geld nicht finden, kommen sie zu den Mönchen zurück. „Dem Bruder legen sie ein Seil um den Kopf, fangen ihn an knebeln. Der Pater Joachim vermeint, es werd bei dem nicht bleiben, begehrt von dem Prior die Absolution, weil er keine andere Gelegenheit hätte zu beichten". Aber die Mönche haben nichts und wissen nichts zu beschaffen. Schließlich wird ihnen zugemuthet zu schwören, „der Donner, Blitz, Strahl und Hagel soll sie erschlagen, wenn sie Geld haben". Die Mönche weigern sich, und nun schlagen die Fremden den P. Joachim mit Schlüsselbünden über den Kopf, „daß er etliche Wochen krank lag und die Streiche heute noch spürt". Der Prior wurde mit Stuhlbeinen solange bearbeitet, bis er die Küsterei öffnete. An den Meßgewändern fanden die Plünderer nichts von Werth, nahmen aber 2 Kelche an sich und drohten, sie werden „die schlechte Sachen" später noch holen. „Haben die Corporalia für Nastücher gebraucht und auf die Erden geworfen, mit Füßen getreten". Auf dem Weg zum Stall setzte einer dem P. Joachim die Pistole auf die Brust, wurde aber von einem andern an weiteren Quälereien gehindert. Endlich zogen sie

mit ihrer mageren Beute von dannen. Aehnlich und noch ärger ging's an anderen Orten.

Wenn der Verfasser S. 256 jene Gewaltthaten dadurch etwas abzuschwächen sucht, daß er sie ganz „auf Konto der Bevölkerung“ schreibt, — was z. B. beim Ueberfall von St. Georgen (S. 260) und von Adelberg (S. 263) nicht stimmt — oder die katholischen „Parteiquellen“, denen er hiebei zu folgen genöthigt ist, als „nicht ganz einwandfreie Berichterstattung“ in ihrem Werth herabdrückt, so können wir uns hierin nicht ganz mit ihm einverstanden erklären, namentlich auch nicht mit den hiefür in's Feld geführten Beweisgründen. Auch sehen wir nicht recht ein, warum folgerichtig das in Abschnitt 7 und sonst allenthalben ohne Einschränkung benützte Material von protestantischer Hand vom Herrn Verfasser nicht auch als zweifelhafte „Parteiquelle“ taxirt wird. Wir glauben vielmehr, daß gerade durch eine noch ausführlichere Verwerthung dieser Occupationsberichte sowohl den Lesern als auch den Benützern ein großer Dienst geleistet worden wäre; man wäre dann der Mühe enthoben, die betreffenden Aktenfascikel in den Archiven wiederum durchstudiren zu müssen.

Nicht lange durfte sich die herzogliche Regierung des widerrechtlich annektirten Klosterbesitzes erfreuen. Der Sieg der Kaiserlichen über die Schweden und ihre Conföderirten (wozu auch Herzog Eberhard von Württemberg gehörte) bei Nördlingen am 6. September 1634 brachte die kaiserlichen Truppen und mit ihnen die Mönche wieder in's Land. Eine zweite katholische Restauration (Abschnitt 9) wurde unternommen, wobei namentlich die Jesuiten, die sich in verschiedenen Städten des Landes niederließen, tüchtig mit eingriffen, ohne jedoch tieferen Boden fassen zu können, da Apathie im Volke, Rivalität im katholischen Lager und Mißgriffe und Unduldsamkeit ihre Wirksamkeit hemmten (G. S. 275 f.).

Schon nach einem Jahr änderte sich infolge der Schwäche und Nachgiebigkeit des Kaisers gegen die Protestanten im „Prager Frieden“ vom 30. Mai 1635 die Sachlage (Abschnitt 10). „Die volle Freigabe der Augsburger Confession im Lande nach dem Stande der Dinge von 1627 war eine schwere Enttäuschung

für den Uebereifer der eben erst auf dem Arbeitsfelde erschienenen Ordensleute" (G. S. 307). Ein Kloster nach dem andern gerieth wieder in die Hände der Protestanten. Während der Gang der Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück für das definitive Schicksal der schwäbischen Klöster sich immer düsterer gestaltete, machten diese noch einige letzte verzweifelte Rettungsversuche, indem sie nach Wien, Rom und sogar nach Paris um Fürsprache appellirten. Doch alle Anstrengungen, sich zu halten, waren vergebens. Schließlich wurden sie des Kampfes ohne Aussicht müde; die Kassen waren erschöpft, die Klöster ruinirt. Als endlich am 24. Oktober 1648 im Westfälischen Friedensschluß das Normaljahr 1624 als Basis für den Besitzstand der beiden Religionsparteien fixirt wurde, „da mußten die württembergischen Kirchengüter sammt und sonders an das Herzogthum zurückfallen: für den Katholicismus blieb kein Schuh breit Raum mehr" (S. 330). Nun hieß es scheiden für die Ordensleute. Am leichtesten zogen wohl die Jesuiten von dannen, wenigstens gestand einer aus ihrem Kreise, P. Ehinger in Stuttgart, bei der Schließung seines Hauses den herzoglichen Commissären: „er habe kein fröhlicheren Tag erlebt; man hab ihn mit Säbeln hereingebracht; wann er nit sub obedientia und Gehorsam wäre, wollte er heut noch einen Klepper miethen und wegreiten" (S. 331). Anders war es den Mitgliedern der stabilen alten Orden zu Muthe. Es kostete sie einen harten Herzenskampf, für immer ihre Heimat zu verlassen. Lange glaubten sie nicht an die Wahrheit der westfälischen Verträge, dann bestritten sie die Competenz der Contrahenten und betheuerten, sie werden nur auf ausdrücklichen Befehl des Papstes hin weichen. Ja, der Abt von Alpirsbach zerriß vor den Augen der Gesandten das herzogliche Schreiben, warf mit einem derben Ausdruck ihnen die Fetzen vor die Füße und kehrte ihnen den Rücken. Aber mochten diese Männer auch „bis an's jüngste Gericht" appelliren, sie mußten schließlich doch dem allseitigen Drucke weichen und wurden rechts- und schutzlos vertrieben von ihrem Eigenthum und heimatlichen Boden auf altwürttembergischem Gebiete, das ihnen seither bis auf den heutigen Tag verschlossen ist.

Nicht vergessen sei auch die Ehrenrettung eines Mannes,

die Dr. G. nebenbei (besser wäre wohl dieser Exkurs unter die „Beilagen" am Schlusse eingereiht worden) in Abschnitt 9 (S. 294—306) vollzogen hat, nämlich des von Protestanten viel geschmähten und auch von Katholiken lange ungerecht beurtheilten Tübinger Juristen und Convertiten Christoph Besold. Ueberhaupt tritt Dr. Günter mit wohlthuender Objektivität für alle Männer von Charakter ein, auf welcher Seite sie immer stehen mögen, und allen Parteien, ob Katholiken oder Protestanten, ob Kaiser oder Herzog, ob Benediktiner oder Jesuiten, erkennt er gegebenen Falls das ihnen gebührende Recht zu, wie er auch manchmal sich nicht scheut, durch ein scharfes, offenes Wort ihre Schwächen und Mißgriffe zu kennzeichnen.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, welch' reichhaltiges Material in vorliegendem Werke verarbeitet ist; es enthält weit mehr, als man beim ersten Lesen des Titels vermuthen könnte. Die meisten der künftigen Detailarbeiten auf dem Gebiete schwäbischer Ordensgeschichte wird dieses Werk fördernd beeinflussen. Möge es darum durch weite Verbreitung auch die gebührende Anerkennung finden. Es ist ein Werk, das wegen des unverdrossenen Fleißes und der wissenschaftlichen Gründlichkeit, mit der es gearbeitet ist, seinen Meister lobt.

Emaus (Prag) P. H. Bihlmeyer O. S. B.

LXXXII.

Zur Literatur über Südafrika.

Auf den Diamanten- und Goldfeldern Südafrika's.[1])

Der schreckliche Krieg ist vorüber. Schwer nur hat sich die civilisirte Welt in das Endergebniß des gewaltigen Kampfes im Süden des schwarzen Erdtheils finden können. Fest und zuversichtlich hatte man beim Beginne der Feindseligkeiten den Fahnen des kleinen Burenvolkes den Sieg verheißen, und die ersten Erfolge schienen diese Prophezeiungen zu verwirklichen. Freilich gab es auch damals schon Stimmen — es brauchten deshalb nicht gerade Anhänger der Politik Englands zu sein —, welche nicht ohne Grund einen für die Buren ungünstigen Ausgang befürchteten. Voll trüber Ahnung hatte damals schon der Verfasser des oben genannten Buches, das uns zur Besprechung vorliegt, die Worte niedergeschrieben: „Das Gold führte Transvaal auf einen fast schwindelnden Höhepunkt des Gewinnes, des Ansehens und der Macht — werden aber die Goldfelder nicht vielleicht das Grab seiner Freiheit — quién sabe?"

Leider haben sich diese Ahnungen erfüllt. Das Staatenbild in Südafrika ist ein anderes geworden. Und trotzdem, ja wir möchten sagen, gerade deshalb wird das Buch, das uns hier vorliegt, auch fernerhin das Interesse wachhalten, das es bei seinem Erscheinen hervorgerufen. Wie die Pilze nach einem warmen Gewitterregen, so sproßten zu Beginn des Burenkrieges die Erzeugnisse der Literatur über den südlichen Theil Afrikas

---

1) Schilderung von Land und Leuten, der politischen, kirchlichen und culturellen Zustände Südafrikas. Von Karl Christoph Strecker O. M. J. Freiburg. Herder, 1901.

hervor. Anfangs durch die Neuheit angezogen, wurde die kauflustige Menge bald durch offensichtliche Minderwerthigkeit eines großen Theiles des Angebotes mißtrauisch, so daß es ein kleines Wagestück war, nachträglich noch mit einem starken Bande an die Oeffentlichkeit zu treten. Doch dies Wagestück ist gelungen. Denn schon bald mußte man erkennen, daß man es hier nicht mit einer ephemeren Erscheinung, mit einer bloßen Spekulation auf das augenblicklich angeregte Interesse zu thun habe, daß hier im Gegentheil ein Werk vorliege, welches dauernden Werth beanspruchte. Diesen Eindruck wird das Buch auf seinen Leser machen.

Schon die Vorrede weist uns auf einen Umstand hin, der dies Buch vortheilhaft unter der Literatur über Südafrika hervortreten läßt: es bietet thatsächlich etwas Neues, es enthält eine Menge bisher ungehobenen Materials, das in den Archiven der Congregation, welcher der Verfasser angehört, nur sehr Wenigen zugänglich war. Seit mehr denn 50 Jahren entfalten die Missionare Oblaten der unbefleckten Jungfrau Maria in dem größten Theile Südafrikas ihre segensreiche Thätigkeit. In ihren Briefen, Berichten und sonstigen schriftlichen Mittheilungen finden sich eine große Anzahl interessanter Aufzeichnungen über das Land, seine Bewohner und seine Verhältnisse, und Niemand wird gerade den Missionen, die, der fremden Sprache vollständig mächtig, mit dem Volke in direktem Verkehr stehen, die Befähigung absprechen wollen, ein naturgetreues Bild der Lebensanschauungen und Gewohnheiten des Volkes zu entwerfen. Es verdient daher alle Anerkennung, daß der Verfasser sich der Mühe unterzogen hat, diese Berichte zu sammeln, zu ordnen und zu sichten, und sie so in einem ansprechenden Gewande dem Leserkreise darzubieten. Doch nicht auf diese Berichte allein stützt sich das Buch. Gründliches Studium der einschlägigen Literatur des In- und Auslandes, ganz besonders der englischen Werke über Südafrika boten dem Verfasser die Grundlage für seine Erörterungen. Aus eigener Anschauung konnte P. Strecker keine Schilderung der besprochenen Länder unternehmen, da er, wie die Vorrede sagt, Südafrika persönlich nie gesehen. Sehr gefehlt aber wäre es nun, wollte man aus diesem Umstande schließen, die Darstellung beruhe hie und da

auf müßigen Phantasiegebilden. Die Ich-Form, in der einige Kapitel des Buches geschrieben sind, mag bei einem nicht tiefer blickenden Leser diese Vermuthung aufsteigen lassen. Und doch würde man hierin dem Verfasser Unrecht thun. Wie Schreiber dieser Zeilen von Personen hören konnte, die längere Jahre in dem besprochenen Gebiete gelebt hatten, sind die Schilderungen bis in die Einzelheiten hinein richtig und zuverlässig.

Der Form nach hat der Verfasser die Reisebeschreibung gewählt. Dadurch hatte er den Vortheil, in der Anordnung der einzelnen Abschnitte frei vorgehen zu können, ohne sich direkt an die Reihenfolge der zu besprechenden Gebiete zu binden. Ueberhaupt hat sich der Autor jedenfalls nicht zum Nachtheil des Buches eine hinreichende Freiheit in der Anordnung des Stoffes gewahrt. Geschichte und Verfassung, Bodenbeschaffenheit und culturelle Entwicklung, politische und sociale Lage, alles wird in zwangloser anschaulicher Weise erörtert, so daß der aufmerksame Leser am Schlusse des Buches getrost behaupten darf, er habe eine richtige Vorstellung der Verhältnisse in Südafrika.

Einen kleinen Begriff von der Reichhaltigkeit des behandelten Stoffes gibt eine kurze Inhaltsangabe des Werkes. Die 16 Abschnitte besprechen folgende Gegenstände:

I. und III. Seereise und ältere Geschichte; II. und XII. Kapstadt und die Kapkolonie; IV. Transvaal; X. Oranje-Freistaat; VI., VII., VIII., IX. Natal, Kaffraria, die Kaffernstämme im Norden Natals, Basutoland; XIV. Deutsch-Südwestafrika.

V. und XI. schildern die Gold- und Diamantenfelder.

XIII., XV, XVI. innerpolitische Geschichte: Cecil Rhodes und sein Werk; Buren und Engländer und der Krieg an der Jahrhundertwende.

Alle diese Fragen mit Ausnahme des Krieges, der zur Zeit der Drucklegung noch nicht beendet war, sind gründlich und erschöpfend dargestellt, so daß man wohl kaum einen Punkt vermissen wird, der in das Gebiet des behandelten Gegenstandes gehört. Ganz besonders gut haben uns die beiden Kapitel gefallen, welche dem Werke den Titel geben: Die Gewinnung des Goldes und der Diamanten. Der Verfasser beherrscht diesen

schwierigen Gegenstand vollständig, so daß seine Darstellungen, ohne sich in die Einzelheiten zu verlieren, ein klares, anschauliches und vor allem interessantes Bild von demselben geben.

Einen kritischen Punkt, auf dessen Erörterung wohl jeder Leser am meisten gespannt sein dürfte, bildet das Verhältniß der Buren und Engländer auf der Südspitze des afrikanischen Continents. Die Geschichte Südafrikas an und für sich bot ungesucht schon die Gelegenheit, diese Frage zu entwickeln. Denn dieselbe beginnt ja eigentlich erst mit der Landung der Holländer am Kap. Ihre weitere Ausgestaltung beschränkt sich aber zum großen Theil auf den Kampf des holländischen Elementes gegen die immer mehr vordringende Macht des britischen Reiches. Der Darlegung dieser Verhältnisse widmet der Verfasser aber noch ein eigenes Kapitel, in dem er die verschiedenen Phasen der englischen Colonialpolitik bis auf den derzeitigen Colonialminister Chamberlain darlegt, der durch Blut und Eisen den politischen Himmel über dem geeinigten britischen Reiche und seinen Colonien wölben wollte. Obschon der Verfasser offenbar burenfreundlich ist und daraus auch kein Hehl macht, tritt in diesen Kapiteln ganz besonders seine kühle Ueberlegung und hervorragende Unparteilichkeit, durch die er auch den Engländern gerecht wird, zu Tage.

Zum Schlusse ein Wort über die Darstellung des Verfassers. Die Form des Buches ist, wie schon oben bemerkt, die eines selbsterlebten Reiseberichtes. Eben dadurch erlangt die ganze Darstellung eine Anschaulichkeit, die den Leser unwillkürlich für sich einnimmt. Das ganze Buch ist äußerst spannend und fesselnd geschrieben: langweilige Partien, welche dem Leser mehr oder weniger unbehaglich sind, gibt es in dem Werke nicht. Selbst diejenigen Abschnitte, welche die Geschichte oder fachwissenschaftliche Abhandlungen besprechen, sind in die flotte, anziehende Form gefaßt, die den Leser die Sprödigkeit des Stoffes nicht empfinden läßt. Fast spielend lernt man die großen Männer und ihre Thaten kennen. Treffend sind die Charaktere der hervorragendsten Männer, wie Krüger, Rhodes u. A., beschrieben. Den Höhepunkt erreicht die Darstellung aber bei den Schilderungen der Naturschönheiten, für die der Verfasser ein besonders offenes Auge und empfänglichen Sinn

zu haben scheint. Hier taucht er seine Feder in die leuchtendsten Farben; ja seine Vorliebe für diese Naturschönheiten diktirte ihm die sinnreichen Verse, in denen er die sogenannten Thore von St. Johns verherrlicht. Mit Hochgefühl folgt man so dem Verfasser auf seinen Pfaden, die ihn in verschiedenen Richtungen durch den südlichen Theil Afrikas führten.

Die Ausstattung des Werkes ist dem Inhalt entsprechend gewählt und verdient alle Anerkennung. Die Illustrationen, 100 an der Zahl, darunter manches Neue, sind durchweg sehr decent, was leider nicht von allen Erscheinungen auf diesem Gebiete gesagt werden kann.

Fassen wir unser Urtheil in wenige Worte zusammen, so müssen wir sagen: Hier haben wir ein Buch, das Jedem, weß Standes und Alters er sei, Freude machen wird.

Erfurt. Ch. A. K.

LXXXIII.

Ein Prachtwerk über das Leben Jesu.[1]

Ein moderner Tyroler Künstler, Philipp Schumacher, und ein katholischer Geistlicher, Dr. Joseph Schlecht in Freising, haben hier redlich und emsig zusammengearbeitet, um weitesten Kreisen ein Prachtwerk über das Leben desjenigen zu bieten, den wir als Gott und den Gründer unserer heiligen Religion

---

1) Das Leben Jesu, von Philipp Schumacher und Joseph Schlecht. 56 Folio-Seiten mit 56 Haupt- u. 23 Nebenbildern im reichsten Mehrfarbendruck. In vornehmem dunkelrothem Moleskin-Einband. München. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. (20 Mk.)

verehren. Künstler und Gelehrter schlossen sich dabei auf's engste an den Wortlaut der heiligen Evangelien an; es sollte ein Buch werden, bestimmt zum Beschauen und Betrachten. Außerdem soll durch den bildlichen und textlichen Hinweis auf die Messianischen Vorbilder und Prophezeiungen den geschilderten Ereignissen ein wirkungsvoller Hintergrund, eine entsprechende Umrahmung gegeben werden, während aus dem reichen Schatze der kirchlichen Gebete und Hymnen und der religiösen Presse werthvolle Perlen eingestreut sind. „Wie oft auch schon," so heißt es mit vollem Rechte im Prospekt zum Werke, „das Leben Jesu geschildert sein mag, der Leser wird von den zu Herzen gehenden Worten Schlechts tief ergriffen werden, und sich dem eigenartigen Zauber, der über den herrlichen Compositionen Schumachers ausgegossen ist, nicht entziehen können."

Unter den 52 bezw. 23 Bildern des Werkes wollen wir nur folgende wegen ihrer tiefen künstlerischen Auffassung und glänzend gelungenen Wiedergabe großartiger Gedanken als besonders bemerkenswerth hervorheben: „Maria" in dem ersten Bilde; Die Verkündigung; Der Knabe Jesus im Tempel; Die Versuchung Jesu; Jesus in Nazareth (!); Die Bergpredigt; Jesus und die Sünderin; Die wunderbare Brotvermehrung (an Farbenpracht und Frische vielleicht das schönste Bild); Der göttliche Kinderfreund (ein Bild, das in seinem großartigen Eindrucke vielleicht gestört wird durch ein zu kindlich ausgefallenes Nebenbild); Petrus empfängt die Schlüsselgewalt; Die Auferweckung des Lazarus; Jesus erscheint der Magdalena.

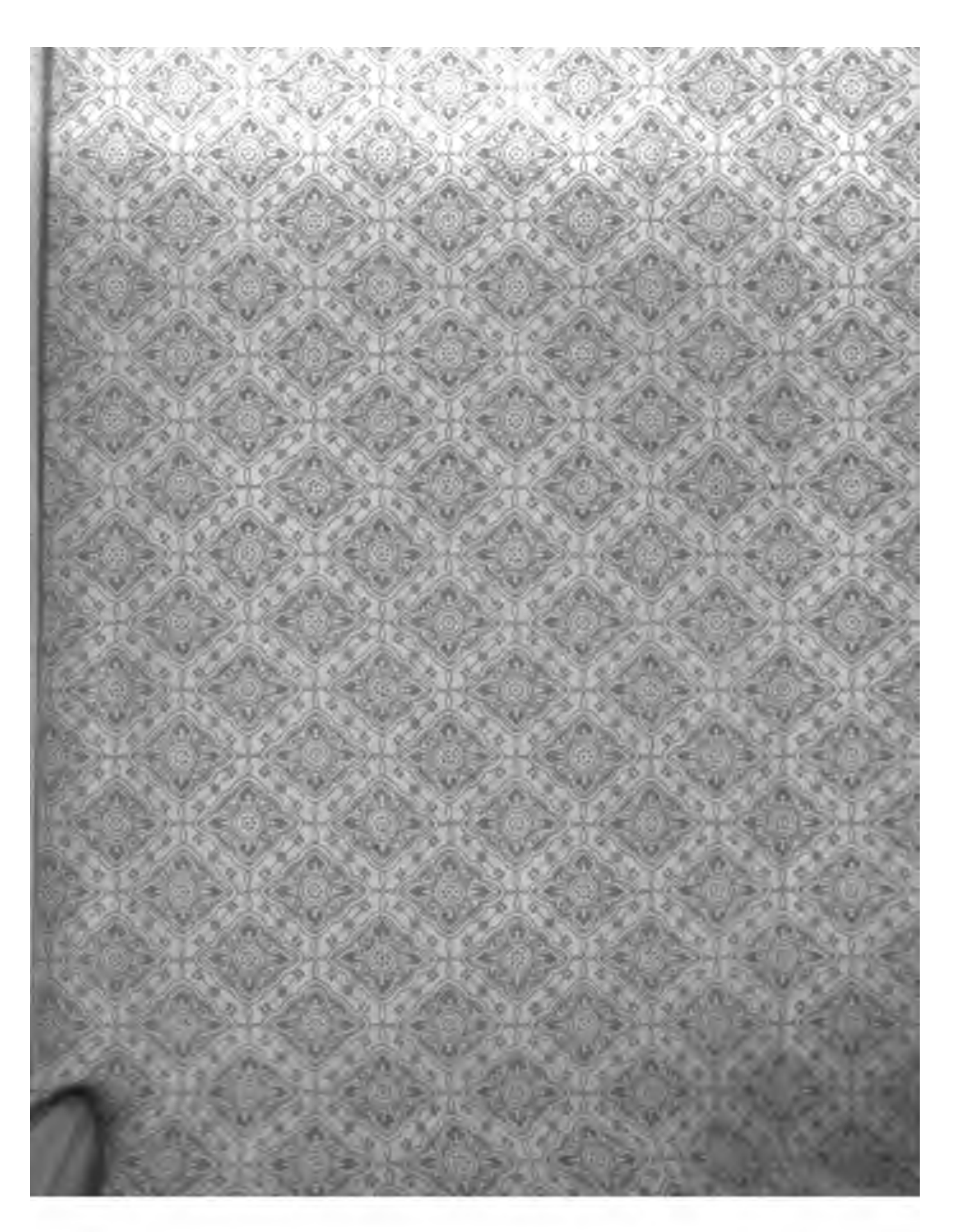
Außerdem möchten wir noch hinweisen auf das Einleitungsbild: „Der barmherzige Samaritan", eine stark an Meister Führich erinnernde Darstellung, die äußerst geschickt gleichsam als Motto für das ganze Werk ausgewählt ist. Soll doch das ganze Werk nichts Geringeres darstellen, als Jesus den barmherzigen Samaritan, der durch sein Leben, Leiden und Sterben die durch die Sünde tödtlich verwundete Menschheit heilen will.

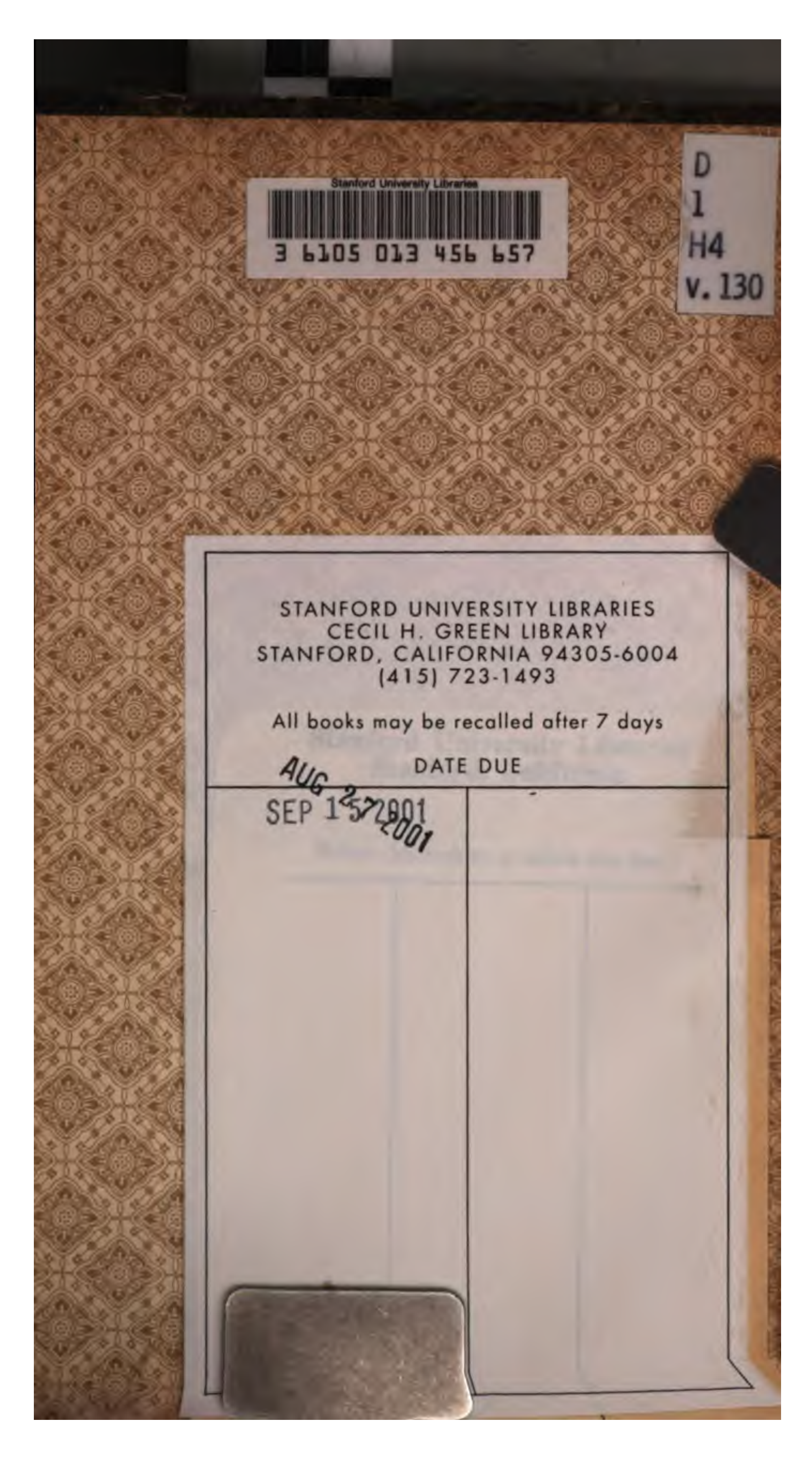
Ferner möchten wir hinweisen auf das Unterbild zu der Darstellung: Jesus wird mit Dornen gekrönt. Isaias, der große Prophet des alten Bundes, betrachtet sinnend und grübelnd eine dunkle, geheimnißvolle Stelle der messianischen Weissagungen

(Isai LIII). Während er die von ihm selbst unter Eingebung des hl. Geistes geschriebene Stelle studirt, ohne deren tiefen Sinn und große Tragweite ganz zu fassen, sehen wir in oben stehendem Bilde die furchtbare Erfüllung der Weissagung. Der Kopf des Isaias ist entschieden ein tief durchdachtes Meisterstück. Wir wurden beim Anblicke dieses trefflichen Bildes so recht lebhaft erinnert an die Prophetengestalten des alten Bundes auf dem Colossalgemälde des Cornelius „Das letzte Gericht" in der Ludwigskirche in München. Dort schauen diese Propheten die furchtbar erhabene Erfüllung alles dessen, was sie selbst über den kommenden Messias und die Zukunft des Menschengeschlechtes einst niedergeschrieben. — Doch wir können nicht alle die großartigen Gedanken schildern, die uns Künstler und Gelehrter hier vor Augen führen. Man muß sie ja auch zumeist nur selbst fühlen, ohne sie beschreiben zu können.

Möge dieses Werk unter den Weihnachtsgeschenken vieler Familien einen ehrenvollen Platz einnehmen: das Leben Jesu, der zu Weihnachten zu unserer Erlösung auf die armselige Erde herabgekommen ist. Möge dieses Werk vielen neugeweihten Priestern zum schönsten Tage des Lebens gewidmet werden: das Leben Jesu, das besonders dem Priester zum heiligsten Vorbilde dienen soll.

P. L.





Stanford University Libraries
3 6105 013 456 657
D
1
H4
v. 130
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493
All books may be recalled after 7 days
DATE DUE
AUG 27 2001
SEP 15 2001